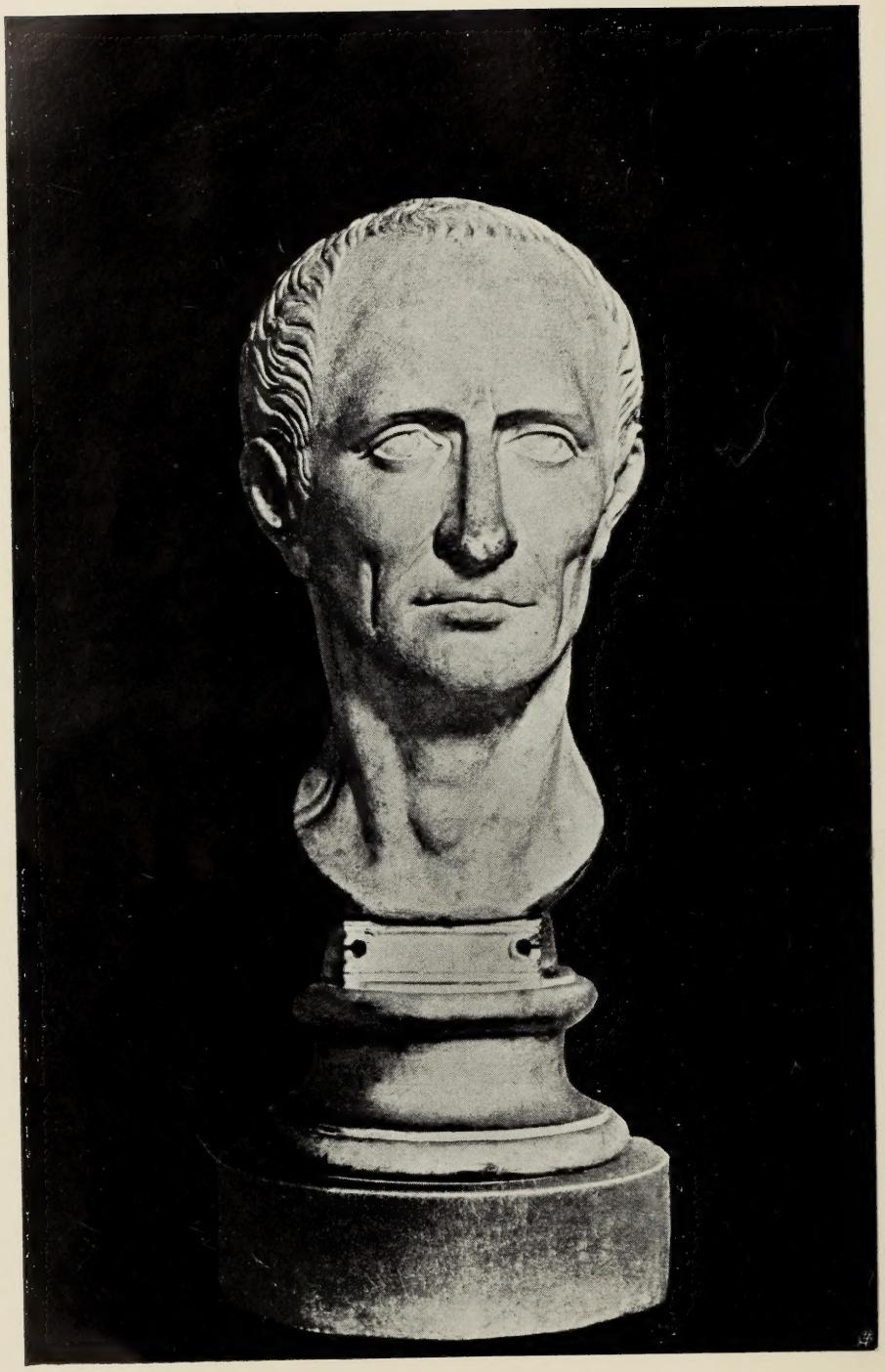
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00887257 4

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/supplementumepig00kaib

96
597
I

Geschichte der Feldzüge C. Julius Caesars.



C. Julius Caesar.

(Nach einer antiken Marmorbüste des British Museum in London.)

V

Geschichte der Feldzüge

C. JULIUS CAESARS

von

G. Veith

k. u. k. Oberleutnant, zugeteilt dem Generalstabe.

Mit einem Bildnisse Caesars und 46 Beilagen.

„Die Grundsätze der Kriegswissenschaft sind wenig und unveränderlich, allein ihre Anwendung gleicht sich niemals und kann sich nie gleichen."

Erzherzog Karl.

98411
22/9/09

WIEN.

Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

1906.

Druck von Christoph Reisser's Söhne, Wien V.

Vorwort.

»Faites la guerre offensive comme Alexandre, Annibal, César, Gustave Adolphe, Turenne, le prince Eugène et Frédéric; lisez, relisez l'histoire de leurs quatre-vingt-trois campagnes, modelez-vous sur eux; c'est le seul moyen de devenir grand capitaine et de surprendre les secrets de l'art.«

Napoléon.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß das moderne kriegsgeschichtliche Studium fast ausschließlich auf die kriegerischen Ereignisse der neuesten Zeit basiert. Die Feldzüge vergangener Jahrhunderte werden mehr oder weniger nur als historische Erinnerungen betrachtet und behandelt, die Kriegsgeschichte des Altertums schließlich wird heutzutage derart vernachlässigt, daß selbst der Fachmann meist nur oberflächliche Kenntnisse sich aneignet.

Damit steht aber in beachtenswertem Widerspruche die nicht zu leugnende Tatsache, daß gerade die hervorragendsten Kriegshelden auch der neuen und der neuesten Zeit ihre höchsten Vorbilder nicht in ihren unmittelbaren Vorgängern, sondern in den großen Feldherren des Altertums suchten und fanden.

Diese eigentümliche Erscheinung hat, genau betrachtet, ihren tiefliegenden Grund.

Die eigentlichen Grundsätze der Kriegskunst waren seit jeher dieselben und werden es immer bleiben. Alle Fortschritte und Errungenschaften, welche im Laufe der Jahrhunderte auftauchen, eine Zeitlang die Situation beherrschen und dann wieder verschwinden, um durch neue, bessere ersetzt zu werden — alle diese bilden nur mehr oder weniger unwesentliche Details, die nur dann ihrem Zwecke entsprechen, wenn sie sich den ewigen, unabänderlichen Normen und Grundsätzen voll und ganz unterordnen.

Wie aber auch die Kunst und Literatur des Altertums jenen gewissen nie ganz definierbaren Charakter trägt, den wir mit dem Worte »klassisch« bezeichnen und dessen Hauptmerkmal darin liegt, daß die eigentlichen Grundnormen mit unbedingter und überwältigender Sicherheit zum Ausdrucke gelangen und, allein maßgebend, mit allen Details und Nebenfaktoren in vollkommenster, idealster Harmonie stehen: so treten auch in der antiken Kriegsgeschichte die eigentlichen, unabänderlichen Grundsätze der Kriegskunst in vollster, markantester Klarheit zu tage und lassen mit apodiktischer Sicherheit jene Unterscheidung zwischen wesentlichem Prinzip und unwesentlichem Detail zu, die bei modernen Feldzügen so schwer ist.

In diesem Sinne darf man wohl annehmen, daß ein Feldzug eines der großen Kriegsmeister des Altertums in seiner klaren Durchsichtigkeit und unanfechtbaren Genialität auch für unsere Zeit vielleicht mehr des Lehrreichen bietet als irgend ein Krieg der letzten Epoche, der, ohne Rücksicht darauf, ob er das Werk eines großen oder minder großen Feldherrn ist, nur deshalb den Gegenstand intensiven Studiums bildet, weil angeblich seine äußeren Verhältnisse mit den voraussichtlichen eines Zukunftskrieges am ehesten übereinstimmen.

Aber gerade der Umstand, daß diese äußeren Verhältnisse ewigem Wechsel unterworfen sind, birgt die Gefahr eines Mißgriffes in der Anwendung dessen in sich, was allein man aus diesen Feldzügen lernen kann. Die großen, ewigen Grundsätze jedoch, zu deren Erkenntnis uns das Studium klassischer Musterfeldzüge viel leichter führt als das der modernen, bewahren ihre volle Geltung für alle Zeit.

Und nun noch ein Moment.

In der modernen kriegsgeschichtlichen Literatur weht auch ein moderner Geist, der es mit sich bringt, daß manche an und für sich gediegene Arbeit früherer Dezennien heute nicht mehr befriedigt. Wir begnügen uns nicht mehr mit einer möglichst genauen, ausführlichen, klaren und objektiven Aneinanderreihung der Ereignisse. Was wir heute wollen, ist in erster Linie eine eingehende Würdigung jener unsichtbaren, aber einflußreichen Imponderabilien, welche uns erst ein volles Verständnis der Ereignisse vermitteln, manches sonst Unverständliche klären und allein ein gerechtes Urteil über Führer und Truppen ermöglichen: der psychologischen Momente und Motive. Nur sie gestatten es, den Geist des Feldherrn und seiner Taten zu erfassen und nur durch das Verständnis dieses Geistes

kann das Studium der Feldzüge in Wahrheit lehrreich sein; denn nur dieses Verständnis bietet eine Garantie gegen falsche Auffassung und — falsche Anwendung.

Den großen Feldherren der Neuzeit ist die moderne militärische Geschichtschreibung größtenteils bereits gerecht geworden oder sie steht wenigstens im Begriffe es zu werden. Voluminöse Darstellungen von weitestgehender Ausführlichkeit und Gründlichkeit finden ihre ebenbürtige Ergänzung in kompendiösen Arbeiten, die bei aller Wahrung des streng fachlichen Standpunktes das Hauptgewicht nicht auf die möglichste Lückenlosigkeit im Detail, sondern vor allem auf Übersichtlichkeit und persönliche Charakteristik verlegen. Die großen Generalstabswerke »Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen«, herausgegeben vom österreichischen und »Die Kriege Friedrich des Großen« vom preußischen Generalstabe sind mustergültige Beispiele für die erste, Oberst Graf Yorck von Wartenburgs »Napoleon als Feldherr« ein ebensolches für die zweite der oben angeführten Kategorien. — Bezüglich der großen Feldherren des Altertums läßt sich ein gleich befriedigendes Resultat nicht konstatieren. Mag auch die einschlägige Literatur wenigstens bezüglich der hier in erster Linie in Betracht kommenden drei Kriegsmeister Alexander, Hannibal und Caesar in quantitativer Hinsicht durchaus nicht unbedeutend genannt werden können, so kann sie doch qualitativ*) umso weniger befriedigen, und dies macht sich wohl am empfindlichsten geltend bei dem letzten und größten unter ihnen, der doch erwiesenermaßen dem ersten Feldherrn der Neuzeit als idealstes Vorbild vorgeschwebt hat.

Dem Studium Caesars und seiner Feldzüge von Jugend auf mich widmend, mußte ich nach Beschaffung des größten Teiles der existierenden Caesar-Literatur leider konstatieren, daß auch nicht ein einziges dieser zahlreichen Werke, so ausführlich sie mitunter einzelne Episoden behandeln, dem wichtigsten Element, dem Geiste dieser gigantischen Kriegstaten, gerecht zu werden vermag. Wollte ich nach diesem forschen, so mußte ich immer wieder auf Caesars eigene Aufzeichnungen zurückgreifen. So kurz und präzise, so einfach und schmucklos

*) Ich betone ausdrücklich, daß diese Bemerkung nur für die spezifisch militärische Literatur gilt; vom allgemein historischen, sowie von unzähligen anderen Spezialstandpunkten sind die in Rede stehenden historischen Persönlichkeiten längst in erschöpfender und zum großen Teil auch in vorzüglicher Weise bearbeitet worden.

diese Darstellungen auch sind, so atmet doch jeder Satz den Geist des großen Römers, und was man zwischen den Zeilen lesen kann, wiegt ganze Bände der modernen Literatur auf. Da aber Caesars »Kommentare« erstens unvollendet und zweitens im Urtext dem größten Teile des militärischen Publikums nicht verständlich sind, eine noch so gute Übersetzung aber stets nur ein blasser Schatten des Originals bleibt und insbesondere den Geist desselben kaum ahnen läßt, so ist es heutzutage für den gebildeten Offizier selbst bei großem Aufwand von Zeit und Mühe äußerst schwierig, sich aus dem vorhandenen literarischen Materiale die Figur des Feldherrn Caesar klar, geschlossen und in ihrer ganzen Größe zu vergegenwärtigen.

Eine große Anzahl von Schriftstellern aller Berufsklassen hat sich mit der Persönlichkeit des berühmten römischen Staatsmannes und Feldherrn befaßt; nur zwei davon sind ihm im Rahmen ihres Vorwurfes auch wirklich gerecht worden: W. Rüstow und Theodor Mommsen.

Der erste Geschichtsschreiber unserer Zeit hat in seiner »Römischen Geschichte« ein Bild Caesars aufgerollt, welches für die einsame Größe des unsterblichen Imperators in gleich glänzender Weise Zeugnis ablegt wie für das Genie des Meisters, der dieses Bild entworfen. Auch das Feldherrntum Caesars hat der Nichtmilitär Mommsen prägnanter und tiefblickender charakterisiert als irgend ein anderer; ein weiteres Eingehen jedoch auf spezifisch militärische Details gestattete ihm der Rahmen des Werkes nicht.

Rüstow, ohne Zweifel einer der ersten militärischen Klassiker, wenigstens dort, wo es sich nicht um zeitgenössische Kriegsereignisse handelt, hat in seinem »Heerwesen und Kriegführung C. Julius Caesars« das Thema des Werkes in geradezu mustergültiger Weise behandelt und damit eine grundlegende Arbeit für eine Darstellung der Feldzüge Caesars geschaffen. Es ist zu bedauern, daß er nicht auch selbst diese Aufgabe gelöst; er wäre der Berufenste hiefür gewesen.

Im Anschlusse an diese beiden in meritorischer Hinsicht hervorragendsten Arbeiten will ich die mit Rücksicht auf ihren Schöpfer bedeutendste erwähnen: Napoléon I. »Précis des guerres de César«. Das kleine Werkchen, das seine Entstehung der Langweile von St. Helena verdankt, bietet in zwanglosen, freilich auch ziemlich zusammenhanglosen Diskussionen

eine Reihe geistreicher Streiflichter von jener frappierenden klaren Einfachheit und logischen Schärfe, welche man vom Genie und Fachverständnis des Verfassers erwarten durfte; dabei allerdings auch von einer anscheinend sehr bewußten Subjektivität, derzufolge das Buch vielleicht wertvoller erscheint als Dokument zur Beurteilung Napoleons selbst wie zum Studium Caesars.

Was sonst speziell Militärisches über Caesar geschrieben wurde, reicht an die vorerwähnten nicht heran.

Drumanns »Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung« ist für den Historiker ein überaus wertvoller und ausführlicher Behelf; die Feldzüge sind auf Grund der Quellen sehr ausführlich, aber ohne jede Betonung ihres inneren Zusammenhanges geschildert; das militärische Urteil erscheint an den wenigen Stellen, wo es selbständig zutage tritt, fast immer sehr anfechtbar.

Das Hauptwerk der modernen Caesar-Literatur, Napoleon III. groß angelegte »Histoire de Jules César«, ist ein politisches Tendenzwerk schlimmster Sorte; ihre Fortsetzung von Oberst Baron Stoffel (»La guerre civile«) steht allerdings sowohl in dieser wie in mancher anderen Hinsicht auf einem ganz bedeutend höheren Standpunkte; die Darstellung der kriegerischen Ereignisse aber ist in beiden Teilen eine beinahe gezwungen genaue Wiedergabe der »Kommentare« Caesars und ihrer Supplemente, wobei von dem Geiste des Originals naturnotwendig ebensoviel verloren geht, als an Worttreue gewonnen wird. Das einzige, was diesem Doppelwerke bleibenden Wert verleiht, sind die umfassenden und gründlichen Studien über topographische und chronologische Details.

Besser gemeint, aber nicht viel besser geglückt und vor allem bereits veraltet ist General v. Gölers »Geschichte von Caesars gallischem Krieg und Teilen seines Bürgerkrieges«. Wenn man auch dem Verfasser mit Rücksicht auf die Zeit, in der er schrieb, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm vor allem die Priorität einer großen Zahl wichtiger topographischer Bestimmungen zuerkennen muß, so leidet doch auch sein Werk besonders stark an dem allzu wörtlichen Anschluß an die »Kommentare« und zahlreiche der darin niedergelegten Ansichten sind heute teils als unhaltbar erkannt, teils durch weitere, wenn auch allerdings großenteils auf sie basierte Forschungen überflügelt.

Im Anschlusse an dieses wie erwähnt veraltete Werk gilt es aber jetzt ein hochmodernes, man könnte beinahe sagen aktuelles zu erwähnen, das bei seiner unzweifelhaften Bedeutung allerdings mehr als jedes andere Produkt der modernen Literatur geeignet ist, dem Bearbeiter der Feldzüge Caesars in ausgiebigstem Maße, wenn auch leider großenteils in negativem Sinne, zu tun zu geben. Dieses Werk ist Hans Delbrücks »Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte«.

Nichts liegt mir ferner, als über Delbrücks Werk als Ganzes überhaupt aburteilen zu wollen. Der hervorragende Historiker verleugnet sich darin keineswegs und ein ganz bedeutender Teil der Arbeit besitzt ohne Zweifel hohen und bleibenden Wert. Gegen einzelne gleich einem roten Faden durch das ganze Werk sich ziehende Thesen jedoch wird der militärische Fachmann wohl scharf Front zu machen genötigt sein. Eine besonders ausgiebige Rolle aber spielen jene Thesen eben in dem Caesar gewidmeten Kapitel des Buches.*)

Für das Axiom, daß eine in ihrem Fache noch so bedeutende Kapazität auf einem Gebiete, auf dem sie schließlich doch nur dilettiert, die bedenklichste Konfusion anzurichten vermag, dafür hat Delbrück in seiner »Geschichte der Kriegskunst« ein Exempel geliefert, welches lebhaft den Vergleich mit Goethes »Farbenlehre« nahelegt. Und gerade die fraglos wohlbegründete Autorität des berühmten Historikers bringt es mit sich, daß seine Irrtümer von unverhältnismäßig schwereren und nachhaltigeren Folgen für die betreffende wissenschaftliche Disziplin begleitet sind, als wenn irgend ein wenig bekannter Autor sie sich hätte zu schulden kommen lassen.

Der spezifisch militärische Geschichtschreiber aber wird dem Führer der modernen »Zivilstrategen« immerhin mit jener respektvollen Achtung gegenüberstehen müssen, welche der absolut bedeutende Gegner in jedem Falle zu fordern berechtigt ist.

Delbrück hat übrigens sowohl Vorgänger als Nachfolger gehabt. Die ersteren sind samt und sonders nicht ernst zu nehmen; von letzteren dürfte wohl Fröhlich Erwähnung verdienen. Sein Werk über »Das Kriegswesen Caesars« ist redliche Professorenarbeit und stellt sich als ein — bewußtes oder unbewußtes — Kompromiß zwischen Rüstow und Delbrück

*) Ein näheres Eingehen auf diese Thesen bleibt dem »Anhang« vorbehalten.

dar. Was wir daran aussetzen müssen, geht fast durchwegs darauf zurück, daß ihm eben Rüstow nur bedingte, Delbrück aber unbedingte Autorität war.*)

Alles übrige hat mit der militärischen Charakteristik Caesars nichts zu tun. Nicht übergehen will ich aber an dieser Stelle, daß eine ganze Reihe von Schriftstellern eine besondere Genugtuung darin findet, die Gestalt Caesars in möglichst gehässiger Weise in den Staub zu ziehen. Dasselbe gilt leider besonders von vielen der mit Erläuterungen versehenen Schulausgaben von Caesars Werken. Ich sage »leider«, denn wenn diese Glossen ehrsamer Lateinprofessoren auch für die militärische Geschichtschreibung denkbarst wertlos sind, so ist es doch ein trauriges Symptom, daß der Jugend Bücher in die Hand gegeben werden, deren nicht mißzuverstehende Tendenz die Besudelung erhabener Idealfiguren bildet. Unwillkürlich drängt sich dem unparteiischen Leser hiebei der Gedanke auf, daß es nicht eben die Größten sind, denen die Großen zu groß erscheinen.

Diese gehässige Voreingenommenheit gegen Caesar scheint übrigens innerhalb eines ziemlich genau fixierbaren Zeitraumes bei gewissen Zunftgelehrten geradezu in der Mode gewesen zu sein und es ist sehr bedauerlich, daß eine der gediegensten einschlägigen Arbeiten der neueren Literatur ganz überflüssigerweise von dieser Strömung sichtlich beeinflußt wurde. Judeichs »Caesar im Orient« ist keine Geschichte, sondern eine mit verblüffendem Fleiß und Scharfsinn zusammengestellte Datenstudie und als solche ein höchst willkommener Behelf bei der Bearbeitung gerade der schwierigsten Kapitel caesarianischer Zeit; man sollte glauben, daß bei einer Studie dieser Art ein unparteiischer Standpunkt einhaltbar gewesen wäre.

Aus all dem Angeführten geht hervor, daß ein Werk, welches dem geschlossenen Gesamtbilde des Feldherrn Caesar im Sinne moderner kriegswissenschaftlicher Forschung und Darstellung gerecht zu werden sucht, bis heute noch ausständig ist. Dem Bedürfnisse, diese Lücke auszufüllen, verdankt die vorliegende Arbeit ihre Entstehung.

---

*) Bezeichnenderweise hat übrigens gerade Fröhlich in seiner späteren Schrift »Die Glaubwürdigkeit Caesars in seinem Bericht über den Feldzug gegen die Helvetier« ziemlich dezidiert gegen seinen bisherigen Meister Delbrück Front gemacht.

Voll bewußt bin ich mir der Schwierigkeit dieser Aufgabe. Erscheint es schon an und für sich gewagt, dort einsetzen zu wollen, wo ein Rüstow, ein Mommsen aufgehört haben, so liegt eine weitere Schwierigkeit darin, daß ich in einzelnen gerade für das grundlegende Verständnis besonders wichtigen Abschnitten auf jene Vorgänger in einem Grade zurückzugreifen genötigt war, den man bei einer Originalarbeit gerne vermeidet. Doch wenn sich mir auch im Laufe der Ausarbeitung mehr als einmal der Vergleich mit dem Zaunkönig der Fabel aufdrängte, der sich auf dem Rücken des Adlers in die höchsten Regionen tragen ließ, um dann oben seine kläglichen Flugversuche zu produzieren: so erschien mir doch anderseits bei ruhiger Erwägung der Versuch, eben in diesen Kapiteln Abweichungen an den Haaren herbeizuziehen, nur um a tout prix originell zu sein, in diesem Falle geradezu als ein Sakrilegium. Möge man daher jene Stellen, in denen vielleicht der Geist Mommsens spukt, nicht als Plagiat, sondern als bewußte Huldigung betrachten.

Mir bleibt der Trost, daß für mich noch genug Arbeit erübrigt, zu deren Bewältigung ich auf mich allein angewiesen bin; selbst wenn ich die Originalität zum Selbstzweck erheben wollte, würde mein Vorwurf mir reichlich Gelegenheit dazu bieten. Das Buch soll eben etwas wesentlich anderes werden als die bisherigen einschlägigen Werke; würde es das nicht, hätte es keine Existenzberechtigung. Was mir vorschwebt, ist keine ausführliche Detailgeschichte, kein Quellen- und Nachschlagewerk, auch nicht eine Übertragung moderner »Generalstabswerke« ins Altrömische; es soll eine prägnante, einheitliche und übersichtliche Darstellung der Feldzüge Caesars werden, mit der ausgesprochenen Tendenz, die Persönlichkeit Caesars in seinen Taten zu charakterisieren; nicht einfach was damals geschah, sondern was Caesar tat, soll ersichtlich sein, und nicht nur was er tat, sondern wie und warum er es tat, mit Hinweglassung aller Details, die zu dieser Beurteilung nicht beitragen, und bewußter Betonung jener, die für die Charakteristik von Wichtigkeit sind; keine endlose Reihe farbloser Skizzen, sondern ein einheitliches, lebendiges Bild, einheitlich eben durch prononcierte Hervorhebung der Einheitlichkeit von Caesars gesamten Feldzügen. Darum war im Texte grundsätzlich alles zu vermeiden, was farblose Flecken in diesem Bilde geschaffen hätte, alle gelehrten Diskussionen über die Lage von Schlachtfeldern,

über technische und chronologische Details, die nur geeignet sind, den Zusammenhang zu stören; wo ich dennoch eine Erklärung über diese oder jene meiner Annahmen schuldig zu sein glaubte, habe ich sie aus dem meritorischen Teile entfernt und in den Anhang verwiesen. Dagegen wurde auf die Betonung des inneren Zusammenhanges, der bereits erwähnten ausgesprochenen Einheitlichkeit von Caesars gesamten Feldherrntaten, ein besonderes Gewicht gelegt; die zum Verständnisse notwendigen Besprechungen, Würdigungen, Resumés etc. wurden tunlichst an Stellen zusammengezogen, wo sie wirken können, ohne zu unterbrechen, und wurde ihnen dort jener Raum zur Verfügung gestellt, den sie bei ihrer Wichtigkeit für die einheitliche Auffassung des Ganzen zu fordern berechtigt sind.

An einzelnen Stellen, wo die Originalquellen uns teilweise im Stiche lassen, wurde versucht, die vorhandenen Lücken in tunlichst plausibler Weise auszufüllen. In Fällen, wo die Lückenhaftigkeit oder Unverläßlichkeit der Quellen nichts anderes als eine willkürlich erfundene Darstellung zulassen würde, wurde von einer solchen überhaupt abgesehen. Aus diesem Grunde wurde auch Caesars erster Feldzug in Lusitanien (60 v. Chr.), über den wir keine für eine derartige Darstellung ausreichenden Quellen besitzen, in den Rahmen dieser Arbeit nicht aufgenommen.

Um so größere Sorgfalt wurde dem Kapitel über den Bürgerkrieg gewidmet, und zwar in Berücksichtigung des Umstandes, daß gerade dieser Abschnitt merkwürdigerweise bis heute — wenigstens in deutscher Sprache — keine zusammenhängende militärische Darstellung gefunden hat, trotzdem er in vieler Hinsicht ganz bedeutend höher steht als der schon durch die Gymnasiallektüre weit populärer gewordene gallische Krieg; wie dies ja schließlich begreiflich erscheint bei dem Gegensatze zwischen einem von einer kultivierten Weltmacht gegen eine »barbarische« Nation wenn auch in denkbar großzügigem Stile geführten Kolonialkriege und einem innerhalb dieser Weltmacht mit beiderseitigem höchstem Aufwande aller hier zu Gebote stehenden Mittel der Intelligenz, Technik, Organisation und des Materials durchgekämpften Waffengange. Selbstverständlich wäre es mir nie beigefallen, vice versa den gallischen Krieg irgendwie zu vernachlässigen; aber trotz oder, besser gesagt, gerade auf Grund der nach besten Kräften möglichst gleichwertigen Darstellung ist, so weit ich selbst zu urteilen vermag, jener Gegensatz sehr prononciert

zum Ausdrucke gekommen; ein Beweis mehr für die Berechtigung einer erschöpfenden militärischen Darstellung dieses grandiosen Kampfes.

Ein ganz besonderes Augenmerk wurde der Anfertigung der Karten und Pläne zugewendet. Die sehr berechtigte Forderung moderner Kriegsgeschichtschreibung, analoge Ereignisse in gleichem Maßstabe darzustellen, wurde in weitestgehender Weise berücksichtigt. Die strategischen Übersichtskarten der einzelnen Feldzüge wurden durchaus im Maßstabe 1 : 2,000.000 ausgeführt und ihnen dort, wo dieses Maß für einzelne Details nicht ausreichte, Nebenkarten in 1 : 500.000 beigefügt. Als Darstellungsart wurde im wesentlichen jene gewählt, die seit dem Erscheinen von Horsetzkys »Feldzüge der letzten hundert Jahre« sich wohl als die beste für diesen Zweck bewährt hat. Die Schlachtenpläne etc. wurden alle in 1 : 50.000 ausgefertigt, welcher Maßstab mit Rücksicht auf die damaligen Dimensionen und die Gliederung der Truppen am besten entspricht. Außerdem wurden noch einige allgemeine Übersichtskarten in kleineren Maßstäben beigefügt.

Schließlich ist es mir eine angenehme Pflicht, an dieser Stelle allen jenen meinen herzlichsten Dank auszusprechen, die mich in der Ausführung meiner Arbeit mit Rat und Tat unterstützt haben: vor allem der k. u. k. Hofbuchhandlung L. W. Seidel und Sohn in Wien, die mir durch eifriges und oft mühevolles Beschaffen des erforderlichen literarischen und kartographischen Materials im wesentlichen die Durchführung der Arbeit ermöglichte; dann dem Herrn k. k. Universitätsprofessor Johannes Kromayer in Czernowitz, dem Verfasser des Werkes »Antike Schlachtfelder in Griechenland«, welcher mir die von ihm persönlich an Ort und Stelle geschöpften Daten über das Schlachtfeld von Pharsalus noch vor dem Erscheinen seines Werkes in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte und mir auch sonst manch wertvollen Wink zukommen ließ; ferner der Redaktion des »Organes der militärwissenschaftlichen Vereine« in Wien, welche nicht nur seinerzeit einen kleinen einschlägigen Aufsatz aus meiner Feder bereitwillig veröffentlichte, sondern mir auch dessen unbeschränkte weitere Verwendung in zuvorkommendster Weise gestattet hat; last not least aber meinen Kameraden, welche mich bei Herstellung der Karten und Pläne unterstützt haben, und zwar den Herren Leutnants Ladislaus Tolnay, Viktor Lauritsch,

Richard Plitzner, Michael Schramm, Matthias Putz, ganz besonders aber dem Herrn Leutnant Franz Weikert, der mit wahrhaft selbstloser Aufopferung die definitive Ausarbeitung sämtlicher graphischen Beilagen übernommen und ausgeführt hat; endlich den Herren Oberleutnant Julius Görig und Leutnant Nikolaus Levnaić, welche mir bei der Korrektur des Buches in freundschaftlichster Weise behilflich waren.

Auf Grund zwölfjähriger emsiger Studien und ebensoweit zurückreichender Vorarbeiten, ermutigt durch die wohlwollende Aufmunterung maßgebender Autoritäten, wage ich es nun, mit diesem Versuche vor die Öffentlichkeit zu treten. Mehr als ein Versuch soll und kann es nicht sein; ein Definitivum auf diesem Gebiete könnte nur der schaffen, der, um mit Mommsen zu reden, »mit einem solchen Geiste um die Wette zu denken vermag«. Wenn aber dieser mein Versuch tatsächlich nur den Erfolg haben sollte, die Aufmerksamkeit beteiligter Kreise auf jenes Gebiet zu lenken, nur ahnen zu lassen, wie viel des Unbehobenen dort im dunkeln Schoße unverdienter Vergessenheit ruht: dann halte ich meinen Zweck für erreicht; dann ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß sich doch einmal ein Berufener findet und mit besserem Können, als ich es vermocht, der Gestalt und Bedeutung Caesars gerecht wird; dann wird der große Römerfeldherr auch wieder jenen Platz in der Kriegsgeschichte einnehmen, auf den ihn ein Napoleon I. — wohl als der Berufenste — selbst gewiesen: das erhabenste, herrlichste Feldherrnideal aller Zeiten und für alle Zeit.

Agram, im Frühjahre 1906.

Inhalt.

Seite

Vorwort V
Inhalt XVI
Verzeichnis der Beilagen XVIII
Verzeichnis der benützten Quellen XX

Caesar und seine Armee.

C. Julius Caesar 3
Das römische Kriegswesen zur Zeit Caesars 24
Die Organisation 25
Das Material 25
Die Legionsinfanterie 26
Die leichte Infanterie 29
Die Kavallerie 29
Die Geschütze 30
Die technischen Truppen 31
Die Stabstruppen 32
Die höheren Kommanden 33
Die Flotte 35
Verpflegung und Sold 36
Das soziale und moralische Element des Heeres 37
Die Kriegführung 40
Märsche 40
Lager 42
Der Aufklärungsdienst 45
Das Gefecht 47
Die Feldbefestigung 52
Der Festungskrieg 53
Flußübergänge 58
Der Seekrieg 60
Das Etappenwesen 62
Winterquartiere 63

Die Eroberung Galliens.

Der Kriegsschauplatz und die politische Lage 67
Das Kriegswesen der Völker des gallischen Kriegsschauplatzes 71
Erstes Kriegsjahr (58 v. Chr.) 75
I. Der Feldzug gegen die Helvetier 75
II. Der Feldzug gegen die Germanen unter Ariovist 84
Ergebnisse des Kriegsjahres 58 v. Chr. 92

Seite
Zweites Kriegsjahr (57 v. Chr.) 97
III. Der Feldzug gegen die Belger 97
Ergebnisse des Kriegsjahres 57 v. Chr. 107
Drittes Kriegsjahr (56 v. Chr.) 110
IV. Die Unterwerfung der Küstenvölker 110
Ergebnisse des Kriegsjahres 56 v. Chr. 118
Viertes Kriegsjahr (55 v. Chr.) 120
V. Die Abwehr der zweiten germanischen Invasion 120
VI. Die erste Expedition nach Britannien 125
Ergebnisse des Kriegsjahres 55 v. Chr. 130
Fünftes Kriegsjahr (54 v. Chr.) 133
VII. Die zweite Expedition nach Britannien 133
VIII. Die nordgallische Insurrektion 141
Ergebnisse des Kriegsjahres 54 v. Chr. 151
Sechstes Kriegsjahr (53 v. Chr.) 156
IX. Fortgang und Ende der nordgallischen Insurrektion 156
Ergebnisse des Kriegsjahres 53 v. Chr. 164
Siebentes Kriegsjahr (52 v. Chr.) 168
X. Der Freiheitskampf des Vercingetorix 168
Ergebnisse des Kriegsjahres 52 v. Chr. 196
Achtes Kriegsjahr (51 v. Chr.) 202
XI. Die letzten Unruhen 202
Ergebnisse des Kriegsjahres 51 v. Chr. 212
Die Ereignisse des Jahres 50 v. Chr. 214
Das Gesamtergebnis der Unterwerfung Galliens 216

Der Kampf um die Herrschaft.

Die Veranlassung 223
Der Krieg gegen die mit Pompejus verbündete Republik (49/48 v. Chr.) 229
Die beiderseitige politische und militärische Machtsphäre 229
XII. Der Feldzug in Italien 235
Ergebnisse des Feldzuges in Italien 246
XIII. Der (erste) Feldzug in Spanien 250
XIV. Die Belagerung von Massilia 276
XV. Die Kämpfe um die Kornprovinzen 285
Ergebnisse der bisherigen Feldzüge 292
XVI. Der Feldzug in Macedonien und Griechenland 299
XVII. Die Kämpfe in Illyrien 349
Ergebnisse der bisherigen Kämpfe 352
Die Pazifizierung des Orients (48/47 v. Chr.) 366
XVIII. Der alexandrinische Krieg 367
XIX. Der Krieg gegen Pharnaces 383
Ergebnisse der Kämpfe im Orient 390
Die Kämpfe gegen die Reste der Republikaner und Pompejaner (47—45 v. Chr.) 397
XX. Der Feldzug gegen die Republikaner in Africa 398
Ergebnisse des africanischen Feldzuges 432

Seite
XXI. Die pompejanische Revolution in Spanien 440
Ergebnisse des spanischen Feldzuges 455
Das Schlußergebnis 458

Anhang: Diskussionen.

Vorbemerkung 483
Über die Treffen- und Intervalltaktik 483
Über die Glaubwürdigkeit der statistischen Angaben bei Caesar 488
Der Feldzug gegen die Helvetier 491
Der Feldzug gegen Ariovist 494
Der belgische Feldzug 495
Der Aufstand des Vercingetorix 496
Pharsalus 501
Bemerkungen zu topographischen Details, Schlachtendarstellungen etc. . 508
Zur Schlacht bei Bibracte 508
Zur Schlacht im Rheintale 508
Zu Caesars Übergängen nach Britannien 509
Zur Lage von Genabum 509
Zur Schlacht bei Gergovia 510
Zu den Operationen an der Axona im Jahre 51 v. Chr. 510
Zur Lage von Apollonia 511
Zur Einschließung von Dyrrhachium 511
Zur Schlacht bei Pharsalus 513
Zur Schlacht am Nil 514
Zur Schlacht bei Zela 515
Zu den Positionskämpfen in Africa im Jahre 47/46 v. Chr. . . . 515
Zum Treffen bei Ruspina 516
Zum Aufmarsch vor Uzitta 517
Zur Schlacht bei Thapsus 517
Zur Schlacht bei Munda 518
Über die Rheinbrücke Caesars 518
Über die Legionen Caesars 520
Über die Zahl der Legionen in Caesars africanischem Feldzuge 47/46 v. Chr. 547
Schlußbemerkung 550

Verzeichnis der Beilagen.

Beilage 1. Zeichenerklärung.
» 2. Skizze der Feldzüge des Jahres 58 v. Chr.
» 3. Die Schlacht bei Bibracte.
» 4. Die Schlacht im Rheintal.
» 5. Skizze des Feldzuges gegen die Belger im Jahre 57 v. Chr.
» 6. Die Position an der Axona.
» 7. Die Schlacht an der Sabis.
» 8. Skizze der Feldzüge gegen die Küstenvölker im Jahre 56 v. Chr.
» 9. Skizze der Feldzüge des Jahres 55 v. Chr.
» 10. Die Rheinbrücke Caesars.

Beilage 11. Skizze der Feldzüge des Jahres 54 v. Chr., I. Teil.
» 12. Skizze der Feldzüge des Jahres 54 v. Chr., II. Teil.
» 13. Skizze des Feldzuges gegen die nordgallische Insurrektion im Jahre 53 v. Chr.
» 14. Skizze des Feldzuges gegen den allgemeinen gallischen Aufstand unter Vercingetorix im Jahre 52 v. Chr.
» 15. Die Schlacht bei Gergovia.
» 16. Die Reiterschlacht an der Vinganne.
» 17. Die Belagerung und die Schlacht von Alesia.
» 18. Skizze der Feldzüge des Jahres 51 v. Chr., I. Teil.
» 19. Die Manöver gegen die Bellovacer an der Axona.
» 20. Skizze der Feldzüge des Jahres 51 v. Chr., II. Teil.
» 21. Die Kräftegruppierung vor Ausbruch des Bürgerkrieges.
» 22. Skizze des Feldzuges in Italien.
» 23. Skizze der Feldzüge in Spanien und gegen Massilia.
» 24. Das Treffen bei Ilerda.
» 25. Die Belagerung von Massilia.
» 26. Skizze des Feldzuges Curios in Africa.
» 27. Die Kräftegruppierung vor Caesars Übergang nach Macedonien.
» 28. Skizze des Feldzuges in Macedonien und Griechenland.
» 29. Die Kämpfe bei Dyrrhachium.
» 30. Die Schlacht bei Pharsalus.
» 31. Skizze zu Pompejus' Flucht, Caesars Verfolgung und Catos Zug nach Africa.
» 32. Skizze der Kämpfe in Illyrien.
» 33. Die Kräftegruppierung zur Zeit von Caesars Landung in Alexandria.
» 34. Skizze des alexandrinischen Krieges.
» 35. Die Kämpfe um Alexandria.
» 36. Die Schlacht am Nil.
» 37. Skizze der Feldzüge gegen Pharnaces.
» 38. Die Schlacht bei Nicopolis.
» 39. Die Schlacht bei Zela.
» 40. Die Kräftegruppierung vor Caesars Übergang nach Africa.
» 41. Skizze des Feldzuges in Africa.
» 42. Das Treffen bei Ruspina.
» 43. Der Aufmarsch vor Uzitta.
» 44. Die Schlacht bei Thapsus.
» 45. Skizze des Feldzuges gegen die Pompejaner in Spanien.
» 46. Die Schlacht bei Munda.

Verzeichnis der benützten Literatur.

A. Antike Literatur.

C. Julii Caesaris commentarii de bello gallico et de bello civili, cum supplementis A. Hirtii et aliorum.

M. Tullii Ciceronis epistolae; orationes.

Plutarchi vitae parallelae: Caesar, Pompejus, Crassus, Antonius, Cicero, Cato minor etc.*)

Dionis Cassii Cocceiani historia Romana.*)

Appiani Alexandrini historia Romana.*)

M. Velleji Paterculi historia Romana.

L. Annaei Flori epitomae de T. Livio.

Orosii historiae.

C. Suetonii Tranquilli Vitae duodecim imperatorum: I. Divus Julius.

M. Annaei Lucani Pharsalia.

Vegetii Renati epitoma rei militaris.

B. Moderne Literatur.

Napoléon I., Précis des guerres de César. Bruxelles et Leipzig, 1836.

Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. Königsberg, 1834—1844.

Rüstow, Heerwesen und Kriegführung C. Julius Caesars. Nordhausen, 1862.

Mommsen, Römische Geschichte. 8. Aufl. Berlin, 1888/89.

(Napoléon III.), Histoire de Jules César. Paris, 1862.

Stoffel, Histoire de Jules César: La guerre civile. Paris, 1887.

Stoffel, Guerre de César et Ariovist. Paris, 1890.

Heuzey, Les opérations militaires de Jules César. Paris, 1886.

Cohausen, Caesars Rheinbrücken. Leipzig, 1867.

Zimmerhaeckel, C. Julius Caesars Rheinbrücke. Leipzig, 1899.

Göler, Caesars gallischer Krieg und Teile seines Bürgerkrieges. Tübingen, 1880.

Zippel, Die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus. Leipzig, 1877.

Judeich, Caesar im Orient. Leipzig, 1885.

Fröhlich, Das Kriegswesen Caesars. Zürich, 1891.

Delorme, Caesar und seine Zeitgenossen. Deutsch von Doehler. Leipzig, 1873.

Kampen, Descriptiones nobilissimorum apud classicos locorum; ser. I., Gotha.

H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Berlin, 1900 ff.

Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland. Berlin, 1903 ff.

Fröhlich, Die Glaubwürdigkeit Caesars in seinem Bericht über den Feldzug gegen die Helvetier 58 v. Chr. Aarau, 1903.

Bircher, Bibracte. Aarau, 1904.

---

*) Im Original griechisch.

Caesar und seine Armee.

»Caesar war ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr; aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war.«

Mommsen.

»Vielleicht hat es nie eine Armee gegeben, die so vollkommen war, was die Armee sein soll: eine für ihre Zwecke fähige und für ihre Zwecke willige Maschine in der Hand eines Meisters, der auf sie seine eigene Spannkraft überträgt.«

Mommsen.

C. Julius Caesar.

Caesar als historische Persönlichkeit.

Um die Taten eines Mannes richtig zu beurteilen, muß man seine Individualität verstehen können. Je größer, je bedeutender der Mann, desto mehr prägt sich diese seine persönliche Individualität in allen seinen Handlungen, auch den extremsten, aus, desto mehr erweisen sich alle seine Taten als ein einheitliches, harmonisches Ganzes; desto mehr wird auch das Erfassen eben dieser Gesamtindividualität für das Verständnis jeder einzelnen seiner Taten zur unabweislichen Voraussetzung.

Im höchsten Grade gilt das Gesagte von Caesar. Ein schwerwiegender Fehler wäre es, den Feldherrn Caesar als solchen für sich allein betrachten und verstehen zu wollen. Vielleicht bei keinem zweiten großen Manne der Geschichte erscheint die harmonische Übereinstimmung, der notwendige innere Zusammenhang seiner Individualität mit allen seinen Handlungen so ausgeprägt wie bei ihm; bei keinem ist daher das Verständnis dieser Individualität in gleichem Grade notwendig, wie bei diesem vielseitigsten Genie, das die Geschichte kennt.

Caesar war nicht speziell der geborene Soldat, dessen eminentes militärisches Talent ihn zu den höchsten Stufen der soldatischen Hierarchie emporhob und ihm endlich in der militärischen Macht das Mittel verlieh, die höchste Gewalt im Staate an sich zu reißen; nicht der angestammte Herrscher, der als selbstverständlicher oberster Kriegsherr um jeden Preis Gelegenheit zur Betätigung seiner Feldherrngaben sucht; — er war das kosmopolitische, universelle Genie, welches, ein weltumfassendes Ziel vor Augen, alle seine Fähigkeiten in gleicher Weise in den Dienst derselben stellt; der providentielle Staatsmann, der mit derselben genialen Sicherheit, mit dem gleichen divinatorischen Blick die politischen Fäden eines Weltreiches in seiner Hand regiert, wie er die kulturellen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Elemente seiner Zeit beherrscht und in

neue, ungeahnte Bahnen lenkt; dem der Krieg ebenso nur ein Mittel zur Erreichung seines Zieles ist, wie ein Staatsstreich oder eine politische Intrige; der geborene Monarch, der die Herrschaft nicht um ihrer selbst willen anstrebt, nicht um kleinlichem Ehrgeiz und der Lust des Herrschens zu frönen, nicht, um einer Partei zum Ruder zu verhelfen; sondern weil ihm eine weltumspannende Lebensaufgabe, ein gigantisches Reformwerk vorschwebt, das nur der Herrscher des gewaltigsten Weltreiches zu vollenden im stande ist, und der gleichzeitig fühlt, daß er allein es ist, der diese Aufgabe in ihrer ganzen Größe aufzufassen und demnach allein durchzuführen vermag; der in der Verfolgung dieser Aufgabe in dem Augenblicke zu den Waffen greift, wo er sieht, daß er ohne sie zur Herrschaft nicht gelangen kann, und, während er den großen Waffengang vorbereitet und auskämpft, bereits die Grundlagen legt, welche seiner Schöpfung einen dauernden Bestand sichern, seinem Werke die Weihe der Ewigkeit verleihen sollen.

Es ist das glänzendeste Kriterium der Größe dieses einzigen Mannes, daß er, der ohne nennenswerte militärische Schule als Vierzigjähriger zum erstenmal an die Spitze einer Armee trat, dieses Feld vom ersten Augenblicke an mit solch souveräner Sicherheit beherrschte, wie kaum irgend einer der großen Feldherrn vor und nach ihm, welche von Jugend auf nur diesen Pfad zur Größe gewandelt.

Caesars Lebensplan.

Nach dem Gesagten bedarf es keiner weiteren Begründung, daß zu vollem Verständnis von Caesars Feldzügen die Kenntnis seines Lebensplanes, seiner welthistorischen Idee, für die allein er seine Schlachten schlug, zur unabweislichen Voraussetzung wird.

Daß uns die zeitgenössischen Quellen hierüber nicht die geringste direkte Andeutung zukommen lassen, ist ebenso natürlich, wie daß der Wanderer, der hart am Fuße eines mächtigen Bergriesen steht, die Größe desselben umsoweniger abzuschätzen im stande ist, je höher der Gipfel über das Gelände sich erhebt. Wie aber der Beobachter, je weiter er vom Fuße des Berges sich entfernt, desto klarer und übersichtlicher dessen ganze Gestalt zu überblicken, seine relative und absolute Größe zu würdigen vermag, ebenso mußte das Verständnis von Caesars gigantischem Lebenswerk erst den späteren Generationen allmählich, schrittweise sich eröffnen; um jedoch die ganze Größe dieses Werkes nicht nur in ihren äußeren Umrissen zu sehen oder instinktiv zu fühlen, sondern es auch in seiner innersten Tiefe

aufzufassen und seine auf der Individualität des Schöpfers begründete harmonische Einheit in klarster Vollendung darzulegen, dazu bedurfte es notwendig wieder einer geistigen Kapazität, welche gleich der Caesars hoch über das Nebelniveau des »besseren Durchschnitts« emporragen und ihr wenigstens insoweit ebenbürtig sein mußte, daß die nur ganz exzeptioneller historischer Größe entspringenden Akkorde in ihr klar und deutlich wiederklangen.

Fast zweitausend Jahre hat es gedauert, bis ein Mann sich fand, der selbst groß genug war, um einen Caesar nicht nur zu verstehen, sondern ihn auch, soweit überhaupt die begrenzten Mittel menschlicher Ausdrucksweise hiebei dem Sturmfluge des Geistes folgen können, dem Verständnis der Mitwelt zugänglich zu machen. Theodor Mommsen war es, der als erster in Julius Caesar etwas anderes sah, als den größten Feldherrn und Staatsmann Roms, etwas anderes, als ein originelles Universalgenie; der zuerst erkannte, daß Caesar der einzige Mann in der Weltgeschichte war, welcher den Plan einer einheitlichen Weltordnung auf durchaus nüchterner, fraglos realisierbarer Grundlage, vollkommen frei von jedem problematischen Idealwahn, entwarf und darum auch der einzige, dem dieser Plan wenigstens in seinen grundlegenden Linien tatsächlich gelang.

Was Caesar wollte, das war **die Vereinigung aller kulturfähigen Länder in ein durch natürliche Grenzen arrondiertes, politisch und kulturell homogenes Weltreich, behufs einheitlicher Anspannung aller Kräfte dieses Kultur-Weltreiches zu dessen dauernder Konsolidierung, zur Sicherung seines Bestandes und seiner welthistorischen Aufgabe für alle Zeiten.**

Um diesen Plan durchführen zu können, mußte das römische Weltreich seine ganze Macht in eine Hand konzentrieren, um mit Gewalt zunächst die äußere Einigung der kulturfähigen Länder zu erzwingen; unter dem Druck dieser Macht sollte nun die Kultur selbst in allen Ländern Wurzel fassen und so durch Vereinigung äußerer und innerer Macht eine Hochburg der Kultur entstehen, die stark genug war, allen Stürmen späterer Jahrhunderte standzuhalten.

Caesars Plan gelang. Wenn das zu seiner Zeit bereits vor der Auflösung stehende römische Weltreich abermals die Kraft fand, den immer heftigeren Anstürmen der nordischen Barbaren noch durch mehr als vier Jahrhunderte erfolgreich Widerstand zu leisten und unterdessen der ganzen ihm unter-

stehenden Welt die einheitliche Kultur in Fleisch und Blut einzuimpfen; wenn, als schließlich das politische Gefüge des Reiches unter dem vernichtenden Orkan der Völkerwanderung zusammenkrachte, die klassische Kultur jene Katastrophe siegreich zu überdauern vermochte; wenn trotz aller Katastrophen Europa heute noch als das Zentrum einer hochentwickelten, durchaus auf klassischen Grundlagen aufgebauten Kultur dasteht: so erblicken wir darin das bis heute ungebrochen fortdauernde und, soweit menschliche Einsicht zu urteilen vermag, auf unabsehbare Zeiten gesicherte Lebenswerk Caesars.

Die Arrondierung des Reiches. Die nordische Gefahr.

Zur Erreichung dieses Zieles war vor allem Konsolidierung des Staatswesens und die Schaffung sicherer, natürlicher Grenzen erste Bedingung. Letztere waren dort am dringendsten, woher dem Bestande des Staates die größte Gefahr drohte. Unschwer erkannte Caesar als diesen Punkt die Nordgrenze.

Dieses Gefühl hatten übrigens dazumal so ziemlich alle Römer. Von den jenseits der Alpen hausenden Barbaren hatte Rom die gefährlichsten Angriffe zu erdulden gehabt. Alle andern Kriege waren von der expansionsbedürftigen Republik mehr oder weniger in eigener Initiative vom Zaune gebrochen worden; selbst die schwere Krisis des Kampfes mit der mächtigen, aber überlebten Republik Karthago hatte nur deshalb vorübergehend so bedenkliche Formen angenommen, weil ausnehmend fähige Köpfe, wie todgeweihte Nationen sie oft in den letzten Stadien ihres Daseins hervorbringen, ihr überlegenes persönliches Talent gegen die auf innerer Volkskraft beruhende tatsächliche Übermacht in die Wagschale warfen, freilich ohne den unvermeidlichen Ausgang auf die Dauer hemmen zu können. In allen diesen Unternehmungen war Rom dem Sinne nach und bewußt der angreifende Teil gewesen und alle hatten einen Gewinn eingetragen, der die gebrachten Opfer reichlich aufwog. Nur gegen die nördlichen Nachbarn Italiens waren die Römer bisher in der Defensive geblieben und wagten gar nicht daran zu denken, ihnen gegenüber ebenso provokatorisch aufzutreten wie gegen Karthago oder die asiatischen Königreiche. Die Katastrophe an der Allia, die Belagerung des Kapitols, sowie der furchtbare Schrecken, den die Cimbern und Teutonen den Weltbezwingern am Tiberstrande eingejagt hatten,*) wirkten noch

*) Diese zum großen Teil germanischen Stämme wurden von den Römern mit den Galliern identifiziert. Eine genaue Unterscheidung dieser beiden Völkerstämme ward den Römern überhaupt erst seit Caesars nordischen Feldzügen geläufig.

mächtig nach. Jederzeit mußte man auf analoge Ereignisse gefaßt sein und man mochte längst eine unbestimmte Ahnung haben, daß diese an sich furchtbaren Katastrophen vielleicht nur die schwachen Vorboten eines großen, unwiderstehlichen, aus jener Richtung zu erwartenden Unheils sein könnten. Auf alle Fälle mußte ein großzügiger Offensivkrieg gegen jene Völker ein ebenso respektgebietendes Wagnis darstellen, als er einer ungemessenen Popularität sicher war.

Die Nordgrenze.

Die Grenze des römischen Reiches lief damals über den Südfuß der Alpen bis an die Rhône, dann weiter am Kamme der Cevennen bis an die Quellen der Garonne. Was jenseits war, galt als Wohnsitz der gefürchteten Gallier; von den Germanen hatte man nur sehr vage Begriffe.

Daß diese Grenze an sich wenig taugte, sah Caesar ebenso ein wie die Notwendigkeit, dieselbe weiter vom Zentrum des Reiches vorzuschieben, um dieses der unmittelbaren Einwirkung der Wechselfälle an der Peripherie zu entrücken und zugleich eine gesicherte Verbindung mit dem Westen des Reiches, der Pyrenäenhalbinsel, herzustellen. Das Hauptpostulat aber blieb zunächst die militärische Defensivkraft der Grenze. Die unwirtlichen Alpen, in deren Innern die für den Gebirgskrieg nicht sonderlich geeignete römische Taktik gegen die einheimischen Barbaren einen schweren Stand hatte, entsprachen diesbezüglich umsoweniger, als sie eine einheitlich zusammenhängende Verteidigungslinie nicht boten. Die angestrebte natürliche Grenze konnte nirgends anders als an der Rhein—Donau-Linie liegen.

Das zu diesem Zwecke noch zu erobernde Land zerfiel naturgemäß in zwei Abschnitte: das Land westlich der Alpen und des Rheines bis an den Ozean einer-, das Land südlich der Donau bis an die Adria und Illyrien anderseits.

Wie die Verhältnisse lagen, trat für diesen Moment das erstgenannte Gebiet weit in den Vordergrund, da hier wirklich bereits Gefahr im Verzuge war. So übernahm denn Caesar diese ebenso dringende wie schwierige Aufgabe gleich selbst, den zweiten Teil sich für eine spätere Zeit vorbehaltend. Durch den Tod daran verhindert, mußte er diesen Teil der Aufgabe seinen Nachfolgern überlassen, welche sie auf Grund seines Vermächtnisses getreu ausführten.

Romanisierung der Grenzgebiete.

Das neue Grenzland sollte aber nach Caesars Intention nicht nur unterworfen und militärisch gesichert, sondern auch unmittelbar unter dem Eindruck der Unterjochung romanisiert

und der Kultur eröffnet werden. Dadurch trat dieses Land ebenso in tiefgreifenden Gegensatz zu den noch freien Nebenländern, als es sich enger mit dem Herzen des Reiches assimilierte und ward so zu einem natürlichen ethnographisch-kulturellen Grenzwall, zu einem mächtigen Vorwerk abendländischer Kultur gegen die Barbarei des unruhigen, verderbenschwangern Nordens.

Die Armee.

Dies waren die Ideen, die Caesar im ersten Abschnitt seiner militärischen Tätigkeit leiteten. Er war sich aber auch bewußt, daß bis zur Erreichung seines Zieles noch weit schwerere Kämpfe als die Unterwerfung Galliens nicht zu vermeiden waren. Für diese bot ihm der gallische Krieg Gelegenheit und Mittel sich vorzubereiten; hier schuf er sich, was er brauchte: eine politische Machtstellung, eine strategische Basis und vor allem eine Armee.

Diese Armee war für Caesar freilich nur Mittel zum Zweck, ihre Schöpfung war ein Werk, für den Augenblick berechnet und von zeitlich beschränkter Dauer; nichtsdestoweniger ist gerade diese Schöpfung Caesars so großartig, daß sie nicht minder als seine unvergänglichsten Werke die berechtigte Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregt hat, umsomehr als Caesar eben mit diesem seinem Werkzeug Taten vollbrachte, die als fundamentale Marksteine in der Geschichte der Kriegskunst eine unvergängliche Bedeutung errungen haben.

Caesar wollte den Bürgerkrieg, weil er unvermeidlich war; er brauchte dazu eine Armee, die ihm und nur ihm unbedingt ergeben war, die mit ihm zusammen ein Ganzes bildete, wie Geist und Körper; eine Armee, die als solche den Heeren seiner Gegner ebenso überlegen war, wie er selbst den feindlichen Feldherren; eine Armee, deren Interessen mit den seinigen untrennbar verknüpft waren, deren jeder einzelne Mann, wenn er für Caesars Herrschaft sich schlug, zugleich um seine eigene Existenz kämpfte. Die Unterwerfung Galliens bot ihm die Mittel, sie zu schaffen.

Die lange Dauer dieses Krieges, die ungeheuren Schwierigkeiten und Anforderungen desselben, aber auch die reichen, moralischen und materiellen Erfolge dieser Kämpfe — alle diese Momente wirkten zusammen, um Führer und Heer zu einem untrennbaren Ganzen zusammenzuschweißen. Die Armee hatte etwas vom Geiste ihres Feldherrn in sich; sie war in seltenem Grade abgehärtet, kriegserfahren und leistungsfähig, sie hatte unbedingtes Vertrauen zu sich selbst und zu ihrem Feldherrn,

unter dessen Führung sie sich vollends unbesiegbar glaubte und, weil sie es glaubte, es auch war. Sie verdankte aber diesem Feldherrn auch ungeheuer viel und ahnte, daß sie noch mehr zu erwarten hatte; wußte auch, daß alles das verloren war, wenn Caesar in seiner Laufbahn Schiffbruch litt; sie fühlte, daß Caesar ihr noch viel unentbehrlicher war, als sie ihm.

Mit einer solchen Armee trat Caesar zum Entscheidungskampfe an. Daß ihm, trotz der gewaltigen numerischen Übermacht seiner Gegner, mancher Erfolg allein vermöge der physischen und moralischen Überlegenheit seiner Truppen wie eine reife Frucht in den Schoß fiel, mindert nicht im geringsten das Verdienst des glänzenden Feldherrn und Organisators, dessen ureigenstes Werk eben jene Überlegenheit war.

* * *

Die Monarchie.

Es übersteigt weitaus den Rahmen dieser Arbeit, alle jene Momente aufzuzählen und zu erläutern, welche die Umwandlung der römischen Republik in eine Monarchie als einziges Rettungsmittel für die im Innersten erschütterte Existenz des Riesenstaates zur unabweislichen Notwendigkeit machten. Berufenere haben in mustergültiger Weise darüber geschrieben. Es genügt hier zu konstatieren, daß das unleugbare providentielle Element der Weltgeschichte dem wankenden Weltreiche in seiner furchtbarsten Krisis den Mann gab, welcher der gerade mit der Größe der Dimensionen ins Unermeßliche gesteigerten Aufgabe gewachsen war, mit vollster Vorurteilslosigkeit und klarster Erkenntnis, gepaart mit nüchternster Abschätzung der eigenen Kräfte und unbeugsamer Energie das Riesenwerk der notwendig gewordenen Neuordnung der kultivierten Welt durchzuführen.

Ein weiterer gesicherter Fortbestand des Reiches war bei den herrschenden Verhältnissen infolge des absoluten Mangels an sozialem und politischem Gleichgewicht nicht mehr möglich. So lange Rom Republik war, blieb eine Stadt die Herrin über die unterworfene Welt und gerade dieses Verhältnis drückte derart auf das soziale Niveau des weitaus größten Teiles des Reiches, daß dessen Kräfte unmöglich zu jener Entwicklung gelangen konnten, welche zur Konsolidierung und dauernden Festigung des gigantischen Staatenbaues unbedingt nötig war. Nur die Gleichberechtigung aller Reichsteile, verbunden mit der Schaffung eines einheitlichen Reichsgedankens konnte jene innere Kraft zur Entwicklung bringen. Beides aber war aus-

geschlossen, so lange die römische Republik mit ihren tiefwurzelnden Traditionen zu Recht bestand. Das republikanische Rom konnte der Herrschaft über die Unterjochten nie und nimmer entsagen. Nur ein absoluter Herr, der das herrschende Rom ebenso beherrschte wie den von jenem beherrschten Erdkreis, konnte aus eigener Macht den Ausgleich durchführen.

Bisher war der Wille der Stadt Rom der alleinige leitende Staatsgedanke gewesen; nun sollte der Wille des ganzen Reiches für einen einheitlichen Gedanken fähig gemacht werden. An Stelle des willkürlichen Imperiums einer Stadt sollte das Gefühl gemeinsamer Interessen, das Bewußtsein natürlicher Zusammengehörigkeit treten. Dies zu erzielen, war in erster Linie weniger eine politische, als kulturelle Aufgabe. Bisher hatten die Römer die Kultur wenig sich dienstbar gemacht; nicht gestört, aber noch weniger gefördert, vegetierte sie unter ihrer Herrschaft. Frei und doch kümmerlich entwickelte sich die spezifisch latinische Kultur neben der fortblühenden hellenistischen; doch kaum daß sie sich berührten; kaum daß hie und da, fast zufällig, ohne jede symptomatische Bedeutung, eine lokale Verschmelzung, ein loses Ineinandergreifen stattfand. Und noch weniger erkannte das herrschende Rom die kulturelle Propaganda unter den unterworfenen Völkern als seine Aufgabe; an Stelle des großen Gedankens Alexanders war stolze Exklusivität gegen die »Barbaren« getreten. All dies galt seit langem als selbstverständlich und indiskutabel; und gerade dieser Umstand muß berücksichtigt werden, will man den Wert der caesarischen Idee voll würdigen. Das fertige Werk kann auch der minder Begabte erfassen, wenn er es vollendet vor Augen sieht; es aber im Geiste aufbauen, bevor es war, es im Gegensatze mit aller Tradition in instinktiver Erkenntnis des Richtigen und in konsequentem Vertrauen zu dieser Erkenntnis sich selbst zum Ziele setzen und dann in die Wirklichkeit übertragen, das vermag nur das Genie.

Die Durchführung einer derart gewaltigen Kulturaufgabe ist unmöglich ohne eine ganze Kette erschütternder Katastrophen. Eine beträchtliche Anzahl allerdings durch den logischen Gang der Geschichte veralteter und wertlos gewordener, aber durch die Tradition geheiligter und mit dem tiefsten Kern der Volksseele innigst verwachsener Ideen muß ihr zum Opfer fallen. Der Welteroberer, der feindliche Völker seiner Herrschaft unterwirft, darf sich billig bis zu einem gewissen Grad — und auch

er nur bis zu einem gewissen Grad — über derartige Dinge hinwegsetzen. Anders derjenige, der sein eigenes Volk mit Gewalt seiner Herrschaft und seinen Ideen unterwerfen will. Er muß seine Traditionen, seine heiligsten Gefühle und Erinnerungen zu schonen wissen; er muß alle Gegensätze tunlichst vermeiden, die seiner späteren Wirksamkeit hemmend sich entgegenstellen könnten; ihm muß vor allem daran liegen, nicht nur nach eigener Überzeugung, sondern auch nach den allgemein geltenden Begriffen wenigstens formell im Rechte zu sein. Allerdings bieten gerade diese Formalitäten, eben weil sie nichts anderes sind, dem gewandten Politiker manche wertvolle Handhabe zur Herstellung und Wahrung des Kontaktes mit den Massen. Und doch bleiben sie stets eine zweischneidige Waffe, die selbst der größte Meister nur mit äußerster Vorsicht gebrauchen darf, denn je älter ein Staat, je reicher an »Traditionen« er ist, desto größer wird der Kontrast zwischen der offiziellen Form und der lebendigen und allein lebensfähigen Idee.

Für Caesar gab es einmal keinen andern Weg; er mußte gegen die offizielle Staatsgewalt sich auflehnen; die geheiligte Verfassung seines Vaterlandes war sein unbedingter und unversöhnlicher Gegner. Alle künstlichen Vorwände, die der virtuose politische Intrigant zu schaffen wußte, um sich ein formelles Recht zu wahren, konnten schließlich eben nur Vorwände sein und juridisch gerechtfertigt war Caesars Kampf gegen die Republik ebensowenig wie der Perserkrieg Alexanders oder Karl des Großen Kriege gegen die Sachsen. Aber gerade bezüglich dieser für die kulturelle Entwicklung der Menschheit so epochalen Kämpfe hat die Geschichte selbst den scheinbaren Verletzer des Rechtes mehr als gerechtfertigt und gezeigt, daß es Momente gibt, wo eine große Individualität berechtigt und berufen sein kann, im Interesse der Weltordnung über die für die große Masse des Durchschnittes geschaffenen Normen sich hinwegzusetzen. Allerdings findet sich nur alle paar Jahrhunderte eine solche Gelegenheit; aber auch nicht öfter die dazugehörige Individualität.

* * *

Caesar als Feldherr.

Dem Feldherrn Caesar stand ein militärisches System zu Gebote, welches mit Rücksicht auf die damalige Waffentechnik in einer Weise ausgebildet und organisiert war wie vielleicht kein zweites im Laufe der Geschichte. Von einem Volke begründet, dessen tiefgewurzelter Beruf der Krieg war, durch mehr als ein

halbes Jahrtausend in zahllosen riesenhaften Kämpfen erprobt, entwickelt und geläutert, hatte dieses System erst vor kurzem eine ebenso gründliche als zielbewußte Reorganisation durch keinen geringeren als den großen Kriegsmeister Marius erfahren und stand nun auf einer Höhe der Zweckmäßigkeit, wie sie einem Menschenwerk selten zu erreichen beschieden ist.

Caesar hatte keinen Anlaß, an dieser Organisation wesentliche Änderungen vorzunehmen. Er übernahm die Formen, wie sie waren; aber er goß in diese Form seinen Geist; er zeigte erst, wie vielfältig die Leistungsfähigkeit dieses Systems sei.

Nicht in der Schaffung neuer Formen, sondern in der neuen Anwendung der erprobten alten liegt Caesars fundamentale Bedeutung für die Geschichte des Kriegswesens.

Des Feldherrn Caesar wichtigstes Charakteristikon bildet das Perhorreszieren jeder Schablone. In der praktischen Kriegführung kannte er kein »System«. System ist Menschenwerk, für Durchschnittsmenschen geschaffen, deren beschränkter Blick der schablonenhaften Übersichtlichkeit nicht entbehren kann. Wie jedem Menschenwerk haftet auch jedem »System der Kriegführung« jene Unvollkommenheit an, welche darin begründet ist, daß sich die unendlich vielen, durch die Wirklichkeit gebotenen Kombinationen unmöglich alle nach scharf begrenzter Schablone beurteilen und behandeln lassen. Aber nur das Genie vermag vom System und aller seiner notwendigen Einseitigkeit sich zu emanzipieren, nur ihm steht jener weite, sichere Blick zu Gebote, der die einzelnen Dinge unmittelbar, ohne die Brille des Systems, richtig zu sehen und zu beurteilen vermag.

Caesar als Taktiker. Der caesarische Schlachtentypus.

Von allen seinen militärischen Handlungen zeigen die Schlachten Caesars vielleicht am meisten eine durchlaufende äußere Analogie, eine Art erkennbaren Typus, der zum Teil im traditionellen System der römischen Schlachtentaktik, zum Teil in Caesars kraftvollem, initiativem Temperament begründet sein mag und immerhin soviel Dehnbarkeit und so zahlreiche und wesentliche Variationen aufweist, daß von einer Schablone nicht gesprochen werden kann. Caesars charakteristische Schlachtidee gleicht weniger der für Alexander den Großen und Friedrich II. so charakteristischen Methode, durch überraschende Rokaden gegen die Flanke und Konzentrierung des Gesammtangriffs auf einen mehr weniger isolierten schwachen Punkt in der feindlichen Stellung den Erfolg zu erzielen; sie zeigt eher jenen Typus, den später Napoleon I. mit Vorliebe zur Geltung brachte:

energischer, nichts weniger als hinhaltender Frontangriff, entscheidend unterstützt durch verstärkten Druck auf einen Flügel oder eine Flanke des Gegners.

Das hervorragendste und für alle Folgezeit wichtigste Werk des Taktikers Caesar bildet jedoch die Schöpfung der **selbständigen Reserve.** Die Reserve.

Im embryonalen Keime war sie gewiß im römischen Treffensystem vorgeahnt; aber Caesar erst hat sie bewußt zum Leben erweckt. Während bis dahin das gewissermaßen die Reserve bildende dritte Treffen keine einheitliche Dispositionseinheit bildete und an eine bestimmte typische Aufstellung sowie an ein genau vorherbestimmtes schablonenhaftes Eingreifen gebunden blieb, machte Caesar seine Reserve sowohl betreffs der Formation als auch der Stellung, des Verbandes und der Verwendung selbständig, indem er sie als Ganzes eventuell einem eigenen Kommando unterstellte, sie zu einer einheitlichen Dispositionseinheit zur ausschließlichen Verfügung des Feldherrn erhob und sie je nach Maßgabe der Umstände zu den verschiedensten Zeitpunkten, in allen erdenklichen Gruppierungen und zu den diversesten Zwecken formierte und einsetzte. Sie hatte bis dahin keine andere Aufgabe gekannt, als die Ausfüllung von Lücken und die Ablösung ermüdeter oder erschütterter Truppen; die Begriffe des bewußten Zurückhaltens einer intakten Kraft für den Moment der Entscheidung, für das Vorreißen der kämpfenden Abteilungen, für die Abwehr im Augenblicke der Krisis und den planmäßigen Gegenangriff, desgleichen die Verwendung der Reserve in einer Aufnahmsstellung beim Rückzuge, kurz überhaupt das Prinzip, daß dem Feldherrn auch nach auf der ganzen Linie entbrannter Schlacht noch geschlossene, für die verschiedensten unvorhergesehenen Aufgaben fähige Einheiten zur Verfügung bleiben und ihm daher auch während des Kampfes eine fortlaufende Einflußnahme auf den Verlauf desselben sichern — dieses Prinzip, das heute selbstverständlich scheint und das Grundwesen moderner Kriegführung bildet, ist das Werk und das Verdienst des Feldherrn Caesar.

Überhaupt war es Caesars beständiges Bestreben, das ganze System beweglicher, freier, vom Terrain unabhängiger zu machen, sowie den Einfluß des Feldherrn auf die Truppen auch während des Kampfes zu wahren und zu steigern;

er gewöhnte dadurch seine Soldaten, jederzeit auf neue, in keiner traditionellen Schablone enthaltene Bewegungen gefaßt zu sein und durch die Anordnung bisher noch nicht dagewesener Evolutionen in keinem Momente überrascht und aus der Haltung gebracht zu werden. Und wirklich brachte er mit seiner Armee, gerade was die Beweglichkeit des Systems anbelangt, wahre Kunststücke fertig, die ihm schon durch die Verblüffung des Feindes einen großen Vorteil in die Hand spielten.

Die Antesignanen.

Die einzige auch formelle taktische Neuschöpfung Caesars bildet die Institution der Antesignanen.

Schon vor Caesar hatte die römische Taktik das zerstreute Gefecht gekannt, doch war dieses nur von den leichtbewaffneten Hilfstruppen geübt und durchgeführt worden, während es den Legionen fremd war. Caesar erkannte die Zweckmäßigkeit dieser Gefechtsweise, zugleich aber auch die Unverläßlichkeit der stets minderwertigen Hilfstruppen, die überdies nicht immer bei der Hand waren; der Kampf in aufgelöster Formation schien ihm unter Umständen wichtig genug, um den Kern des Heeres, die Legionen, auch für denselben heranzuziehen. So schuf er diese neuen Abteilungen, die normal im Verbande ihrer Legionen blieben und nur im Bedarfsfalle vorgenommen und eventuell zu größeren Körpern vereinigt wurden. Jederzeit zur Hand, denkbar verläßlich und in jeder Kampfesweise gleichmäßig geübt, bildeten sie eine ideale Truppe der Handstreiche und sonstiger plötzlicher Unternehmungen vor allem in einem Terrain, das den Kampf in geschlossenen Formationen nicht zuließ.

Reiterei.

Hatte Caesar auf diese Weise seiner Hauptwaffe unter wesentlicher Beibehaltung der alten Formen eine weit höhere Verwendbarkeit und Vielseitigkeit verliehen, so ließ er seine Fürsorge nicht minder auch der Reiterei zu gute kommen. Diese spielte zur Zeit, als Caesar auf den Schauplatz trat, eine ziemlich klägliche Rolle; sie war das fünfte Rad am Wagen. Im Material recht minderwertig, der Linieninfanterie gegenüber anerkanntermassen wehr- und machtlos und daher für die Entscheidung ungeeignet, blieb ihre Verwendung meist auf einen primitiven Sicherungs- und Meldedienst, auf einflußloses Geplänkel mit der feindlichen Kavallerie auf irgend einem Flügel im Gefechte und schließlich auf die Verfolgung beschränkt.

Aufklärungsdienst.

Auch Caesar erkannte, daß die Verwendung der Reiterei als Schlachtenwaffe nicht mehr zeitgemäß war; aber er wies ihr eine neue Domäne und damit eine neue Zukunft zu: den Aufklärungsdienst. Bis zu einem gewissen Grad, d. h. auf den

unmittelbarsten Kundschaftsdienst beschränkt, hatte dieser Zweig kavalleristischer Tätigkeit bereits existiert; erst Caesar aber erhob ihn zu einem wichtigen, für die Reiterei in erster Linie notwendigen Ausbildungszweig, einem integrierenden Bestandteil geregelter Kriegführung.

Es brauchte ziemlich lange, bis Caesars Kavallerie diese Schulung mit Erfolg vollendet hatte; in den ersten Jahren des gallischen Krieges funktionierte der Aufklärungsdienst noch sehr mäßig. Später aber leistete diese Waffe, der Caesar auch bessere Elemente zuzuführen bestrebt war, in diesem Punkte ganz Vorzügliches und bot dadurch dem Feldherrn neuerdings hervorragende Chancen für den Erfolg.

Caesar als Stratege.

Neben den Taktiker Caesar stellt sich ebenbürtig der Stratege.

Die absolute Freiheit von jeder Schablone bildet auch hier — und hier vielleicht am allermeisten — das markanteste Symptom.

Initiative.

Der vornehmste, ja einzige Grundgedanke caesarischer Strategie war die Initiative; das wichtigste Mittel hiezu die Schnelligkeit.

Wo es ihm halbwegs möglich war, ließ er dem Feinde keine Zeit, einen eigenen Kriegsplan sich zurechtzulegen und das Gesetz zu diktieren. Den Lauf der Ereignisse sobald als möglich selbst in die Hand zu nehmen und den Feind in die strategische Defensive zu drängen war ihm erstes Prinzip. Und dies ohne Rücksicht auf das Kräfteverhältnis. So begann er das Riesenwerk der Niederwerfung Galliens mit einer Legion und mit derselben Handvoll Leute eröffnete er mit beispielloser Kühnheit den Kampf gegen die ganze römische Staatsgewalt. Und der Erfolg hat ihm Recht gegeben.

Dabei nahm er sich nie die Mühe, den Plan für einen ganzen Feldzug im vorhinein zu entwerfen. Ihm handelte es sich nur darum, durch sofortige Initiative den Feind zu veranlassen, das zu tun, was ihm konvenierte. Damit hatte er den halben Sieg in Händen; das weitere gab sich dann von selber. Ein definitiver starker Entschluß, im entscheidenden Moment selbst gefaßt und unmittelbar ausgeführt, galt ihm mehr als zehn zur Sicherheit im vorhinein vorbereitete Eventualitätspläne und hatte den Vorteil, daß er dabei nicht mit unklaren und unvorhergesehenen Ereignissen zu rechnen brauchte, die den schönsten Plan durchkreuzen und illusorisch machen konnten.

Hatte er einen konkreten Plan gefaßt, so verstand er es, denselben den jeweiligen Verhältnissen anzupassen, dabei niemals vergessend, daß diese Verhältnisse jeden Augenblick sich ändern können und jederzeit bereit, in diesem Falle auch seinen Plan entsprechend zu ändern, ohne dabei — und hierin liegt das Geheimnis des Genies — die Initiative aus der Hand zu geben. Unbedenklich warf er seinen schönsten Plan über den Haufen, wenn ein ungeahntes Ereignis ihm plötzlich die Erreichung seines Zieles auf anderem Wege rascher oder leichter erscheinen ließ, als er vorher hatte vermuten dürfen. Bei seinen Maßregeln war Halbheit und Schwanken nicht mehr ausgeschlossen wie verbissenes Festhalten. Und eben diese geschickte Ausnützung jedes Vorfalles und Umstandes, ohne sich dabei von den Vorfällen und Umständen bestimmen zu lassen, kennzeichnet jene höchste Stufe der Feldherrnkunst, die Caesar wie kein anderer erreicht hat und worin ihm unter allen seinen Nacheiferern Napoleon I. am nächsten gekommen ist.

Schnelligkeit.

Caesars wichtigstes Mittel zur Erzwingung der Initiative war die Schnelligkeit. Nie verlor er auch nur die kürzeste Zeit durch Schwanken, durch Entschlußlosigkeit oder planloses Zuwarten; niemals zögerte er auch nur einen Augenblick mit der Durchführung des einmal gefaßten Entschlusses. Die förmlich explosive »Schnellkraft« seiner Offensive ist typisch geblieben bis auf den heutigen Tag. Er hielt nicht viel von der Geheimtuerei; und doch erfuhren seine Feinde nie früher seine Absichten, als bis er sie ihnen mit dem Schwerte zu fühlen gab.

Gänzlich unbekannt war ihm jene falsche Gewissenhaftigkeit, zur Bekräftigung des eigenen guten Rechtes die schließlich doch als unvermeidlich erkannten Feindseligkeiten bis zum äußersten Termin zu verschieben und dadurch dem Gegner naturgemäß die Initiative freiwillig zu überlassen, um auf diese Weise eben das eigene gute Recht der besten Chancen zu berauben.

Unter gleichen Verhältnissen war er immer mit seinen Rüstungen zuerst fertig. War dies infolge politischer oder lokaler Verhältnisse ausgeschlossen, so begann er lieber mit einem ganz geringen Bruchteil seiner Kraft den Krieg, warf den überraschten Feind im ersten Anprall in die Defensive und hielt ihn so lange hin, bis er die nötige Truppenmacht zum Auskämpfen der Entscheidung beisammen hatte. Seine Gegner kannten ihn von dieser Seite; und doch wußte er sie immer wieder zu überrumpeln.

Nie ließ er sich zur Entscheidungsschlacht zwingen, wenn er mit Rücksicht auf das Kräfteverhältnis eine solche nicht für ratsam hielt. Er wußte dann durch Ausnützung der hohen Manövrierfähigkeit seiner Truppen den Gegner so lange an der Nase herumzuführen, bis ihm die Annahme der Schlacht konvenierte. Dann aber zögerte er keinen Augenblick, außer — und dies ist eine besondere Spezialität Caesars — er hatte begründete Hoffnung, die feindliche Armee ohne Schlacht außer Gefecht setzen zu können. Dieses Kunststück, intakte und überlegene feindliche Armeen ohne Schwertstreich im offenen Felde matt zu setzen, hat ihm in annähernd gleicher Vollendung keiner nachgemacht in der Geschichte. Caesar wendete dieses Mittel an, wo er konnte und hatte seine guten Gründe. Vor allem war ihm an der Erhaltung seiner Armee unendlich viel gelegen und er wollte ihr die auch in einer siegreichen Entscheidungsschlacht unvermeidlichen Verluste so viel als möglich ersparen. Dann rechnete er speziell während des Bürgerkrieges stets mit der Möglichkeit, Teile der feindlichen Truppen unter dem Eindrucke seiner Erfolge mit den seinigen zu vereinen und es war ihm daher daran gelegen, jene für sich zu schonen. Die Entscheidung.

Kam es aber zur Schlacht, dann wußte er auch alles aufzubieten, um einen wirklich entscheidenden Erfolg zu erringen. Mit ihr beendete er ohne Ausnahme den Feldzug; ohne Ausnahme hatte die feindliche Armee nach geführtem Schlage aufgehört zu existieren. Sieg und Niederlage.

Während keine feindliche Armee eine ihr von Caesar beigebrachte Niederlage zu überdauern imstande war, verstand er selbst nach den wenigen Mißerfolgen, die er zu erleiden gehabt, jederzeit sofort wieder intakt dazustehen und dem Feinde mit überraschender Schnelligkeit alle Früchte seines Erfolges zu rauben. Stets wußte er in so einem Falle sein weiteres Verfahren derart einzurichten, als sei er gar nicht geschlagen; der moralische Eindruck war es, auf den es ihm hiebei vor allem ankam. Daß der Feind seine Armee, auch wenn er sie aus dem Felde geschlagen, nicht vernichten konnte, dafür bürgte ihm die hohe qualitative Überlegenheit, vor allem aber die großartige Manövrierfähigkeit seiner Truppen; seine Fürsorge richtete sich dann vor allem darauf, bei diesen das Vertrauen nicht erschüttern, das Gefühl der Niederlage nicht aufkommen zu lassen. Den notwendig gewordenen Rückzug wußte er jedesmal so durchzuführen, daß er weniger einem Rückzug, als vielmehr

einer neuen Angriffsbewegung glich, und er ergriff jede Gelegenheit, auch hiebei durch kleine offensive Unternehmungen das Selbstvertrauen seiner Truppen aufrecht zu erhalten. Im Handumdrehen hatte er dann die momentan verlorene Initiative wieder an sich gerissen, und ehe der über den eigenen Erfolg verblüffte Feind irgend etwas Entscheidendes zur Verfolgung seines Sieges unternehmen konnte, sah er sich bereits um alle Früchte desselben gebracht und unter weit ungünstigeren Umständen zur neuerlichen Auskämpfung der Entscheidung gezwungen.

Quantität und Qualität der Truppen.

Caesar war während seiner ganzen Feldherrnlaufbahn seinen Gegnern gegenüber numerisch meist in der Minderzahl; charakteristischer Weise auch dann, als er bereits über mehr Mittel und Material verfügte als jene. Den Ausgleich besorgte seine intellektuelle Überlegenheit und die Qualität seiner Truppen. Letztere konnte im Zeitalter des Nahkampfes begreiflicherweise viel leichter ein numerisches Mißverhältnis ausgleichen als in unserer Epoche der Feuerwaffen, wo es in erster Linie auf die Waffe und erst in zweiter auf den ankommt, der sie führt. Der Grundsatz, »man kann für die Entscheidung nie stark genug sein«, hatte — wenigstens in rein quantitativer Auffassung — damals eben lange nicht dieselbe Bedeutung wie heute. Caesar hatte es merklich im Gefühl, wie stark er dem jeweiligen Gegner entgegentreten mußte; ein Überschreiten einer gewissen Kraft schien ihm mit der damit naturnotwendig verbundenen Einbuße an Manövrierfähigkeit zu teuer erkauft. In keiner seiner Schlachten verwendete er mehr als acht Legionen, auch dann nicht, wo er über die dreifache Anzahl faktisch gebot; freilich vereinigte er auf dem Schlachtfelde die besten seiner Truppen.

Charakteristisch ist es auch, daß Caesar seine alten Veteranenlegionen auch in späterer Zeit nicht ergänzte, trotzdem sie im Laufe der furchtbaren Kriege durchwegs auf einen lächerlich niedrigen Stand zusammengeschmolzen waren und lieber eine Anzahl neuer Legionen aufstellte; ebenso sah er bei diesen Neuaushebungen stets auf eine möglichst große Zahl wenn auch relativ schwacher Truppenkörper. Mag in ersterem Falle auch die gerade dazumal gewiß berechtigte Absicht mitgewirkt haben, die exzeptionell hohe Qualität dieser Kerntruppen durch eine nachträgliche Standesergänzung nicht herabzudrücken, so geht doch aus allen diesen Maßregeln hervor, daß Caesar bei nachdrücklicher Wahrung der inneren Homogenität der Truppenkörper lieber über möglichst viele, wenn auch schwächere

Dispositionseinheiten verfügte, als über wenige, wenn auch stärkere; und es ist gewiß nicht ohne Interesse, hier Caesars Standpunkt in einer Frage zu erkennen, die seit jeher in den verschiedensten Formen die militärischen Organisatoren beschäftigt hat und noch beschäftigt.

Das Terrain.

Ein weiteres wesentliches Mittel zum Kräfteausgleich fand Caesar in der Ausnützung des Terrains. Je größer der numerische Unterschied, desto mehr mußte das Terrain herhalten. Besonders dann, wenn es sich darum handelte, mit ganz geringen Kräften eine weit überlegene feindliche Armee bis zum Eintreffen eigener Verstärkungen hinzuhalten oder aber ohne Schlacht mit ihr fertig zu werden, wußte Caesar, der große Meister im rückhaltslosen Drauflosgehen, zur Abwechslung ein wahres Kabinettstück eines Positionskrieges zu liefern und nie gelang es dem Feinde, bei noch so großer Überlegenheit, ihn in die Enge zu treiben und in die starre Defensive zu drängen.

Das Erzwingen der Entscheidung und der Positionskrieg.

Hier trat noch eine nicht zu übergehende Erscheinung in Wirksamkeit. Als im Laufe der Zeit Caesars eminente taktische Überlegenheit, seine bewährte Unbesiegbarkeit auch von seinen Gegnern rückhaltslos hatte anerkannt werden müssen, verfielen dieselben folgerichtig auf den Versuch einer Kriegführung unter Vermeidung einer großen Entscheidung. Und hiefür bot die damalige Kampfweise ungleich mehr Chancen als die heutige. Die Entscheidung lag im Nahkampf, dieser aber war weit abhängiger vom Terrain als der heutige Fernkampf. Spielt schon bei dem letztern die Überhöhung eine bedeutende Rolle, trotzdem die Kugel von unten hinauf ebenso trifft und tötet wie von oben herab und trotzdem die relative Höhendifferenz durch die größere Distanz der Gegner wesentlich gemildert erscheint, so war damals, wo die lebendige Kraft im Zusammenprall das wichtigste, entscheidendste Moment bildete, die Überhöhung ganz unverhältnismäßig folgenschwerer als heute. Der direkte Angriff über einen ausgesprochen ansteigenden Hang gegen intakte Truppen war nahezu ausgeschlossen, ebenso der nicht entsprechend vorbereitete oder nicht überraschend durchgeführte Sturm auf Befestigungen ohne ganz unverhältnismäßige Übermacht. Die Schlachten wurden fast stets in der Ebene oder doch im flachen Hügellande geschlagen; ging einer nicht dorthin, so dokumentierte er damit, daß er nicht schlagen wollte. Und kannte man damals auch nicht jene lächerliche Karrikatur der Kriegführung, die später im Mittelalter üblich wurde und derzufolge die beiden Gegner Ort und Zeit der Schlacht im gegen-

seitigen Einvernehmen festsetzten, so war doch auch zu Caesars Zeit das stillschweigende Einverständnis beider Teile zur Schlacht ziemlich unerläßlich. Einen Gegner, der nicht schlagen wollte, unter halbwegs annehmbaren Verhältnissen zur Schlacht zu zwingen, war damals unverhältnismäßig schwieriger als heutzutage, überhaupt eines der schwierigsten strategischen Probleme*). Hier zu allermeist war eine Art Positionskrieg unvermeidlich.

So scharf Caesars Blick im Beurteilen des Terrains, so groß seine Geschicklichkeit im Ausnützen desselben war, so klebte er doch nie daran. Wie er seine Truppen taktisch vom Terrain möglichst unabhängig zu machen verstanden hatte, so wurde ihm auch der Positionskrieg nie zum Selbstzweck und nie führte er ihn auch nur einen Augenblick länger, als sein Zweck, die Möglichkeit einer günstigen Entscheidung zu erzwingen, es erheischte.

Strategische Punkte und Linien.

Für den Wert strategischer Punkte und Linien hatte Caesar volles Verständnis und wußte solche seinen Zwecken in ausgiebigster Weise dienstbar zu machen. Die strategische Basis wurde jederzeit zweckmäßig gewählt und gesichert, strategische Punkte, welche den Verlauf des Feldzuges beeinflussen konnten, mit scharfem Blick erkannt und rechtzeitig und ausgiebig besetzt. Aber Caesar machte sich nie von ihnen abhängig, hing nie das Gelingen einer Operation an den Bestand dieser Elemente. War eine Basis verloren oder unbrauchbar geworden, so wurde eine neue geschaffen; ging ein wichtiger Punkt in Besitz des Feindes über, so wurde einfach derart weiter operiert, daß dieser Punkt seine Wichtigkeit verlor und seine Besitznahme für den Feind ohne Vorteil blieb.

Besondere Leistungen.

Bei Ausführung seiner Pläne liebte Caesar verblüffende, noch nicht dagewesene Leistungen zu vollbringen, zunächst wegen des damit verbundenen moralischen Eindruckes, auf den er, wie alle großen Feldherrn, überaus viel hielt, dann wegen der Überraschung, die er mit solchen Mitteln dem Gegner bereiten konnte. In diese Kategorie gehören seine technisch ans Unglaubliche grenzenden Rhein-Übergänge, die waghalsigen britannischen Expeditionen und die mitten im Winter forcierten Überschreitungen der Alpen und Cevennen.

Caesars »Glück«.

Unglaublich weit ging Caesar in der tollkühnen Einsetzung seiner eigenen Person. Nicht nur, daß er mehr als einmal in

*) Wie wirksam die Methode des Versagens der Schlacht im Altertum werden konnte, erhellt daraus, daß sie gegen einen der größten Feldherrn aller Zeiten, gegen Hannibal, zu vollem Erfolge geführt hat.

kritischen Momenten selbst zum Schwerte griff und im dichtesten Kampfgewühl focht; er vertraute seine Person auch in den gefährlichsten Gegenden einer minimalen Bedeckung an. Sein Ritt durch das insurgierte Gallien zu den abgeschnittenen Legionen im Jahre 52 v. Chr.; der anekdotenhafte Versuch, verkleidet in einem Fischerkahne mitten durch die feindliche Flotte im Sturme über das Adriatische Meer zu setzen, um seine säumigen Legionen nachzuholen; die wilde Hetzjagd hinter dem flüchtigen Pompejus durch die von der feindlichen Flotte beherrschten Meere — alle diese Beispiele lassen Caesars sprichwörtlich gewordenes Vertrauen zum Glück erkennen, das auch in seiner eigenen Darstellung immer und immer wieder durchklingt. Und dieses Verlassen auf das Glück ist schließlich nichts anderes als das starke, überzeugte Vertrauen zur eigenen weltgeschichtlichen Bestimmung; Caesar mochte das feste Bewußtsein haben, daß aus historischer Notwendigkeit alles, auch das Gewagteste, glücken mußte, was er in Verfolg seiner klar erkannten Aufgabe unternahm; dieser Sinn liegt in den Worten, die er jenem Schiffer im Augenblicke der höchsten Gefahr zurief: »Fürchte nichts, du fährst Caesar und sein Glück!«

Der psychologische Kontakt mit den Truppen.

Wie Caesar die ganze Materie des Kriegswesens souverän beherrschte, so verstand er auch die Menschenseele zu leiten wie kein zweiter. Er besaß jene seltene Menschenkenntnis, die jedem großen Staatsmann zu eigen sein muß, ohne welche die genialsten Ideen und Entwürfe nicht praktisch durchgeführt werden können und er wußte dieselbe auch als Feldherr seinen Zwecken dienstbar zu machen. Die unvergleichliche Qualität seiner Armee beruhte in erster Linie auf dem innigen psychologischen Kontakt, der zwischen Führer und Truppe bestand. Seine Soldaten hatten nicht nur unbegrenztes Vertrauen in seine Fähigkeit; sie waren ihm auch unbedingt ergeben und er konnte mit ihnen tun, was er wollte. Er wußte sie auch zu behandeln. Unerbittlich streng im Dienst, extrem in seinen Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit, wendete er ihnen, wo der Dienst es gestattete, alle denkbare Annehmlichkeit und Nachsicht zu. Pedantische Sekkaturen im inneren Dienst, sowie den Begriff einer marionettenhaften »Vorschriftsmäßigkeit« kannte er nicht und eine gewisse Stutzerhaftigkeit, die ihm selbst nie ganz fremd war, sah er auch bei seinen Leuten nicht ungern; bekannt ist sein Ausspruch, seine Soldaten verstünden auch pomadisiert sich gut zu schlagen. So groß aber auch die Anforderungen

waren, die er, wenn es sein mußte, an sie stellte, so ließ er sie doch jederzeit merken, daß er von seinen Legaten und Tribunen ebenso streng den Dienst fordere wie vom letzten Soldaten und mit sich selbst am allerwenigsten eine Ausnahme mache; und wenn er schier Unmögliches von ihnen verlangte, so ließ er deutlich durchblicken, daß er ihnen eben mehr zumuten zu können glaube als andern Truppen und hob damit ihr Selbstbewußtsein und ihre Arbeitsfreude.

Die meisten seiner Leute persönlich kennend, bewahrte er ihnen stets seine vollste Fürsorge, seine jederzeitige Bereitwilligkeit, sie zu schützen und, wenn es sein mußte, zu rächen. Bei aller Schärfe der Anforderung setzte er doch nie das Leben auch nur eines Einzigen ohne wirkliche Notwendigkeit aufs Spiel; und wenn er dann dort, wo es am Platze war, vom Soldaten das Äußerste verlangte, dann stand dieser auch unter dem moralischen Zwange, für seinen Feldherrn sein Alles bis zum letzten Blutstropfen zu opfern.

Caesar behandelte die Armee stets als die spezifisch seinige, als eine Art Leibgarde, der er unbedingt vertraute und unter deren Schutze er sich jederzeit vollkommen sicher fühlte; daß er hiebei einer einzelnen Legion noch eine besonders begünstigte Stellung anwies und überhaupt eine zwar nicht offiziell ausgesprochene, aber faktisch anerkannte und respektierte Rangseinteilung der Truppenkörper nach ihrer Dienstzeit und der Zahl der mitgemachten Feldzüge zur Geltung brachte, entfachte nur eine zweckdienliche Rivalität, steigerte in den Augen des Soldaten den Wert kriegerischer Taten und gab auch seinem ideellen Streben ein konkretes Ziel.

Aber auch durch materielle Ziele wußte Caesar die Armee an sich und seine Sache zu fesseln. Der Soldat erhielt reichlichen Sold und seinen guten Teil an der Beute, oft die ganze; er wußte, daß er noch mehr bekommen werde, wenn der Krieg einmal zu Ende war. Er kämpfte für Caesar, weil er seinen Feldherrn liebte und ihm vertraute, aber auch weil dieser Feldherr für eine Sache focht, für die er die Armee zu interessieren und zu begeistern verstanden hatte. Und wie der Soldat das Bewußtsein haben mußte, daß vom Ausgange des Krieges für ihn selbst ebensoviel abhing wie für Caesar, so fühlte er diese Gemeinsamkeit der Interessen auch in der Behandlung, die ihm der Feldherr zuteil werden ließ.

In schweren Kämpfen geübt und gestählt, von seltenster Tapferkeit, Abhärtung, Leistungsfähigkeit und Kriegserfahrung,

von unerreichter Vollkommenheit in konstanter Marsch- und Gefechtsbereitschaft, waren diese Truppen sich ihres Wertes wohl bewußt. Sie waren stolz darauf, Caesars Soldaten zu heißen, weil sie wußten, welch hoher Begriff an diese Bezeichnung sich knüpfte. Freilich konnte eine so vollkommene Waffe auch nur ein vollendeter Meister handhaben; und eben diese höchste Meisterschaft bewies Caesar in den kritischen Momenten. Die Art und Weise, wie er die drohende Meuterei in Vesontio im Keime erstickte und später der großen campanischen Revolte ein Ende machte — das sind psychologische Meisterstücke, die ihresgleichen in der Geschichte nicht haben.

* * *

Das ist die Charakteristik dieses Feldherrn und seiner Armee, die zusammen als das glanzvollste Bild in der gesamten Reihe kriegsgeschichtlicher Epochen uns entgegentreten. Sie müssen als ein untrennbares Ganzes betrachtet werden; diese idealste aller Armeen ist undenkbar ohne die Persönlichkeit dessen, der sie geschaffen, und Caesars Feldherrnbild wäre unvollständig ohne den Hintergrund seines Heeres, dessen Ruhmesglanz auf seinen Schöpfer zurückstrahlt. Und doch zeigt uns dieses herrliche Bild nur einen Bruchteil jener einzig großen Individualität, welche vor zweitausend Jahren die Welt in jene Bahnen gelenkt, die sie heute noch wandelt.

Das römische Kriegswesen zur Zeit Caesars.*)

Rom dankte seine Weltmachtstellung seinem Heere.

Nicht, daß der römische Soldat als solcher dem der anderen Nationen gar so überlegen gewesen wäre; aber jene tief im Volksgeiste wurzelnde und im Laufe der Jahrhunderte zu höchster Vollendung gelangte militärische Organisation war es, welche das Volk zu dem befähigte, was es geworden.

Taktik und Strategie erblicken ihr höchstes Ideal in der größtmöglichsten Einfachheit. Je einfacher, praktischer, je freier von jeder noch so gut gemeinten Künstelei, um so zweckmäßiger und erfolgbringender — das ist ebenso unbestritten, als leicht zu sagen und schwer zu befolgen. Und eben diese nüchterne Einfachheit entsprach so ganz dem römischen Volkscharakter und kam vielleicht nirgends anders mehr zur Geltung als gerade im Kriegswesen dieses Volkes.

Die Geschichte der römischen Kriegskunst zeigt in ihrer mehr als tausendjährigen Dauer das Bild einer organischen Entwicklung. Aus der ursprünglichen einfachen Phalanx bildete zu Beginn der historischen Zeit Camillus die sogenannte Manipeltaktik, die erste Form jenes für das römische Kriegswesen bleibend charakteristischen schachbrettförmigen Treffensystems, welches die römische Militärsprache als »quincunx«**) bezeichnet. Aus dieser Form bildete der große Reformator Marius durch Vereinigung der Manipel in Kohorten die beweglichere und übersichtlichere Kohortentaktik und schuf damit größere, der Einflußnahme des Feldherrn angepaßte

*) Es kann nicht Zweck dieses Abschnittes sein, das einschlägige Thema vollkommen zu erschöpfen oder gar sich in Diskussionen über die vielen strittigen Punkte, die es enthält, einzulassen; es soll vielmehr nur in tunlichster Kürze so viel hier Raum finden, als zum vollen Verständnis der Feldzüge selbst unbedingt nötig erscheint.

**) »quincunx« hieß die Fünfaugenfigur des Würfels

und eventuell selbständig verwendbare Dispositionseinheiten. Gleichzeitig hob er die bisherige Verschiedenheit in der Bewaffung der einzelnen Treffen auf und beseitigte damit eine Schablone von empfindlicher Schwerfälligkeit.

Caesar übernahm diese marianische Taktik, wie wir gesehen haben, ohne äußerlich viel an ihr zu ändern. Aber er verstand es, ohne die bisherigen Formen zu verletzen, ihnen einen neuen, ungeahnten Geist einzuflössen und hob damit die römische Kriegskunst auf jene Stufe der Vollkommenheit, wie sie mit Rücksicht auf die vorhandenen Mittel kein Volk der Welt früher oder später erreicht hat.

Die Organisation.

Das Material.

Ursprünglich war das römische Heer in seiner Hauptmasse ein reines Bürgerheer. Als jedoch mit der Ausdehnung des römischen Reiches der Truppenbedarf rapid stieg und gleichzeitig die moralische Dekadenz der Hauptstadt den Bürgerstand dem Kriegsdienste immer mehr entfremdete, nicht zum geringsten aber unter dem Einfluß der Bürgerkriege, für welche der einzelne Führer nicht ein exklusiv patriotisch gesinntes, sondern ein ausschließlich an seine Person gefesseltes Heer suchte — da vollzog sich innerhalb weniger Dezennien die Umwandlung der Bürgermiliz in ein Söldnerheer. Nicht, daß dieses Heer zum römischen Bürgerstande in einem Gegensatz gestanden wäre; noch bestand die Wehrpflicht für alle römischen Bürger zurecht; noch dienten vorwiegend wirkliche Römer darin, zum größten Teile Provinzialen, deren Vaterstädte das römische Bürgerrecht erlangt hatten. Und selbst denjenigen Soldaten, die ohne dasselbe in Reih und Glied traten, war die Erlangung des Bürgerrechtes durch den Einfluß des Feldherrn meist für früher oder später gesichert. Aber es war nicht mehr das Heer Roms. Die Armee diente nominell der Stadt, faktisch dem Feldherrn; sie schlug sich nicht für Roms Wohl und Wehe, sondern für den Sold, den der Feldherr ihr zahlte und für die Belohnungen, die er den Truppen für die Zeit der Entlassung in Aussicht stellte. Den höchsten Lohn bildete für die Nichtrömer allerdings die Verleihung des Bürgerrechtes, womit für sie und die Ihrigen unschätzbare Vorteile verbunden waren.

Das römische Heer zählte folgende Waffen- und Truppengattungen:

1. Die Legionsinfanterie;
2. die leichte Infanterie;
3. die Kavallerie;
4. das Geschützwesen;
5. die technischen Truppen;
6. die Stabstruppen;
7. die Flotte.

Die Legionsinfanterie.

Die Legionen.

Die Legionen bildeten nicht nur den Kern, sondern auch die Hauptmacht der Armee; sie waren die »Hauptwaffe« damals ebenso, vielleicht noch prononcierter, als es die Linieninfanterie heute ist. Sie schlugen fast allein die Schlachten und entschieden sie ausnahmslos. Alle andern Waffen spielten hier nur die Rolle von Hilfswaffen.

Die römische Legion war in erster Linie die administrative Einheit des Heeres, sie bildete einen einheitlichen Truppenkörper mit seinem eigenen Ergänzungsbezirk, seinem Stab, seiner Nummer und oft einem besondern Beinamen; entsprach also in dieser Hinsicht ziemlich unserem Regimente, wenn sie auch im Vergleiche zu der Stärke der damaligen Armeen relativ viel stärker war.*)

Die Rolle der Legion als taktische Einheit war eine beschränkte, etwa ebenso wie heute die des Regiments; dies geht auch aus dem Mangel eines einheitlichen taktischen Kommandos hervor. Die geläufige taktische Dispositionseinheit bildete die Kohorte.

Gliederung der Legion.

Die Legion gliederte sich in 10 Kohorten, die in ihrer taktischen Bedeutung genau unserem Bataillon entsprechen. Die erste Kohorte jeder Legion bildete eine Art Elitetruppe — etwa wie unsere ehemaligen Grenadierbataillone. Sie hatte die besten Unteroffiziere und ihr war der Adler anvertraut. Später (unter Caesar nicht) war sie auch numerisch stärker als die übrigen.

*) Die Legion mit unserer Truppendivision zu vergleichen, wie vielfach geschieht, wäre nur in ihrer relativen Stärke begründet. Die Behauptung, daß sie eine aus allen Waffengattungen bestehende Einheit bildete, gilt wohl für die spätere Kaiserzeit, nicht aber für die Caesars, wo sich nicht nur nicht Geschütze, sondern auch nicht Kavallerie als zum Stande der Legionen gehörig nachweisen lassen. Nur selbständig detachierte Legionen erhielten Reiterabteilungen fallweise zugeteilt.

Die Kohorte zerfiel in 3 Manipeln, der Manipel in 2 Centurien.

Zu Caesars Zeit stellte jede Legion eine Anzahl Antesignanen, d. h. im zerstreuten Gefecht ausgebildete Mannschaft (300 pro Legion?) auf. Dieselben waren bei den ersten 4 Kohorten eingeteilt und wurden nach Bedarf vorgezogen und zu größeren Abteilungen vereinigt. Am Marsche trugen sie kein Gepäck, um stets gefechtsbereit zu sein. Die Antesignanen.

Der Sollstand der Legion war 6000 Mann, daher der der Kohorte 600, des Manipels 200, der Centurie 100 Mann. Diese Stärke wurde jedoch im Zeitalter der Bürgerkriege niemals auch nur annähernd erreicht. In Caesars Heer sank nach den vielen blutigen Kriegen der Stand einzelner Legionen oft bis weit unter die Hälfte des Sollstandes.*) Hier mußte nun die Qualität ersetzen, was an Quantität fehlte. Standesverhältnisse.

An der Spitze der Legion standen 6 Kriegstribunen, die sich im Kommando abwechselten. Diese für moderne militärische Begriffe etwas befremdende Institution wird daraus verständlich, daß die Legion eben in erster Linie eine administrative Einheit war. Taktisch disponierten im Verbande die höhern Kommandanten (Legaten) doch mit den Kohorten; wo ein selbständiges Kommando notwendig schien, so insbesondere bei detachierten Legionen, wurde stets ein Legat oder besonders erprobter Tribun speziell und ausdrücklich damit betraut. Kommandoverhältnisse.

An der Spitze der Abteilungen und Unterabteilungen standen die Centurionen. Der ältere Centurio des Manipels befehligte zugleich diesen, der älteste Manipelkommandant die Kohorte. Der Kommandant der ersten Kohorte (primipilus) war der ranghöchste Centurio der Legion und genoß gewissermaßen eine Ausnahmsstellung. In gleichem Range stand der Adlerträger (aquilifer).

Zu Caesars Zeit waren alle Kohorten gleichmäßig bewaffnet und ausgerüstet. Bewaffnung und Ausrüstung.

Der Soldat trug ein kurzes Unterkleid (tunica), darüber einen leichten, mit Metallplatten oder Ringen verstärkten Lederpanzer (lorica), Helm (galea) und den hohen, rechteckigen, zylindrisch gewölbten, hölzernen, mit Leder überzogenen, mit Metall beschlagenen Schild (scutum). Als Mantel diente die Lagerdecke (sagum). Die Waffen waren ein schwerer, in Holz gefaßter Wurfspeer (pilum) mit weicher Eisenspitze, die

*) Die VI. Legion nach dem alexandrinischen Krieg bis unter 1000 Mann.

sich beim Eindringen verbog, dann das kurze, breite, zweischneidige und mit einer Spitze versehene, zu Hieb und Stich geeignete Schwert (gladius).

Während des Marsches wurde der Helm (mit versorgtem Federbusch) an einem Riemen auf der Brust, der Schild über der linken Achsel getragen, beide in einem Überzug. Das Schwert trug der Mann rechts, der Offizier, der keinen Schild hatte, links.

An den Füßen trugen die Legionare schwere, eisenbeschlagene Sandalen (caligae).

Als Gepäck trug der Mann eine Art bündelartigen Tornister, den sogenannten »marianischen Maulesel« (mulus marianus), worin sich der Proviant für einige Tage, Kleidungsstücke, Kochgeschirre, Werkzeuge, ferner je 1 Schanzpfahl befand. Das Gewicht dieses Tornisters kam auf zirka 20 *kg*. Einschließlich der Waffen trug der römische Soldat zirka 40 *kg*. Vor dem Gefechte wurde das Gepäck stets abgelegt.

Die Spielleute hatten entweder gerade Trompeten (tuba) oder gebogene Hörner (cornu und buccina). Sie trugen keine Waffen, dafür phantastische Tierfelle über Kopf und Nacken; ebenso die Feldzeichenträger.

Feldzeichen. Als geheiligtes Symbol führte die Legion den Adler (aquila), der in jeder Beziehung die Bedeutung unserer Fahne hatte. Er war der ersten Kohorte anvertraut.

Die Kohorten führten ebenfalls ein Feldzeichen (signum), meist eine Hand auf einem Stabe.

Truppenkörper oder Abteilungen, die sich bei irgendeiner Gelegenheit besonders hervorgetan, erhielten das Recht, besondere Figuren an den Feldzeichen zu führen oder die verliehenen Auszeichnungen an denselben zu tragen.

In der römischen Militärsprache wurde der Name des Feldzeichens auch häufig für die betreffende Truppe angewendet, besonders in statistischen Aufzählungen; also »aquilae« für Legionen, »signa« für Kohorten.

Train. Der Train der Legionen bestand mit Rücksicht auf die oft höchst problematischen Kommunikationsverhältnisse größtenteils aus Tragtieren. Die Zahl der Tragtiere der Legion kam auf 600 Stück. Sie trugen die schweren Zelt- und Lagergeräte, den größten Teil der Verpflegsvorräte, Werkzeuge, sowie die persönliche Bagage der Offiziere und Soldaten.

Die leichte Infanterie.

Die leichte Infanterie bestand aus Hilfstruppen, d. h. Kontingenten nichtrömischer, also unterworfener, abhängiger oder befreundeter Völkerschaften. Sie spielte eine durchaus inferiore Rolle; ihre Zahl wechselte außerordentlich. Ergänzung.

Ihre Bewaffnung war nach ihrer Herkunft und den Gebräuchen ihrer Heimat verschieden; es gab balearische Schleuderer, kretensische und numidische Bogenschützen etc. Bewaffnung

Sie gliederten sich zumeist nach ihrer Bewaffnung in Kontingente; innerhalb derselben wurde ab und zu auch die Kohorteneinteilung durchgeführt. Bei sehr kriegerischen und an die spezifisch römische Kriegsweise bereits assimilierten Völkern wurde von Haus aus die Kohortengliederung angenommen, so bei den Spaniern. Gliederung.

Die Verwendung der leichten Infanterie war eine mannigfache, aber ziemlich untergeordnete; sie diente zur Deckung von Etappenlinien, zu Demonstrationen, zur Einleitung des Gefechtes, zur Verfolgung, zur Sicherung, schließlich zu Handstreichen und anderen ähnlichen Unternehmungen, hauptsächlich in einem Terrain, das die geschlossene Gefechtsweise der Legionen minder begünstigte. Für letztere Zwecke schuf sich übrigens Caesar, wie mehrfach erwähnt, die verläßlicheren Antesignanen. Verwendung.

Eine spezielle Verwendung einzelner leichter Kontingente bildete der gemeinsam (gemischt) mit der Kavallerie durchgeführte Kampf.

Die Kavallerie.

Ursprünglich hatte sich die römische Kavallerie aus der Elite der vornehmen Jugend Roms ergänzt. Zu Caesars Zeit waren aber diese Tage längst vorüber. Dazumal bestand auch die Kavallerie nahezu ausschließlich aus gestellten Hilfskontingenten, zum geringern Teile aus angeworbenen germanischen Abteilungen, welch letztere stets eine Art Elitetruppe bildeten und auch als solche verwendet wurden. Ergänzung.

Das Pferdematerial brachten die Kontingente mit; wenn dasselbe, wie bei den germanischen Truppen, zu minderwertig war, erhielten sie besseres zugewiesen. Als das beste Pferdematerial galt das spanische; auch die Gallier hatten sehr edle Pferde, anscheinend größtenteils aus Spanien importierte. Pferdematerial.

Gliederung und Kommando-verhältnisse.

Die Kavallerie gliederte sich innerhalb der Kontingente in Alen zu etwa 400 Pferden, diese in Turmen zu 33 Pferden, die Turma in 3 Decurien.

An der Spitze größerer Kavalleriekörper stand ein Reitergeneral (praefectus equitum). Wurden sehr große Massen vereinigt oder operierten sie selbständig, so übernahm wohl auch ein Legat das Kommando.

Bewaffnung.

Die Bewaffnung bestand aus Stoß- und Wurflanzen (letztere mit einer Wurfweite bis 100 Schritt) und langen, schmalen Schwertern; sie trugen meist Helme (cassis) und kleine, ovale Schilde (parma), hatten auch Sporen; die Pferde trugen eine unserem Wischzaum entsprechende Zäumung und einen Sattel ohne Bügel. Doch gab es leichte Kontingente, die ohne Sattel, ja selbst ohne Zäumung ritten.

Feldzeichen. Verwendung.

Als Feldzeichen führte die Kavallerie Standarten (vexilla).

Ihre Verwendung fand die Kavallerie insbesondere zu Caesars Zeit in erster Linie im Aufklärungsdienst, dann zur Sicherung am Marsche und im Lager, zur Beunruhigung des Feindes und Störung seiner Märsche, zur Requisition und Fouragierung und schließlich in großem Stile zur Verfolgung. Als Schlachtenwaffe war sie nicht von Bedeutung. Es ist bezeichnend für den hohen Stand der Kriegskunst jener Zeit, daß der Grundsatz, eine gut geschulte, intakte Linieninfanterie hätte eine noch so übermächtige Kavallerie nicht zu fürchten, schon damals allgemeine Geltung hatte. Die Verwendung der Reiterei in der Schlacht entsprach demnach so ziemlich der heutigen: Aufklärung des feindlichen und Verschleierung des eigenen Anmarsches, einleitendes Geplänkel mit den feindlichen Vortruppen, dann während der Schlacht ein für deren Verlauf meist wenig maßgebendes Gefecht mit der gegnerischen Kavallerie irgendwo am Flügel, sodann, wenn sich Gelegenheit ergab, Versuche zu Rücken- und Flankenangriffen auf erschütterte oder frontal stark engagierte Infanterie und schließlich die Verfolgung.

Die Geschütze.

Geschütztypen.

Das Geschützwesen war bei den Römern auf griechischer Basis ziemlich ausgebildet und fand nicht nur im Festungskrieg, sondern auch im freien Felde Verwendung. Es gab demzufolge verschiedene Geschütztypen, die allerdings so ziemlich alle nach einem System konstruiert waren. Im allgemeinen bezeichnete

man die leichtern Typen als »Katapulten«, die schwereren als »Ballisten«. Beide waren nach der Art riesiger Armbrüste konstruiert, aus Holz, mit aus Tauen gedrehter Sehne, und wurden teils von Hand aus oder mit einfachen Hebeln, teils mittels Flaschenzügen gespannt.

Die leichtere Katapulte schoss Pfeile und Wurfspieße (scorpio) unter wechselndem Abgangswinkel mit großer Präzision bis auf 600 Meter; die schwere Balliste große Metallkugeln, Steine, sowie mit eisernen Spitzen versehene Balken von großer Durchschlagskraft meist unter dem konstanten Abgangswinkel von 45 Grad bis auf 750 Meter.

Bei der Armee wurden Geschütze in zerlegtem Zustande oder doch das vorgearbeitete Material zu ihrer Herstellung stets mitgeführt.

Im allgemeinen dienten die Katapulten vornehmlich zum Beschießen lebender Ziele, die Ballisten zum Demolieren und Breschieren von Mauern etc. Verwendung.

In der gewöhnlichen Offensivschlacht fanden sie zu Caesars Zeit nur ausnahmsweise Verwendung; dagegen spielten sie im Positionskrieg bereits eine große Rolle, hauptsächlich aber im Festungskrieg sowohl auf Seite des Angreifers wie des Verteidigers, endlich auch auf der Flotte im Seekriege.

Bedient wurden die Geschütze in der Regel von Legionaren. Bedienung.

Die technischen Truppen.

Die technischen Truppen (fabri) spielten bei Caesar eine ganz hervorragende Rolle und ihre Leistungsfähigkeit war eine erstaunliche.

Welchen Stand sie hatten, läßt sich auch nicht annähernd bestimmen. Sehr zahlreich dürften sie nicht gewesen sein; übrigens hatte jede Legion ihre speziellen Infanteriepioniere und Professionisten, welche nach Bedarf zu gemeinsamer Arbeit mit den eigentlichen Stabspionieren herangezogen wurden. Da außerdem der römische Legionar in allen Arten militär-technischer Arbeiten unverhältnismäßig mehr ausgebildet war als heute der Infanterist, so erklärt sich die ganz unglaubliche Leistungsfähigkeit, welche die römischen Heere in dieser Beziehung bewiesen haben.

Die Hauptarbeit der fabri bestand wohl im Erzeugen und Herrichten von Waffen. Wenn man bedenkt, daß eine der Hauptwaffen der Legionen das Pilum war, welches in jeder

Schlacht verbraucht oder doch für den Augenblick unbrauchbar wurde und sofort ersetzt werden mußte, ehe die Reparatur der in Verwendung gestandenen möglich war, so erklärt sich hieraus schon die wichtige und umfangreiche Arbeit, die dabei den Professionisten erwuchs. Tatsächlich wurden jederzeit große Mengen von Eisen und Blei mitgeführt und in transportablen Schmieden verarbeitet.

Außer der Herstellung und Reparatur der Waffen und Rüstungen oblag ihnen auch noch die Durchführung oder wenigstens die Leitung aller technischen Verrichtungen und Bauten, so vor allem der Brückenbau. Was gerade Caesars Truppen auf diesem Gebiete leisteten, ist genugsam bekannt und stellt einen Rekord dar.

Ferner fanden die Pioniere Verwendung bei der Herrichtung von Befestigungen und Angriffswerken, sowie beim Schiffsbau; auch die Herstellung praktikabler Kommunikationen war in erster Linie ihre Aufgabe. Allerdings wurden sie, wie bereits erwähnt, in allen diesen Arbeiten seitens der Gesamtmasse der Truppen weit mehr unterstützt als dies heute der Fall ist.

An ihrer Spitze stand als Referent beim Oberkommando und Leiter der großen Arbeiten der »praefectus fabrum«.

Die Stabstruppen.

Die Contubernales.

Zu den Stabstruppen im engern Sinne (cohors praetoria) zählten vor allem die »Contubernales«, freiwillig dienende vornehme, oft sehr junge (16jährige) Römerjünglinge, welche hier ohne Charge und Kommando die Feldzüge mitmachten und wohl gelegentlich zu minder wichtigen Ordonnanzdiensten etc. verwendet wurden. Von irgend einem Nutzen für den Feldherrn waren die meisten von ihnen wohl nicht; doch fanden sich manche, die, nach zweijähriger Dienstzeit zum Offizier befördert, ein Kommando bekamen.

Stabsmannschaft.

Im Stabe befanden sich schließlich auch eine große Anzahl zur persönlicher Verfügung des Feldherrn und seiner Organe bestimmter Ordonnanzen, Liktoren, Offiziersdiener, Pferdewärter etc.

Die Leibwache.

Zu den Stabstruppen im weiteren Sinne zählte sodann die Leibwache des Feldherrn, falls er eine sich gebildet hatte; Caesar hatte in späteren Jahren eine solche aus Spaniern. Ferner dienten bei ihm die germanischen Reiter auch häufig in diesem Sinne, und vor allem die »Evocati«.

Die Evocati waren freiwillig über die gesetzliche Dienstpflicht längerdienende Legionare, die meist nach bereits erfolgter Entlassung vom Feldherrn fallweise, namentlich oder truppenkörperweise, zur Heeresfolge aufgerufen wurden. Sie genossen große Vorrechte, waren von allen schweren und niedrigen Arbeiten befreit, durften je 1 Pferd und mindestens einen Knecht halten und erhielten den anderthalbfachen Sold. Im Kampfe formierten sie entweder eine eigene Abteilung in unmittelbarer Nähe des Feldherrn oder wurden auf die wichtigsten Posten der Schlachtlinie verteilt, um durch ihr Beispiel auf die Truppen zu wirken. Als alte Soldaten hielten sie stets Kontakt mit den Truppen, aus denen sie hervorgegangen, und waren daher ein wichtiges Mittel in der Hand des Feldherrn, auf Stimmung und Gesinnung des Heeres Einfluß zu nehmen. Die Evocati.

Die höheren Kommanden.

In früherer Zeit, als das Heer noch eine exklusive Bürgermiliz darstellte, führten die Zivilbehörden in ihrem Wirkungskreise auch das militärische Oberkommando. Freilich mußte damals jeder Römer militärisch gründlich ausgebildet sein und die ununterbrochenen Kriege boten auch Gelegenheit genug zu dieser Ausbildung. Immerhin wurde mit der wachsenden Ausdehnung des Reiches und dem stetigen Aufschwunge des Kriegswesens der Bedarf an speziell militärisch gebildeten Führern immer dringender. Anfangs trug man diesem Bedürfnis dadurch Rechnung, daß man dem jeweilig kriegführenden Konsul oder Prokonsul als Feldherrn erprobte Unterbefehlshaber beigab; oder aber man wählte einen bewährten Feldherrn oft mit Umgehung der Gesetze in jenes Amt, dem im konkreten Falle die Kriegführung oblag; so wurde Marius im Cimbern- und Teutonenkriege gegen alles Recht sechsmal hintereinander Konsul. Im äußersten Falle griff man zur Diktatur. Der Feldherr.

Später begnügte man sich, den ausersehenen Feldherrn nicht erst zu jenem Amte zu wählen, sondern ihm nur eine analoge außerordentliche Machtbefugnis über das ganze Gebiet des Kriegsschauplatzes auf die Dauer des Krieges zu übertragen; so Pompejus im Seeräuberkrieg und gegen Mithrydates. Jedenfalls war zu Caesars Zeit die militärische Karrière von der rein politischen wenn auch nicht offiziell, so doch faktisch geschieden und war der Oberbefehl gerade in einem Reichskriege durchaus nicht mehr mit einem der systemisierten Staatsämter verbunden.

Caesar selbst begann seine Feldherrnlaufbahn allerdings in verfassungsmäßiger Weise, zuerst als Proprätor in Spanien, dann, in größtem Stile, als Prokonsul in Gallien. Hieraus erklärt sich auch die Überraschung, die seine Erfolge hervorriefen, und der Umstand, daß man ihn selbst dann noch nicht auf eine Stufe mit dem spezifischen Feldherrn Pompejus stellen zu dürfen glaubte, bis er selbst zu abermaliger allgemeiner Überraschung die Zweifler eines besseren belehrte.

Als Titel führte der Feldherr in der Regel die Bezeichnung des Amtes, das er bekleidete, oder mit dessen Vollmacht er ausgestattet war. Der Titel »Imperator« bezeichnete keinen Rang, sondern war ein Ehrentitel, der dem Feldherrn unmittelbar nach einer siegreichen Unternehmung von seinen Truppen verliehen wurde, auch wiederholt, jedoch in einem Feldzuge nur einmal, verliehen werden konnte.

Die Machtbefugnisse des Feldherrn waren zu Caesars Zeit formell in weitgehender Abhängigkeit vom Senate, in Wirklichkeit aber fast unbeschränkt, umsomehr als in damaliger Zeit die Staatsregierung einem siegreichen, an der Spitze einer starken Armee stehenden Feldherrn gegenüber ziemlich machtlos war, wenn sie nicht einen andern mächtigen Truppenführer als Gegengewicht auszuspielen im stande war.

Der Feldherr war für alle Ereignisse und Wechselfälle des Kriegs voll und allein verantwortlich. Ebenso wie alle Erfolge, auch die von seinen Untergebenen ohne sein Zutun errungenen, ihm zum Verdienst gerechnet wurden, war er auch für alle von jenen verschuldeten Mißerfolge allein haftbar.

Dem siegreichen Feldherrn winkte als höchster Lohn der Triumph, der feierliche Einzug an der Spitze des Heeres durch die Stadt auf das Kapitol; doch durfte er vor demselben die Stadt nicht betreten.

Die Legaten.

Die Unterbefehlshaber des Feldherrn waren die Legaten. Dieselben hatten kein konstantes Kommando, sondern wurden vom Feldherrn je nach Bedarf an die Spitze einzelner Heereskörper, oft einzelner Legionen, gestellt, auch mit der selbständigen Kriegführung auf einem Nebenkriegsschauplatze betraut.

Der Quaestor.

Zu den Legaten im weitern Sinne gehörte auch der Quaestor, der Intendanzchef der Armee, der nicht nur die umfassenden Geschäfte dieses Wirkungskreises (Verpflegung, Geldgebarung, Verwertung der Beute etc.) zu leiten hatte,

sondern auch befähigt sein mußte, als Legat ein selbständiges Kommando zu führen.

Die Flotte.

Die Römer unterschieden Kriegsschiffe (naves longae) und Transportschiffe (naves onerariae).

Die Kriegsschiffe waren lang (bis 50 Meter), schmal und niedrig, und wurden durch Segel und Ruder, in der Schlacht nur durch letztere, bewegt, konnten daher auch ohne oder gegen den Wind manövrieren. Die im Takt arbeitenden Ruderer saßen beiderseits auf in 2—5 Reihen übereinanderbefindlichen Bänken; nach der Anzahl dieser Bankreihen wurden die Schiffe klassifiziert (»biremes, triremes, quadriremes, quinqueremes«). »Triremes« war die Regel. Der umlegbare Mast hatte nur ein abnehmbares Segel. Das Mittelschiff war meist offen (naves apertae), seltener ganz gedeckt (naves tectae). Manche Schiffe waren auch mit Metall gepanzert (naves aeratae). Am Bug befand sich die Ramme (rostrum), bestehend aus 1—3 mit massiven Eisenspitzen versehenen Balken; am Heck des Schiffes das Steuer. Die Kriegsschiffe.

Zu jedem Kriegsschiffe gehörte eine Anzahl Boote (scaphae).

Jedes Schiff führte am Heck eine Flagge, das Admiralschiff die purpurrote Admiralsflagge.

Außer diesen eigentlichen Schlachtschiffen gab es noch verschiedene Typen schnellerer Avisoschiffe (naves speculatoriae), die kleiner und leichter gebaut waren und meist mehrere Segel hatten.

Die Geschwindigkeit betrug 4—10 Kilometer in der Stunde.

Sehr rasch ging auch bei genügenden Arbeitskräften ihre Herstellung von statten. Vor Massilia 49 v. Chr. z. B. wurden in 30 Tagen 12 Kriegsschiffe fertiggestellt.

Zum Kampfe wurde das Schiff mit Türmen, Geschützen, Enterhaken und -brücken und anderem Kriegsmaterial ausgerüstet, in der Schlacht selbst das Segel gerefft und der Mast umgelegt.

Die Bemannung bestand, soweit sie zur Bedienung und Manövrierung des Schiffes in Betracht kam, aus eigens ausgebildeten Matrosen; für den eigentlichen Kampf wurden meist Legionare eingeschifft.

Die Römer besaßen wohl ihre eigenen Flotten, doch wurden auch diejenigen abhängiger oder verbündeter Staaten in großem

Stile herangezogen. Einen besonderen Ruf genossen in dieser Hinsicht die Rhodier.

Die Transportschiffe.

Die Transportschiffe waren meist gecharterte Privatschiffe. Sie waren breiter und kürzer und meist nur durch Segel beweglich, daher wesentlich langsamer als die Kriegsschiffe und weniger manövrierfähig. Für Militärtransporte wurden sie in der Regel speziell adaptiert.

In Gallien konstruierte Caesar einen eigenen Typus von Transportschiffen speziell zum Zwecke des Truppentransportes über den Kanal nach Britannien. Dieselben waren breiter und flacher gehalten und besaßen außer den Segeln beiderseits eine Reihe Ruder.

Im Notfall wurden auch leichtere Lastschiffe, selbst Fischertrabakel durch oberflächliche Adaptierungen als provisorische Kriegsschiffe hergerichtet.

Bei Truppentransporten unter der Möglichkeit feindlicher Einwirkung mußten den Transportschiffen stets Kriegsschiffe zur Bedeckung beigegeben werden; auf letzteren konnte dann auch ein beträchtlicher Teil der zu transportierenden Truppen untergebracht werden; die Kavallerie jedoch wurde stets auf Transportschiffe eingeschifft.

Zum Zwecke von Reparaturen oder bei längerem Aufenthalte wurden die Schiffe aufs Land gezogen und in Feindesland oft mit Wall und Graben nach Art eines Lagers geschützt.

Verpflegung und Sold.

Verpflegung der Mannschaft.

Das Hauptverpflegsmittel der römischen Armee war Weizen, pro Kopf und Tag ca. 1250 Gramm. Derselbe wurde in Körnerform für 17 Tage gefaßt und vom Manne selbst gemahlen und zu Brot oder Brei verarbeitet. Nur auf den Schiffen erhielten die Truppen das Brot fertig geliefert, um das feuergefährliche Backen zu vermeiden.

Alle andern Nahrungsmittel waren Ausnahmen, insbesondere Fleisch- und Milchnahrung galt geradezu als barbarisch. Vor Dyrrhachium bucken Caesars Soldaten infolge Getreidemangels Brot aus Wurzeln und Caesar selbst bezeichnet diesen Zustand förmlich als eine Hungersnot, obwohl, wie er selbst erwähnt, Schlachtvieh in Überfluß vorhanden war.

Das Getränk der Truppen war Wasser, auch Fluß- und Bachwasser. Wein erhielten sie wohl nur fallweise aus der Beute.

Die Pferde erhielten Gerste und Grünfutter, erstere im täglichen Ausmaße von 8—11 Liter. Verpflegung der Pferde

Der Sold der Legionare betrug pro Tag für den Mann ohne Chargengrad 2 Obolen, d. i. im Jahre 120 Denare (ca. 100 Kronen); der Centurio erhielt das Doppelte. Vom Beginne des Bürgerkrieges an erhob Caesar die Löhnung auf fast das Doppelte des bisherigen Betrages. Sold

Die Evokaten erhielten die anderthalbfache Gebühr der korrespondierenden Chargen in den Legionen.

Die Auszahlung erfolgte bis auf Caesar einmal, von Caesar an dreimal im Jahre.

Die Offiziere erhielten Taggelder.

Der Sold der Reiterei war jedenfalls höher, der der leichten Infanterie niedriger als der der Legionare und wahrscheinlich fallweise festgesetzt. Die Kontingente verbündeter oder abhängiger Staaten mußten von diesen auch verpflegt und besoldet werden.

Als Belohnung für hervorragende Leistungen konnte einzelnen Abteilungen sowohl Sold wie Verpflegung erhöht werden.

Das sociale und moralische Element des Heeres.

Die soziale Kluft zwischen Offizier und Mann war im römischen Heere ebenso scharf ausgeprägt wie in irgend einer modernen Armee und fand ihren Grund in der Ergänzung beider Stände. Allerdings lief diese Grenze weiter oben, indem der Offizier erst beim Tribun anfing, während z. B. der Kohortenkommandant, der taktisch unserem Bataillonskommandanten entspricht, nur ein höherer Unteroffizier war; die Bezeichnung des Centurio als »Subalternoffizier« oder gar als »Hauptmann«, wie nichtmilitärische Schriftsteller mit Vorliebe tun, ist also ganz falsch.*) Offiziere und Mannschaft.

Für den von Pick auf dienenden Mann schnitt die Beförderung mit der höchsten Unteroffiziersstelle, dem Primipilus, ab; Beförderungen von Centurionen zu Tribunen waren damals, wenn sie überhaupt vorkamen, ebenso krasse Ausnahmen, wie heute die Beförderung eines Feldwebels zum kombattanten Offizier.

*) Auch der bekannte »Hauptmann von Kaphernaum« war demnach nach unseren Begriffen nur ein Feldwebel.

Moralische Qualität der jungen Offiziere.

Was den moralischen Wert anbelangt, so ließ er gerade bei den Offizieren, speziell den Tribunen, manchmal viel zu wünschen übrig; wenigstens von Hause aus scheint er kein besonders idealer gewesen zu sein. Daß schließlich Caesar, dem an der Qualität seines Heeres am meisten gelegen war, mit der Zeit auch hier große Erfolge zu erzielen wußte, ist gewiß. Wie es aber zu Beginn seiner Kommandoführung diesbezüglich ausgesehen, geht am besten aus seiner eigenen Schilderung der Meuterei von Vesontio hervor, wo gerade die Tribunen und »Contubernales« durch ihre Feigheit den ganzen Skandal veranlaßten.

Diese jungen Leute waren eben auch zum größten Teile keine Berufsoffiziere, sondern hatten nur die Absicht, eine kurze Zeit ein wenig Krieg mitzumachen, weil dies schließlich zum guten Ton gehörte. Daß sie nebstbei mit Rücksicht auf ihre meist glänzenden pekuniären Verhältnisse auch Salonlöwen und Lebemänner erster Klasse waren und in ihren Feldkoffern statt Reglements hocherotische Lektüre mitschleppten,*) mag auch nicht ganz ohne Einfluß auf ihren militärischen Wert gewesen sein. Im Laufe der Jahre mag sich, wie erwähnt, vieles gebessert haben; Tatsache jedoch bleibt, daß im ganzen Verlauf der Feldzüge Caesars an der großen Zahl der uns überlieferten auszeichnenden Taten einzelner die jüngeren Offiziere einen auffallend geringen Anteil haben.

Die Legaten.

Relativ weit tüchtiger als die jüngern Offiziere waren die Legaten Caesars. Freilich befanden sich auch unter ihnen einige minderwertige, was sich in erster Linie daraus erklärt, daß Caesar manche Persönlichkeiten ohne Rücksicht auf ihre militärische Fähigkeit aus rein politischen Gründen akzeptieren mußte. Indessen war die Mehrzahl wirklich tüchtig und zum Teile auch für selbständige Verwendungen hervorragend geeignet.

Caesar fiel es bei seiner gediegenen Menschenkenntnis nicht schwer, seine Unterkommandanten ihren Fähigkeiten entsprechend zweckmäßig zu verwenden und so auch die minderwertigen nutzbar zu machen. Vor allem verlangte er von ihnen strengen Dienst und unbedingtes Eingehen auf seine Intentionen. Allzu peinliches Kleben am Wortlaute des Auftrages verzieh er eher als eine Eigenmächtigkeit.

Die Mannschaft.

Geradezu ideal war die moralische Qualität der Mannschaft. Freilich war es damals nicht mehr der reine Patriotismus, der

*) Plutarch, Crassus, Kap. 32.

ursprünglich die Heere Roms so stark gemacht. An seine Stelle war im Laufe der Zeit ein gewisser absoluter Soldatengeist getreten, ein stark prononcierter Esprit de corps, verbunden mit einem bis zur Überhebung gesteigerten Selbstbewußtsein. Im vollsten Maße gilt dies allerdings nur von dem caesarianischen Heere auf der Höhe seiner Entwicklung. Sonst gab es wohl Unterschiede, und insbesondere galt dies von den neu ausgehobenen Legionen, die selbstverständlich den alten nicht ebenbürtig waren und auch scharf von denselben unterschieden wurden. Wo es anging, wurden sie auch nicht sobald in der Entscheidungsschlacht verwendet, sondern mußten erst einige Zeit nebensächlichen Dienst tun, was den doppelten Vorteil hatte, daß sie einerseits, ohne kopfscheu zu werden, mit den Anforderungen des Krieges vertraut wurden, anderseits aber die Eifersucht auf den Ruhm ihrer älteren Kameraden sie anspornte, einmal in die erste Linie gestellt, es jenen erst recht gleichzutun.

Disziplin.

Die Disziplin, jenes stärkste und unentbehrlichste Mittel zur Wahrung der moralischen Qualität der Armee, war im römischen Heere seit jeher in schärfster Weise gehandhabt worden. Hatten auch die Bürgerkriege manches mit sich gebracht, was geeignet gewesen wäre, die Disziplin zu untergraben, so standen geschickten und energischen Kommandanten noch immer Mittel und Wege genug zu Gebote, sie voll und ganz aufrechtzuerhalten. Nicht nur Strafen und Belohnungen waren es, welche für Mannszucht und Ordnung sorgten: vor allem war es der äußerst anstrengende, genau geregelte Dienst, der dem Manne eben nur soviel Ruhe gönnte, als ihm wirkliches Bedürfnis war, so daß sich ihm kaum Zeit und Gelegenheit bot, an etwas Dienstwidriges überhaupt nur zu denken. Ein Capua gab es für das römische Heer nicht, mochte es wo immer liegen. Die altrömische Gewohnheit, am Marsche täglich ein befestigtes Lager zu schlagen, wodurch außer dem für den Marsch selbst verwendeten Vormittag noch der größte Teil des Nachmittags in harter Arbeit aufging, die grundsätzliche Vermeidung der Einquartierung in Städten, selbst im Winter, dann der äußerst strenge Wachdienst und die vielfältige Verwendung der Soldaten für Bauten und andere Sonderzwecke waren treffliche Mittel, um die Truppen auch fern vom Feinde in strammer Disziplin zu erhalten.

Strafen.

Für militärische Verbrechen und Vergehen gab es die schwersten Strafen. Auf Feigheit, Ungehorsam vor dem Feinde

oder Meuterei stand der Tod, bei größeren Abteilungen die Dezimierung. Leichtere Vergehen wurden mit Degradierung, Körperstrafen, mit Entzug oder Einschränkung der Löhnung, Verschärfung des Dienstes, bei Offizieren und höheren Unteroffizieren mit schimpflicher Entlassung aus dem Heeresverbande bestraft.

Belohnungen.

Im Gegensatze hiezu gab es militärische Belohnungen und Auszeichnungen: verschiedene ursprünglich aus Gras oder Laub geflochtene, später aus Edelmetallen verfertigte Kränze und Kronen für diverse, besonders namhafte Verdienste (Rettung eines Kameraden, erste Ersteigung einer Stadtmauer, eines Walles oder Schiffes); dann Ringe, Ketten, Medaillen; ferner außertourliche Beförderung, Erhöhung der Löhnung und Verpflegsportion, schließlich oft sehr ansehnliche Geschenke in Form von barem Gelde oder kostbaren Waffen. Die Auszeichnungen konnten sowohl Einzelnen als ganzen Abteilungen verliehen werden; letztere trugen dann die Ehrenzeichen oder besondere an ihre Taten erinnernde Symbole an den Feldzeichen befestigt.

Auf einen Beuteanteil stand dem Soldaten kein effektives Recht zu; doch stand es dem Feldherrn frei, den Truppen nach Maßgabe ihres Verdienstes einen Teil oder auch die ganze Beute zu überlassen.

Die Kriegführung.

Märsche.

Marschformation.

Die gewöhnliche Marschformation der Legionen war ohne Zweifel eine unserer Doppelreihenkolonne ähnliche, schmale und tiefe; darauf deuten die antiken Straßen, die im allgemeinen schmäler waren als die heutigen. Daß, wie vielfach angenommen wird, eine breitere, etwa unserer »Kolonne« entsprechende Marschform die normale gewesen wäre, ist widersinnig, da sich für dieselbe dazumal auf der Straße wie im Gelände dieselben Schwierigkeiten ergeben mußten wie heutzutage. Daß sie existierte, ist wahrscheinlich; jedenfalls aber blieb ihre Anwendung eine ebenso beschränkte wie heute und kam nur in besonderen Fällen für kurze Momente zur Geltung.

Die Kolonnenlänge betrug daher für die komplette Legion von 6000 Mann in normaler Marschform ca. 3000 Schritte, in

Kolonne mit Manipelfronten ca. 650 Schritte bei 20 Schritten Breite.

Für die leichte Infanterie und die Kavallerie gab es jedenfalls analoge Formationen.

In unmittelbarer Feindesnähe wurde in Schlachtordnung vormarschiert, ebenso auch kurze Flankenmärsche vor dem Feinde so ausgeführt, daß aus dem Marsche durch eine einfache Frontierung die beabsichtigte Schlachtordnung erreicht werden konnte.

In Voraussicht eines Überfalles konnte auch in einer Art Karree (agmen quadratum) vorgerückt werden, dessen Front und Queue von Abteilungen in entwickelter Formation, dessen Flanke von solchen in Kolonne gebildet wurden. In der Mitte befand sich dann der Train.

Marschordnung.

Schon Caesar kannte eine genaue Unterscheidung zwischen Gefechtsmarsch und Reisemarsch.*)

Reisemärsche.

Im Reisemarsch, d. h. wenn ein Zusammentreffen mit dem Feinde ausgeschlossen war, marschierten die Legionen in gewöhnlicher Formation, der Train jeder Legion unmittelbar hinter ihr, so daß die einzelnen Legionen durch je eine Trainkolonne getrennt waren. Die Sicherung war aufs notwendigste beschränkt.

Gefechtsmärsche.

In Feindesnähe marschierte die Armee in der für Gefechtsmärsche vorgeschriebenen Formation, unter dem Schutze einer Vorhut, in der Haupttruppe das Gros der Legionen unmittelbar hintereinander, ohne Train; dieser folgte sodann vereinigt, und 1—2 Legionen bildeten zum Schlusse die Nachhut und zugleich die Trainbedeckung.

In unmittelbarster Feindesnähe wurde, wie schon erwähnt, in gedrängterer Formation oder auch mit Legionen auf gleicher Höhe, oder schließlich in vollkommen entwickelter Schlachtordnung, in besonderen Fällen auch im Karree vormarschiert; all dies jedenfalls nur in offenem Terrain und nur auf kleinere Distanzen.

Marschsicherung.

Als Vorhut wurde im Vormarsche meist das Gros der Kavallerie verwendet, der gleichzeitig die taktische Aufklärung oblag. Ihr wurden häufig einzelne Kohorten Legionsinfanterie oder leichte Fußtruppen beigegeben. Die Sicherung

*) Nach b. g. II. 17—19 scheint übrigens diese Unterscheidung speziell von Caesar zu datieren.

in der Flanke geschah ebenfalls durch kleine Reiterabteilungen. Die Nachhut bildeten in der Regel Legionstruppen.

Im Rück- und Flankenmarsche wurden dieselben Grundsätze dem Sinne nach angewendet. Besonders stark war bei einem Rückzuge die Nachhut gehalten und meist aus Legionsinfanterie und Kavallerie zusammengesetzt.

Marschleistung.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen wurde der Marsch bei Tagesanbruch angetreten und in den Mittagsstunden am Lagerplatze angelangt. Die durchschnittliche Marschleistung betrug 25—30 Kilometer. Etwa alle 6—8 Tage wurde ein Rasttag eingeschoben.

Im Falle dringender Notwendigkeit kamen Gewaltmärsche vor, die geradezu unglaubliche Leistungen darstellen. So marschierte Caesar im Jahre 52 v. Chr. mit 4 Legionen in 28 Stunden einschließlich einer dreistündigen Rast nicht weniger als 75 Kilometer. Allerdings wurde bei solchen Gelegenheiten das Gepäck der Soldaten tunlichst restringiert, wenn nicht ganz im Lager zurückgelassen.

Lager.

Das Lagersystem bildet eines der charakteristischesten Momente römischer Kriegskunst. Jederzeit, auch auf einfachen Reisemärschen, wurde ausnahmslos täglich ein befestigtes Lager (castra) geschlagen und darin genächtigt. Das Lager bildete gewissermaßen eine ambulante Festung, die dem Heere überall zur Verfügung stand; es war der Stützpunkt und Ausgangspunkt für die Schlacht, es bot der geschlagenen Armee wirksamen Schutz und hemmte die gegnerische Verfolgung unmittelbar am Schlachtfelde. Und wenn die Römer dieser mit so vielen und großen Vorteilen verbundenen Lagertaktik auch gewiß nicht zum geringsten Teile ihre großartigen Erfolge verdankten, so stellte doch eben dieselbe derartige Anforderungen an die physische Leistungsfähigkeit der Truppen, wie sie weder früher noch später einem Heere zugemutet werden konnten.

In der Regel schlug die ganze Armee täglich ein gemeinsames Lager auf. Nur im Belagerungskriege wurden um die belagerte Stadt im Halbkreise oder im geschlossenen Kreise mehrere Lager geschlagen und früher oder später mit Linien ganz oder teilweise verbunden (castra lunata).

Das Lager wurde, wo es nur halbwegs anging, auf einer dominierenden Anhöhe mit günstigem, d. h. glacisartigem Vorfeld aufgeschlagen. Nähe von Wasser und Brennholz war ein wichtiges Erfordernis, doch wurde das Lager selten hart ans Wasser verlegt, sondern man begnügte sich meist, durch die Stellung des Lagers zugleich den wenn auch ziemlich weiten Weg zum Wasser zu decken. Die Gewohnheit, dem Wasser zuliebe das Lager von den Höhen ins Tal zu verlegen, bezeichnete man zu Caesars Zeiten als ein Kriterium barbarischer Kriegführung*); dennoch hat gerade Caesar, schablonenfrei wie er war, in Ausnahmsfällen dasselbe getan.**) Wahl des Lagerplatzes.

Desgleichen wurde — insbesondere im Festungskrieg — darauf gesehen, daß das Lager die wichtigen Kommunikationen deckte, respektive sperrte.

Die Form des Lagers war meist ein mehr oder weniger regelmäßiges, stets dem Terrain angepaßtes Viereck oder Polygon. Die Umfassung bildeten Wall und Graben, die in länger bezogenen Lagern wesentlich stärker gehalten, oft doppelt gezogen, sowie durch Palisaden und Türme verstärkt wurden. Das Lager hatte normal vier, oft weniger oder mehr Tore, die durch zwingerartige Eingänge verstärkt und mit spanischen Reitern und anderen Hindernissen gesperrt wurden. Form des Lagers.

In der Mitte des Lagers befand sich das Feldherrnzelt (praetorium), neben und hinter ihm die Zelte der Stabsoffiziere und Stabstruppen, außen herum die der übrigen Truppen. Vor dem Feldherrnzelte befand sich ein großer, freier Platz mit einem Opferaltar und der Tribüne für die Ansprache des Feldherrn. Hier wurde auch das Zeichen zur Ausrückung zur Schlacht durch Ausstecken der roten Feldherrnstandarte gegeben.

Das ganze Lager wurde durch 2 Hauptgassen in 4 Teile geteilt. Die von vorne nach rückwärts führende Gasse hieß »Via praetoria«, die darauf senkrechte »Via principalis«. Die Hauptstraßen endeten an den Toren; das Mitteltor der Front hieß »Porta praetoria«, das Hintertor »Porta decumana«; die beiden Seitentore »Porta principalis dextra«, respektive »sinistra«.

Zwischen den Hauptstraßen und mit ihnen parallel gab es zwischen den Zelten noch eine Menge Nebenstraßen. In sehr großen Lagern gab es im rückwärtigen Teile noch eine weitere

*) b. g. VIII. 36.

**) b. c. I. 41.

mit der »Via principalis« parallele, meist auch mit Toren endende Hauptstraße, die »Via quintana«.

Über die Dimensionen der Lager sind wir durch die im Auftrage Napoleons III. erfolgten gallischen Ausgrabungen gut orientiert. An der Axona bezog Caesar mit 8 Legionen und ziemlich viel Hilfstruppen und Reiterei ein nahezu quadratisches Lager, dessen Achsen 658, respektive 655 *m* maßen; der Flächeninhalt betrug 41 *ha*. Vor Gergovia maß das ursprünglich für 6 Legionen bestimmte, ebenfalls ziemlich regelmäßige Lager bei einer Achsenlänge von 560—630 *m* 35 *ha*. Also ungefähr 5 *ha* pro Legion.

Schlagen und Beziehen des Lagers.

Gleich bei Antritt des Marsches wurde ein Centurio mit hinreichender Bedeckung vorausgeschickt, um einen geeigneten Lagerplatz auszumitteln und abzustecken. Letzteres erfolgte durch farbige Fähnlein. Nach Eintreffen der Vorhut ging dieselbe vorwärts des Lagerplatzes in gesicherten Halt über und deckte die Lagerarbeit, welche von den Legionssoldaten nach Ablegung des Gepäckes und aller Waffen außer dem Schwerte durchgeführt wurde. Die Lagerwache (4—8 Kohorten) wurde sofort ausgeschieden. Während der Arbeit durften sich auf Caesars ausdrücklichen Befehl die diensthabenden Legaten und Tribunen von ihren Abteilungen nicht entfernen. Nach Vollendung der Umwallung wurden die Zelte aufgeschlagen, die Vorhut bis auf die notwendigen Vorposten eingezogen und die für Requisition und Fouragierung, sowie zum Einbringen von Wasser und Brennholz bestimmten Kommanden abgesendet. Die eigenmächtige Entfernung aus dem Lager war strenge verboten.

Für die Herstellung des Lagers wurden etwa 3—4 Stunden gerechnet. Kam daher die Armee um Mittag auf den Lagerplatz, so konnte das Lager etwa gegen 4 Uhr nachmittags nach unserer Zeitrechnung bezogen sein.

Sollte das Lager im Angesichte des Feindes aufgeschlagen werden und war ein energischer Versuch desselben, die Arbeit zu stören, zu erwarten, so marschierte die Armee vor dem Lager in mehreren Treffen auf, deren vordere die Arbeit deckten, während die rückwärtigen sie vollführten.

Lagerwachdienst.

Der Lagerwachdienst war ein ungemein strenger. In der Regel hatte je 1 Kohorte an jedem Tore die Wache, die mit mehrfacher, zur Nachtzeit viermaliger Ablösung die notwendigen Posten an demselben und am Walle bestritt. Im all-

gemeinen teilte man den Dienst in Tag- und Nachtdienst. Das Zeichen zum Beginn des letzteren gab die durch die vereinigten Spielleute vor dem Praetorium geblasene Retraite, zum Beginn des Tagdienstes ebenso eine Reveille.

Die Sicherung des Lagers besorgten außer der Lagerwache noch im Terrain vorgeschobene Feldwachen und Vedetten; desgleichen wurde die Umgebung scharf abpatrouilliert.

Abbrechen des Lagers.

Das Abbrechen des Lagers geschah auf die vorgeschriebenen Signale; das Unterbleiben derselben, um den Aufbruch zu verheimlichen, galt als Zeichen eingestandener Schwäche. Die Zelte wurden gepackt und verladen, die zum Gepäck der Soldaten gehörigen Schanzpfähle aufgenommen, die nächste Lagerpatrouille abgefertigt und sodann der Marsch angetreten.

Ausrückung zur Schlacht.

Wurde zur Schlacht ausgerückt, so blieben die Verschanzungen intakt und die Zelte stehen. Die Truppen richteten die in Lederfutteralen versorgten Waffen her, steckten Feldzeichen auf und marschierten ohne alles Gepäck nach der ausgegebenen Disposition vor dem Lager auf.

Im Lager selbst blieben einige Kohorten und leichte Truppen als Lagerbesatzung (praesidium) zurück.

Der Aufklärungsdienst.

Der bis auf Caesars Tage von den Römern ziemlich primitiv und problematisch gehandhabte Aufklärungsdienst wurde durch Caesar selbst auf eine Stufe der Vollkommenheit gehoben, die seither wohl wieder erst in der neuesten Zeit ihresgleichen gefunden hat.

Caesar erkannte, daß bei einem vollkommen ausgebildeten Kriegssystem der Schwerpunkt der kavalleristischen Tätigkeit im Nachrichtendienst liegen müsse. Von der enormen Wichtigkeit dieses Dienstzweiges für die Kriegführung durchdrungen, war er von Anfang an mit beharrlichster Konsequenz bestrebt, seine Reiter in erster Linie hierin, und zwar so gründlich wie möglich auszubilden.

Taktische Aufklärung.

Die taktische Aufklärung während des Marsches und Lagerns oblag in erster Linie der Kavallerie, welche teils in größern Körpern vorgeschickt wurde, um die Fühlung mit dem

Feinde zu gewinnen und zu halten, teils in kleinen Patrouillen unter hierin besonders erprobten Kommandanten spezielle Aufgaben zu lösen bekam.

Sehr wichtige Aufklärungs- und Rekognoszierungsaufgaben wurden von höheren Kommandanten, oft vom Feldherrn selbst, durchgeführt.

Von großem Werte waren ferner die Angaben, welche Gefangene oder Überläufer machten. Besonders letztere waren aus diesem Grunde gerne gesehen und gerade im Bürgerkriege war es natürlich, daß, sobald das Kriegsglück sich merklich auf die eine Seite zu neigen begann, sofort Überläufer in Menge bei der prosperierenden Partei sich einfanden. Die auf diesem Wege erhaltenen Nachrichten wurden natürlich zunächst mit entsprechender Vorsicht behandelt und fürsorglich miteinander sowie mit denen der eigenen Nachrichtenpatrouillen verglichen, bevor man sie als feststehende Tatsachen hinnahm.

Strategische Aufklärung.

Nicht minder intensiv wie die taktische wurde die strategische Aufklärung gehandhabt. In befreundetem Lande oblag dieselbe in erster Linie den Kontingenten dieses Landes selbst, dann auch weitgehenden Patrouillen und Detachements der eigenen Kavallerie, in Feindesland vorwiegend der letzteren, welche nicht nur viele Märsche vor der Armee bis an den Feind getrieben wurde, sondern auch in dessen Rücken seine Verbindungen und Vorkehrungen rekognoszierte und dem Feldherrn auf diese Weise oft überaus wichtige Daten lieferte, durch welche er auf die gegnerische Hauptabsicht treffende Schlüsse zu ziehen in stand gesetzt wurde.

Die Meldungen erfolgten im allgemeinen überaus rasch und präzise, jedenfalls oft durch Relais oder durch Feuer- und Rauchsignale.

Konfidenten.

Eine große Rolle spielten speziell in der strategischen Aufklärung die Konfidenten, auf welche Caesar großes Gewicht legte und die er durch weitestgehende Freigebigkeit sich zu gewinnen und zu erhalten wußte. Auf dem ganzen Kriegsschauplatz, insbesondere in den für den Feind wichtigsten Plätzen zerstreut, versahen sie den Feldherrn teils direkt, teils im Wege der Aufklärungskavallerie mit oft überaus wertvollen Nachrichten.

Es kam vor, daß ganze Städte oder Gaue als solche mit Hinsicht auf ihre verdächtigen Nachbarn derartige Dienste zu leisten hatten.

Vor Eroberungszügen gegen noch wenig bekannte, entlegene Länder wurden auch Rekognoszierungsexpeditionen großen Stiles unternommen, um nicht nur alles Wissenswerte für den eigentlichen Feldzug zu erkunden, sondern auch nach Maßgabe der Kräfte günstige Vorbedingungen für denselben zu schaffen.

Im ganzen war Caesar insbesondere in den spätern Jahren seiner Kriegführung mit Nachrichten sehr gut bedient und bot ihm dieser Umstand einen nicht zu unterschätzenden Vorteil gegenüber seinen Gegnern.

Das Gefecht.

Gefechtsformation. Legionsinfanterie.

Zum Gefecht formierte die Legionsinfanterie die Schlachtordnung (acies instructa). In derselben standen die Kohorten in mehreren, meist in drei Treffen (acies triplex), und zwar 4 im ersten, 3 im zweiten und 3 im dritten Treffen, die rückwärtigen auf die Intervalle der vorderen, die ihrer Frontbreite entsprachen, aufgedeckt.

Die Legionen standen dann nebeneinander, entweder mit gleichmäßigen Intervallen oder zu 2 oder 3 größeren Korps vereint und unter selbständige Kommandanten gestellt. Die Treffen bildeten auf diese Weise fortlaufende Linien, indem die korrespondierenden in allen Legionen auf gleicher Höhe standen.

Die Front der Kohorte betrug ca. 40 Meter, die der Legion demnach rund 300 Meter, ihre Tiefe in 3 Treffen etwa 200 Meter. Hiebei war die Distanz zwischen dem zweiten und dritten Treffen vermutlich etwas größer wie zwischen den beiden ersten.

Handelte es sich um einen Überfall durch schwächere Kräfte, wo es darauf ankam, im ersten Momente möglichst stark aufzutreten, während tiefgegliederte Reserven mit Rücksicht auf die voraussichtlich kurze Dauer des Kampfes keinen Zweck hatten, so wurde in zwei Treffen aufmarschiert, je 5 Kohorten in jedem (acies duplex).

Ganz ausnahmsweise, wenn besondere Umstände es erforderten, schwachen Abteilungen eine große Frontausdehnung zu geben, wurde ein einziges Treffen — ohne Intervalle — formiert (acies simplex).

Zu Caesars Zeit finden wir auch wiederholt ein sogenanntes »viertes Treffen«, welches jedoch selten als ein durchlaufendes paralleles Treffen, sondern in der Regel als eine selbständige, außerhalb des normalen Treffenverbandes meist aus- oder rück-

wärts stehende Abteilung zu denken ist, die jederzeit für ganz spezielle Aufgaben bestimmt war und zur unmittelbaren Verfügung des Feldherrn stand. Nur im Falle ausgesprochenen Raummangels finden wir ein durchlaufendes viertes Treffen.

Leichte Infanterie.

Die leichte Infanterie formierte sich meist nach Kontingenten in breiter Front und hatte ihre Aufstellung entweder auf den Flügeln oder in größeren Intervallen, oft auch vor oder hinter den Legionen. In Aktion trat sie meist erst nach erfolgter Entscheidung, wo ihr die Verfolgung des Feindes oblag; zur Eröffnung des Kampfes wurde sie zu Caesars Zeit wohl nur ausnahmsweise verwendet. Es galt für ausgemacht, daß sie einen ernstlichen Kampf mit intakter Legionsinfanterie nicht führen könne.

Kavallerie.

Die Kavallerie bildete zum eigentlichen Reiterkampfe tiefe Formationen. Erst zur Verfolgung, sowie zu Umgehungs- und Überflügelungsmanövern wurde in seichtere Formationen aufmarschiert.

Vor der Schlacht wurde das Gros der Kavallerie zu einer oder zwei Reitermassen vereinigt, die auf einem oder beiden Flügeln Aufstellung fanden. Wenn notwendig, wurden zur Deckung des Aufmarsches Abteilungen vorgeschoben.

Der typische Gang der Schlacht: die rangierte Schlacht.

In der Regel wurde zur Schlacht aus dem Lager ausgerückt und der Aufmarsch unter dem Schutze der vorgeschobenen Kavallerie bewirkt. Nach vollendetem Aufmarsche zog sich dieselbe in ihre angewiesenen Stellungen zurück. Sodann wurde auf das vom Feldherrn anbefohlene Trompetensignal die Vorrückung auf der ganzen Linie angetreten. Sobald die ersten Abteilungen auf etwa 120 Schritt herangekommen waren — bei entgegenrückendem Feind entsprechend früher — wurde zum Anlauf übergegangen und auf ca. 10—20 Schritt vom Feinde die Pilensalve abgegeben, der eventuell eine zweite und dritte folgte, bis endlich unter dem Eindrucke derselben mit gezogenem Schwerte in die feindliche Front eingebrochen wurde.

Die Frage, ob die Legionen ihre schachbrettförmige Aufstellung mit Kohortenintervallen, welche, wie aus der Bezeichnung »quincunx« hervorgeht, wenigstens für den Aufmarsch tatsächlich bestand, auch im Kampfe beibehielten, oder ob vor dem Anpralle die Intervalle geschlossen wurden, ist oft und heftig diskutiert worden. Delbrücks Ansicht, der Fröhlich sich anschließt, daß eine Beibehaltung der Intervalle ein Ding der Unmöglichkeit sei, weil dabei die Front alsbald

hätte zersprengt werden müssen, ist kaum richtig, da das Eindringen in die Intervalle gerade bei der schachbrettförmigen Aufstellung für die einbrechenden feindlichen Abteilungen gefährlicher sein mußte als für die Legion selbst.*) Ebensowenig zutreffend dürfte die extrem entgegengesetzte Ansicht (Rüstow) sein, welche eine genaue Einhaltung der Intervalle voraussetzt, da hiedurch die Beweglichkeit und Elastizität des ganzen Systems gelitten hätte. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen; die Intervalle hatten eben damals — genau so wie heute — nicht den Zweck, um ihrer selbst willen genau eingehalten zu werden, sondern waren dazu da, um es den Abteilungen zu ermöglichen, sich in jeder Richtung frei bewegen zu können, ohne hiebei durch die Nachbarabteilungen behindert zu werden oder diese selbst in Unordnung zu bringen. Sie ermöglichten auf diese Weise den Kommandanten die weitestgehenden Variationen in der kombinierten Verwendung ihrer Kohorten, indem dieselben je nach Bedarf auf einem Punkte zu dichteren Massen vereinigt oder in breiterer Front hinhaltend verwendet werden konnten. Dadurch aber erhielt das Legionssystem eben jene charakteristische Elastizität, die ihm die Überlegenheit über alle andern taktischen Systeme des Altertums sicherte.

Den Kampf eröffnete auf die bezeichnete Weise das erste Treffen; das zweite, das auf Treffenabstand folgte, bildete die unmittelbare Reserve innerhalb der Legion zur Verfügung von deren Kommandanten. Das dritte Treffen, das beim Anlauf der beiden ersten zumeist auf seinem Platze zurückblieb, diente als Gesamtreserve.**)

Bis auf Caesar bestand die Bestimmung der Reserven fast ausschließlich im Ersatze der Toten und Verwundeten sowie im Ablösen schwer erschöpfter oder erschütterter Abteilungen und im Ausfüllen entstandener Lücken, im äußersten Falle in einer Verlängerung der Front; selbst das dritte Treffen hatte auch nur denselben Zweck für den Fall, daß das zweite ohne Erfolg aufgebraucht war. Erst Caesar schuf die Begriffe des einheitlichen Einsetzens der Reserve, des impulsiven Vorreißens und des selbständigen Gegenangriffs, welche seitdem das Wesen der Reserve im modernen Sinne ausmachen.

Im Falle des Sieges wurde die Verfolgung zunächst bis ans feindliche Lager durchgeführt. Den Sturm auf dieses zu versuchen galt gegen römische Truppen als besonderes Wagnis.

*) Siehe Anhang, p. 483 ff.

**) In klar ausgesprochener Weise datiert dieser Unterschied erst von Caesar.

Caesar allerdings ließ es niemals ohne diesen letzten Schritt bewenden, der dann auch ausnahmslos die volle Auflösung der geschlagenen Armee zur Folge hatte.

War die Schlacht verloren, so hatten die eventuell noch verfügbaren Reserven im Verein mit der Kavallerie und den leichten Truppen den Rückzug nach dem Lager zu decken, wo weiterer Widerstand geleistet wurde.

Während die Legionen die Entscheidung auskämpften, schlug sich auf den Flügeln die Kavallerie mit der feindlichen Reiterei herum. Ein Kavallerieangriff auf intakte Legionsinfanterie galt, wie erwähnt, als absolut aussichtslos. Doch war es nicht ausgeschlossen, daß ein nachdrücklicher Kavallerieangriff gegen Flanke und Rücken einer frontal ernstlich engagierten Infanterie Erfolg haben konnte.

Nach erfochtenem Siege oblag der Reiterei die Verfolgung des geschlagenen Feindes, die oft auf sehr große Entfernungen durchgeführt wurde; im Falle der Niederlage die Deckung des Rückzuges.

Die leichte Infanterie blieb während der eigentlichen Schlacht entweder ganz untätig stehen oder beschränkte sich auf das Beunruhigen des Feindes mittels Pfeilen und Schleudergeschossen; solche Angriffe wurden besonders im Vereine mit der Reiterei gegen die Flanken des Gegners oder gegen vorgeprellte Abteilungen unternommen. Je mehr der Feind bereits erschüttert war, desto wirksamer wurde ihre Tätigkeit.

Nach erfochtenem Siege oblag ihr die Verfolgung, im Falle der Niederlage die Deckung des Rückzuges und die Verstärkung der Lagerbesatzung.

Die Rencontreschlacht.

Rencontreschlachten kamen im Altertume relativ selten vor. Sah sich eine Armee genötigt, aus dem Marsche heraus die Schlacht anzunehmen, so war es zunächst Pflicht der Vortruppen, den Aufmarsch zu decken und durch Aufhalten des Feindes die notwendige Zeit hiefür zu gewinnen. Reichte diese aus, so wurde die normale Schlachtordnung gebildet; mangelte es an Zeit, trat das Karree in seine Rechte. Das Gepäck wurde, da kein Lager vorhanden war, hinter der Front zusammengetragen und dort nebst dem aufmarschierten Train von starken Abteilungen bewacht und, wenn möglich, wenigstens durch flüchtige Verschanzungen gedeckt.

Im allgemeinen war die Rencontreschlacht bei den Römern, welche die Anlehnung an das Lager gewohnt waren, nicht be-

sonders beliebt und wurde nur dann angenommen, wenn es entweder ein Ausweichen nicht gab oder man annehmen konnte, daß die Verhältnisse für den Gegner noch mißlicher stünden als für die eigenen Truppen.

Die Defensivschlacht.

Wollte eine römische Armee dem Feinde defensiv entgegentreten, so hatte sie hiezu ihr Lager, oder legte, um die nötige Frontausdehnung zu gewinnen, im Anschlusse an dasselbe befestigte Linien und Schanzen an, in denen wohl auch leichtere Geschütze in Tätigkeit gesetzt wurden. Eine Defensivschlacht im offenen Terrain gab es nur in überraschenden Rencontrefällen und es lag dabei im Wesen der römischen Taktik, der unfreiwilligen Defensive möglichst rasch durch eine Gegenoffensive ein Ende zu bereiten.

Handstreiche und Überfälle.

Für plötzliche Überfälle wurde meist nur ein Teil der Armee verwendet und zur Unterstützung des Handstreiches oft mit andern Truppen an andern Stellen demonstriert. Die Überfallstruppe selbst marschierte gefechtsbereit, d. h. ohne Gepäck und mit blanken Waffen auf möglichst gedeckten Wegen auf ihr Ziel; war ein Aufmarsch überhaupt möglich, so erfolgte er meist in zwei Treffen. Leichte Infanterie, insbesondere Pfeilschützen und Schleuderer, spielten bei Handstreichen eine bedeutende Rolle, zu Caesars Zeit aber in erster Linie die eigens für diese Zwecke geschaffenen Antesignanen.

Die Reiterschlacht.

Selbständige große Reiterschlachten kommen zu Caesars Zeit selten vor, da ihr Zweck ein ziemlich problematischer war. Hie und da kam es zu großen, imposanten Reiterkämpfen im Angesichte der beiden Armeen, die aus irgend einem Grunde der Entscheidung auswichen. Eine wirkliche Entscheidung brachten solche Kämpfe nicht, doch war der moralische Eindruck oft ein bedeutender, ja ausschlaggebender.

In der Reiterschlacht wurde die Kavallerie oft durch leichte Infanterie unterstützt; unter Caesars Hilfstruppen befanden sich Kontingente, die speziell auf diese kombinierte Kampfweise geschult waren; auch die Unterstützung, respektive Degagierung der Kavallerie durch einzelne Kohorten Legionsinfanterie kommt vor.

Die Formation der Kavallerie für den Reiterkampf war, wie bereits erwähnt, eine relativ tiefe, die Gangart des Angriffes eine langsame, jedenfalls nur Trab. Die schneidige Attacke in

unserem Sinne war nicht bekannt oder doch eine Ausnahme.*) Die Entscheidung wurde nach einem für unsere Begriffe ziemlich langen Kampfe durch zurückgehaltene Reserven — in der Regel Elitetruppen — herbeigeführt.

Die Feldbefestigung.

Anlage.

Die feldmäßige Befestigung spielte in der römischen Taktik eine ziemlich bedeutende Rolle; das typische Lagersystem ist schließlich nur eine Variante davon.

So offensiv die römische Taktik auch ihrer Natur nach war, so suchte sie doch immer einen Rückhalt in dem befestigten Lager; umsomehr kam dies zur Geltung, wenn ausnahmsweise eine rein defensive Aufgabe zu lösen war. In diesem Falle wurde nicht nur die Lagerverschanzung durch Verdoppelung der Linien oder Verstärkung der Profile, dann durch Annäherungshindernisse mannigfacher Art, schließlich durch Palisaden und oft mehrstöckige hölzerne Türme wesentlich verstärkt, sondern auch separate Linien angelegt, welche eine der Stärke der Armee entsprechende Defensivstellung boten und oft auch die Flanken zu decken bestimmt waren. Mit großer Genauigkeit wurden diese Linien dem Terrain angepaßt und alle Vorteile, welche dieses bot, aufs äußerste ausgenützt. An besonders wichtigen und markanten Punkten wurden Schanzen und Redouten angelegt. Oft bestand die Feldbefestigung nur aus solchen, insbesondere dann, wenn zum Aufwerfen der zusammenhängenden Linien nicht Zeit genug vorhanden war.

Schon in der feldmäßigen Befestigung kamen häufig leichtere Geschütze zur Anwendung.

In der angeführten Weise wurden auch die Brückenköpfe über größere Gewässer hergestellt und entweder selbst als Lager benützt oder durch Linien mit dem nächsten Hauptlager verbunden.

Stets wurde darauf gesehen, daß die feldmäßigen Linien nicht nur dem defensiven Zwecke voll entsprachen, sondern auch günstige Vorbedingungen zum Übergang in die Offensive boten.

Bei Caesar speziell finden wir die Anwendung feldmäßiger Befestigungen bei Operationen von ausgesprochen offensivem

*) Es scheint, daß dieselbe durch die unter Caesar dienenden Germanen zuerst in römischen Heeren zur Geltung kam.

Charakter; er unternahm es gerne, Punkte zu besetzen und sofort zu befestigen, von denen aus er dem Feinde durch Einwirkung auf seine Verbindungen etc. empfindlich werden konnte. Auch versuchte er es gelegentlich, durch ein ganzes System solcher Punkte, die dann, wenn Zeit sich fand, durch Linien verbunden werden konnten, die feindliche Armee ganz mattzusetzen und so ohne das Risiko und die unvermeidlichen Verluste einer Schlacht zum Endziele zu gelangen.

Angriff auf Feldbefestigungen.

Der Angriff auf feldmäßige Befestigungen wurde meist als Handstreich durchgeführt. Die hiezu bestimmten Truppen schleppten Faschinen, dichtes Astwerk, Säcke und Körbe mit Erde u. dgl. zur Ausfüllung der Gräben mit sich. Der eigentliche Angriff wurde durch die Schützen und Schleuderer vorbereitet, welche durch ihre Geschosse den Wall von den Verteidigern zu säubern suchten.

Der Festungskrieg.

Festungen.

Die Festungen waren zu Caesars Zeit fast ausschließlich befestigte Städte, nur ausnahmsweise für den Kriegsfall allein hergerichtete feste Plätze, und letzteres wohl nur bei barbarischen Völkern.*)

In der Anlage wurde natürlich das Terrain möglichst ausgenützt, und so lagen die meisten starken Festungen auf steilen Hügeln (Gergovia, Alesia, Ilerda) oder auf durch Flüsse gebildeten Landzungen und Halbinseln (Vesontio, Aduatuca, Uxellodunum), auf Seehalbinseln (Alexandria, Massilia, Thapsus, Ruspina), auf Inseln (Lutetia) oder zwischen Sümpfen (Avaricum). Die Befestigung bestand in einer Stadtmauer, die durch Türme verstärkt und selbstverständlich an den zugänglichsten Stellen am stärksten gehalten war. Wo ein natürliches Hindernis fehlte und das Terrain es zuließ, wurde ein Stadtgraben angelegt. Dominierende Punkte außerhalb des Weichbildes wurden oft durch feste Linien mit der Stadt verbunden und als Kastelle eingerichtet.

Angriff fester Plätze.

Zur Einnahme einer Festung gab es drei Angriffsarten: die Einschließung (obsidio), den gewaltsamen Angriff (oppugnatio

*) Auch Alesia war entgegen der Annahme einzelner Autoren eine wirkliche Stadt, wie die Erwähnung der Zivilbevölkerung beweist. Dagegen war die Festung des Cassivellaunus in Britannien ein solcher reiner Kriegsplatz.

repetina) und den belagerungsmäßigen Angriff (oppugnatio longinqua).

Die Einschließung.

Die Einschließung allein wurde ihrer Langwierigkeit wegen nur dann angewendet, wenn einerseits das Terrain sie begünstigte, anderseits eine der andern Angriffsarten infolge von Terrainschwierigkeiten oder Mangel an Belagerungsmaterial nicht durchführbar schien.

Zum Zwecke der Einschließung wurde die zu belagernde Stadt zunächst durch Anlage mehrerer Lager an den wichtigsten Kommunikationen abgesperrt und sodann ringsum durch eine Umwallung (circumvallatio) zerniert. In dieser Linie wurden in Zwischenräumen Redouten angelegt. Das Gros der Truppen wurde in den Lagern als Hauptreserve zusammengehalten und hatte jede Lagerbesatzung einen bestimmten Abschnitt der Zernierungslinie zugewiesen. Die in die Redouten vorgeschobenen Abteilungen versahen den Sicherungsdienst in den Linien selbst und hatten bei einem Ausfalle so lange Widerstand zu leisten, bis die Hauptreserve zur Stelle war.

Gegen Festungen, die teilweise von einem vollends unpassierbaren Hindernis (Sumpf oder Inundationsgebiet) umgeben waren, genügte selbstverständlich die Absperrung der gangbaren Teile des Vorterrains.

War ein Entsatzversuch zu erwarten, so wurde um die Lager herum noch eine äußere Kontravallationslinie errichtet und in analoger Weise eingeteilt und befestigt wie die innere.

Die Linien selbst wurden zunächst dort, wo das Terrain sie nicht sonderlich unterstützte, möglichst stark angelegt. Sowohl Wall als Graben erhielten beträchtliche Dimensionen und wurden eventuell verdoppelt; der Wall wurde durch Palisaden und Türme verstärkt, in den Graben, wo es anging, Wasser geleitet. Das Vorterrain dieser Linien wurde durch Annäherungshindernisse schwerster Art (Wolfsgruben, Fußangeln, Verhaue, Dorngestrüpp etc.) unpassierbar gemacht.

Das großartigste Beispiel einer solchen reinen Einschließung nicht nur im Altertum, sondern vielleicht in der gesamten Kriegsgeschichte bildet die Belagerung von Alesia durch Caesar im Jahre 52 v. Chr.

Der gewaltsame Angriff.

Der gewaltsame Angriff, der naturgemäß nur gegen schwächere oder unzureichend besetzte Festungen Anwendung fand, wurde entweder als Handstreich unmittelbar vom Marsche weg (ex itinere) oder doch unter dem unmittelbaren

Eindrucke des Erscheinens der Armee nach ganz kurzer Vorbereitung durchgeführt.

Nach Eröffnung des Angriffes durch die leichten Fußtruppen, welche durch ihre Geschosse die Stadtmauer zu säubern hatten — eventuell traten zu diesem Zwecke auch leichtere Geschütze in Tätigkeit — rückten die aus Legionsinfanterie bestehenden Sturmkolonnen meist gegen mehrere Punkte gleichzeitig vor, füllten den Graben mit Faschinen aus und gingen nun über diesen hinweg mittels Sturmleitern zum Angriff über. Hiebei bildeten die Legionare durch Zusammenhalten der Schilde über den Köpfen eine »Schildkröte« (testudo) genannte Formation.

War es einer Abteilung gelungen in die Stadt zu dringen, so wurde zunächst ein Tor von innen freigemacht und so dem Gros der Truppen der Eingang gebahnt.

Eine im Sturme genommene Stadt ward meist der Plünderung, wenn nicht der vollen Zerstörung preisgegeben. Niemals aber wurde in derselben genächtigt, sondern nach Entwaffnung der Verteidiger und Besetzung der Tore und sonstiger wichtiger Punkte die Hauptkraft vor die Stadt in das Lager zurückgenommen.

Der belagerungsmäßige Angriff fand gegen starke, gut besetzte und verproviantierte Plätze, die jedoch halbwegs günstige Angriffspunkte boten, Anwendung. Der belagerungsmäßige Angriff.

War nach erfolgter Rekognoszierung die für den Angriff bestimmte Stelle — oder auch mehrere solche — fürgewählt, so wurden zunächst ein oder mehrere Lager geschlagen und eine ihrerseits gut gesicherte Basisstellung für den Angriff geschaffen, zugleich, wenn tunlich, eine ganze oder teilweise Einschließung durchgeführt. Gleichzeitig wurde mit Herbeischaffung des Materials begonnen, wozu hauptsächlich Landesbewohner und Landesfuhren verwendet wurden. Das Material wurde an geschützten Stellen deponiert, daselbst auch die Werkstätten für die technischen Truppen etc. eingerichtet.

Die Arbeiten begannen mit der Aufstellung von Schutzschirmen (plutei) und gedeckten fahrbaren Laufhallen (vineae) aus Holzgerippe und Flechtwerk, bei sehr starker Gegenwirkung auch aus massivem Holze, unter deren Schutz der Bau der Hauptangriffsmittel, des Dammes, der Türme und der Breschhütte, erfolgte.

Der gegen die beabsichtigte Einbruchsstelle gerichtete Angriffsdamm (agger) bestand im wesentlichen aus einer

Planierung des Vorterrains, um darauf die mobilen Angriffsmittel, die gegen die Mauerkrone gerichteten Türme (turres) und die gegen deren Fundamente arbeitenden Breschhütten (musculi) sicher vorwärtsbringen zu können. Das Niveau des Dammes mußte daher mit dem Fuße der Stadtmauer übereinstimmen, und war seine Höhe um so größer, je steiler das Vorterrain abfiel, nahm auch bei konstant abfallendem Glacis mit der Entfernung von der Stadt zu; bei welligem Terrain war seine Höhe eine ungleichmäßige, indem die Dammkrone gerade verlief, während der Fuß sich dem gewachsenen Boden anschmiegte.

Der Bau des Dammes geschah unter dem Schutze beweglicher Deckungen, und zwar einer »Schüttschildkröte« (testudo) in der Front und von Schutzschirmen (plutei) in den Flanken.

Das Material des Dammes bestand normal aus starkem Holzgerüst, dessen Zwischenräume mit Erde und Flechtwerk ausgefüllt wurden; ausnahmsweise, und nur dann, wenn Holzmaterial nicht in genügender Menge zur Hand war, wurde statt dessen Stein verwendet.

Auf dem Angriffsdamme wurden außer Bereich der feindlichen Geschosse bewegliche hölzerne Türme errichtet, welche, in mehreren Stockwerken aufgeführt, mindestens die Höhe der Stadtmauer erreichen mußten. Auf ihnen wurden Geschütze placiert und deren Bedienung durch Felle und aus Tauen geflochtene Decken gesichert. Die Türme wurden auf Rollen und Walzen gegen die Stadtmauer vorgeschoben und hatten diese durch Geschosse von den Verteidigern zu säubern. Gelang es ihnen bis knapp an die Mauer zu kommen, so wurde mittels einer herabgelassenen Zugbrücke der Turmbesatzung der Sturm ermöglicht.

Gleichzeitig ging, nachdem ein eventuell vorhandener Graben unter dem Schutze der Schüttschildkröte ausgefüllt worden war, die Breschhütte (musculus) mit dem Sturmbock (aries) bis an die Mauer vor, um deren Fundamente zu erschüttern und eine Bresche zu erzielen. Von der Breschhütte aus arbeiteten auch die Mauersicheln (falces), um bei bereits gelockertem Gefüge die Mauer niederzureißen.

Außer diesen mobilen Angriffsmitteln wurden auch allenthalben stabile Redouten und Batterien angelegt, welche zum Schutze der Gesamtanlagen dienten und in denen die schwersten Geschütze placiert wurden.

Hand in Hand mit diesen Arbeiten ging das Vortreiben von Minengängen (cuniculi), durch welche nicht nur unterirdische Zugänge in die Festung geschaffen, sondern auch die Fundamente der Mauer unterwühlt und dieselbe auf diese Weise zum Einsturz gebracht werden konnte, worauf nach Art des gewaltsamen Angriffes zum Sturm vorgegangen wurde. Auch die Ableitung des Trinkwassers konnte durch Minengänge bezweckt werden.

Gleichzeitig mit dem Hauptangriff konnten natürlich verschiedene Nebenangriffe zum Zwecke der Ablenkung und Zersplitterung des Verteidigers eingeleitet werden. Auch bot sich manchmal die Gelegenheit, in dem Augenblicke, wo die ganze Aufmerksamkeit des Verteidigers durch den Hauptangriff in Anspruch genommen war, an einer andern Stelle einen Handstreich auszuführen.

Verteidigung fester Plätze.

Die Verteidigung eines festen Platzes konnte sowohl durch die Besatzung von innen als durch eine Feldarmee von außen geführt werden.

Eine intakte Feldarmee rein zum Schutze einer Festung in diese selbst zu werfen, galt im allgemeinen als verfehlt. Selbst wenn die Armee tatsächlich auf den Schutz der Festung angewiesen war, suchte sie sich stets so lange als möglich in einer Vorfeldstellung zu halten, wenigstens einen Teil der Kommunikationen zu decken und sich so viel Bewegungsfreiheit als möglich zu wahren, vor allem aber eine vollständige Einschließung mit allen Mitteln zu hindern. War die vollkommene Zernierung nicht mehr zu vermeiden, so wurde wenigstens die Kavallerie rechtzeitig fortgeschickt.

Die Verteidigung des Platzes, dessen Verproviantierung und Ausrüstung selbstverständlich rechtzeitig durchgeführt sein mußte, wurde von innen mit defensiven wie mit offensiven Mitteln geführt. Zu ersteren gehörte vor allem eine ausgiebige Besetzung der Stadtmauer, insbesondere der diese überragenden und enfilierenden Türme mit Mannschaft und Geschütz, die Bekämpfung der feindlichen Angriffsarbeiten durch alle verfügbaren Fernwaffen wie Pfeile, Schleudersteine, Pechkränze und sonstige brennbare Materialien, insbesondere aber das schwere Geschütz. Waren die Angriffswerke des Feindes bis an die Mauer gedrungen, so wurden Felstrümmer herabgewälzt, der Sturmbock und die Mauersicheln mittels Schlingen gefangen und hinaufgezogen.

Gegen Minengänge schützte man sich durch Gegenminen, durch Vertiefung des Stadtgrabens und durch Anlage unterirdischer Wasserreservoirs, welche, wenn die Minen der Belagerer auf sie stießen, dieselben mit Wasser füllten.

Offensive Verteidigungsmittel waren vor allem die Ausfälle (eruptiones), welche sich gegen die feindlichen Linien, insbesondere aber gegen die Annäherungsarbeiten richteten. Letztere, vor allem den Angriffsdamm, suchte man hiebei in Brand zu stecken.

Die Zerstörung des Dammes konnte übrigens auch durch Minengänge erfolgen, aus denen man an seine Fundamente Feuer legte oder dieselben wenigstens unterwühlte, so daß der Damm einstürzte.

Die Verteidigung eines Platzes durch eine außerhalb desselben stehende Armee bestand darin, daß dieselbe, auf eine starke Stellung gestützt, die Verbindung mit der Festung gewaltsam aufrecht erhielt, eine volle Zernierung vereitelte und durch Einwirkung auf die Verbindungen des Gegners die Stellung derselben unhaltbar zu machen suchte, oder indem sie, wenn sie sich stark genug fühlte, direkt zur Entsatzschlacht überging.

Flußübergänge.

Im Forcieren von Flußhindernissen steht die römische Kriegführung selbst mit Berücksichtigung modernster Verhältnisse unerreicht da. Die unleugbare größere physische Leistungsfähigkeit in Verbindung mit der weit höhern Ausbildung aller Truppen in technischen Arbeiten brachte dies mit sich.

Flüsse konnten auf dreierlei Art übersetzt werden; durch Furten, mittels Überschiffung und mittels Brückenschlag.

Furten. Das am wenigsten zeitraubende Durchfurten wurde natürlich so oft als möglich jeder andern Übergangsart vorgezogen. Freilich konnten die Römer auch Stellen durchfurten, die zu passieren man modernen Truppen kaum zumuten dürfte. Durch mächtige Flüsse zu waten, deren Wasser ihnen bis an den Hals ging, verursachte ihnen auch bei starker Strömung wenig Schwierigkeit und wurden solche Übergänge in voller Marsch- und Gefechtsausrüstung selbst im Angesichte des am andern Ufer kampfbereit harrenden Feindes mit erstaunlichem Elan ausgeführt.

War die Strömung besonders stark, so wurde Kavallerie ober- und unterhalb der Übergangsstelle quer über den Fluß im Wasser postiert; die obere Abteilung hatte den Zweck die Gewalt der Strömung zu mildern, die untere eventuell fortgerissene Leute aufzufangen. War Reiterei nicht zur Hand, so wurden Tragtiere dazu verwendet.

War ein Fluß aber tatsächlich nicht durchfurtbar und ein anderer Übergang aus verschiedenen Gründen nicht möglich, so wurde auch künstlich eine Furt hergestellt, indem man den Fluß in mehrere Arme ableitete und dadurch den Hauptarm wasserärmer machte.

Überschiffungen.

Die Überschiffung ward im allgemeinen weniger häufig vorgenommen, sie galt einerseits als minderwertige Leistung, anderseits als eine mit Rücksicht auf die rückwärtigen Verbindungen nicht genügend sichere Übergangsart. Daß sie schließlich unter Umständen doch durchgeführt wurde, wenn man auf andere Weise nicht oder doch nicht so schnell zum Ziele gelangen konnte, ist erklärlich.

Zur Überschiffung ward meist das vorhandene Material der Landesbewohner verwendet. Caesar ließ im spanischen Kriege, um die Vorbereitung zu einer Überschiffung — die übrigens die Deckung eines beabsichtigten Brückenschlages zum Zweck hatte — zu verheimlichen, Boote nach britannischem Muster aus leichtem Holzgerüst und Leder gedeckt im Lager herstellen und zur Nachtzeit, auf je 2 Karren fahrbar gemacht, 18 *km* weit bis an den Fluß führen, wo die Überschiffung sofort überraschend durchgeführt wurde.

Brückenschlag.

Im Brückenschlag waren die Römer Meister; insbesondere Caesar hat auf diesem Gebiete Unerreichtes geleistet.

Die Brücken wurden stets durch die Legionen, natürlich unter Mitwirkung, eventuell Leitung der »fabri« aus an Ort und Stelle beschafftem Material geschlagen.

Es gab verschiedene Typen.

Die Schiffsbrücke wurde seltener angewendet, da das Herbeischaffen einer genügenden Menge von Schiffen meist zeitraubend war, wenigstens an größeren Strömen.

Sehr schmale, tiefe Hindernisse wurden überbrückt, indem man große Bäume querüberlegte und auf ihnen mittels Faschinen u. dgl. eine halbwegs praktikable Bahn herstellte.

Größere Brücken wurden auf verschiedenen, oft ganz improvisierten Grundlagen hergestellt. In nicht zu tiefen Gewässern dienten u. a. große mit Steinen gefüllte Fässer als Pfeiler; in tieferen Flüssen wurden Joche verschiedenster Konstruktion verwendet. Die berühmte Rheinbrücke Caesars, in ihrer Art die großartigste Brückenschlagsleistung der Geschichte, war nach Caesars eigenen Plänen in ebenso einfachem und zweckmäßigem, wie großzügigem Stile erbaut.*)

Wenn tunlich, so begann der Brückenschlag von beiden Ufern gleichzeitig. Im letzten Falle ging die Überschiffung einzelner Abteilungen auf das feindwärtige Ufer voran, die sodann in einer gesicherten Stellung die Arbeit deckten.

Beim Schlagen großer Jochbrücken war zunächst die Konstruktion einer genügenden Anzahl von Einbaugliedern und Schlagwerken notwendig.

Selbstverständlich war man jederzeit bemüht, die vorhandenen Brücken rechtzeitig in die Hand zu bekommen, respektive ihre Besetzung oder Zerstörung durch den Gegner zu hindern. Die in Besitz genommenen oder neu hergerichteten Brücken wurden durch einfache oder doppelte Brückenköpfe ausgiebig gesichert, aufgegebene Brücken, die dem Gegner Dienste leisten konnten, ganz oder teilweise abgebrochen.

Der Seekrieg.

Im Seekampfe gab es zwei wesentlich zu unterscheidende Momente: den Kampf der Schiffe als solchen, welcher die Vernichtung der gegnerischen Schiffe zum Zweck hatte und durch die eigentliche Schiffsmannschaft mit dem Schiffe selbst als Waffe geführt wurde, und den Kampf Mann gegen Mann, der durch die auf den Schiffen befindliche Legionsinfanterie ausgekämpft wurde, wenn es gelang, ein gegnerisches Schiff zu entern.

Der Kampf der Schiffe.

Im erstern Falle war die Hauptwaffe die Ramme. Der Rammstoß wurde in der Regel gegen die Breitseite oder das Heck des Schiffes, seltener gegen den Bug gerichtet; es war nun Aufgabe des Angegriffenen, dem Stoße entweder ganz aus-

*) Es war eine massive Pilotenbrücke über den mehr als 400 *m* breiten und ziemlich tiefen Strom, für die das ganze Material erst an Ort und Stelle geschlagen und hergerichtet werden mußte. Trotzdem war die gesamte Arbeit — einschließlich der Materialbeschaffung — in 10 Tagen vollendet. Man versuche einmal von unsern heutigen Pionieren eine gleiche Leistung zu verlangen!

zuweichen oder ihm den Bug zuzuwenden, wo die Ramme leichter abglitt. Der Angreifer suchte beim Rammstoß den Bug möglichst tief zu legen, was durch das Zusammeneilen der ganzen Mannschaft auf das Vorderteil erzielt und wohl auch durch entsprechende Rudermanöver begünstigt wurde; Zweck dieser Maßregel war, den Stoß möglichst tief unter der Wasserlinie anzubringen. Der Gegner seinerseits suchte ebenfalls im Moment des Anpralles die bedrohte Stelle möglichst tief zu neigen, damit das eventuell erhaltene Leck nach rascher Aufrichtung des Schiffes womöglich über Wasser zu liegen komme.

Weitere Beschädigungen der feindlichen Schiffe wurden erreicht, indem man sie rasch hart streifte und dabei die Ruder abscherte; dann durch Zerreißen der Raaen und Segel mittels langgestielter Sicheln. Letzterer Vorgang wurde von Caesars Flotte zum erstenmal im Kampfe mit den viel stärker konstruierten, aber infolge Mangels an Rudern bezüglich der Manövrierfähigkeit einzig auf die Segel angewiesenen Schiffe der Veneter (56 v. Chr.) versucht.

Schließlich wurden die gegnerischen Schiffe aus den Schiffsgeschützen beschossen oder mittels Pechkränzen in Brand gesteckt.

Der Kampf der Schiffsbesatzung.

Dem Kampf der eingeschifften Legionare mußte das Entern vorangehen, welches mittels der Enterhaken bewirkt wurde. Hatte das gegnerische Schiff bereits durch vorhergegangene Beschädigungen an Manövrierfähigkeit gelitten, so war das Entern natürlich wesentlich erleichtert. Der Sturm auf das geenterte Schiff erfolgte dann in der Regel von den am Heck errichteten Türmen aus, in ähnlicher Art wie beim Angriff auf eine Stadtmauer.

Der Gang der Schlacht.

Die Aufstellung zur Schlacht erfolgte, nachdem die Schiffe durch Umlegen des Mastes, Einlegen aller Ruder und Bereitstellung der Mannschaft gefechtsklar gemacht waren, meist in zwei Treffen, das erste oft gruppenweise mit großen Entwicklungsintervallen; von den Schiffen des zweiten Treffens hatte jedes einzelne ein bestimmtes Schiff des ersten Treffens zu unterstützen, respektive mit ihm gemeinsam zu manövrieren. Im weitern Verlaufe löste sich natürlich die Schlacht in eine Reihe von Einzelkämpfen auf, in denen eventuell kleine Gruppen von Schiffen in Übereinstimmung manövrierten. Die größere Manövrierfähigkeit und das bessere Zusammenspiel gab dann

meist den Ausschlag, vorausgesetzt daß es dem Gegner nicht gelang durch rücksichtsloses Entern das Handgemenge an Bord zu erzwingen, wo dann freilich die größere Kampftüchtigkeit der eingeschifften Mannschaft allein entschied.

Das Etappenwesen.

Organisierung des Etappenwesens.

Das Verpflegs- und Etappenwesen war bei den Römern, die ihre typischen Offensivkriege fast ausnahmslos im Feindeslande führten, sorgfältig organisiert und bildete einen wesentlichen Faktor der Kriegführung. Jeder selbständige Feldherr hatte zu diesem Zwecke einen eigenen Quaestor im Range eines Legaten beigegeben, dem die Leitung des ganzen Verpflegs- und Nachschubwesens oblag.

Schon die genaue Regelung und hohe Dotation der vom Manne und im Truppentrain mitgeführten Verpflegung sicherte für ziemlich lange Zeit die Bedürfnisse des Heeres. Daneben aber war es stets Gegenstand besonderer Fürsorge des Feldherrn, schon vor Beginn eines Feldzuges den weitern Nachschub sorgfältig und ausreichend vorzubereiten.

Zu diesem Zwecke wurden Lieferungskontrakte abgeschlossen, sei es mit professionsmäßigen Großlieferanten oder mit Städten und Landesbehörden, die sich verpflichten mußten, bestimmte Mengen an Lebensmitteln zu stellen, eventuell auch deren Nachschub zur Armee zu besorgen. Die hiezu nötigen Transportmittel konnten auch von den Landbewohnern, durch deren Gebiet die Etappenlinie führte, aufgebracht werden. Bei Abschluß von Bündnissen oder Entgegennahme von Unterwerfungen am Kriegsschauplatz gelegener Städte oder Gaue bildete die Lebensmittellieferung stets eine der ersten und wichtigsten Bedingungen.

Etappenstraße.

Als Etappenstraße wurde womöglich eine strategisch günstig gelegene und leistungsfähige Kommunikation, eventuell ein schiffbarer Fluß gewählt und eingerichtet, wenn erforderlich auch entsprechend gesichert. Bei längerer Kriegführung wurden günstig gelegene Punkte als Etappenstationen eingerichtet und daselbst unter dem Schutze einer angemessenen Besatzung große Magazine mit Lebensmitteln aller Art, ferner Remontendepots, überflüssige Trainteile und Kriegsmaterial samt Werkstätten untergebracht, dann auch Geiseln und Gefangene sowie die eigenen Verwundeten und Kranken verwahrt. Während des gallischen Eroberungskrieges hatte Caesar im Laufe der Jahre

Etappenstationen.

ein ganzes System solcher Etappenstationen über das ganze Land angelegt.

Bei Kriegen an der Küste konnten die Etappenlinien natürlich über das Meer führen, doch war hiefür die fraglose Überlegenheit der eigenen Flotte sowie eine ausgiebige Sicherung der in Betracht kommenden Hafenplätze die unausweichlichste Bedingung. Etappenlinien zur See.

Gegenstand des Nachschubes war in erster Linie Getreide, dann auch Waffen und sonstiges Kriegsmaterial, schließlich Ersatztransporte. Schlachtvieh wurde in der Regel, Pferdefutter grundsätzlich von den Truppen selbst im Wege der Requisition respektive Fouragierung beschafft. Gegenstände des Nachschubes.

Die Requisition wurde allerdings jederzeit möglichst ausgiebig gehandhabt, doch trachtete man immer, sich von ihrem Ergebnis möglichst unabhängig zu machen, zumal sie mehr als oft ganz ergebnislos war, umsomehr, als der in der strategischen Defensive befindliche Gegner es sich stets angelegen sein ließ, auf dem präsumptiven Kriegsschauplatze alle Lebensmittel rechtzeitig teils in eigenen Besitz zu bringen, teils zu vernichten. Wenn Nachschub und Requisition versagten, so war es ein beliebtes Auskunftsmittel, eine gut verproviantierte feindliche Stadt anzugreifen und zu erobern, ob dies jetzt aus rein strategischen Gründen auch notwendig gewesen wäre oder nicht, in der vornehmlichen Absicht, sich der dort aufgestapelten Vorräte zu bemächtigen. Requisition

Dagegen wurde das Pferdefutter ausschließlich im Wege der Fouragierung beschafft und diese durch oft sehr starke Kommanden täglich besorgt. Dieser Umstand involvierte eine ziemlich weitgehende Abhängigkeit der Operationen von der Jahreszeit; überhaupt war die Futterbeschaffung einer der empfindlichsten Punkte der Kriegführung, und ihre Störung ein beliebtes Objekt für die Unternehmungen initiativer Feldherren. Fouragierung.

Winterquartiere.

Bis auf Caesars Zeit war es Regel den Krieg im Winter zu unterbrechen, auch dann, wenn die Operationen zu einer definitiven Entscheidung nicht gelangt waren. Caesar folgte, so lange er im rauhen Norden kämpfte, ebenfalls wenigstens im allgemeinen dem alten Gebrauche; ein radikales Brechen mit

dieser Sitte hätte er seinen meist aus Südländern bestehenden Truppen bei aller Abhärtung auf die Dauer nicht zumuten können. Dies änderte sich jedoch, als er in den wärmeren Landstrichen der Mittelmeerländer Krieg zu führen begann. Jetzt brach er als erster definitiv und gründlich mit der Institution der Winterquartiere und kämpfte in Italien, Griechenland, Afrika und Spanien zu Lande wie zur See ohne Rücksicht auf die Jahreszeit. Wie kraß und schwerwiegend diese Neuerung war, geht am besten daraus hervor, daß es ihm gelang, selbst einen so erfahrenen Feldherrn wie Pompejus damit zweimal hintereinander zu überraschen, von andern Gegnern gar nicht zu reden. Daß alle diese sich eben nicht entschließen konnten von der althergebrachten Sitte ebenso vorurteilslos wie Caesar sich zu emanzipieren, blieb für diesen ein schwer in die Wagschale fallender Vorteil.

Winterlager.

Die Winterquartiere (hiberna) selbst waren grundsätzlich nie in Städten, sondern immer in eigens hergestellten befestigten Lagern eingerichtet. Wurden aus irgend welchen Gründen ausnahmsweise Ortschaften dazu benützt, so mußten sie oder doch der beanspruchte Teil derselben zuvor von den Bewohnern geräumt werden. Der Zweck dieser Maßregel lag auf der Hand; man wollte für die Römer kein Capua möglich machen.

Die Einrichtung der Winterlager glich im allgemeinen der der gewöhnlichen Marschlager; nur war mit Rücksicht auf die längere Dauer der Benützung alles solider und wohl auch etwas bequemer eingerichtet. Der wichtigste Unterschied war der Ersatz der Zelte durch Baracken; doch fiel dies ausnahmsweise auch weg (»sub pellibus hiemare«). In diesen Lagern wurden die Truppen in strengster Zucht und konstanter militärischer Beschäftigung zusammengehalten.

War eine Feindseligkeit während des Winters wirklich nicht zu befürchten, so übergab der Feldherr, der in den meisten Fällen mit dem militärischen Kommando auch ein politisches Amt verband, für diese Zeit den Oberbefehl an den ältesten Legaten (legatus pro praetore) und bereiste zur Erledigung der Zivilangelegenheiten die Städte seiner Provinz.

Zum Verlassen der Winterquartiere, respektive zur Eröffnung des neuen Feldzuges wurde in der Regel der Zeitpunkt gewählt, wo die Vegetation bereits das Fouragieren gestattete.

Die Eroberung Galliens.

»Es ist mehr als ein Irrtum, es ist ein Frevel gegen den in der Geschichte mächtigen heiligen Geist, wenn man Gallien einzig als den Exerzierplatz betrachtet, auf dem Caesar sich und seine Legionen für den bevorstehenden Bürgerkrieg übte.«

Mommsen.

Der Kriegsschauplatz und die politische Lage.

Umfang und Einteilung Galliens.

Unter »Gallien« im weitesten Sinn des Wortes verstand man das Land von der damaligen Nordgrenze Italiens, d. i. dem Nordhange des Apennin, bis an den Rhein, den Ozean und die Pyrenäen. Der Teil diesseits der Alpen, das heutige Oberitalien (Gallia cisalpina), das wieder in die Landschaft südlich und nördlich des Po (Gallia cispadana und transpadana) zerfiel, war von den Römern bereits in früheren Zeitepochen nach mannigfachen Kämpfen und wiederholten empfindlichen Rückschlägen endgültig unterworfen und durch Anlage zahlreicher Kolonien großenteils romanisiert worden. Vom Lande jenseits der Alpen war auch bereits ein wenn auch geringer Teil den Römern botmäßig, nämlich der zum Schutze der Straße nach Spanien unbedingt notwendige schmale Streifen von der Küste bis etwa an die Cevennen, dann am linken Rhône-Ufer aufwärts bis an den Genfersee; dieser Teil hieß »Gallia transalpina« oder »Narbonensis« (nach der römischen Kolonie Narbo), auch schlechtweg »provincia« *). Doch war die Untertanenschaft besonders in den nördlichen Teilen dieser Provinz noch eine recht problematische; nirgends zeigt sich der heillose Respekt der Römer vor ihren nordischen Feinden so kraß als in dieser bis an eigene Demütigung grenzenden Nachsicht, mit der die nominelle Oberhoheit über jene Gaue im allgemeinen gehandhabt wurde.

Das noch freie Gallien zerfiel weiter in drei Teile:

I. Gallia Belgica, das Land vom Unterlauf des Rheins bis an die Seine und Marne.

II. Gallia celtica, das zentrale Gebiet von der Seine und Marne bis an die Garonne.

III. Aquitania, das Land südlich der Garonne bis an die Pyrenäen.

*) Daher heute noch die Bezeichnung »Provence«.

Diese Einteilung war keine willkürliche oder speziell politische, sondern hatte in erster Linie in den ethnographischen Verhältnissen ihren Grund.

Die Bewohner Galliens; die nationale Degenerierung der Kelten.

Die Bewohner Galliens waren zum überwiegend größten Teile Kelten. Ursprünglich war wohl das ganze gallische Gebiet rein keltisch gewesen; mit der zunehmenden marasmischen Degenerierung der Nation war jedoch an allen Grenzgebieten eine progressiv fortschreitende und nichts weniger als nachteilige Denationalisierung eingetreten. Schon das überaus rasche und vollständige Gelingen der Romanisierung Oberitaliens hatte unbeschadet aller Umsicht und Energie der neuen Beherrscher doch in der gesunkenen nationalen Widerstandskraft des keltischen Volkes seinen vornehmlichsten Grund, ebenso wie dies später nach der Unterwerfung ganz Galliens durch Caesar in den übrigen Gebieten der Fall sein sollte;*) gleichzeitig aber hatten an den übrigen Grenzgebieten andere lebensfähige Elemente unter Ausnützung derselben Umstände ein wehrhaftes und leistungsfähiges Mischvolk ins Leben gerufen, mit dem sich der Bedroher der gallischen Freiheit in erster Linie abzufinden hatte.

Germanische Blutmischung.

In der belgischen Landschaft war trotz der natürlichen Grenzfeindschaft zwischen den Galliern und Germanen doch mit der Zeit eine merkliche Fusion beider Stämme eingetreten, freilich ohne den politischen Gegensatz verschwinden zu machen. Immerhin ist es bezeichnend, daß gerade die wehrhaftesten Stämme Belgiens sich der Verwandtschaft mit ihren Erbfeinden, deren faktische Überlegenheit sie rückhaltslos anerkannten, geradezu rühmten. Nur diese Blutmischung hatte aber auch diese Gaue befähigt, den sonst überall unaufgehaltenen Orkan der cimbrischen Invasion an ihren Grenzen mit Erfolg zurückzuweisen. Und einzelne, gelegentlich solcher größerer Invasionen auf gallischem Boden zurückgebliebene rein germanische Volkssplitter genossen in der Folge seitens ihrer halb- oder ganzkeltischen Nachbarn die respektvollste Achtung.

Iberische Blutmischung.

Was die Germanen am Niederrhein, das waren für die Gallier die Keltiberer an den Pyrenäen, wenn auch vielleicht lange nicht in demselben Grade; denn auch die übrigens mit

*) Auch die absolute Widerstandslosigkeit, welche die keltische Nation dem hellenischen, vorwiegend auf die mächtige griechische Kolonie Massilia (Marseille) gestützten Element in den mittelländischen Küstenstrichen entgegensetzte, basierte im allgemeinen auf denselben Ursachen.

den eigentlichen Kelten nah verwandten Iberer waren eine Nation, die keine Zukunft mehr hatte, wenn sie sich auch im allgemeinen noch besser konserviert hatte als erstere. Übrigens scheint die starke iberische Blutmischung der Gallier Aquitaniens mehr darauf zurückzuführen zu sein, daß die Iberer die frühern Bewohner dieser Landstriche waren, deren Reste sich in den nachgekommenen keltischen Elementen, und zwar wieder nur zu deren Vorteil, auflösten.

Die reinen Kelten.

Das zentrale Gallien war größtenteils rein keltisch und als solches am meisten durch die charakteristischen Merkmale nationaler Degenerierung gekennzeichnet. Nicht daß der Volksschlag als solcher bereits minderwertig geworden wäre; die Degeneration zeigte sich vielmehr in dem absoluten Unvermögen der Nation, sich politisch nach außen wie nach innen zu organisieren. Bei einer wenn auch nicht hervorragenden, so doch immerhin ansehnlichen Kulturstufe war das politische Gefüge des Volkes ein ganz unverhältnismäßig tiefstehendes und einer organischen Weiterentwicklung zum Besseren längst absolut unfähig. Auch der tiefgewurzelte Freiheitssinn äußerte sich immer nur dort, wo er mehr schaden als nützen konnte: in permanentem Mißtrauen gegen die eigenen Stammesgenossen und als notwendige Folge in weitestgehendem Partikularismus. Die Resultate waren demgemäß auch durchaus nicht sonderlich freiheitlich; an Stelle der ängstlich gemiedenen Monarchie trat eine schrankenlose Priester- und Adelsherrschaft und das Unvermögen der zahllosen kleineren Gaue zu einer selbständigen politischen Rolle hatte ein Hegemoniesystem zur notwendigen Folge, dessen permanente Schwankungen nicht nur die besten Kräfte der Nation in immerwährenden innern Kämpfen erschöpften, sondern auch den stets drohender werdenden Einmischungen äußerer Elemente eine überaus günstige Handhabe boten.

Die germanische Invasion.

Zur Zeit, als Caesar Gallien betrat, standen die Verhältnisse bereits so, daß es sich nur mehr darum handelte, welche äußere Macht schließlich Gallien als seine Domäne endgültig werde betrachten dürfen. Allerdings war gerade zu jener Zeit, dank der desolaten innerpolitischen Verhältnisse in Rom, eine andere Macht in Gallien den Römern gegenüber bedeutend in der Vorhand. Ein kluger, weitblickender Germanenfürst hatte die innern Fehden der ewig rivalisierenden gallischen Gaue mit Geschick benützt und stand jetzt mit einer achtunggebietenden Kraft seit Jahren als unumschränkter Herr des ganzen Anlandes

am gallischen Ufer des Mittelrheins. Einen ernst zu nehmenden Gegner hatte er in Gallien selbst vorläufig nicht zu fürchten; unter dem Schutze seiner Vormacht mußte die germanische Invasion der politischen wie der nationalen Selbständigkeit Galliens in relativ kurzer Zeit ein definitives Ende bereiten. Wollten die Römer sich den Landweg nach Spanien sichern und die einzig verteidigungsfähige Rheingrenze gegen ihre gefährlichsten Nachbarn gewinnen, so war es die höchste Zeit.

Der römische Einfluß in Gallien.

Einiges war schließlich doch schon vorgearbeitet worden, wenn auch weniger auf kriegerischem Wege. Römische Kaufleute durchzogen das Land und bildeten die Träger italischer Kultur sowie mancher politischer Intrige. Der Hang des Volkes zu innerer Uneinigkeit begünstigte diese Bestrebungen; bald gab es in allen mächtigeren Staaten eine mehr oder weniger starke römisch gesinnte Partei, die mit Hilfe der welterobernden Nachbarn ihre eigenen egoistischen Ziele erreichen zu können hoffte. Allerdings führte gerade dies die natürliche Reaktion herbei, die Bildung einer National- oder Patriotenpartei; und dieser Gegensatz hinwiederum bot überaus bequeme Vorwände für eine eventuelle Einmischung.

Caesar nach Gallien.

So standen die Verhältnisse, als Caesar die Statthalterschaft antrat.

Er hatte als Prokonsul die Provinzen Illyria, Gallia cisalpina und Narbonensis sich auf 5 Jahre (ab 58 v. Chr.) zuweisen lassen. Jede dieser Provinzen hatte in seinem Plane ihre bestimmte Rolle. Das längst ruhige und romanisierte cisalpine Gallien mit seiner gut römisch und dabei streng demokratisch gesinnten Bevölkerung bot ihm einen verläßlichen politisch-militärischen Stützpunkt an Italiens Basis sowie ein unerschöpfliches Reservoir zur Ergänzung seiner Armee. Das zwar unterworfene, aber durch die räuberischen Bergvölker stets in Unruhe gehaltene Illyrien mußte ihm eventuell einen plausiblen Vorwand zur Dislozierung entsprechender Streitkräfte eben gegen jene Grenze abgeben. Die transalpine Provinz endlich bildete seine Basis für das militärische und politische Riesenwerk der Unterwerfung Galliens.

Für alle diese Zwecke standen ihm vorläufig vier Legionen nebst den eventuell von ihm selbst aufzustellenden Hilfskontingenten zur Verfügung. Daß er diese Legionen nach eigenem Gutdünken auf Staatskosten vermehren dürfe, war eigentlich nicht ausdrücklich ausgesprochen, wurde aber von

ihm als selbstverständlich angenommen und vom Senate schließlich stillschweigend anerkannt. Außerdem stand ihm das Recht zur Designierung von 10 Legaten, einschließlich des Quaestors, zu.

Wenn es galt ein freies Volk zu unterwerfen, hat es den Römern nie an Vorwänden zum Kriege gefehlt. Der alterprobte Grundsatz des »divide et impera«, die Schürung und Ausnützung innerer Rivalitäten, bot immer und immer wieder nie versagende Handhaben für die bewaffnete Intervention. Und standen für dieses System die inneren Verhältnisse Galliens denkbar günstig, so gab gerade in diesem Momente noch die Invasion einer andern Macht eine ebenso plausible wie dringende Veranlassung zum Einschreiten. Caesar hätte nicht erst Römer zu sein brauchen, um unter diesen Umständen keinen Augenblick in Verlegenheit zu kommen.

Das Kriegswesen der Völker des gallischen Kriegsschauplatzes.

In betreff der militärischen Organisation kommen von den Völkern, mit denen Caesar während des gallischen Krieges in Berührung trat, naturgemäß in erster Linie die eigentlichen Gallier in Betracht; in zweiter Linie die mit ihnen verwandten Britanner, Iberer und vor allem die Germanen.

Das charakteristische psychologische Merkmal des Galliers war ein auf alle Gebiete sich erstreckender Sanguinismus, der naturgemäß im Kriegswesen in durchschlagendem Maße zur Geltung kam. Kriegerischer Sinn und persönliche Tapferkeit war dem gallischen Krieger in hohem Grade zu eigen; aber beide manifestierten sich ausschließlich in wildem Ungestüm und rasch entfachter, freilich auch oft ebenso rasch verflüchtigter Begeisterung. Zähe Ausdauer, kraftvolles Ertragen widriger Schicksalsschläge entsprach dem gallischen Charakter nicht. Auch barg dieser Sanguinismus stets die Gefahr einer Unterschätzung des Gegners in sich, welcher Umstand von den Römern vielfach mit Erfolg ausgebeutet wurde. Gallier.

Auch der spezifisch gallische Partikularismus spielte vielfach hinüber ins Kriegswesen, verhinderte nur zu oft militärisch gebotene Koalitionen oder sprengte die bereits geschlossenen im kritischesten Momente; jedenfalls war auch die militärische Disziplin nicht immer auf der wünschenswerten Stufe.

Die gallische Infanterie war ein ziemlich unbeholfener Landsturm. Sie ergänzte sich durchwegs aus minderwertigem Material; die bessern Elemente dienten ausschließlich zu Pferde. Nur in den halb germanischen oder iberischen Grenzgebieten war die Infanterie merklich besser organisiert, so daß man sie hier schon als die Hauptwaffe bezeichnen und damit das militärische Niveau jener Gaue als ein wesentlich höheres charakterisieren kann.

Die Bewaffnung der Infanterie bestand in langen Stoß- und kurzen, meißelartig zugeschärften Hieb- und Wurflanzen, dann langen, nicht zugespitzten Schwertern und schmalen, mäßig langen Schilden. Den Helm trugen die meisten Krieger, den Panzer dagegen nur die Vornehmsten.

Nebstbei gab es auch Bogenschützen, Schleuderer etc.

Weit höher als die Infanterie stand im allgemeinen die Kavallerie der Gallier; schließlich entsprach auch der rasche Elan des Reiterkampfes dem gallischen Temperamente weit mehr als das wechselvolle, schleppende Infanteriegefecht. Die gallische Kavallerie war brillant beritten, ritt im Kampfe schneidige Gangarten und wußte die Gewalt des Choks besser auszunützen als die römische; Caesar speziell verwandte sie mit Vorliebe auch später im Bürgerkriege.

Ihre Bewaffnung bestand meist nur aus einer langen, leichten Stoßlanze.

Weder bei der Infanterie noch bei der Kavallerie gab es systemisierte taktische Einheiten und Verbände; die Heere gliederten sich nur nach Kontingenten und Gefolgschaften, für die es einen allgemein gültigen Normalstand natürlich nicht gab.

Im Felde schleppten die Gallier ziemlich viel schwerfälligen Train mit sich. Die Fuhrwerke desselben dienten des Nachts oder vor dem Kampfe zur Errichtung der Wagenburg.

Als Feldzeichen führten die Gallier das auf einer Stange befestigte Bild eines Ebers.

Die Aufklärung wurde meist durch Konfidenten, in geringerem Maße durch Aufklärungspatrouillen besorgt; dagegen war der Nachrichtendienst mittels Relais, Rauch- und Feuersignalen und langen, in Rufweite angeschlossenen Postenketten meist vorzüglich organisiert.

Sehr fortgeschritten waren die Gallier im Festungskriege, in welchem der griechische Einfluß unverkennbar hervortritt. Schon bei der Anlage ihrer Festungen — ausnahmslos befestigte Städte — bewiesen sie ebensoviel Scharfblick bei

Beurteilung der vom Terrain gebotenen Vorteile als Geschick in der Anwendung künstlicher Mittel zur weiteren Verstärkung. Den Festungskrieg selbst führten sie als Belagerer wie als Belagerte so offensiv wie möglich. Überfälle, Ausfälle, mit Kriegslisten aller Art verbunden, waren beliebte Kampfarten, desgleichen verstanden sie sich hervorragend auf den Minenkrieg.

Die ozeanischen Küstenvölker unterhielten auch ansehnliche Kriegsflotten. Ihre Schiffe waren mit Rücksicht auf die Verhältnisse des offenen Ozeans überaus stark gebaut und dimensioniert, doch war ihnen der Gebrauch der Ruder nicht bekannt, was ihrer Manövrierfähigkeit wesentlich Abbruch tat.

Britanner.

Die mit den Galliern stammverwandten Britanner hatten im allgemeinen ein analoges Kriegswesen wie jene. Als besonders charakteristische Waffe besaßen sie noch Streitwagen, deren sie sich mit außerordentlichem Geschicke sowohl im eigenen Verbande als im Vereine mit Reiterei und Fußvolk bedienten.

Festungen im Sinne der Gallier, d. h. befestigte Städte, scheinen die Britanner nicht gehabt zu haben; dagegen besaßen sie an durch das Terrain geschützten Orten für den Kriegsfall vorbereitete feste Plätze, in denen ihre Waffenunfähigen samt ihrer Habe und den Verpflegsvorräten Schutz fanden. Die Befestigung dieser Plätze scheint jedenfalls eine sehr problematische gewesen zu sein.

Caesar erwähnt ferner bei den Britannern einen eigenen Typus leichter Flußschiffe aus schmalem Holzgerippe, mit Flechtwerk und Häuten überzogen, deren er sich nach ihrem Muster später mit Erfolg bediente.

Keltiberer.

Die Keltiberer waren bis dahin am meisten mit der römischen Kriegskunst in Berührung gekommen und hatten sich manches davon zu eigen gemacht, so das Lagerschlagen und vielfach auch ständige taktische Verbände, beides ziemlich genau nach römischem Vorbilde. Nebstbei waren sie Meister im Gebirgskriege und leisteten besonders durch ihre Beweglichkeit und ihr Geschick im zerstreuten Gefechte Bedeutendes.

Sie waren wohl das einzige Element dieses Kriegsschauplatzes, dessen Infanterie als Hilfskontingent für römische Armeen ernstlich in Betracht kam; dieselbe wurde in diesem Falle auch in der Regel wie die Legionsinfanterie d. h. in Kohorten gegliedert, ausgerüstet und verwendet.

Im Festungskriege standen die Keltiberer mit den Galliern mindestens auf derselben Stufe; sie waren besondere Meister im Minenkriege, was auf die vielfache Beschäftigung mit dem Bergbaue zurückgeführt wird.

Germanen.

Die Germanen waren schon vermöge ihres ernsteren, eher cholerischen Naturells, vor allem aber wegen ihrer noch ungebrochenen Volkskraft den Galliern militärisch überlegen. Im Kampfe mit den Römern fiel freilich ihre noch sehr primitive Organisation und die im allgemeinen noch ziemlich kunstlose Naivität ihrer Kriegführung schwer ins Gewicht.

Die germanische Infanterie stand im allgemeinen auch relativ höher als die gallische und kann immerhin als die Hauptwaffe bezeichnet werden. Ihre Bewaffnung bestand aus riesigen, langen und breiten Schilden, dann aus Keulen, Streitäxten, Stoß-, Hieb- und Wurflanzen, ferner langen, zweischneidigen, geraden, und kurzen, dolchartig gekrümmten Schwertern (Skramasachs). Helme und Panzer waren selten; dagegen waren die Körper meist in Tierfelle gehüllt und das Haupt durch phantastische Tierköpfe samt Hörnern und Mähnen, mit Adlerflügeln u. dgl. geziert und geschützt.

In der Schlacht formierte die Infanterie in der Regel eine Anzahl großer, rechteckiger, mit der Schmalseite dem Feinde zugekehrter Massen, von den Römern »cunei« genannt (fälschlich oft mit »Keil« übersetzt).

Die Reiterei war gut, doch im allgemeinen schlecht beritten. Mit guten Pferden dotiert und entsprechend ausgebildet, repräsentierte sie das beste Reitermaterial ihrer Zeit. Sie war auch gewohnt, mit eigens hiezu eingeübtem leichtem Fußvolk gemischt zu fechten.

Die Gliederung erfolgte auch bei den Germanen nach Kontingenten und Gefolgschaften; doch scheint denselben immerhin in vielen Fällen ein geregeltes Zahlensystem zugrunde gelegen zu sein.

Auch die Germanen schleppten in der Regel viel Train mit sich und verwendeten dessen Fuhrwerke zum Bau der Wagenburg. In der Schlacht wurden die Karren auch hinter der Front aufgefahren, um die Flucht zu erschweren und einen Halt zu bieten.

Festungen hatten die Germanen anscheinend keine; als Schlupfwinkel im Kriege dienten ihnen entlegene, durch Wälder, Sümpfe oder weite Einöden geschützte Plätze.

Erstes Kriegsjahr (58 v. Chr.).

I.

Der Feldzug gegen die Helvetier.

Beilage 2

Vorgeschichte und Veranlassung.

Die Helvetier waren ein keltischer Volksstamm in der heutigen Schweiz, etwa zwischen Rhein, Rhône und Jura wohnend. Als echtes Gebirgsvolk tapferer und kriegerischer, aber auch phlegmatischer und schwerfälliger als die große Masse der Kelten, hatten sie sich den Römern gegenüber bereits einmal unangenehm bemerkbar gemacht und gelegentlich des Cimbernkrieges den Konsul L. Cassius Longinus geschlagen, sein Heer unter das Joch geschickt. Die Römer aber hatten sich im Cimbernfeldzuge selbst unter Marius auf die äußerste Notwehr beschränkt und so war jene Schmach an den außerhalb des römischen Gebietes wohnenden Helvetiern vorläufig ungerächt geblieben. Ja, als zur Zeit der catilinarischen Wirren die Nachricht von einer beabsichtigten Invasion dieses Stammes nach Rom gelangte, war der Schrecken ein derartiger, daß er für den Moment die hochgehenden politischen Wogen glättete und alle andern Tagesfragen in den Hintergrund drängte.

Tatsächlich hatten sich die Helvetier, an Übervölkerung laborierend und von der germanischen Invasion am Oberrhein gedrängt, schon seit langem mit dem Gedanken an eine Auswanderung getragen. Schwerfällig wie sie waren, hatten sie sich lange nicht recht entschließen können, ihren Vorsatz auszuführen. Endlich machte sich einer ihrer Häuptlinge, Orgetorix, ein fähiger, unruhiger und hochstrebender Kopf, den latenten Volksgedanken zu nutze und brachte die Sache in ein System. Die Helvetier sollten, nach dreijähriger gründlicher Vorbereitung, mit Kind und Kegel nach Gallien auswandern, dort das frucht-

Orgetorix.

bare Gebiet der Santonen (nördlich der unteren Garonne) in Besitz nehmen und vermöge ihrer unzweifelhaften kriegerischen Überlegenheit, eventuell mit Hilfe von Bündnissen, die Hegemonie über das zentrale Gallien an sich reißen. Allerdings scheint Orgetorix hiebei nichts geringeres beabsichtigt zu haben, als selbst eine persönliche Herrschaft über Gallien zu begründen.

Er übernahm denn auch persönlich die Leitung der Verhandlungen mit den Nachbarvölkern, die zunächst »besucht« werden sollten. Auf diesem Wege sollte der Einmarsch nach Gallien, der infolge der Grenzbeschaffenheit ohne Einwilligung der Nachbarn nicht leicht durchgeführt werden konnte, auf friedlichem Wege gesichert werden. War man einmal drinnen, mußte sich das Weitere schon fügen.

Auch diese Verhandlungen gingen nach Wunsch, waren aber vorwiegend rein persönlicher Natur, da Orgetorix bei den Nachbarstaaten bald Gleichgesinnte gefunden hatte, die gerne bereit waren, die Pläne des kühnen Helvetiers im eigenen Interesse zu unterstützen. Charakteristisch ist es, daß es hiebei ohne politische Heiraten nicht abging: Orgetorix vermählte seine Tochter mit Dumnorix, dem Führer der Patriotenpartei im mächtigen Stamme der Häduer.

Schließlich aber wurde Orgetorix denunziert, nach altem republikanischem Muster des »Strebens nach der Alleinherrschaft« angeklagt und starb schließlich im Gefängnisse eines nicht ganz aufgeklärten Todes.

Nun kam es wie so oft in der Weltgeschichte beim Tode eines über den Durchschnitt emporragenden Mannes: Orgetorix war an seiner Idee zugrunde gegangen, diese aber überlebte ihn. Die Helvetier blieben bei dem einmal gefaßten Plane. Am 24. März 58 v. Chr. versammelten sich alle Gaue mit Weib und Kind am rechten Ufer der Rhône bei Genava (Genf), mit Proviant auf drei Monate ausgerüstet. Alles, was nicht mitgenommen werden konnte, alle Wohnsitze und Liegenschaften waren vorher in Flammen aufgegangen. Zahlreiche verwandte Stämme, auch vom rechten Ufer des Oberrheins, schlossen sich ihnen an, so die Rauracer, Tulinger, Latoviker und Bojer. Im ganzen belief sich ihre Zahl angeblich auf 368.000 Köpfe, darunter 92.000 Waffenfähige.

Für ihren Einmarsch nach Gallien standen ihnen zwei Wege zur Verfügung: das überaus enge Defilé zwischen dem Südfuß des Jura und der Rhône im Gebiet der Sequaner,

oder nach Überschreitung dieses Flusses bei Genf der Weg südlich desselben durch das Gebiet der bereits zur römischen Provinz gehörigen Allobrogen. In beiden Fällen konnte der Marsch durch die zunächst betroffenen Grenznachbarn leicht gehindert werden.

Orgetorix hatte wohl mit einflußreichen Persönlichkeiten der Sequaner wegen des Durchmarsches unterhandelt. Nach seinem Tode aber machten diese keine Miene, den Durchzug durch das überaus leicht zu sperrende Defilé zu gestatten. So wandten sich die Helvetier an die Allobrogen. Diese erinnerten sich im gelegenen Moment an ihre in letzter Zeit ziemlich wenig berücksichtigte römische Untertanenschaft und wiesen die unbequemen Bittsteller an den römischen Prokonsul.

Caesar erfuhr diese Dinge noch im Winter in Rom. Von seinen 4 Legionen lagen drei, die VII., VIII. und IX., noch im Winterquartier in Aquileja, nur eine, die nachmals so berühmt gewordene X., stand unter dem »legatus pro praetore« T. Labienus in der Provinz. Caesars Defensive an der Rhône.

Mit überraschender Schnelligkeit traf Caesar schon vor Ende März in Genava ein und ließ sofort die dortige Rhônebrücke abbrechen. Um wenigstens bis zur Konzentrierung der in der Provinz stehenden Kräfte Zeit zu gewinnen, wurden die Helvetier durch Verhandlungen bis Mitte April hingehalten und unterdessen das linke Rhôneufer von Genava bis zum Eingang in das Defilé in einer Ausdehnung von 28 Kilometern durch Schanzen und Linien in Verteidigungszustand gesetzt. Jetzt wurden die Verhandlungen abgebrochen, der Durchmarsch rundweg verweigert. Der Versuch der Helvetier, den Übergang über die Rhône mittels Booten und an den wenigen vorhandenen Furten zu forcieren, wurde nach zweitägigen Kämpfen abgeschlagen.

Nun waren sie doch auf den Weg durch das Land der Sequaner allein angewiesen. Der Häduer Dumnorix, des Orgetorix Schwiegersohn, übernahm die Vermittlung. Der Vertrag wurde perfekt, und die Helvetier zogen ungehindert am rechten Ufer der Rhône durch das Defilé.

Caesar konnte dies nicht hindern. Wollte er die helvetische Invasion unbedingt abwehren, so mußte er selbst die Offensive ergreifen und den Eindringlingen im freien Gallien entgegentreten. Hiezu brauchte er aber vor allem stärkere Kräfte, als ihm momentan zur Hand waren.

Die Konzentrierung der Armee.

Labienus übernahm das Kommando an der Rhône; Caesar selbst eilte persönlich über die Alpen, ließ die drei bei Aquileja stehenden Legionen sofort aufbrechen, hob mit größter Beschleunigung in Oberitalien zwei neue, die XI. und XII., aus und marschierte mit diesen 5 Legionen auf dem kürzesten Wege über den Mont Genêvre nach Gallien. Die Bergvölker stellten sich ihm entgegen; er zersprengte sie und langte in sieben Tagen jenseits des Gebirges an.*) Hier vereinigte er nunmehr (Anfang Juni) die ganze Armee in der Gegend des heutigen Lyon**), von wo aus dieselbe, selbst durch die Flußläufe in Front und Flanken geschützt, leicht nach jeder Richtung vorbrechen konnte. Seiner eminent offensiven Absicht entsprechend ging er jedoch sofort auf das rechte Ufer der Rhône vor.

Er verfügte nunmehr im ganzen über 6 Legionen, darunter vier bereits erprobte und zwei noch nicht vor dem Feinde gestandene, zusammen zirka 30.000 Mann Legionsinfanterie, ferner eine nicht bestimmbare Anzahl leichter Fußtruppen und 4000 vorwiegend gallische Reiter. Das Hauptkontingent derselben hatten die Häduer gestellt, in deren Gebiet sich die nächsten Ereignisse abspielen mußten und deren einflußreichen Häuptling Dumnorix, den offenkundigen Führer der römerfeindlichen Nationalpartei, Caesar absichtlich an die Spitze des Kontingents berufen hatte, um ihn unter unmittelbarer Kontrolle zu haben.

Caesars Offensive.

Die Helvetier hatten unterdessen das Land der Sequaner passiert; da diese klug genug gewesen waren, sich vorher Geiseln stellen zu lassen, so hatten sich jene in ihrem Gebiete relativ manierlich betragen. Die nächsten Gaue aber, die nun darankamen, waren nicht in der glücklichen Lage, auf die ungebetenen Gäste eine ähnliche Pression ausüben zu können und sahen mit Recht deren »Besuch« mit größtem Mißtrauen entgegen. Bald bekamen sie es auch zu fühlen, daß dieses Mißtrauen nichts weniger als unbegründet gewesen war und Gesandte auf Gesandte kamen zum römischen Prokonsul, um dessen Hilfe zu erbitten. Mit größter Zuvorkommenheit wurde dieselbe

*) Dies ergibt für den Alpenübergang trotz der ungünstigen Jahreszeit — von einer Straße war dort damals keine Spur — und den beständigen Kämpfen im Hochgebirge eine Marschleistung von durchschnittlich 25 Kilometern täglich! — Über die Route vergl. Fuchs, »Hannibals Alpenübergang«, p. 147 ff.

**) Die Stadt Lyon selbst, zur spätern Römerzeit »Lugudunum« genannt, wird von Caesar noch nicht erwähnt. Der eigentliche Hauptstützpunkt in jener strategisch so wichtigen Gegend war zu Caesars Zeit Vienna (Vienne).

zugesprochen; war doch dadurch der ersehnte konkrete Vorwand zur Einmischung in die Angelegenheiten des freien Gallien gewonnen.

Das Treffen am Arar.

Indessen waren die Helvetier in ihrer schwerfälligen Weise schon seit 20 Tagen mit dem Passieren des Arar (Saône) etwa 20 Kilometer oberhalb der Mündung (beim heutigen Trévoux) auf Kähnen und Flößen beschäftigt, und noch immer stand etwa der vierte Teil am linken Ufer. Es war dies der Stamm der Tiguriner, derselbe, der seinerzeit an der Niederlage des Cassius Longinus den Löwenanteil gehabt hatte.

Caesar hatte alsbald einen intensiven Nachrichtendienst eingeleitet und erfuhr dies alles rechtzeitig. Er brach mit drei gefechtsbereiten Legionen um Mitternacht des 9. Juni*) auf, überraschte die Tiguriner und zersprengte sie im Angesichte der vom andern Ufer untätig zusehenden Hauptkraft vollständig.

Cassius war gerächt; das erste ernstliche Gefecht des Krieges hatte sich zu einem vollständigen Siege der Römer gestaltet.

Innerhalb 24 Stunden schlug Caesar südlich des Schlachtfeldes eine Brücke und führte die ganze Armee — Labienus war mit dem Rest indessen nachgekommen — über den Fluß, den Helvetiern dadurch den beabsichtigten Marsch nach Südwesten verlegend.

Der Marsch durch das Gebiet der Häduer.

Nochmals versuchten es diese mit Verhandlungen; allein die Wahl des Divico, des einstigen Besiegers des Cassius, zum Führer der Gesandtschaft, sowie dessen provokante Sprache ließen erkennen, daß es ihnen nicht allzuernst damit war. Es kam kein Ergebnis zustande und die Helvetier wandten sich, da ihre beabsichtigte Marschlinie verlegt war, zunächst durch das Gebiet der Häduer nach Norden. Da sie Kind und Kegel mit sich führten, kamen sie nur langsam vorwärts, täglich etwa 12 Kilometer.

Caesar richtete seinerseits auf dem Arar die Nachschublinie ein und folgte den Feinden auf etwa 8 Kilometer Distanz behutsam nach, auf eine Gelegenheit lauernd, sie unter günstigen Umständen zur Schlacht zu zwingen. Vorläufig suchte er sie durch kleine Unternehmungen zu belästigen; viel Erfolg hatte er aber nicht damit. Die Helvetier waren ausreichend verproviantiert und hielten sich im übrigen die recht minderwertige römisch-gallische Kavallerie nachdrücklich und mit Erfolg vom

*) Das Datum nach den Berechnungen Napoleons III.

Leibe. Als nun eines Tages 500 Reiter der helvetischen Nachhut die ganze 4000 Pferde starke Kavallerie Caesars in die Flucht geschlagen hatten, war es mit diesen Versuchen überhaupt so ziemlich zu Ende.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Nachdem beide Heere auf diese Weise einige Tage vorgerückt waren, wandten sich die Helvetier vom Arar weg westwärts, so daß Caesar diesen Fluß nicht mehr als Etappenlinie ausnützen konnte. Übers Land aber funktionierte der Nachschub nicht recht, umsoweniger, als die Häduer, durch deren Gebiet der Marsch nun ging, eine höchst zweideutige Rolle zu spielen begannen. Sie hatten sich zur Lieferung von Proviant und Futter verpflichtet; die Lieferungen aber wollten trotz der dringendsten Urgenzen nicht eintreffen. Caesar war sich bald darüber klar, daß der unter ihm dienende Dumnorix der Anstifter dieser Umtriebe sei; mit Rücksicht auf dessen Bruder Divitiacus, das Haupt der römerfreundlichen Partei des Gaues, vermied er es jedoch, schärfer gegen jenen vorzugehen. Da jedoch die Verhältnisse auf die Dauer unhaltbar wurden — es waren unterdessen 15 Tage seit dem Treffen am Arar verflossen — entschloß er sich, um jeden Preis die Entscheidung herbeizuführen.

Er ließ das nach »barbarischer« Art am Fuße eines Berges geschlagene Lager der Helvetier in der Nacht durch zwei Legionen unter Labienus umgehen und die jenseitige dominierende Höhe durch dieselben insgeheim besetzen. Er selbst brach vor Tagesanbruch mit dem Gros von der entgegengesetzten Richtung gegen das feindliche Lager auf. Beim Morgengrauen sollte der Angriff von beiden Seiten gleichzeitig erfolgen.

Indes der Plan mißlang. Ein römischer Reiteroffizier, zur Aufklärung vorausgeschickt, meldete, daß nicht Labienus, sondern die Helvetier den fraglichen Berg besetzt hätten. Caesar, nun selbst einen Angriff erwartend, ließ sofort in Schlachtordnung aufmarschieren, wodurch die Zeit für die Überraschung verloren ging. Jetzt erst wurde allerdings jene Meldung als ein Irrtum erkannt, doch es war bereits zu spät; auch Labienus hatte, als er Caesar vom Angriffe abstehen sah, sich zurückgehalten, indessen aber gewahrten die Helvetier die ihnen gestellte Falle und entkamen rechtzeitig und unbehelligt.

Caesars Diversion auf Bibracte.

In der sichern Voraussicht, daß die Feinde nunmehr in der nächsten Zeit umsoweniger eine günstige Gelegenheit zur Schlacht bieten würden und da ferner die Häduer ihre Lieferungen noch immer nicht zur Stelle brachten, entschloß sich

Caesar am folgenden Tage (29. Juni), in seiner Offensive durch Proviantmangel tatsächlich lahmgelegt, die Verfolgung der Helvetier vorläufig einzustellen und auf Bibracte, die Hauptstadt der Häduer, zu marschieren, um durch Besetzung derselben eine Pression auf diese Völkerschaft auszuüben, eventuell das Erforderliche daselbst mit bewaffneter Hand einzutreiben. Er riskierte damit nicht allzu viel; denn bei dem langsamen Vormarsche der Helvetier und der geringen Entfernung Bibractes von der Marschlinie war er gewiß, erstere sehr bald wieder einholen zu können.

Dagegen zeigte es sich, daß der moralische Eindruck dieser Diversion ein nicht geringer, und zwar ein ganz unbeabsichtigter war. Als die Helvetier sahen, daß Caesar ihre Verfolgung aufgab, schwoll ihnen der Kamm. Sie machten Kehrt und rückten nun ihrerseits dem römischen Heere nach, dessen Nachhut lebhaft belästigend.

Dies konnte sich der römische Prokonsul denn doch nicht bieten lassen. Die Entscheidungsschlacht war unvermeidlich.

Die Schlacht bei Bibracte.

Es war die erste große Schlacht, die Caesar schlagen sollte. Er, der seine ganze bisherige Laufbahn verhältnismäßig ferne vom Kriegsdienste zugebracht, der in Rom wohl für einen fähigen Politiker, im übrigen aber für einen weibischen, denkbar unmilitärischen Lebemann galt, sollte nun mit einer lächerlich schwachen, zu einem Drittel aus Rekruten bestehenden Armee dem überlegenen Heere des furchtbarsten Feindes, den die Römer bis dahin gekannt, die Stirne bieten. Noch war seine Armee lange nicht die, welche ihm vorschwebte; er wußte, daß eine Niederlage in diesem Augenblicke für das Heer volle Vernichtung, für ihn zum allermindesten das Ende seiner militärischen und politischen Laufbahn, das Grab seiner Pläne bedeute. So wird es verständlich, wenn Caesar, dessen innerste Natur die Offensive war, mit der folgenschweren ersten Schlacht gezögert hat, wenn er diese wenigstens nicht anders als unter Garantie des Erfolges zu schlagen entschlossen war. Allein jetzt hatte er keine Wahl mehr. Das Prestige der römischen Waffen stand auf dem Spiele, ein weiteres Ausweichen konnte von unabsehbaren Folgen für Freund und Feind begleitet sein. Die Schlacht mußte geschlagen werden.

Es war eine Rencontreschlacht, wie sie die Römer nicht liebten. Fern vom Lager, mitten im Marsche angegriffen zu werden, verursachte in der Armee stets jenes verhängnisvolle Gefühl der Unsicherheit, welches das Fehlen eines für

unentbehrlich gehaltenen Rückhaltes mit sich bringt. Caesar war sich dessen bewußt und unterließ nichts, um diese ungünstigen Verhältnisse so gut als möglich zu paralysieren.

Unter dem Schutze der gesamten Kavallerie, die dem Feinde entgegengeworfen wurde, ließ er die vier alten Legionen auf dem Hange eines ausgedehnten, sanft abgedachten Höhenzuges in drei Treffen aufmarschieren. Hinter ihnen auf der Kammhöhe des Hügels wurden die beiden Rekrutenlegionen und sämtliche Hilfsvölker aufgestellt, das Gepäck aller Truppen und der Train in Ermangelung eines Lagers dort zusammengeführt, von den jungen Legionen mit doppeltem Wall und Graben umgeben und so wenigstens eine Art Lager improvisiert. Diese Legionen sowie die Hilfsvölker hatten im übrigen Befehl, auf dem Kamme eine ausgedehnte Stellung einzunehmen, um dadurch die Armee stärker erscheinen zu lassen, als sie war. Schließlich ließ Caesar, um die entscheidende Bedeutung des Tages allen klar zu machen, zunächst sein eigenes Reitpferd, dann diejenigen aller berittenen Offiziere aus der Front entfernen. So erwartete die Armee den Angriff.

Indessen hatten die Helvetier am gegenüberliegenden Hange ihrerseits eine Wagenburg errichtet, wo unter dem Schutze der aus 15.000 Bojern und Tulingern bestehenden Nachhut ihre Nichtkombattanten mit allem Gepäck zurückblieben. Die Hauptkraft marschierte in dichtgeschlossener Phalanx auf, sprengte die vorgeschobene römische Kavallerie auseinander und rückte über den Hang hinauf gegen die Front der Legionen vor.

In diesem Augenblicke gab Caesar seinerseits den Befehl zur Vorrückung. Den Hang hinunterstürmend prallten die ersten Treffen der Römer mit voller Wucht auf die feindliche Front und es gelang ihnen dieselbe alsbald an mehreren Stellen zu durchbrechen. In heldenmütigem Kampfe schlossen die Helvetier wieder ihre Reihen, doch sie konnten keinen Schritt Boden mehr gewinnen; nach längerem, verlustreichem Ringen mußten sie einsehen, daß auf dem ungünstigen Terrain ein Erfolg für sie ausgeschlossen war. Schritt für Schritt, in voller Ordnung zogen sie sich den Hang hinunter und jenseits der vorliegenden Tiefenlinie wieder hinauf, wo das Terrain ihnen dieselben Vorteile bot, wie sie bis jetzt die Römer genossen.

Diese folgten auf dem Fuße; die beiden ersten Treffen in unmittelbarem Kontakte mit dem weichenden Feinde, das noch nicht eingesetzte dritte weiter zurück in angemessener Ent-

fernung. Schon begannen auch sie die vorliegende Tiefenlinie zu überschreiten, als plötzlich eine unerwartete Wendung eintrat: Die Kontingente der Bojer und Tulinger, welche die Nachhut der Helvetier gebildet und sich mit der Herrichtung der Wagenburg aufgehalten hatten, waren in diesem Momente auf dem Schlachtfelde eingetroffen und warfen sich sofort auf die rechte Flanke und den Rücken der Römer. Gleichzeitig erneuerte die helvetische Hauptkraft, die jetzt ihrerseits in ihrer dominierenden Stellung festen Fuß gefaßt hatte, den Angriff.

In diesem Augenblicke höchster Krisis zog Caesar das dritte Treffen aller vier Legionen gegen den bedrohten rechten Flügel zusammen und warf es den Neuangekommenen entgegen, während die beiden ersten Treffen den Angriff in der ursprünglichen Richtung fortsetzten. Nach langem, erbittertem Kampfe wurden die Bojer und Tulinger von ihrer Hauptmacht abgedrängt und endlich auf die Wagenburg zurückgeworfen. Das helvetische Gros zog sich, am Siege verzweifelnd und von der Wagenburg abgeschnitten, über die Hänge nach Westen zurück.

Die Schlacht war entschieden: doch Caesar gab sich mit dem halben Erfolge nicht zufrieden. Noch bei einbrechender Dunkelheit führte er seine Legionen zum Sturme auf die von den Resten der früheren Nachhut, ja sogar von Weibern und Kindern mit dem Mute der Verzweiflung verteidigte Wagenburg. Erst nach blutigem Nachtkampfe wurde sie erstürmt; alle Vorräte der Helvetier fielen in die Hände der Sieger. Nach Verlust aller Hilfsmittel waren die Besiegten nun wehrlos der Willkür des Siegers preisgegeben.

Von Mittag bis tief in die Nacht hatte der Kampf gedauert. Auch die siegreiche Armee, die selbst sehr schwere Verluste erlitten, war zu einer sofortigen nachdrücklichen Verfolgung nicht fähig. Drei Tage blieb Caesar bei Bibracte stehen, um seinen Truppen die notwendige Erholung zu gönnen. Den Helvetiern, deren Trümmer sich nordwärts in das Gebiet der Lingonen zurückgezogen hatten, sandte er statt seiner erschöpften Soldaten schlimmere Feinde nach: an alle Völkerschaften erging das strengste Verbot, den Flüchtigen irgendeine Unterstützung angedeihen zu lassen, widrigenfalls sie als ihresgleichen behandelt würden. Unter dem Eindrucke der geschlagenen Schlacht wagten die Lingonen nicht dem Befehle zu trotzen. Als Caesar nach drei Tagen aufbrach und in ihr Gebiet einrückte, ergaben sich die aller Mittel entblößten, mit dem Aushungern bedrohten Helvetier auf Gnade und Ungnade. Eine

Abteilung, die sich durch nächtliche Flucht nach dem Rhein zu retten suchte, wurde im Sinne von Caesars Erlaß durch die Gallier aufgerieben.

Das Ende des Feldzuges.

Caesar beabsichtigte nichts weniger, als den tapfern Stamm zu vernichten; er hatte eine weit wichtigere Verwendung für ihn. Die Helvetier, die sich ergaben — alles in allem noch etwa 130.000 Köpfe — mußten in ihr altes Gebiet zurückkehren. Jetzt, nach den furchtbaren Verlusten, die sie erlitten, war an eine Übervölkerung wohl auf lange Dauer nicht zu denken, desgleichen war ihre Offensivkraft und damit ihre Gefährlichkeit für die Römer gebrochen; dagegen konnten sie in Caesars Sinne vortreffliche Dienste leisten als defensiver Schutzwall gegen die noch gefährlicheren Eindringlinge, die Germanen, welche durch die sonst unausbleibliche Okkupation des von den Helvetiern geräumten Gebietes für die Römer überaus empfindlich hätten werden können.

Da die Helvetier vor ihrem Auszuge alle ihre Wohnsitze und alles nicht mitschleppbare Hab und Gut verbrannt hatten, wurden die Nachbarvölker angewiesen, sie in der Wiedererrichtung nachdrücklichst zu unterstützen.

Die Bojer in Gallien.

Dem Stamme der Bojer, der mit den Helvetiern eingedrungen und dessen jenseits des Rheins gelegene Heimat bereits von Germanen okkupiert war, wies Caesar Wohnsitze mitten im freien Gallien, an der Mündung des Elaver (Allier) in den Liger (Loire) an und ließ sie durch die Häduer mit allem Notwendigen versehen. Dieser Stamm hielt den Römern in der Folge unentwegt dankbare Treue; sein Gebiet blieb ein sicherer und überaus wertvoller Stützpunkt für die römischen Operationen in den folgenden Jahren.

II.

Beilage 2.

Der Feldzug gegen die Germanen unter Ariovist.

Vorgeschichte und Veranlassung.

Die erste Aufgabe war erfüllt, die unmittelbarste Gefahr beseitigt. Caesar hatte seinen ersten großen Feldzug glücklich beendet, eine große Hauptschlacht gegen kriegstüchtige, numerisch überlegene Gegner gewonnen, sich und sein Heer erprobt;

er hatte eine gefährliche Konkurrenz um die Herrschaft Galliens nicht nur abgewehrt, sondern auch einen starken Grenzwall an jener Stelle gegen weitere Invasionen errichtet. Großes war getan; noch größeres blieb zu tun übrig, bevor er zur beabsichtigten Unterwerfung Galliens freie Hand erhielt.

Hatten die Helvetier in Gallien einzudringen und dasselbe teilweise zu unterwerfen beabsichtigt, so hatte ein noch weit gefährlicherer Gegner dasselbe schon vor Jahren ausgeführt.

Die ewigen Streitigkeiten zwischen den mächtigsten gallischen Gauen ausnützend war Ariovist, König der Sueben*), von den Sequanern gegen die Häduer zu Hilfe gerufen, über den Mittelrhein gekommen. Es gelang zwar den Häduern, gegen den Eindringling eine gewaltige Bundesmacht aufzubieten, aber Ariovist schlug und zersprengte schließlich das Bundesheer bei Magetobria (70 v. Chr.) und vernichtete damit die Hegemonie der Häduer, welche Geiseln stellen und Tribut zahlen mußten.

Diese Vorgänge waren in hohem Maße geeignet, die Aufmerksamkeit und Besorgnis der römischen Republik zu erregen. Allein die wirre politische Lage im Verein mit der traditionellen Unlust sich im Norden mehr als unbedingt nötig zu engagieren vereitelte in diesem Momente die Einmischung. Ariovist wurde im Gegenteil offiziell als »Freund des römischen Volkes« anerkannt und erhielt damit freie Hand für seine weitgehenden Pläne.

Die von ihm »geretteten« Sequaner kamen vom Regen in die Traufe. Ariovist machte keine Miene, nachdem er seine Schuldigkeit getan, zu gehen. Er blieb im Lande, ließ sich und den Seinen die fruchtbarsten Landstriche in der Rhein-Ill-Niederung zuweisen, und jährlich kamen neue Scharen in hellen Haufen über den Rhein, denen stets neue Ländereien geopfert werden mußten. Es war eine groß und vor allem planmäßig angelegte Invasion, und die unmittelbar betroffenen Sequaner hatten es schlechter als ihre einstigen Gegner.

Aber auch diese wie überhaupt alle Nachbarvölker hatten manches zu leiden von dem Übermute der Germanen, und als Caesar der Invasion der Helvetier bei Bibracte ein jähes Ende bereitet hatte, erschien er und seine Armee allen Bedrängten als die einzige Hilfe, die es für die bedrohte gallische Freiheit noch gab.

*) »Sueben« war ein von den Römern vermutlich irrtümlich angewandter Sammelname sämtlicher germanischer Völkerschaften zwischen Rhein, Thüringerwald und Fichtelgebirge. Sie galten als die noch am wenigsten kultivierten, dabei kriegerischesten Stämme Germaniens.

Als er im Gebiete der Lingonen die Unterwerfung der Helvetier entgegennahm, erschien eine große Gesandschaft sämtlicher interessierter Völker bei ihm, um nicht ohne Aufwand theatralischer Effekte seine Hilfe zu erbitten. Nichts konnte dem römischen Feldherrn lieber sein; bereitwilligst wurde die Hilfe zugesagt.

Verhandlungen und Vorbereitungen.

Um für die notwendigsten Vorsorgen Zeit zu gewinnen und zugleich den Rechtsstandpunkt zu wahren, begann Caesar mit Unterhandlungen; er wußte freilich sehr gut, daß Ariovist gutwillig nicht weichen würde. Tatsächlich antwortete dieser nicht nur mit höchst selbstbewußter Sprache, sondern gleichzeitig mit der Konzentrierung zweier Armeen.

Die Hauptarmee unter seinem eigenen Kommando*) wurde am linken Rhein-Ufer, etwa beim heutigen Straßburg, zusammengezogen. Eine zweite aus frisch ausgehobenen Mannschaften bestehende Armee sammelte sich unter den Häuptlingen Nasua und Cimberius am rechten Ufer des Stromes nächst der Main-Mündung.

Caesar hatte unterdessen keine Zeit versäumt, um während der Unterhandlungen alles für den Feldzug vorzubereiten, insbesondere die Sicherstellung der Verpflegung seitens der interessierten Gaue; aber so mitten aus dem nie verläßlichen freien Gallien heraus, ohne sichere Verbindung mit der Provinz, wollte er den Krieg nicht eröffnen; er brauchte eine verläßliche Basis.

Vesontio.

Vesontio (heute Besançon), die Hauptstadt der Sequaner, eine der stärksten Festungen Galliens und ein strategischer Punkt erster Ordnung für jeden von den Alpen aus gegen das freie Gallien zu führenden Krieg, ward zur Basis ausersehen, und dies, wie später ersichtlich wird, nicht nur für den einen unmittelbar bevorstehenden Feldzug.

Unter dem Vorwande, Ariovist beabsichtige sich dieses Punktes zu bemächtigen, marschierte Caesar nach plötzlichem Abbruche der etwa einmonatlichen Verhandlungen in Eilmärschen dahin, besetzte die Stadt und legte sofort eine ständige Garnison hinein, nachdem er sie durch Anlage von Magazinen, Depots etc. zu einem Waffen- und Etappenplatz erster Ordnung eingerichtet hatte. (Anfang August.)

Diese Vorsorgen nahmen einige Tage in Anspruch, und diese unfreiwillige Rast zeitigte eine unvorhergesehene schwere Krise.

*) Angeblich war diese Armee 100.000 Mann stark, was wohl ausgiebig nach oben abgerundet sein dürfte. Im allgemeinen mögen bezüglich dieser Stärkeangabe die Ausführungen des Anhangs verglichen werden.

In Vesontio kursierten die unglaublichsten Gerüchte über die Furchtbarkeit und Unüberwindlichkeit der Germanen und verfehlten nicht, ihre Wirkung auch auf die römische Armee auszuüben. Bedeutsamer Weise machten die jüngern Offiziere und die »contubernales« den Anfang mit schlechtem Beispiel; nicht ohne feine Ironie schildert Caesar ihr klägliches Benehmen, wie sie teils massenhaft unter den unglaublichsten Vorwänden Urlaub erbaten, teils mit verstörten Mienen in ihren Zelten Testamente schrieben. Der ungünstige Eindruck auf die Mannschaft konnte nicht ausbleiben. Zuerst heimlich murrend, schließlich laut und unverblümt gab die Armee ihrem Feldherrn zu verstehen, daß sie nicht gesonnen sei, ihm gegen solche Feinde zu folgen. Die Meuterei zu Vesontio.

Caesar verstand es, der furchtbaren Gefahr Herr zu werden. Er berief die Offiziere und ranghöchsten Unteroffiziere zusammen und las ihnen gründlich den Text: Vor allem sei es seine Sache, nicht die ihre, über den bevorstehenden Krieg und die hiefür zu treffenden Maßnahmen zu urteilen. Übrigens sei es ganz widersinnig, daß sie, die soeben die Helvetier geschlagen, sich vor den Germanen fürchteten, welche doch niemals gegen erstere aufgekommen wären; zum mindesten seien die neuen Feinde nicht schlimmer als die Cimbern und Teutonen, noch er selbst — wie er mit wohlberechnetem Selbstbewußtsein betonte — ein schlechterer Feldherr denn Marius. Schließlich lasse ihn ihre Feigheit kalt. Wer sich fürchte, möge dableiben, er aber werde eventuell mit der X. Legion allein, deren Treue er sich sicher fühle, gleich am nächsten Morgen gegen den Feind aufbrechen.

Dieser feine psychologische Schachzug entschied den Erfolg. Tiefe Beschämung erfaßte die Legionen, die feige Furcht wich begeisterter Kampflust und dem glühenden Verlangen, die Schmach der Feigheit auf dem Felde der Ehre zu sühnen.

Die augenblickliche Stimmung rasch benützend brach Caesar tatsächlich mit dem nächsten Tagesgrauen auf. Um die schwer gangbaren Defilés am obern Dubis (Doubs) zu vermeiden, marschierte er auf einem von dem Häduer Divitiacus rekognoszierten Umwege (über die heutigen Ortschaften Villersexel und Belfort) ins Rhein-Tal, welches er in sieben Märschen erreichte. Hier erfuhr er durch seine Aufklärer, daß die Armee Ariovists 24 römische Meilen (36 Kilometer) weiter nördlich konzentriert stehe. Caesars Vormarsch ins Rheintal.

Ariovist hatte ein so rasches Vorgehen Caesars entweder nicht erwartet oder die Versammlungsbereitschaft seiner eigenen Die Unterredung.

Kräfte überschätzt; es war nicht seine Absicht, vor Eintreffen der zweiten Armee die Entscheidungsschlacht zu wagen, und so knüpfte er, um Zeit zu gewinnen, seinerseits Verhandlungen an und verlangte eine persönliche Unterredung mit dem römischen Prokonsul, welche auf einem freien Hügel etwa im halben Abstande der beiden Lager stattfinden sollte. Die gestellte Bedingung, daß hiezu nur Reiterei als Bedeckung mitgenommen werden sollte, war freilich verdächtig; Caesar hatte nur gallische Hilfsreiterei, und deren bereits eklatant bewährte Unverläßlichkeit konnte dem Suebenkönig wohl bekannt sein. Indessen zog sich Caesar auf originelle Weise aus der plumpen Schlinge. Er ließ die gesamte gallische Reiterei ihre Pferde abgeben und setzte die Legionare seiner braven »Zehnten« hinauf. Wie es mit der Reitkunst derselben stand, wird allerdings nicht berichtet; doch war sie als persönliche Bedeckung des Feldherrn immerhin ausreichend und zum mindesten unbedingt verläßlich, abgesehen von dem sehr bedeutenden Effekte, den diese Auszeichnung auf die Legionare erzielen mußte.

Caesar hatte sich nicht getäuscht. Kaum hatte die Unterredung, die zu Pferde stattfand, eine Weile gedauert — die Verhandlung selbst trug vom ersten Augenblicke an den Stempel der Aussichtslosigkeit — so begann das Gefolge Ariovists den Angriff auf die berittenen Legionare. Caesar brach sofort die Verhandlung ab und zog sich mit den Seinen, absichtlich peinlichste Defensive beobachtend, ins Lager zurück.

Zwei Tage später fügte der Germanenfürst, der rasch wieder die Verhandlungen anzuknüpfen versucht hatte, der ersten Perfidie eine neue hinzu, indem er eine von ihm selbst erbetene römische Gesandtschaft in seinem Lager unter der Anschuldigung der Spionage festnehmen ließ.

Manöver im Rheintale.

Gleichzeitig brach er auf und nachdem er noch am selben Tage bis auf 9 Kilometer an Caesars Lager herangerückt war, marschierte er am folgenden Tage an demselben vorbei und schlug 3 Kilometer südlich auf einem Hügel sein Lager auf, in welcher Stellung er nun Caesars Etappenstraße beherrschte und die Römer von allen Zufuhren abschnitt. Warum Caesar, der doch diesmal einen Entscheidungskampf anstrebte, es unterlassen hat, den Feind während dieses Flankenmarsches anzugreifen und zur Schlacht zu zwingen, ist nicht recht klar, doch dürfte jedenfalls ein Grund hiefür vorgelegen haben; vielleicht bot das damals entschieden weit ungangbarere Terrain dem vorbeimarschierenden Gegner genügenden Flankenschutz.

Also von seinen Zufuhren abgeschnitten, versuchte Caesar durch mehrere Tage vergeblich die Germanen aus ihrer festen Stellung herauszulocken. Nur Reitergefechte fanden täglich statt und es scheint, daß dieselben meist nicht allzu günstig für die Römer ausfielen.

Ariovist war faktisch im Vorteil und Caesars Lage auf die Dauer unhaltbar. Da er sich aber doch nicht selber aus seiner Stellung nach rückwärts hinausmanövrieren lassen wollte, griff er zu einem Ausweg. Er führte ebenso wie vor einigen Tagen sein Gegner die Armee in Gefechtsbereitschaft an dessen Lager vorbei und nahm auf einem Hügel südlich desselben in Schlachtordnung Stellung; während die beiden ersten Treffen, dem Feinde zugewendet, die Arbeit deckten, befestigte das dritte auf der Höhe ein kleineres Lager. Der Versuch Ariovists, mit einem Teile seiner Kräfte die Arbeit zu stören, wurde abgewiesen; auf einen allgemeinen Kampf ließ sich der Suebenfürst nicht ein.

Nach Vollendung des kleinen Lagers ließ Caesar zwei Legionen und einen Teil der Hilfstruppen daselbst zurück; der übrige Teil des Heeres rückte in das alte Lager ein.

So hatte Caesar, ohne seine frühere Stellung aufgeben zu müssen, sich die Etappenlinie wiederum eröffnet und außerdem das feindliche Lager zwischen zwei eigene eingeschlossen. Jetzt war es an Ariovist, sich aus der für ihn minder günstigen Lage zu befreien.

Am Abend des nächsten Tages versuchte er mit starken Kräften einen Überfall des kleinen römischen Lagers, wurde jedoch nach hartnäckigem, für beide Teile verlustreichem Kampfe zurückgeschlagen. Dieser zweite Echec bestärkte ihn nur in seiner Absicht, die Entscheidungsschlacht nicht vor Eintreffen seiner zweiten Armee zu wagen. Um die schwer bezähmbare Rauflust seiner Recken zu zügeln, ließ er durch gefällige Priesterinnen verkünden, daß die Schlacht laut göttlichem Ratschluß nicht vor Neumond geschlagen werden dürfe; jedenfalls rechnete er bis zu jenem Termin auf die Ankunft der ersehnten Verstärkungen.

Die Schlacht im Rheintale.

Caesar erfuhr dies alles durch Gefangene; in richtiger Würdigung des Charakters der Germanen und unter dem günstigen Eindrucke des letzten Kampfes beschloß er, am folgenden Tage (10. September) die Schlacht zu erzwingen, bevor die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen vollzogen war.

Beilage 4.

Er vereinigte zunächst unbemerkt die ganze Legionsinfanterie im alten Lager und disponierte dafür die ganze Hilfsinfanterie in das neue. Vor Tagesanbruch ließ er diese, um den Feind über seine numerische Schwäche zu täuschen, vor dem kleinen Lager in Legionsformation Stellung nehmen und rückte vom großen Lager aus mit den Legionen direkt auf die feindliche Wagenburg los. Die Schlachtordnung war die gewohnte in drei Treffen; die unverläßliche Kavallerie unter P. Licinius Crassus, dem jugendlichen, sehr fähigen Sohne des Triumvirs Crassus, hatte außerhalb der Front ihren Platz. Da Caesar den Tribunen seit der Meuterei in Vesontio noch immer nicht traute, stellte er an die Spitze jeder einzelnen Legion je einen Legaten sowie den Quästor. Er selbst nahm am rechten Flügel seinen Standpunkt, woselbst die X. Legion ihre Aufstellung hatte.

Als die Germanen die relativ schwache römische Armee — scheinbar nur einen Teil derselben — bis an ihr Lager heranrücken sahen, ließ sich ihre Kampflust nicht länger zügeln und Ariovist mußte gegen seine bessere Überzeugung dem Ungestüm der Seinen nachgeben.

In aller Eile stellte er seine Truppen, nach Völkerkontingenten in geschlossene Körper (»cunei«) von verschiedener Stärke mit gleichen Intervallen geordnet, vor der Wagenburg auf. Diese selbst wurde aufgelöst und die Wagen und Karren rings um die Schlachtlinie verteilt.

Caesar hatte mit sicherem Blicke eine Schwäche im feindlichen linken Flügel erspäht; mit kräftigem Vorstoße eröffnete er daselbst das Gefecht. Die Germanen kamen hier ihrerseits gar nicht zum Angriffe. In die Defensive gedrängt, schlossen sich die »cunei« in eine Phalanx zusammen; doch auch diese konnte dem vehementen Anpralle der X. Legion auf die Dauer nicht standhalten und wurde mehr und mehr zurückgedrängt.

Während auf diesem Flügel das Gefecht einen für die Römer günstigen Verlauf nahm, war es dem viel stärkeren rechten Flügel der Germanen gelungen, nicht nur den Angriff der Römer abzuweisen, sondern auch, selbst zum Angriffe übergehend, den linken Flügel derselben zum Weichen zu bringen.

So war der Kampf zur »Wirbelschlacht« geworden; alles hing nun davon ab, welche Partei zuerst entweder auf ihrem siegreichen Flügel einen durchschlagenden Erfolg erringen oder auf dem andern das Gefecht zum Stehen bringen konnte.

In diesem kritischen Momente griff der Reiterführer P. Crassus rettend ein. In der richtigen Erkenntnis, daß seine Reiterei jetzt

weniger denn je nützen konnte, übernahm er rasch entschlossen auf eigene Verantwortung das Kommando über das noch intakte dritte Treffen, vereinigte dasselbe, analog wie Caesar bei Bibracte, gegen den bedrohten Flügel und brachte durch sein kraftvolles Eingreifen das Vordringen der Feinde daselbst zum Stehen.

Damit war die Krisis überwunden, das Gefecht wieder hergestellt und Caesar, der unterdessen, unbeirrt durch die Ereignisse am linken Flügel, auf dem rechten den errungenen Vorteil mit äußerster Energie weiterverfolgte, warf von hier aus endlich die ganze feindliche Armee in voller Auflösung in die Ebene. Die Germanen flohen nach dem Rhein. Caesar selbst setzte sich an die Spitze der gesamten Reiterei und jagte die Fliehenden unaufhaltsam bis an den Strom, zirka 75 Kilometer weit. Fast das ganze germanische Heer fand teils auf der Flucht, teils in den Fluten des Rheins den Tod; nur wenige, darunter auch Ariovist selbst, vermochten sich über den Strom zu retten.

Ende des Feldzuges.

Auf die Nachricht von dieser Schlacht kehrte die im Anmarsche befindliche zweite germanische Armee um. Doch auch ihr sollte das Unheil nicht erspart bleiben. Caesar hatte sich mit dem den Sueben feindlichen germanischen Stamme der Ubier (am rechten Ufer des Rheins unterhalb der Mainmündung) ins Einvernehmen gesetzt; diese überfielen die zurückgehenden Scharen und richteten sie übel her.

Ariovist selbst überlebte seine Niederlage nicht lange; bald darauf fand er in seiner Heimat den Tod.

So war der zweite auf Bitten der Gallier zu deren Schutz unternommene Feldzug mit demselben vollständigen Erfolge beendet. Allein die Sequaner hatten zum zweitenmale den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben. Ebensowenig wie seinerzeit Ariovist dachte jetzt Caesar daran, nach getaner Arbeit uneigennützig in sein Land zurückzugehen. Wohl gab er die von den Germanen den Sequanern abgenommenen Ländereien diesen zurück, nahm auch für sich keine solchen in Anspruch, enthielt sich überhaupt jeder direkt fühlbaren Bedrückung. Aber ihre freie Hauptstadt Vesontio behielt er in seiner Hand und legte in ihr Gebiet die ganze siegreiche Armee in die Winterquartiere. Er wußte wohl warum.

Das Kommando übergab er an T. Labienus. Er selbst begab sich zur Erledigung der Zivilgeschäfte nach der cisalpinischen Provinz.

Ergebnisse des Kriegsjahres 58 v. Chr.

Das Ergebnis.

Das folgenschwere Ergebnis des ersten Kriegsjahres war die Beseitigung der bereits überaus drohend gewordenen Konkurrenz außergallischer Völker, die Gewinnung der Rheingrenze sowie die Schaffung einer Basisstellung im freien Gallien.

Im ersten Jahre seines Prokonsulats hatte Caesar gleich zwei große Feldzüge beendigt, zwei gewaltige Schlachten geschlagen und damit den Nachbarvölkern Galliens in deutlicher Weise zu verstehen gegeben, daß dieses vielbegehrte Land jetzt seine Domäne sei und er Mitbewerber nicht dulde.

Die Besetzung von Vesontio.

Aber auch dem Lande selbst hatte er seine Absicht in unzweideutigster Weise kundgetan. Neben der Schlacht bei Bibracte und der Vernichtung der Germanen des Ariovist war die Besetzung von Vesontio das wichtigste und folgenschwerste Ereignis.

Durch die Besetzung dieser freien Stadt hatte Caesar nichts geringeres getan, als implicite die Besitzergreifung des ganzen Landes im Namen Roms ausgesprochen. Er wußte, daß diese Erklärung richtig würde verstanden werden, daß sie schon in der nächsten Zeit Verwicklungen zeitigen mußte, die ihm das angestrebte weitere Eingreifen scheinbar aufzwingen würden. Vom Tage der Besetzung Vesontios an war jede Gegenwehr des freien gallischen Volkes in der offiziellen römischen Anschauung nichts anderes als Revolution.

Hatte der römische Feldherr durch die Besitznahme einer freien Stadt als solcher einen weitgehenden politischen Zweck verfolgt und erreicht, so waren bei der Wahl eben dieses Punktes gleichzeitig strategische Interessen von eminenter Bedeutung maßgebend.

So naheliegend es gewesen wäre, den voraussichtlich langwierigen Unterwerfungskrieg auf die bereits im römischen Besitze befindliche Provinz zu basieren, so erkannte Caesars scharfer Blick, daß der Besitz der ganzen Doubs—Saône—Rhône-Linie, welche sämtliche Alpenpässe deckte und eine viel zentralere Lage dem Inneren Galliens gegenüber besaß, durch einen festen Punkt gestützt, weit mehr Vorteile zu bieten im stande war.

Ein solcher Punkt aber war Vesontio. Durch seine natürliche Lage geradezu uneinnehmbar, beherrschte es jene markante strategische Flußlinie und bildete gleichzeitig einen starken

Brückenkopf über dieselbe, gestattete daher, deren eminente Vorteile sowohl für die Defensive als die Offensive ausgiebig auszunützen. Der Herr dieses Platzes war im Besitze einer nach damaligen Begriffen denkbar gutgeschützten Basis, im ungefährdeten Besitze aller Verbindungen mit dem Hinterlande; er konnte in jedem Augenblicke unter den günstigsten Bedingungen die Offensive mitten in das Herz Galliens eröffnen, sich nach jeder Richtung mit gleicher Leichtigkeit wenden; im Falle einer ungünstigen Wendung endlich fand er dort einen gesicherten Rückhalt und eine starke strategische wie taktische Defensivstellung, denn einer feindlichen Offensive gegen die an und für sich schwer zu forcierende Flußlinie*) konnte von Vesontio aus unter den denkbar günstigsten Verhältnissen offensiv entgegengetreten werden.

Vergleicht man diese Basis mit jener der Provinz, so ergibt sich, daß deren strategische Front Rhône—Cevennen weder den einheitlich geschlossenen Zusammenhang, noch die defensive Stärke, noch die zentrale Lage der Doubs—Saône—Rhône-Linie besaß, noch endlich die Verbindungen mit dem Hinterlande in gleich vollkommener Weise deckte. Auch fehlte hier ein Zentralpunkt von der Bedeutung Vesontios.

Strategische Details.

Caesars Zögern.

Auch in sonstiger Beziehung finden wir in diesen Kämpfen manches Bemerkenswerte, insbesondere wenn wir es mit späteren Ereignissen vergleichen. Ein eigentümlicher zögernder Zug geht trotz aller Großzügigkeit der Anlage unverkennbar durch dieselben. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, warum Caesar guten Grund hatte sich das Wagnis der ersten Entscheidungsschlacht gründlich zu überlegen. Noch war die Armee nicht die, mit der er alles wagen konnte, noch durfte man ihr nicht zumuten, einen eventuellen schweren Echec ohne vernichtende Folgen zu ertragen und zu überdauern. Mehr als je später war hier ein vorsichtiges Zögern am Platze; daß Caesar darin nicht zu weit ging, hat der Erfolg gezeigt, derselbe Erfolg, der seinerseits wieder das Zögern für die Zukunft mehr und mehr entbehrlich machen mußte.

Taktische Details.

In rein taktischer Beziehung finden wir in den beiden Hauptschlachten des Jahres manches bemerkenswerte Detail. Bei Bibracte zunächst das Geschick, mit dem der von Natur

*) Die Helvetier hatten zum Übergange über die überaus langsam fließende Saône ohne feindliche Gegenwirkung 20 Tage gebraucht!

aus defensiv angelegten Schlacht gerade im Momente des Zusammenprallens der Charakter der den Römern geläufigeren Offensivschlacht verliehen und eben dieser folgenschwere Akt des ersten Zusammenstoßes in einem für die eigenen Truppen ausnehmend günstigen Momente erzwungen wird. Mehr noch interessiert uns die Überwindung der späteren Krisis der Schlacht. Zum erstenmale sehen wir Caesar eine selbständige Reserve verwenden. Noch ist es nicht jenes vollkommen ausgebildete Reservesystem, wie es uns später bei Pharsalus entgegentritt, nicht das planmäßige, ineinandergreifende Vorgehen verschiedener im vorhinein als Reserven ausgeschiedener Gefechtsgruppen, noch ist es nur eine notgedrungene, ad hoc während des Kampfes improvisierte Trennung in zwei Gefechtsgruppen, von denen die zweite eigentlich den Namen der Reserve kaum verdient, da sie als solche von Hause aus kaum in Aussicht genommen war und in dem Augenblicke, wo sie dem Begriffe einer Reserve entsprechend verwendet wurde, eben naturgemäß aufhörte eine solche zu sein. Es war wirklich mit Rücksicht auf die bereits bestehenden Normen keine wesentliche Neuerung, sondern nur eine als graduelle Fortentwicklung der im System latenten Idee aufzufassende Maßregel. Als solche bildet sie gewissermaßen den Übergang zu der spätern spezifisch caesarischen, d. h. der heute noch modernen Form und Idee der Reserve.

Die Reserve bei Bibracte.

Und Caesar hat rasch Schule gemacht. Die Maßregel des P. Crassus in der Germanenschlacht war nichts anderes als die bewußte Kopie von Caesars eigener Maßregel bei Bibracte. Das Bemerkenswerte dabei ist der kühne und sichere Entschluß des jungen Reiterführers; dies freilich ist individuell und in der Tat hat P. Crassus in der Folge noch manche Probe einer weit über den Durchschnitt emporragenden militärischen Begabung abgelegt, bis ihn leider viel zu früh auf den blutgetränkten Sandwüsten von Karrhae ein tragisches Schicksal ereilte.

P. Crassus.

Mustergültig war nach beiden Schlachten die Ausnützung des Erfolges. Nach Bibracte war Caesar zur sofortigen taktischen Verfolgung unfähig; der Umstand, daß er dies ausdrücklich erwähnt, zeigt deutlich genug, daß er über die Zweckmäßigkeit der Verfolgung vollkommen richtig urteilte und ihm daher aus dem erzwungenen Unterbleiben derselben kein Vorwurf gemacht werden kann, umsoweniger als er es verstand, durch ersetzende Maßregeln denselben Zweck in denkbar

Die Verfolgung.

vollkommenster Weise zu erreichen. Sein Prinzip selbst zeigt sich noch viel deutlicher nach der scheinbar weit weniger hartnäckigen Germanenschlacht, wo Caesar, persönlich an der Spitze seiner Reiterei die Verfolgung leitend, ein mustergültiges Beispiel für die energische unmittelbare Ausnützung des Sieges bietet. Wir finden in der ganzen Geschichte überhaupt keinen zweiten Feldherrn, der gerade dies — die vollkommene definitive Auflösung der geschlagenen Armee — so gründlich zu erzielen verstand wie Caesar schon in den ersten Jahren seiner Kämpfe.

Das Gesamtbild.

Nehmen wir noch das psychologische Meisterstück hinzu, mit dem Caesar die gefährliche Krisis der Meuterei in Vesontio glänzend überwand, und den kaum geringeren Kunstgriff, daß er in der Schlacht bei Bibracte die Pferde aus der Front verschwinden ließ,*) so ergeben alle diese Details schon in diesem ersten Kriege ein vollkommenes und abgeschlossenes Bild des in allen Disziplinen gleich vollkommenen Taktikers, Strategen, Organisators und Staatsmannes.

Dauer der Feldzüge.

Auffallend ist bei diesen beiden Feldzügen ihre relativ kurze Dauer, trotz des wie erwähnt unleugbaren Zögerns seitens des römischen Feldherrn. Dies erklärt sich daraus, daß Caesar eben auch für seine Gegner ein Neuling war. Sowohl die Helvetier wie die Germanen waren nach ihren bisherigen Erfahrungen wohl berechtigt sich den Römern ebenbürtig zu fühlen, und daher kam es, daß sie, auch wenn sie vielleicht nicht direkt selbst die Entscheidung suchten, es doch nicht der Mühe wert fanden, ihr allzu hartnäckig auszuweichen. Auch im folgenden Jahre ging es noch ähnlich; dann aber kamen die Völker allmählich zum Bewußtsein, daß sie es nicht nur mit Römern, sondern speziell mit Caesar zu tun hatten, und verfielen schließlich auf den einzig plausiblen Ausweg, durch möglichste Verzögerung der Entscheidung, was ja dazumal keine große Kunst war, wenigstens negative Erfolge anzustreben. Erst zehn Jahre später griff ein unleugbar hochbegabter asiatischer Kriegsfürst auf das erste System zurück, freilich nur um damit das berühmte »veni, vidi, vici« zu provozieren.

---

*) Aus letzterer Maßregel wurde ihm übrigens von »modernen« Kritikern — zu ihrer Entschuldigung sei es gesagt, daß sie dem Militärstande nicht angehören — ein ernstgemeinter Vorwurf gemacht, weil angeblich der Feldherr ohne Pferd an der zur Leitung der Schlacht notwendigen Übersicht gehindert sei. (!)

Caesars Gegner.

Zum Schlusse verdienen auch Caesars Gegner in diesen Feldzügen ein Wort der Erwähnung. Wer die Helvetier im Kampfe führte, ist nicht überliefert; möglicherweise war es Divico, der Besieger des Cassius. Jedenfalls erhebt sich ihre militärische Leistung bei aller persönlicher Bravour nicht über das Niveau barbarisch-naiver Kriegführung. Ganz anders erscheint uns dagegen Ariovist. In ihm sehen wir nicht nur den bedeutenden, mit taktischen und strategischen Kunstgriffen wohl vertrauten Feldherrn, sondern vor allem den hochbegabten, weitblickenden Staatsmann, der ein wirklich großes, positives politisches Ziel vor Augen hat und dasselbe mit vollendeter Meisterschaft in der Beurteilung der in Betracht kommenden Faktoren und kraftvoller Energie nebst schlau berechnendem Intrigenspiele konsequent verfolgt. Es war ein Glück für Rom, daß es diesem an allgemeiner Begabung und vor allem an staatsmännischer Initiative anscheinend hoch über einem Arminius oder Marbod stehenden Germanenfürsten im richtigen Momente einen Caesar gegenüberzustellen in der Lage war.

Ariovist.

Es ist nur begreiflich, daß die endgültige Niederlage in den Augen der großen Menge unfehlbar zur Unterschätzung des vielleicht hochbedeutenden Besiegten führen muß; wir werden im Laufe dieser Ausführungen noch mehr als einmal in der Lage sein konstatieren zu müssen, daß es noch lange keinen stichhältigen Grund zum Unterschätztwerden bietet, gegen einen Caesar unterlegen zu sein.

Zweites Kriegsjahr (57 v. Chr.).

III.

Der Feldzug gegen die Belger.

Beilage 5.

Die Veranlassung.

Es kam, wie es kommen mußte. Die Winterquartiere der römischen Truppen im freien Gallien erregten nicht nur Besorgnis, sondern berechtigte Entrüstung. Zu spät sahen die Gallier ein, daß die Römer ihnen nicht aus uneigennütziger Freundschaft gegen die Helvetier und Germanen beigestanden waren, daß es ihnen vielmehr nur darum zu tun gewesen, sich selbst an deren Stelle zu setzen. Und doch rührten sich bezeichnenderweise die zunächst betroffenen Stämme des mittleren Gallien nicht; wohl weniger deshalb, weil die römische Herrschaft ihnen relativ leicht vorkam und fraglos manchen fühlbaren Nutzen im Gefolge hatte, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil ihre traditionellen inneren Fehden ihr ganzes Interesse absorbierten und ihre kleinlichen Sonderinteressen ihnen weit wichtiger schienen als die gemeinsame Freiheit; für diese Sonderinteressen aber hoffte jeder Staat und jede Partei die mächtige Hilfe der Römer zu gewinnen und hütete sich daher wohl, es mit ihnen ganz zu verderben.

Die erste (große belgische) Konföderation.

Anders die Belger. Noch hatte keines Römers Fuß ihr Gebiet betreten; aber diese gesunden, noch weniger degenerierten und mit noch ungetrübtem politischen Hausverstande begabten Naturvölker erkannten nicht nur augenblicklich die ganze Größe der Gefahr, sondern waren auch sofort zu energischer Abwehr entschlossen. Auf die Mitwirkung der zentralen Gallier war nicht zu rechnen. Die Belger wußten dies und ließen sich auch gar nicht erst herbei, auch nur einen Versuch in dieser Richtung zu machen. Sie waren sich bewußt, der

kriegerischeste und tapferste Volksstamm Galliens zu sein und als solcher fühlten sie sich ohne weiteres berufen die bedrohte gallische Freiheit auf eigene Faust zu verteidigen. Und sie zögerten keinen Augenblick.

Rasch war eine Verständigung erzielt. Ein ungeheures Volksheer wurde aufgeboten.*) Das Kommando erhielt der greise Suessionenkönig Galba. An der unteren Axona (Aisne) scheint die Versammlung erfolgt zu sein.

Caesars Maßregeln.

Schon während des Winters hatte Caesar in Oberitalien Nachrichten erhalten, was sich im Belgerland vorbereite. Das Frühjahr traf ihn bereit. In der Provinz Gallia cisalpina hatte er zwei weitere Legionen, die XIII. und XIV., ausgehoben und dieselben unter Befehl des Legaten G. Pedius auf dem kürzesten Wege über den großen St. Bernhard nach Vesontio geschickt. Trotz der Tücke der Alpenvölker und der unwirtlichen Jahreszeit kamen sie unversehrt und rechtzeitig an ihrem Bestimmungsorte an.

Caesars Offensive.

Sobald die Jahreszeit den Beginn der Operationen zu gestatten versprach, traf der Feldherr selbst bei der Armee ein. Die Senonen und andere den Belgern benachbarte Stämme erhielten Auftrag, die Kriegsvorbereitungen jener zu rekognoszieren. Rasch waren die Verpflegsvorsorgen getroffen und etwa Mitte Mai brach Caesar mit acht Legionen (ca. 40.000 Mann), einem starken Kontingente Hilfsinfanterie und 6000 Reitern gegen die belgische Grenze auf.

Nach 14 Märschen überschritt er beim heutigen Châlons die Matrona (Marne) und betrat damit das Gebiet der ersten belgischen Völkerschaft, der Remer. Diese, mit ihren Nachbarn verfeindet und demzufolge bisher unschlüssig, unterwarfen sich augenblicklich. Von ihnen erfuhr Caesar bis ins Detail alle Daten und Absichten der Konföderation.

Schon war die große belgische Armee vereinigt und der Verrat der Remer gab ihr gleich ein Angriffsobjekt. Das ganze Riesenheer wälzte sich die Axona aufwärts in das Gebiet der ungetreuen Stammesgenossen und berannte deren Hauptstadt Bibrax (Vieux-Laon).

Caesar hatte keine Lust mit seiner relativ schwachen Armee einer solchen Übermacht gegenüber es auf eine offene Feldschlacht ankommen zu lassen. Er erkannte aber auch die

*) Angeblich über 300.000 Mann. Über die Stärkeangaben vergl. den Anhang. Jedenfalls war diese Armee der Caesars mehrfach überlegen.

schwachen Seiten eines solchen Massenaufgebotes, und auf diese Erwägungen baute er seinen Plan.

Zunächst wurde ein Hilfskorps der Häduer unter dem verläßlichen Divitiacus in den Rücken der belgischen Armee, ins Gebiet der Bellovacer, detachiert. Caesar scheint damals schon über diese Völkerschaft genau unterrichtet gewesen zu sein; krassester Egoismus war der hervorstechendste Charakterzug dieses mächtigen und im übrigen überaus tapfern und kriegserfahrenen Volkes. Ein zweites Hilfskontingent wurde in die arg bedrängte, von dem Remerfürsten Iccius tapfer verteidigte Stadt Bibrax geworfen. Caesar selbst, mit dem Gros der Armee, rückte geradewegs der feindlichen Hauptmacht entgegen.

Die Belger, in der selbstverständlichen Meinung, daß die Römer ihnen sofort die Entscheidungsschlacht liefern würden, hoben die Belagerung von Bibrax auf und rückten mit vereinter Macht am rechten Ufer der Axona aufwärts. Aber es kam anders, als sie erwartet hatten.

Caesar hatte etwa 12 *km* oberhalb Bibrax die Axona auf einer vorhandenen Brücke überschritten und war dann plötzlich stehen geblieben. Hinter der versumpften Mündung des Miette-Baches hatte er eine die ganze Umgebung dominierende Stellung bezogen, in der Front durch den Sumpf, in der linken Flanke und im Rücken durch die Axona geschützt. Die offene rechte Flanke hatte er durch das Lager selbst sowie durch beiderseits bis an die Gewässer reichende, an den Endpunkten durch Schanzen verstärkte Linien gedeckt, ebenso seine Verbindung nach rückwärts durch einen Brückenkopf über die Axona gesichert. In allen Werken wurden Geschütze placiert. Im Brückenkopf blieb der Legat Q. Titurius Sabinus mit sechs Kohorten. Die Front der Stellung bot Platz für sechs Legionen und zwar waren die vom Vorjahre übernommenen dazu bestimmt. Die beiden Rekrutenlegionen dienten als Besatzung des Lagers und der Werke.

Caesars Stellung an der Axona.

Beilage 6.

Auf diese Stellung stieß die belgische Armee und konnte nun weder schlagen, noch sich rühren. Wohl stellte Caesar in seiner unangreifbaren Position die Armee in Schlachtordnung, aber die Belger wagten nicht den Angriff. Ratlos stand die große Armee im Angesichte des Feindes, den sie durch ihre Überzahl im ersten Anprall zu erdrücken gehofft und konnte ihm trotz derselben nichts anhaben. Die häufigen Plänkeleien der Reiterei brachten auch kein Resultat. Caesar konnte sich Zeit lassen; seine gut organisierte und durch die Stellung selbst vollkommen geschützte Nachschublinie funktionierte tadellos;

dagegen bereitete die Verpflegung ihrer ungeheueren Kriegsmacht auf einem Fleck den Belgern täglich wachsende Schwierigkeiten. Die Situation wurde unhaltbar.

Unter diesen Umständen einen positiven und erfolgversprechenden Entschluß zu fassen war allerdings nicht leicht. Ohne ein konkretes Ergebnis, ja ohne sich überhaupt mit dem verachteten Feinde geschlagen zu haben, wollte man denn doch nicht zurückgehen. Endlich entschloß man sich, ihn durch eine Diversion in seinen Rücken und Bedrohung seiner Verbindungen aus seiner Stellung herauszumanövrieren.

So begann die belgische Armee ihrerseits den Übergang über die Axona, um sich auf die südlich derselben durch das Gebiet der Remer führende römische Etappenlinie zu werfen. Aber die ungeheuere Schwerfälligkeit des Heerkolosses kam auch hier drastisch zur Geltung. Der Übergang ging schrecklich langsam von statten und Caesar, der durch die Patrouillen des Sabinus rechtzeitig Meldung davon erhielt, konnte bequem dasselbe ausführen, was ihm vor einem Jahre am Arar geglückt war. Er benötigte nicht einmal seine Legionen dazu; nur die gesamte Reiterei und die leichtbewaffneten Bogenschützen und Schleuderer führte er aus dem Brückenkopf am linken Ufer gegen die Übergangsstelle. Nach kurzem Kampfe wurden die bereits übergegangenen Truppen im Angesichte ihrer Hauptkraft aufgerieben, der Übergang selbst dadurch vereitelt.

So war die belgische Armee ohne eigentliche Schlacht lahmgelegt; es blieb ihr nichts übrig als der Rückzug oder die Auflösung. Bei einer derart bunt zusammengewürfelten Miliz von solchen Dimensionen in solcher Lage sind allerdings beide Begriffe meist identisch oder werden es wenigstens in kürzester Zeit. Die Bellovacer, durch die Invasion der Häduer in ihren eigenen Grenzen bedroht und nur an die eigene Sicherheit denkend, plaidierten zuerst offen für das Auseinandergehen und der alte Galba hatte nicht die Autorität, der Zersetzung zu steuern. Um die Schmach des Abzuges vor dem eigenen Gewissen zu bemänteln, wurde beschlossen, daß zwar jedes Kontingent in sein Gebiet zurückkehren möge, doch sollten, sobald die Römer einen Stamm angriffen, alle andern demselben zu Hilfe kommen. Das Problematische dieser Bestimmung lag auf der Hand.

In der Nacht räumten die Belger ihre Positionen. Jedes Kommando hatte aufgehört, niemand regelte den Abzug; die einzelnen Kontingente machten sich die besten Marschlinien

gegenseitig streitig; in kürzester Zeit herrschte die unglaublichste Verwirrung.

Caesar ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen. Seine ganze Reiterei sandte er der feindlichen Armee nach, die sich in einer Weise zurückzog, wie es nach einer unter Verlusten verlorenen Schlacht nicht anders hätte gemacht werden können. Der Reiterei folgte unmittelbar Labienus mit drei Legionen.

Diese tatkräftige Verfolgung besiegelte das Schicksal der Konföderationsarmee. Einzelne Kontingente leisteten noch einigen Widerstand; die meisten jedoch lösten sich allein auf den Schlachtlärm hin in wilde Flucht auf. Die große belgische Armee war ohne Schlacht vernichtet.

Unterwerfung der südbelgischen Völkerschaften.

Die große belgische Konföderation war gesprengt, ein gemeinsamer Widerstand nicht mehr zu erwarten. Es handelte sich nur mehr darum, die passive Gegenwehr der einzelnen Stämme in ihrem eigenen Gebiete zu brechen. Caesar säumte nicht, diesen zweiten Teil der Aufgabe ohne Zeitverlust, noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Katastrophe an der Axona in Angriff zu nehmen.

Nach einem Gewaltmarsche erschien er vor Noviodunum (Noyon), der festen Stadt der Suessionen, noch bevor deren Kontingent daselbst eingetroffen war. Die Stadt demzufolge nur schwach besetzt wähnend, versuchte er sofort den gewaltsamen Angriff, wurde jedoch abgewiesen. In der folgenden Nacht warf sich das flüchtige Kontingent des Stammes in die Festung.

Am nächsten Tage begann Caesar mit der regelrechten Belagerung. Als die Besatzung die ihr ganz neuartigen Belagerungsmittel der Römer sah, kapitulierte sie.

Von hier marschierte Caesar ins Gebiet der Bellovacer. Auch diese streckten im Angesichte ihrer Hauptstadt Bratuspantium (Breteuil) die Waffen; ebenso die Ambianer (um das heutige Amiens). Von hier aus wandte sich Caesar wieder östlich, um nun in gleicher Weise auch die nördlichen und östlichen Stämme Belgiens zu pazifizieren.

Die zweite (nordbelgische) Konföderation.

Diese Völkerschaften jedoch, zum Teil germanischer Abstammung, zum Teil wenigstens mit solchen Elementen vermischt, standen zu den übrigen Belgern in einem ähnlichen Verhältnisse wie diese überhaupt zu den übrigen Galliern. Sie waren die kriegerischesten und wehrhaftesten, aber auch die wildesten und unkultiviertesten Stämme des Landes. Mit Ent-

rüstung hatten sie an der Axona den Entschluß der Mehrheit aufgenommen und nach Auflösung der großen Armee entstand in den Gauen an der Sambre und untern Maas sofort eine neue, engere Konföderation, an deren Spitze die tapferste aller gallischen Völkerschaften, die der Nervier, stand. Ihnen schlossen sich die Atrebaten, Veromanduer und Aduatucer an. Im nervischen Gebiet, an der untern Sambre, wurde die neue Bundesarmee konzentriert; der Nervierfürst Buduognatus führte den Oberbefehl.

Indessen hatte Caesar, auf seinem Vormarsche bereits drei Tage auf nervischem Gebiete und der Sabis (Sambre) sich nähernd, immer erst ganz unbestimmte Nachrichten über die Konzentrierung der feindlichen Armee am Südufer dieses Flusses erhalten. Allerdings war sowohl die Aufklärung, als der Marsch und das Gefecht in jener Gegend überaus schwierig, da das ganze Flachland — zum Schutze gegen die häufigen Streifzüge germanischer Reiter — mit mehr als mannshohen dichten Hecken kreuz und quer durchzogen war, welche die Bewegung erschwerten und jede Übersicht hemmten. (Dies war wohl auch der Hauptgrund, warum gerade die Nervier fast keine Reiterei besaßen und im Gegensatze zu allen andern Galliern das Schwergewicht auf die Infanterie verlegten.)

Dessenungeachtet wandte sich Caesar nun südlich direkt gegen jene Stelle der Sabis, wo er die feindliche Armee vermutete. Seine Marschordnung war in diesen letzten Tagen, der Situation entsprechend, die des Gefechtsmarsches: Reiterei nebst leichter Infanterie als Vorhut, dann die sechs alten Legionen geschlossen als Haupttruppe, endlich der vereinigte Train und die beiden neu ausgehobenen Legionen als Nachhut.

Die Schlacht an der Sabis.

Am linken Ufer der Sabis, dem Sammelplatz der feindlichen Armee gerade gegenüber, war der Lagerplatz ermittelt worden. Am andern Ufer, in dichten Wäldern verborgen, lag die feindliche Armee, aus den Kontingenten der Nervier, Atrebaten und Veromanduer bestehend. Das Kontingent der Aduatucer wurde erst erwartet. Die Nervier, deren Streitkraft gut zwei Drittel des Heeres ausmachte, standen am linken Flügel, in der Mitte die Veromanduer, rechts die Atrebaten.

Beilage 7.

Die Belger hatten durch Überläufer der römischen Hilfskontingente einige lückenhafte Kenntnis von den römischen Gepflogenheiten auf dem Marsche und im Lager. Bezüglich der Marschordnung war ihnen nur die des Reisemarsches bekannt und in dieser erwarteten sie die Römer gegen sich anmarschieren

zu sehen. Sie glaubten in diesem Falle leichtes Spiel zu haben und die Tetelegion werfen zu können, bevor die rückwärtigen durch lange Trainkolonnen getrennten Legionen ihr Unterstützung bringen könnten. Darauf hatten sie den Plan gebaut, die Römer an ihr Versteck herankommen zu lassen und, sobald die Tete der ersten Trainkolonne sichtbar würde, über die vorderste Legion herzufallen.

Als Caesars Marschkolonne auf dem ausgemittelten Lagerplatze eintraf, sah man vom Feinde nichts als einzelne Reiterpatrouillen, die unten am Flusse hielten. Sobald die sechs Legionen der Haupttruppe angelangt waren, begannen sie unter dem Schutze der gleichfalls an den Fluß vorgeschobenen Kavallerie mit der Lagerarbeit. Der Train und mit ihm die Nachhut war in dem schwierigen Terrain etwas zurückgeblieben.

Als endlich die Tete des Trains auf der Kammlinie der Uferhöhe erschien, hielten die Feinde verabredetermaßen den Moment zum Angriff für gekommen. Mit voller Macht brachen sie auf allen Punkten gleichzeitig aus den Wäldern hervor, zersprengten die römische Reiterei und stürmten unaufhaltsam auf das noch im Bau begriffene römische Lager ein.

Die Überraschung gelang vollkommen. Kaum fanden die arbeitenden Legionare Zeit, das Werkzeug mit der Waffe zu vertauschen. An eine Dispositionsausgabe war nicht zu denken; nach der im vorhinein bestimmten Alarmdisposition ralliierten sich, so gut es in der Eile ging, die Legionen. Daß während der Lagerarbeit auf Caesars ausdrücklichen Befehl die Legaten und diensthabenden Offiziere ihre Abteilungen nicht verlassen durften, kam in diesem kritischen Momente den Römern sehr zu statten.

Am linken Flügel ralliierte sich die IX. und X., in der Mitte vor dem Lager die XI. und VIII., am rechten Flügel die XII. und VII. Legion.

Am linken Flügel übernahm Labienus unter den Augen des überall gegenwärtigen Feldherrn das Kommando und warf nach kurzem Kampfe die Atrebaten zuerst den Hang hinunter, dann, nach nochmaligem Widerstande, auch über den Fluß zurück. Nicht besser ging es im Zentrum den Veromanduern, die gleichfalls bald ins Tal hinabgeworfen wurden.

Dagegen war die Lage auf dem rechten römischen Flügel eine hochernste geworden. Die gesamte Macht der Nervier unter persönlicher Führung des Oberfeldherrn hatte sich hier auf Front und Flanke der beiden kaum ordentlich ralliierten Legionen geworfen und dieselben vom ersten Momente an in die Defensive

gedrängt. Als nun das römische Zentrum die Veromanduer den Hang hinunterwarf und bis an den Fluß verfolgte, entstand zwischen ihm und den Legionen des rechten Flügels eine verhängnisvolle Lücke. Augenblicklich erkannte Buduognatus die sich ihm bietende Gelegenheit; während er eine Kolonne auf die nun auch entblößte linke Flanke der isolierten Legionen warf und diese so vollkommen abtrennte und einschloß, drang eine zweite direkt in das schutzlos preisgegebene, noch unvollendete Lager.

Die römische Kavallerie und die leichten Truppen, die sich gewohnheitsgemäß unter dem Schutze des Infanteriekampfes daselbst gesammelt hatten, wurden überrascht und auseinandergesprengt. In voller Auflösung flohen die gallischen Kontingente Caesars nicht nur vom Schlachtfelde, sondern direkt in ihre Heimat, die mehr weniger willkommene Kunde von der Vernichtung der römischen Armee durch das ganze Land ausrufend.

Die Lage der beiden Legionen des römischen rechten Flügels war eine verzweifelte. Von allen Seiten umringt, auf je einen Knäuel ohne Kohortenintervalle zusammengedrängt und jeder Bewegungsfreiheit beraubt, durch furchtbare Verluste ernstlich erschüttert, schien ihre vollkommene Vernichtung unvermeidlich. Da, im letzten Augenblicke äußerster Gefahr, erschien der Feldherr in ihrer Mitte. Mit blanker Waffe, die Centurionen namentlich aufrufend, stürzte er sich in die erste Linie der XII. Legion. Das Beispiel wirkte; die Truppen waren doch auf ihn aufmerksam geworden und er konnte befehlen, ohne befürchten zu müssen gar nicht gehört zu werden.

Die Wiederherstellung der Bewegungsfreiheit als die unerläßliche erste Bedingung einer erfolgreichen Gegenwehr erkennend, ließ er zunächst die zusammengedrängten Verbände lockern und die Intervalle wieder herstellen; dann zog er unter beständigem Kampfe die VII. Legion hinter die XII. und ließ sie die Front verkehren, so daß nun beide Legionen sich gegenseitig den Rücken deckten. Jetzt endlich war ein geordneter Widerstand möglich.

Indessen hatte sich auf dem linken Flügel das Gefecht definitiv zu gunsten der Römer entschieden. Labienus hatte den Fluß überschritten, die Atrebaten und Veromanduer gänzlich abgedrängt und das hochgelegene feindliche Lager erstürmt. Von hier aus erblickte er erst die kritische Lage des rechten Flügels und entschloß sich sofort, helfend einzugreifen. Die bewährte X. Legion sandte er den Nerviern in den Rücken.

Gleichzeitig trafen endlich auch die XIII. und XIV. Legion, welche die Nachhut gebildet hatten, im Schnellschritt auf dem Schlachtfelde ein. So waren nun fünf Legionen — mehr als die Hälfte der Armee — auf dem gefährdeten Punkte vereinigt. Auch die teilweise wieder gesammelten Reiter warfen sich neuerdings mit Bravour auf den Feind.

Damit war die Krisis überwunden; allein die Nervier wichen nicht. Mit demselben Heldenmut, mit dem sie eben erst den Angriff durchgeführt, kämpften sie jetzt, wo alles verloren war, nicht um den Rückzug, sondern nur um einen ruhmvollen Untergang; in mörderischem Verzweiflungskampfe starb der größte Teil ihrer waffenfähigen Mannschaft den Heldentod für die Freiheit.

Dies war die nachmals so berühmt gewordene »Nervierschlacht«, die blutigste, die Caesar je geschlagen, zugleich die letzte große offene Feldschlacht im gallischen Kriege. Ihr Effekt war groß und nachhaltend. Die Gallier hatten erkannt, daß die römische Legion wenigstens im offenen Gefechte unbesiegbar sei, und daß man es gegen diesen Feind mit anderen Mitteln versuchen müsse.

Unterwerfung der nordbelgischen Völkerschaften.

Ein weiterer Widerstand war für die Konföderierten jetzt ziemlich aussichtslos, für die an der Schlacht Beteiligten überhaupt nicht mehr denkbar. Von letzteren waren fast nur Greise, Weiber und Kinder übrig geblieben, um sich zu ergeben. Nur die Aduatucer, die zur Schlacht zu spät gekommen, hatten noch ihr intaktes Kontingent. Sie warfen es in ihre feste Hauptstadt. (Die Zitadelle von Namur?)

Crassus an die Küste.

Mit der ihm eigenen Energie verfolgte Caesar seinen Sieg. Vom Schlachtfelde weg sandte er den Legaten P. Licinius Crassus mit der VII. Legion an die Nordwestküste, um unter dem Eindrucke der letzten Ereignisse gleich die Unterwerfung der Völkerschaften in der heutigen Bretagne und Normandie entgegenzunehmen. Er selbst mit der Hauptkraft marschierte auf die Hauptstadt der Aduatucer, deren Belagerung sofort in Angriff genommen wurde.

Belagerung der Hauptstadt der Aduatucer.

Die von drei Seiten durch Flußläufe gedeckte Stadt bot nur eine schmale Angriffsfront; diese Stelle war durch eine doppelte Mauer überaus stark befestigt. Dennoch eröffnete Caesar sofort gegen diesen Teil der Umfassung den belagerungsmäßigen Angriff.

Zunächst suchten die Aduatucer die römischen Belagerungsarbeiten durch fortgesetzte Ausfälle zu stören; doch Caesar deckte sie durch zusammenhängende, befestigte Linien, mit denen er den größten Teil der Stadt umschloß; so konnten die Arbeiten ihren ungestörten Fortgang nehmen.

Die Belagerten machten sich anfangs über den gewaltigen Angriffsturm, den die Römer außerhalb des Bereiches der Verteidiger bauten, lustig, da sie sich nicht vorstellen konnten, wie derselbe aus solcher Entfernung verwendet werden könnte. Als er aber, fertiggestellt, in Bewegung gesetzt wurde und an die Mauer heranrückte, wurden sie eingeschüchtert und erklärten kapitulieren zu wollen. Caesar verlangte die Übergabe aller Waffen. Die Aduatucer erklärten sich bereit, lieferten aber nur etwa zwei Drittel aus, versteckten den Rest und übergaben die Stadt.

Als Caesar nach durchgeführter Übergabe am Abend aus disziplinären Rücksichten seine Truppen aus der Stadt herauszog und außerhalb derselben kampieren ließ, ergriffen die Aduatucer die versteckten Waffen und überfielen vor dem Morgengrauen, wo sie die Wachsamkeit der Römer am schwächsten wähnten, deren Stellungen. Allein die römischen Vorposten wachten gut. Die Truppen wurden rechtzeitig alarmiert, die Angreifer blutig zurückgeworfen und mit den Fliehenden drangen die Römer in die Stadt.

Caesar strafte schwer den Verrat; die ganze Einwohnerschaft wurde zugunsten der römischen Staatskasse in die Sklaverei verkauft, die Stadt der Plünderung preisgegeben. Es war das erste warnende Exempel, das der römische Prokonsul im neugewonnenen Gebiete statuiert hat.

Winterquartiere.

Mit dem Falle dieser Stadt war der Feldzug beendigt und Caesar konnte daran denken, die Armee in die wohlverdienten Winterquartiere zu legen. Um recht zu dokumentieren, daß er ganz Gallien bereits als römische Provinz betrachte, dislozierte er seine Truppen absichtlich in das Gebiet solcher Völkerschaften, die bisher noch gar nicht gegen ihn unter Waffen gestanden, überhaupt mit den Römern noch nie in Berührung gekommen waren. Das Gros unter Labienus kam ins Gebiet der Carnuten und Turonen an der mittleren Loire; die VII. Legion unter P. Crassus, die an der Küste keinen Widerstand gefunden hatte, überwinterte an der untern Loire im Gebiete der Anden. Die XII. Legion endlich unter Servius

Galba zog zum Schutze der Straße über den großen St. Bernhard ins Gebiet der Alpenvölker an der obern Rhône.

Kämpfe im oberen Rhônetal.

An letzterer Stelle kam es noch im Winter zu Kämpfen. Galba hatte, nachdem er den ersten Widerstand gebrochen, die Stadt Octodurus (Martigny) als Winterquartier erwählt. Um die Truppen nach römischer Sitte nicht in einem bewohnten Orte lagern zu lassen, ließ er die Hälfte der Stadt von den Einwohnern räumen, entsprechend befestigen und die Truppen darin kantonieren. Zwei Kohorten hatte er im Gebiet der Nantuaten (südlich des Genfer Sees) detachiert.

Diese vielleicht überflüssige Kräftezersplitterung ermutigte die kaum erst besiegten Feinde. Sie scharten sich auf den Bergen zusammen und überfielen die noch nicht fertig befestigte Kantonierung. Erst nach langem und verlustreichem Kampfe gelang es den Römern, durch plötzlichen Ausfall die Angreifer zu zersprengen und in die Berge zu werfen.

Da Galba jedoch eine Erneuerung des Angriffes befürchten mochte und außerdem die Verpflegung in dem abgelegenen Gebirgstale Schwierigkeiten bereitete, steckte er Octodurus in Brand und marschierte, vom Feinde weiter nicht belästigt, durch das Gebiet der Nantuaten, wo er die zwei detachierten Kohorten an sich zog, in das Land der Allobrogen und überwinterte daselbst.

Ergebnisse des Kriegsjahres 57 v. Chr.

Politische Ergebnisse.

Waren im ersten Kriegsjahre Caesars Nebenbuhler um die gallische Beute aus dem Felde geschlagen worden, so wurden im zweiten die berufenen und selbsterwählten Vorkämpfer der gallischen Freiheit niedergeworfen; war damals die Unterwerfung Galliens vorbereitet, so ward sie jetzt begonnen. Wenn seinerzeit durch die Besetzung der Hauptstadt eines mit den Römern verbündeten Volkes die Besitzergreifung des Landes ausgesprochen worden war, so wurde sie nun durch die Winterquartiere in noch nie mit den Römern in Berührung gekommenen Gebieten als tatsächlich vollzogen dokumentiert. »Omni Gallia pacata« schreibt Caesar ausdrücklich am Ende seines Berichtes über dieses Kriegsjahr . . . . . .

Im ersten Jahre war der Rücken gesichert, die Basis geschaffen worden. Im zweiten war der wehrhafteste Teil, der Norden Galliens, an die Reihe gekommen und daselbst waren

gleichzeitig jene Gebiete »pazifiziert« worden, welche als natürliche Einbruchsstellen des gefährlichen germanischen Ostgegners besondere Wichtigkeit besaßen. Die Rheingrenze war gewonnen. Jetzt galt es, die Westgrenze zu sichern. Allerdings bildete dort das Meer eine natürliche Begrenzung; aber jenseits desselben lag die große britannische Insel und der innige Kontakt der gallischen Küstengaue mit den wehrhaften Völkern derselben brachte für die römische Unterwerfungsarbeit ähnliche Gefahren mit sich, wie jener mit den germanischen Nachbarn. Der nächste Schritt des systematisch angelegten Werkes mußte daher folgerichtig der Westküste gelten. War diese ebenso wie die Rheingrenze definitiv unterworfen, so war die Hauptarbeit getan. Diesem Plane diente bereits die Dislokation der römischen Truppen in die Winterquartiere; neben der vorerwähnten ostentativen Dokumentierung der anerkannten Unterwerfung ganz Galliens kehrte sie ebenso ostentativ ihre Spitze gegen die Küstenvölker. Es ist gar kein Zweifel, daß Caesar den Krieg mit denselben, der im folgenden Jahre faktisch zum Ausbruche kam, auch wirklich durch jene Maßregeln im Sinne seines Planes herbeizuführen beabsichtigt hat. Zum allermindesten war jene Dislozierung eine scharfe Probe für die Aufrichtigkeit der unter dem Eindrucke der Nervierschlacht angebotenen Unterwerfung; und zeigte sich hier wirklich ein Wechsel der Gesinnung, so war damit eben der ersehnte Casus belli gegeben.

Militärische Details.

Was die rein militärische Beurteilung anbelangt, so sprechen hier die Ereignisse für sich. Die Sprengung der ungeheueren Koalitionsarmee ohne Schlacht, ja eigentlich fast nur durch eine scheinbar rein defensive Maßregel, ist so recht ein spezifisch caesarisches Meisterstück.*) Die unter den schwierigsten Verhältnissen durchgekämpfte Nervierschlacht zeigt nicht nur die weise, alles vorbedenkende Fürsorge, die rasche Entschlußfähigkeit und die hohe persönliche Bravour des Feldherrn, sondern vor allem und hier zum erstenmal in großem Stile die bereits hochentwickelte Selbständigkeit der Unterführer und den ausgebildeten militärischen Instinkt der Truppen. Mehr als in irgend einer andern Schlacht hing in dieser der Erfolg von einer Anzahl der Einflußnahme des Feldherrn entzogener Faktoren ab; aber die im höchsten Maße auf sich selbst angewiesenen Unterführer und Truppen führten mit vollendetem Verständnis für

*) Eine ausführliche Diskussion über diese Art, eine volle Entscheidung ohne Kampf herbeizuführen, bleibt einem späteren Abschnitte vorbehalten.

den einheitlichen Gesamtzweck ihre verschiedenen Einzelaufgaben glänzend und glücklich zum gemeinsamen Ziele.

Erwähnung verdient aber auch der Nervierfeldherr Buduognatus. Seine Schlachtdisposition an der Sabis zeigt ganz ausgesprochen eine bewußte ungleiche Verteilung der Kraft zu dem Zwecke, auf einem speziell gewählten, eng begrenzten Raume des Schlachtfeldes durch Entwicklung einer bedeutenden Überlegenheit den entscheidenden Erfolg zu erringen. Im Grunde genommen nichts anderes als eine sehr rohe, aber eben deshalb sehr prononcierte Form der »schiefen Schlachtordnung« des Epaminondas, der ersten großen Schlachtidee der Kriegsgeschichte. Auch die rasche und energische Ausnützung der in der gegnerischen Front entstandenen Lücke ist wohl zu bemerken. Jedenfalls lassen die strategischen Maßnahmen eines Ariovist und die taktischen eines Buduognatus den Schluß zu, daß die Kriegführung der damaligen »Barbaren« denn doch nicht so »barbarisch« war.

Drittes Kriegsjahr (56 v. Chr.).

IV.

Beilage 8.

Die Unterwerfung der Küstenvölker.

Veranlassung.

P. Crassus, von Caesar nach der Schlacht an der Sabis gegen die Westküste gesandt, hatte zunächst keinen Widerstand gefunden. Der gewaltige Eindruck der furchtbaren Vernichtungsschlacht hatte ihm den Weg gebahnt. Mit Ende der Saison hatte er, von allen Teilen der Armee am weitesten nach Westen vorgeschoben, im Gebiete der Anden (an der unteren Loire) Winterquartiere bezogen.

Während des Winters aber wurden die Küstenvölker anderen Sinnes und als Crassus in die Gaue, die sich ihm im Herbste freiwillig unterworfen hatten, Offiziere mit dem Auftrage entsandte, die Proviantlieferungen zu regeln, nahmen die Veneter und andere Völkerschaften dieselben fest und erklärten, sie nur gegen Rückstellung der von ihnen gestellten Geiseln in Freiheit setzen zu wollen. Das war allerdings eine deutliche Kriegserklärung.

Rasch hatte die Bewegung alle Küstenvölker ergriffen. Die Führung hatten die Veneter (an der Südküste der Bretagne), das erste Seevolk Galliens. Ihre Städte lagen alle auf Inseln oder schwer zugänglichen Halbinseln; ihre Flotte beherrschte das Meer von den spanischen Küsten bis an die nordbritischen Gestade. Mit Spanien wie mit Britannien unterhielten sie rege Handelsverbindung.

In der Normandie standen die Uneller an der Spitze der römerfeindlichen Gaue. Im Gegensatze zu den Venetern und ihrem Gefolge hatten sie eine stattliche Landmacht aufgeboten und ihr Häuptling Viridorix hatte auch eine Menge von

Abenteurern aus ganz Gallien in seinem Heere vereinigt. Wo sich die einheimischen Behörden in weiser Voraussicht des Endes dem Kriege widersetzten, wurden sie einfach aus dem Wege geräumt.

Auch in andern Teilen Galliens gährte es. Insbesondere in Aquitanien schien man gesonnen, die nördlichen Küstenvölker im Freiheitskampfe zu unterstützen. Wollte Caesar einen allgemeinen Aufstand vermeiden, so war keine Zeit mehr zu verlieren.

Zwei Ziele gab es gleichzeitig anzustreben: die bereits aufflammenden Aufstände zu unterdrücken, zugleich aber den Brand tunlichst zu lokalisieren, das heißt die bereits glimmenden Brandherde in den übrigen Teilen rechtzeitig zu ersticken, bevor auch da die hellen Flammen aufschlugen. Bei der Gleichzeitigkeit der Aufgaben und den großen Entfernungen der in Betracht kommenden Gebiete war eine Trennung des Heeres unvermeidlich.

Caesar disponierte wie folgt:

Caesars Feldzugsplan.

Labienus mit der gesamten Reiterei hatte den Rücken zu decken und zu diesem Zwecke an die untere Maas und Mosel zu rücken. Eine nennenswerte Gefechtskraft war dies freilich nicht; aber Caesar konnte bei der Fülle der zu bewältigenden Aufgaben für diesen Zweck beim besten Willen nicht mehr entbehren, und dann war in jener Gegend der Eindruck der vorjährigen Ereignisse wohl noch am lebendigsten und wirksamsten. Schließlich mußte es der Fähigkeit des bewährtesten Legaten überlassen bleiben, den Mangel an materieller Kampfkraft wettzumachen.

Gegen das Landheer der Uneller und ihrer Verbündeten wurde der Legat Titurius Sabinus mit drei Legionen geschickt, um jene wenigstens festzuhalten und Caesars Aktion an der Küste zu decken.

P. Crassus mit 12 Kohorten hatte nach Aquitanien zu marschieren, mit der Aufgabe, durch offensives Vorgehen ein Eingreifen jener Völkerschaften in die Ereignisse am Hauptkriegsschauplatze zu verhindern.

Die noch übrigen 3 Legionen führte Caesar persönlich in das Gebiet der Veneter, gegen deren Küste gleichzeitig eine Flotte zu operieren hatte.

Diese Kriegsflotte wurde in der unteren Loire fertiggestellt. Teils mußten die noch nicht im Aufstande befindlichen

Gaue südlich der Loire die Schiffe beistellen, teils wurden solche daselbst neu gebaut. Als Bemannung wurden wahrscheinlich die 8 Kohorten jener Legion verwendet, welche zwei bereits an Crassus abgegeben hatte; die Matrosen wurden aus der Provinz bezogen. Das Kommando der Flotte übernahm D. Brutus.

Der Feldzug Caesars gegen die Veneter.

Die Veneter hatten alle ihre Hoffnung auf ihre Seemacht gesetzt. Nicht nur war dieselbe die stärkste Galliens und der römischen an Zahl der Schiffe weit überlegen, nicht nur waren ihre Seeleute die tüchtigsten Matrosen; auch ihre Schiffe waren größer und stärker gebaut als die römischen und für einen Krieg im offenen Ozean fielen alle diese Vorteile schwer ins Gewicht, da die Römer bisher nur in den relativ ruhigeren Gewässern des Mittelmeeres den Seekrieg kennen gelernt hatten.

Da sich die Fertigstellung der Flotte lange verzögerte, versuchte Caesar vorläufig mit dem Landheer soviel als möglich auszurichten. Viel war dies freilich nicht. Im offenen Lande fand er keinen Widerstand; alles zog sich mit Hab und Gut in die auf Inseln oder Halbinseln gelegenen, oft nur zur Zeit der Ebbe erreichbaren Städte zurück, wo nun allerdings energisch Widerstand geleistet wurde. Hatten die Römer aber endlich nach Überwindung kolossaler Schwierigkeiten eine solche Seefestung so weit gebracht, daß ihr Fall unvermeidlich schien, so brachten die Feinde sich und alles bewegliche Material und Gut auf die zu diesem Zwecke bereitstehende Flotte, räumten den Platz und segelten zum nächsten Hafen, die leere Stätte den Römern überlassend; und diesen blieb nichts übrig, als zu Lande ebendahin zu marschieren und die Sysiphusarbeit von neuem zu beginnen, mit der sicheren Aussicht, daß das Ende diesmal auch nicht anders ausfallen würde.

Einen großen Teil des Sommers hatte Caesar auf diese Weise verbracht, ohne in Ermangelung der Flotte einen positiven Erfolg erzielen zu können. So betrieb er denn mit äußerster Energie die Ausrüstung derselben; das Landheer stellte unterdessen seine Operationen ein.

Endlich war die Flotte fertig. Brutus fuhr aus der Loiremündung aus und wandte sich gegen die feindliche Seemacht, die in der Bai von Quiberon vor Anker lag.

Die Seeschlacht an der venetischen Küste.

Als die römische Flotte in Sicht kam, fuhren die Veneter mit ihren zirka 220 Kriegsschiffen gleichfalls aus und formierten ihre Schlachtordnung. Unter den Augen des auf den Uferhöhen stehenden römischen Landheeres nahm die erste historisch überlieferte Seeschlacht im Atlantischen Ozean ihren Anfang.

Die kleinen römischen Schiffe waren den mächtigen Kolossen der Veneter gegenüber anfangs stark im Nachteil. Weder die Rammversuche, noch das Entern war von Erfolg begleitet und nur ihrer größern Beweglichkeit verdankte es die römische Flotte, daß nicht schon im Beginn des Kampfes die Katastrophe über sie hereinbrach. Selbst aber einen Erfolg zu erringen, schien für sie ausgeschlossen. Da kamen die Römer auf die Idee, mittels an lange Stangen gebundener Sicheln das Tauwerk der feindlichen, nur durch Segel zu bewegenden Schiffe zu zerstören. Das improvisierte Mittel bewährte sich glänzend; die Raaen stürzten herab, mit den Segeln konnte nicht gerührt werden und die Manövrierfähigkeit des Schiffes war vernichtet. So oft ein gallisches Schiff auf diese Weise kampfunfähig gemacht war, ließ es Brutus durch mehrere seiner beweglichen Fahrzeuge gleichzeitig angreifen und erstürmen, während diese eben infolge ihrer Mobilität den Gegenangriffen der feindlichen Kolosse leicht auszuweichen vermochten. Immer größer wurden die Verluste der Veneter, immer geringer ihre Aussicht auf den endlichen Erfolg. Sie dachten an den Rückzug in das offene Meer, wohin zu folgen für die kleinen römischen Schiffe gefährlich gewesen wäre; doch die plötzlich eingetretene Windstille vereitelte auch diesen Plan. So fiel schließlich die ganze stattliche Flotte in die Hände der Römer.

Von den ersten Vormittagsstunden bis in die Nacht hinein hatte der Kampf gedauert. Die venetische Seemacht war vernichtet und die Römer traten das Erbe auf dem Ozean an.

Einen weiteren Widerstand gab es für die Veneter nicht mehr. Mit eiserner Strenge strafte Caesar den an seinen Offizieren begangenen Bruch des Völkerrechts; der ganze Senat der Veneter wurde hingerichtet, die überlebende Bürgerschaft in die Sklaverei verkauft.

Feldzug des Sabinus gegen die Uneller.

Zur selben Zeit führte Caesars Legat Titurius Sabinus den Feldzug gegen die Uneller und ihre Verbündeten glücklich zu Ende.

Lange Zeit waren sich die feindlichen Heere an den Ufern der See, etwa drei Kilometer voneinander entfernt, gegenübergestanden. Viridorix suchte den Kampf; aber Sabinus, von Haus aus eine vorsichtige Natur, die ein gewagtes Handeln nicht liebte, hielt seine Truppen im festen Lager. Ihm galt es stets als das Wichtigste, die ihm vom Feldherrn anvertrauten Truppen demselben möglichst intakt wieder zurückzuführen; er ahnte

damals freilich nicht, daß es gerade ihm bestimmt war, eben durch seinen Mangel an Wagemut den größten Schlag zu verschulden, der Caesars Armee in Gallien getroffen.

Diesmal allerdings war sein vorsichtiges Verhalten von Erfolg begleitet.

Da Viridorix den Angriff auf das befestigte Lager doch scheute, Sabinus aber einen Kampf im offenen Gelände mit der numerisch überlegenen feindlichen Armee auf jeden Fall vermeiden wollte, gingen die Ereignisse lange nicht vorwärts. Endlich griff Sabinus zu einer Kriegslist. Durch fingierte Überläufer ließ er im gallischen Heere die Nachricht verbreiten, er beabsichtige in der nächsten Nacht heimlich aufzubrechen und mit seinen angeblich schwer erschütterten Truppen auf Caesars Hauptmacht zurückzugehen. Jetzt wollten sich die Gallier die anscheinend sichere Beute nicht entgehen lassen und Viridorix, dem die Sache doch nicht ganz geheuer vorgekommen sein mag, mußte dem Ungestüm des Heeres nachgeben und führte seine Truppen zum Sturme auf das römische Lager. Dabei schleppten die vorderen Linien eine Menge Faschinen und sonstiges Material mit, um damit die Gräben auszufüllen.

Als die Gallier in ihrer Eile und Siegeszuversicht den Hang des Hügels, auf dem das römische Lager stand, atemlos hinaufkeuchten, brach Sabinus plötzlich aus zwei Toren zugleich hervor und warf sich auf die überraschten Gallier, die auf dem ungünstigen Terrain, dabei stark ausgepumpt und durch die mitgeschleppten Materialien am Kampfe behindert, im ersten Anprall vollständig geworfen wurden. Die Armee des Viridorix wurde zersprengt; die Uneller und ihre Verbündeten mußten sich unterwerfen.

Feldzug des Crassus in Aquitanien.

Während auf dem eigentlichen Hauptkriegsschauplatze das Schicksal sich für die Römer entschied, hatte auch P. Crassus in Aquitanien mehr erreicht, als Caesar selbst vielleicht erwartet haben mochte.

Nicht umsonst hatte Caesar den jüngsten seiner Legaten, den Sohn seines alten Freundes und treuen politischen Bundesgenossen, mit dieser Aufgabe betraut. Die Aquitanier waren respektable Gegner, jedenfalls standen sie den Belgern nicht viel nach; wie dort die germanische, so hatte hier die iberische Blutmischung einen unleugbar günstigen Einfluß auf die Wehrhaftigkeit des Volkes ausgeübt. Und gegen diese Macht, die auch jeden Augenblick als geschlossene Konföderation dastehen konnte, waren nicht mehr als 12 Kohorten verfügbar.

Allein Crassus zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. Trotz seiner Jugend hatte er sich schon in der Schlacht gegen Ariovist rühmlich hervorgetan und durch seine kühne Initiative das meiste zur Entscheidung beigetragen. Nach dem belgischen Feldzuge hatte ihn der Feldherr bereits mit einer selbständigen Operation betraut, die diesmal allerdings unblutig verlaufen war. Nun aber war er vor eine Aufgabe gestellt, die mehr als einen ganzen Mann, die ein Genie erforderte.

Als seine dringendste Aufgabe erkannte Crassus, durch rascheste Initiative einen planmäßigen Zusammenschluß der Aquitanier zu hindern; nebstdem war er auf tunlichste Verstärkung seiner schwachen Streitkraft bedacht. Er hatte keine Reiterei, da Caesar die gesamte Kavallerie unter Labienus gegen die Ostgrenze geschickt hatte. Crassus hob nun während seines möglichst beschleunigten Vormarsches in den passierten Gauen Reiterei aus und außerdem zog er Hilfstruppen und Veteranen aus der Provinz an sich. Auch für den Nachschub hatte er trotz seiner Eile in umfassender Weise Vorsorge getroffen. So wenigstens einigermaßen verstärkt, rückte er über die Garonne in das Gebiet der Sotiaten.

Diese suchten die Römer in einen Hinterhalt zu locken, indem sie ihnen die Reiterei entgegenstellten, während das Fußvolk in einem Talgraben sich versteckt hielt. Crassus warf zunächst die Reiterei zurück und als nun das feindliche Fußvolk vorbrach, schlug er auch dieses nach schwerem Kampfe in die Flucht. Vom Schlachtfelde weg marschierte er vor die Hauptstadt der Feinde. Der sofort versuchte gewaltsame Angriff mißlang; Crassus mußte die regelrechte Belagerung eröffnen. Die Sotiaten hielten sich längere Zeit, indem sie nicht nur durch Ausfälle, sondern insbesondere durch Minengänge die römischen Belagerungsarbeiten störten. Endlich aber das Nutzlose ihrer Bestrebungen einsehend, kapitulierten sie.

Von hier marschierte Crassus gegen die Küste in das Gebiet der Vocatier und Tarusatier. Hier war der Widerstand insofern noch ernster, als indessen wirklich eine wenn auch eng beschränkte Koalition zu stande gekommen war. Außerdem besaßen die Aquitanier römisch gebildete Offiziere, die seinerzeit in Spanien unter Sertorius gedient hatten. Diese schulten das Heer nach römischem Muster. Selbst die römische Lagertechnik wurde geübt und die Operationen waren geschickt und zielbewußt. Einen Entscheidungskampf mit den im Gefecht doch überlegenen römischen Kohorten vermeidend, suchten die

Aquitanier ihre numerische Überlegenheit auszunützen, um die Römer durch Sperrung aller Wege und Abschneiden der Verbindungen lahmzulegen. Bald sah sich auch wirklich das römische Korps von aller Zufuhr abgeschnitten und seine Vorrückungslinie durch ein System stark befestigter Stellungen gesperrt.

Allein Crassus war kein Sabinus. Ohne Zaudern entschloß er sich, den eisernen Ring mit Gewalt zu sprengen. Er ließ die Armee aufmarschieren; um trotz der geringen Truppenzahl eine größere Ausdehnung zu erzielen, formierte er nur zwei Treffen und nahm auch die Hilfstruppen in die Front, und zwar wegen ihrer geringen Verläßlichkeit ins Zentrum. Die beiden Flügel bildeten je 5 Kohorten, 2 Kohorten blieben als Lagerwache zurück. So rückte Crassus, da die Feinde einem Kampfe im offenen Terrain beständig auswichen, zum Angriff auf die nach römischer Manier stark befestigte, von überlegener Truppenzahl verteidigte Hauptstellung der Aquitanier vor.

Den Angriff auf die Werke führten indes die Legionskohorten allein, während die hiefür ungeeigneten Hilfstruppen das Sturmmaterial zutrugen. Allein man kam nicht vorwärts. Da erhielt Crassus die Meldung einer Kavallerieabteilung, welche in den Rücken der feindlichen Stellung gelangt war, daß die Werke daselbst schwächer, auch jetzt, wo der frontale Kampf alles Interesse und alle verfügbaren Kräfte absorbiere, nahezu unbesetzt seien. Crassus zögerte nicht, das Riskierteste zu wagen und, da er keine andern Truppen mehr verfügbar hatte, die Lagerwache auszuspielen. Auf gedecktem Wege von der Reiterei geführt, gelangte sie in den Rücken der Feinde, überrumpelte die Kehle des Lagers und richtete damit die größte Verwirrung an. Diese ausnützend, erneuerte Crassus in der Front den Angriff und warf die Feinde aus ihren Werken. Eine nachdrückliche Verfolgung zersprengte auch dieses Heer.

Der größte Teil Aquitaniens unterwarf sich nun dem Sieger. Nur die entfernteren Gebirgsvölker schlossen sich dieser Unterwerfung nicht an, aber die vorgerückte Jahreszeit hinderte den Fortgang der Operationen. Crassus hatte auch weitaus mehr als genug getan; er hatte nicht nur das Eingreifen der Aquitanier in den Küstenkrieg gehindert, sondern hatte diese mächtigen und wehrhaften Gaue, seitens derer Caesar jedenfalls auf einen dem belgischen kaum nachstehenden Widerstand gefaßt war, mit einer Handvoll Leute unterworfen und damit das Werk seines Feldherrn in bedeutsamster Weise gefördert. Er konnte

sich mit Recht mit dem Errungenen begnügen und führte sein kleines, aber erprobtes Korps seinem Feldherrn zurück.

Der Feldzug Caesars gegen die Moriner und Menapier.

Dieser hatte unterdessen, trotzdem der Winter vor der Türe stand, noch eine Unternehmung in Angriff genommen. Seine und des Sabinus Truppen vereinigend, marschierte er gegen die Moriner und Menapier, wilde Küstenvölker an der Schelde und den Mündungen des Rheins, welche die Uneller durch Truppen unterstützt, der Unterwerfung derselben sich aber nicht angeschlossen hatten. Die Angegriffenen waren so schlau einen offenen Kampf zu vermeiden und zogen sich in die ungeheueren sumpfigen Wälder ihrer Küstengebiete zurück. Caesar folgte ihnen dahin; doch in den unwegsamen Sumpfwäldern hatte seine Armee durch die konstanten Überfälle der Feinde viel zu leiden. Da entschloß er sich zu einer originellen Maßregel: er ließ durch die Truppen mittels Fällen von Bäumen eine förmliche Marschstraße in diese Wälder hineinbauen, auf welcher nun die ganze Armee Schritt für Schritt vorrückte. Die gefällten Bäume selbst wurden beiderseits dieser Riesenschneise als Verhau zum Schutze gegen Überfälle aufgeschichtet. Man kam, wenn auch nicht schnell, so doch rascher vorwärts als Caesar selbst erwartet hatte. Schon fiel ein großer Teil der Viehherden, welche die Feinde mit sich führten, in die Hände der Römer; da zwang ein furchtbarer Wettersturz, der nicht nur das Vorrücken, sondern auch das weitere Verbleiben in diesen an und für sich feuchten Gegenden geradezu ausschloß, die Römer zur Umkehr. Caesar begnügte sich für diesmal, die wenigen bebauten Felder und Wohnstätten der Feinde zu verwüsten. Die effektive Unterwerfung mußte auf einen spätern Zeitpunkt verschoben werden.

Winterquartiere.

In ziemlich vorgerückter Jahreszeit gelangten diesmal die Truppen in die Winterquartiere. Dieselben wurden im Gebiete der zuletzt unterworfenen Völkerschaften, zwischen der untern Seine und Loire, bezogen. Es scheint dies darauf hinzudeuten, daß Caesar für das nächste Jahr zunächst die Vollendung der Unterwerfung der Küstenvölker, sowie im Anschluß daran den Übergang nach Britannien schon jetzt in Aussicht genommen hatte.

Ergebnisse des Kriegsjahres 56 v. Chr.

Politische Ergebnisse.

Mit der Unterwerfung der Küstenvölker war die Unterwerfung ganz Galliens eigentlich abgeschlossen. Die Alpen-, Cevennen- und Pyrenäengrenze war schon vor Caesar römisch gewesen. In den beiden ersten Kriegsjahren war die Rheingrenze gewonnen worden; nun war auch die Westküste in römische Gewalt gebracht. Was noch dazwischen lag, war eingeschlossen und verloren. Übrigens hatten die Zentralgaue Galliens durch ihr untätiges, ja zum Teile direkt römerfreundliches Verhalten während der bisherigen Kämpfe die römische Oberhoheit eigentlich faktisch anerkannt. Wirklich frei war nur noch ein kleiner Teil der nördlichsten Küstenvölker, sowie einige Bergstämme in den Pyrenäen; diese aber kamen, als wenig kultiviert und gar nicht gefährlich, nicht viel in Betracht und Caesar wendete auch in der Folge ihnen seine Aufmerksamkeit nur so nebenbei zu.

Der bedeutendste Erfolg dieses Jahres war die Gewinnung der offenen See. Durch die Vernichtung der venetischen Seemacht wurden die Römer Herrn des Ozeans. Besaß dieser Umstand schon für die nächste Zeit in militärischer Beziehung hohe Wichtigkeit, da erst jetzt die Sicherung der gallischen Eroberung gegen die empfindlichen britannischen Einwirkungen möglich wurde, so mußte auch in der Folge die gewonnene Seeherrschaft für das von Caesar geplante Kulturwerk von eminenter Bedeutung werden.

Mit Ende des Jahres 56 v. Chr. schließt demnach der erste Abschnitt des gallischen Krieges, die Unterwerfung des Landes, ab. Caesar hatte nach den gangbaren römischen Begriffen schon bisher die Gegenwehr der freien Stämme offiziell als Rebellion taxiert; die Kriege der folgenden Jahre, soweit sie überhaupt von den Galliern ausgingen, waren in Wirklichkeit nichts anderes mehr als Aufstände gegen die bereits effektiv bestehende und formell anerkannte römische Herrschaft.

Militärische Ergebnisse.

In militärischer Hinsicht überrascht in den Feldzügen dieses Jahres das äußerst gewagte Risiko der Gesamtanlage. Die eigentliche und einzig wirklich verläßliche strategische Basis der Römer war bis dahin doch nur die Doubs—Rhône-Linie. Daß für den Küstenkrieg die Gegenden zwischen der mittleren Seine und Loire, wo die Armee im letzten Winter gelegen hatte, gewissermaßen als Zwischenbasis ausgenützt wurden, ist gewiß, eben so sicher aber auch die Unverläßlichkeit dieser Basis im Falle eines Mißerfolges oder eines größern

Angriffes gegen Rücken und Flanke der langen Verbindungen. Caesar empfand zweifellos die Gefährlichkeit dieser Lage; die Deckung des Rückens jedoch nur durch die Kavallerie allein, gleichzeitig mit der weitgehenden Zersplitterung der Armee, war auch in Berücksichtigung des Umstandes, daß gerade die ursprünglich gefährlichsten Völkerstämme durch die Kämpfe des Vorjahres ziemlich außer Gefecht gesetzt waren, eines jener tollkühnen Experimente, wie sie gerade Caesar im Vertrauen auf sein Glück mehr als einmal, aber immer nur dann gewagt hat, wenn der angestrebte Zweck zu dem gleichzeitig übernommenen Risiko in einem annehmbaren Verhältnisse stand.

Das bedeutsamste militärische Ereignis dieses Jahres ist die große Seeschlacht an der Veneterküste. Daß der Erfolg der Römer durch eine mitten im Kampfe erst ad hoc neu erfundene und sofort mit Geschick angewandte Angriffswaffe entschieden wurde, legt ein glänzendes Zeugnis für die gründliche militärische Tüchtigkeit und Ausbildung der Römer ab.

Ebenso glänzend bewährte sich die ofterwähnte technische Arbeitskraft der Truppen in der Expedition gegen die Moriner und Menapier. Jene Vorrückung auf der während des Marsches selbst durch den sumpfigen Urwald hergestellten Straße ist eine Leistung, die ein Feldherr unserer Tage seinen Truppen zuzumuten sich wohl überlegen müßte.

Schließlich verdient hier wiederum die bereits gewürdigte glänzende individuelle Begabung des jungen P. Crassus Erwähnung, dessen aquitanische Expedition zu den hervorragendsten Leistungen zählt, welche seitens der Unterführer Caesars während dessen militärischer Laufbahn selbständig vollbracht wurden.

Viertes Kriegsjahr (55 v. Chr.).

V.

Beilage 9.

Die Abwehr der zweiten germanischen Invasion.

Die Veranlassung.

Wie erwähnt, hatte Caesar allem Anscheine nach für dieses Jahr die Vollendung des Küstenkrieges sowie eine eventuelle Expedition nach Britannien in Aussicht genommen. Bevor er jedoch auch nur an die Vorbereitungen zu diesen Operationen gehen konnte, trat ein Ereignis ein, das ihn zwang, alle bisherigen Pläne vorläufig zurückzustellen.

Mitten im Winter war eine neuerliche germanische Invasion größten Stiles, diesmal über den Unterrhein, erfolgt. Die Stämme der Usipeten und Tencterer hatten, von den Sueben gedrängt, ihre Wohnsitze verlassen und trotz der Gegenwehr der Menapier den Rhein unweit seiner Mündung auf den Schiffen der Menapier selbst, deren sie sich durch eine List bemächtigt hatten, übersetzt. Alles zusammen nach Caesars Angaben 430.000 Köpfe, darunter wohl ein Viertel Waffenfähige,*) hatten sie sich zunächst im Gebiete der Menapier festgesetzt.

Ihr Einbruch rief in ganz Gallien einen großen Eindruck hervor. Die nächsten Gaue, die teils bereits unter den gewaltsamen Requisitionen der neuen Eindringlinge zu leiden hatten, teils solche für die nächste Zukunft befürchten mußten, waren allerdings wenig davon erbaut; dagegen machten sich die entfernteren Stämme in ihrer sanguinischen Art, die alles Neue

*) Wenn wir bei Caesar eine gewisse Übertreibung in den Zahlenangaben bezüglich der gallischen und germanischen Heeresstärken wohl annehmen dürfen, so gilt dies wohl am meisten von dieser Zahl.

mit freudiger Erwartung begrüßte, die Hoffnung, jene Invasion zum eigenen Vorteil ausbeuten zu können. Einige davon knüpften bereits Verhandlungen an und riefen die Germanen ebenso zum Beistand gegen die Römer auf, wie sie vor drei Jahren diese gegen Ariovists Scharen zu Hilfe gerufen.

So war denn jene Gefahr, die Caesar selbst als die größte erkannt hatte und die er auf dem blutigen Schlachtfelde am Rhein bereits abgewehrt glaubte, neuerdings drohend emporgetaucht. Alles bisher Errungene sowie die ganze Zukunft des geplanten Werkes stand auf dem Spiele. Dem römischen Prokonsul blieb nichts übrig, als alle gefaßten Pläne vorläufig aufzuschieben und seine gesamte Macht zur Abwehr der unmittelbar drohenden Gefahr in die Wagschale zu werfen.

Caesar eröffnet den Feldzug.

Sobald die Jahreszeit es gestattete, brach Caesar mit der ganzen Armee (8 Legionen) und 5000 gallischen Reitern auf dem kürzesten Wege nach dem Unterrhein auf.

Die Germanen waren auf einen Entscheidungskampf momentan nicht vorbereitet. Ihr Fußvolk stand wohl vereinigt vorwärts der Maas, doch fast ihre ganze Reiterei, auf die sie große Stücke hielten und die sie für den Kampf nicht entbehren mochten, hatten sie über diesen Fluß auf Requisition geschickt. Als nun die Römer in starken Märschen unaufhaltsam sich näherten, suchten sie durch Verhandlungen Zeit zu gewinnen. Sie schickten Gesandtschaft auf Gesandtschaft und baten jedesmal, Caesar möge auf die Dauer der Verhandlungen seinen Vormarsch einstellen, auf welche naive Zumutung dieser, ihre Absicht durchschauend, natürlich nicht einging. Immer näher rückten die Legionen heran, und immer nachgiebiger wurden die Germanen. Zuerst hatten sie ziemlich kategorisch gefordert, Caesar möge ihnen Ländereien in Gallien anweisen. Dieser, der die Ansiedlung germanischer Stämme westlich des Rheins grundsätzlich nicht zu dulden entschlossen war, da ihm einerseits dies Element in Gallien unbequem sein mußte und er anderseits damit den Übergang weiterer Stämme nicht gewissermaßen sanktionieren wollte, wies das Begehren ab, versprach jedoch, ihnen jenseits des Rheins Wohnsitze zu vermitteln und sie daselbst gegen weitere Unbilden zu schützen. Da ihre Kavallerie noch immer nicht kam, die Römer aber schließlich nur mehr einen kleinen Marsch entfernt standen, gingen die Germanen auch hierauf scheinbar ein und baten um einen dreitägigen Waffenstillstand, um die Vorschläge zu beraten; bis dahin hofften sie bestimmt auf das Eintreffen der Reiter.

Der Waffenstillstand.

Caesar gewährte den Waffenstillstand bis zum nächsten Tage, an welchem ihre Bevollmächtigten in seinem Lager zur definitiven Beschlußfassung sich einfinden sollten. Er behielt sich jedoch vor ohne Feindseligkeiten so weit vorzumarschieren, als er wollte.

Bruch des Waffenstillstandes durch die Germanen.

An diesem Tage kam die ganze gallische Reiterei Caesars, 5000 Pferde stark, bis in den Gesichtskreis der germanischen Wagenburg, während die römische Infanterie 12 Kilometer davon lagerte. Als die Germanen sahen, wie die gallischen Reiter, deren Qualität sie kennen mochten, in arglosem Vertrauen auf den Waffenstillstand in der Nähe ihrer Wagenburg biwakierten, konnten sie sich nicht enthalten, die Gelegenheit auszunützen; ernst war es ihnen mit dem Waffenstillstand doch nur insoweit, als sie damit Zeit gewinnen wollten, bis sie unter günstigen Verhältnissen schlagen könnten; solche Verhältnisse schienen sich aber momentan zu bieten. Obwohl sie nur 800 Reiter bei sich hatten, warfen sie dieselben doch ohne Zaudern auf die Gallier und schlugen sie in wilde Flucht, die erst vor dem römischen Lager ihr Ende fand.

Die Germanen hatten vergessen, daß im römischen Heere die Reiterei eine wesentlich andere Rolle spielte als bei ihnen, daß ein Sieg über dieselbe lange nicht jenen Erfolg für sie bedeutete, wie es im umgekehrten Falle gewesen wäre. In Wirklichkeit hatten sie mit ihrer Perfidie nicht nur nichts erreicht, sondern nur dem Gegner eine neue und ausschlaggebende Waffe in die Hand gespielt. Mit vollem Recht betrachtete Caesar den Waffenstillstand als gebrochen und damit sich selbst aller Verpflichtungen ledig. Als am nächsten Morgen die germanischen Gesandten zu ihm kamen, nahm er sie, ohne auf ihre Entschuldigungen zu hören, fest und rückte sofort mit der ganzen Armee schlachtbereit gegen das feindliche Lager; die total deroute Reiterei hinter der Front.

Die Erstürmung des germanischen Lagers.

Die Germanen waren naiv genug gewesen zu glauben, Caesar würde den von ihnen treulos gebrochenen Waffenstillstand seinerseits weiterhin respektieren. Als nun die Legionen unerwartet vor ihrem Lager erschienen, wurden sie vollkommen überrascht und verloren total den Kopf. Ganz planlos verteidigten sie sich in ihrer Wagenburg; als Caesar diese auch im Rücken angreifen ließ, ergriffen sie über Hals und Kopf die Flucht. Ein großer Teil wurde auf der Stelle niedergemacht, der Rest floh Maasabwärts bis zur Mündung dieses Flusses in den Waal, wo die meisten, scharf verfolgt, in den Wellen den Tod fanden.

Die über die Maas entsendeten Reiterscharen zogen sich auf die Kunde von dieser Schlacht über den Rhein ins Gebiet der römerfeindlich gesinnten Sugambrer zurück.

Caesars erster Übergang über den Rhein.

So war die zweite germanische Invasion überraschend schnell und verhältnismäßig mühelos zurückgeschlagen. Aber Caesar mußte nach den bisherigen Erfahrungen gefaßt sein, daß jeden Augenblick neue Massen dasselbe versuchen konnten, was Ariovist sowie die Usipeten und Tencterer vergebens angestrebt hatten. Um diesen Vorkommnissen für die nächste Zukunft nach Möglichkeit vorzubeugen, entschloß er sich zu einer demonstrativen Offensive über den Rhein in das noch niemals von eines Römers Fuß betretene germanische Gebiet, um dadurch die Germanen für ihr eigenes Land besorgt zu machen und sie wenigstens für so lange Zeit in die Defensive zu drängen, als er zur definitiven Pazifizierung Galliens noch nötig hatte.

Zum Vorwande wählte er die Hilfegesuche der seit dem ersten Kriegsjahre mit ihm verbündeten Ubier, die hiefür von den Sueben arg mißhandelt wurden, sowie die Tatsache, daß die Sugambrer die flüchtigen Reiter der Usipeten und Tencterer bei sich aufgenommen und ihre Auslieferung verweigert hatten.

Schon diese Vorwände deuten darauf hin, daß eine weitgehende Expedition in das Innere des Landes nicht in seiner Absicht lag. Überhaupt dachte Caesar in diesem Momente an nichts weniger als an eine Unterwerfung Germaniens, welche Idee jetzt, bevor die Eroberung Galliens vollendet und gesichert war, ganz absurd gewesen wäre und als solche auch von einem weit weniger klarblickenden Geiste als dem seinigen unbedingt hätte erkannt werden müssen. Was er wollte, war, seinen gefährlichsten Gegnern vor allem derart zu imponieren, daß sie ihn für die nächste Zukunft, die er für andere Zwecke brauchte, respektvoll in Ruhe ließen. Deshalb war es ihm auch in erster Linie nicht darum zu tun, am linken Rheinufer sich mit den Feinden blutig herumzuschlagen, was auch im Falle des Sieges ohne ein solches Ergebnis hätte bleiben müssen, welches zu den unvermeidlichen Opfern in einem annehmbaren Verhältnisse gestanden hätte; dafür sollte eine unblutige militärische Leistung allerersten Ranges einen derartigen Eindruck bei Freund und Feind garantieren, daß Caesar seinen defensiven Zweck hiedurch ohne Opfer und mit relativ geringerem Risiko mindestens ebenso vollständig erreichte wie durch eine gewonnene Schlacht. Und eine solche Leistung war tatsächlich der für alle

Zeiten mit Recht berühmt gewordene Kriegsbrückenschlag Caesars über den Rhein.

Etwa beim heutigen Bonn wurde derselbe bewerkstelligt. Die Ubier hatten eine große Menge Schiffe zum Übergang angeboten; Caesar entschloß sich aus den angeführten Gründen sowohl wie mit Rücksicht auf die größere Sicherheit der Rückzugslinie zu einem Brückenschlag. Und zwar sollte es auch nicht eine gewöhnliche Schiffsbrücke werden, wie sie schon mancher seiner großen Vorgänger über bedeutende Ströme geschlagen, sondern eine regelrechte Jochbrücke, wie sie zu Kriegszwecken und mit feldmäßigen Mitteln noch nie auch nur annähernd in solchen Dimensionen ausgeführt worden war.

Beilage 10.

Das nach Caesars eigenen Angaben konstruierte Werk war eine Pilotenbrücke über den hier ca. 430 *m* breiten und ziemlich tiefen Strom. Auf je zwei schräg (dachförmig) gegenübergestellten und mittels Schlagwerken eingerammten aus $1^1/_2$ Fuß (42 *cm*) dicken Stämmen konstruierten Pilotenpaaren ruhten die 2 Fuß (60 *cm*) dicken Bockschwellen, welche mit ersteren durch diagonal gegenübergestellte Spannriegel derart verbunden wurden, daß der feste Zusammenschluß dieses an und für sich beweglichen und daher überaus elastischen Systems durch den Druck des Wassers herbeigeführt und in demselben Verhältnisse als dieser zunahm gesteigert wurde. Die Fahrbahn hatte eine Breite von 40 Fuß (12 *m*), was ungefähr der Kolonne mit Manipelfronten entspricht, und war aus Lagen von Langhölzern, Latten und Flechtwerk gebildet. Zum Schutze gegen die Strömung, beziehungsweise gegen eventuelle feindliche Unternehmungen wurden die Joche stromabwärts durch schräge an die Bockschwellen gestützte Strebepfeiler, stromaufwärts durch Abweisböcke geschützt.*)

In 10 Tagen — einschließlich der zum Herrichten des Materials erforderlichen Zeit — war das Riesenwerk vollendet und an beiden Ufern durch einen Brückenkopf gesichert. Nach Zurücklassung starker Besatzungen daselbst brach Caesar zunächst in das Gebiet der Sugambrer auf. Diese hatten jedoch das flache Land geräumt und sich weit ins Innere zurückgezogen. Caesar folgte ihnen nicht, sondern begnügte sich damit, ihr Gebiet gründlich zu verwüsten. Sodann rückte er in das Territorium der Ubier ein, um diesen gegen die Sueben beizustehen. Auch hier traf er auf keinen Widerstand. Die Sueben hatten

*) Siehe Anhang p. 518 ff.

auf die Nachricht von seinem Einrücken von den Ubiern abgelassen, auch ihrerseits alle Ansiedelungen preisgegeben, die Weiber und Kinder in Sümpfen versteckt und ihr Heer weit im Innern des Landes konzentriert. Da Caesar indessen seinen Zweck, die Bestrafung der Sugambrer wie die Befreiung der Ubier, erreicht hatte, ging er nach 18tägigem Verweilen auf germanischem Boden über den Rhein zurück und brach die Brücke hinter sich ab.

VI.

Beilage 9.

Die erste Expedition nach Britannien.

Die Vorbereitungen.

Es war bereits Hochsommer, als Caesar das unvorhergesehene Intermezzo beendet und er konnte jetzt, soweit der Rest der Saison es noch gestattete, seine ursprüngliche Absicht wieder aufnehmen. Das Wichtigste, was er vorhatte, war der Übergang über den Kanal. Bei den überaus mangelhaften Nachrichten und unklaren Vorstellungen, die ihm über Britannien zur Verfügung standen, konnte er sich vorläufig auch noch nicht bestimmt festlegen, welche Rolle diese Insel in seinem Gesamtwerke zu spielen berufen war.

Für eine in großem Stile durchgeführte Expedition war übrigens in diesem Jahre ohnehin nicht mehr die Zeit. Da es aber sonst nichts zu tun gab, so gedachte Caesar den kurzen Rest des Sommers vorläufig zu einer scharfen Rekognoszierung nach der fast ganz unbekannten, sagenumwobenen Insel zu benützen, um damit eine eventuell für das kommende Jahr in Aussicht zu nehmende größere Expedition wirksam vorzubereiten.

Zu allererst sandte er den Tribunen C. Volusenus voraus und stellte ihm ein Kriegsschiff zur Verfügung, damit er mit diesem die Küste der Insel und deren günstige Landungsplätze rekognosziere. Er selbst rückte mit der Armee in das Gebiet der Moriner, von wo aus, wie er wußte, die Überfahrt am kürzesten war. Ebendahin beorderte er die seit dem Feldzuge des Vorjahres noch an den venetischen Küsten liegende Flotte. Als Ausgangspunkt der Expedition wurde der Hafen des heutigen Ambleteuse gewählt.

Die Moriner, die vom Vorjahre her noch unter den Waffen standen, unterwarfen sich beim Anrücken der gesamten römischen Armee freiwillig, was dem Feldherrn wegen der Siche-

rung seines Rückens sehr gelegen kam. Desgleichen schickten die Briten, die von seiner Absicht Wind bekommen hatten, Gesandte mit Friedensanträgen. Caesar empfing dieselben äußerst liebenswürdig, versicherte ihnen, er komme nicht in feindlicher Absicht und gab ihnen bei ihrer Rückkehr den ihm treu ergebenen Atrebatenfürsten Commius mit, um in seinem Namen die Bündnisse mit den britischen Völkern abzuschließen.

Inzwischen kehrte Volusenus nach fünftägiger Abwesenheit zurück und erstattete seinem Feldherrn Bericht.

Sobald die Flotte versammelt war, wurde die Überfahrt ins Werk gesetzt. Hiezu wurden, da Caesar für diesmal wirklich nicht mehr als eine scharfe Rekognoszierung plante, nur 2 Legionen, die VII. und X., und etwa 200 Reiter bestimmt. Die beiden Legionen wurden im Haupthafen (Ambleteuse) auf 80 Transportschiffen eingeschifft, die Reiter auf 8 solchen, und zwar in einem andern 12 *km* nördlich gelegenen Hafen, Portus Itius (heute Wissant). Der Haupttransport wurde von mehreren Kriegsschiffen und leichten Avisoschiffen eskortiert.

Das Gros der Hauptarmee blieb unter den Legaten Q. Titurius Sabinus und L. Aurunculeius Cotta im Gebiete der Moriner zurück, um den Rücken zu decken und jene Teile dieser Völkerschaft, die sich der allgemeinen Unterwerfung noch nicht angeschlossen hatten, wenn nötig mit Waffengewalt hiezu zu veranlassen. Den Schutz des Hafens übernahm der Legat P. Sulpicius Rufus mit einer angemessenen Besatzung.

Die Überfahrt.

Eine günstige Luftströmung ausnützend, lichtete das kleine Expeditionskorps kurz vor Mitternacht vom 24. auf den 25. August 55 v. Chr.*) die Anker und segelte als das erste römische Heer durch die Nacht vom Kontinent hinüber nach der unbekannten, sagenumwobenen Insel im offenen Ozean. Etwa 10^h vormittags gelangte es in Sicht der britischen Steilküste bei Dover. Dieselbe zeigte sich von starken bewaffneten Massen besetzt, eine Landung war hier ausgeschlossen. Bis etwa 3^h nachmittags blieb die Flotte hier vor Anker liegen, auf den Anschluß der Reiterei wartend. Doch diese, deren Einschiffung sich verzögert hatte, erschien nicht. Endlich ließ Caesar, nachdem er auf seinem Admiralschiffe die Dispositionen für die Landung erteilt, die Anker lichten und segelte etwa 10 *km* nördlich an jenen Punkt, den Volusenus als günstigsten Landungsplatz aus-

*) Nach den Berechnungen Napoleon III.

gemittelt hatte; es war die Niederung zwischen Walmercastle und Deal.

Die britische Streitmacht, meist aus Reiterei und vortrefflich geschulten Kriegsgespannen bestehend, war mühelos der römischen Flotte zu Lande gefolgt und schickte sich jetzt an, deren Landung zu hindern. So entspann sich hier eine der absonderlichsten Schlachten, welche die Kriegsgeschichte kennt. Die Schlacht bei Walmercastle.

Die Küste war bei der gewählten Landungsstelle flach, doch hatte dies auch den Nachteil, daß die schweren römischen Transportschiffe weit vom Ufer vor Anker gehen und die Truppen die Landung durch das Wasser hindurch bewirken mußten. Dem wirkten aber die Briten erfolgreich entgegen. Ihre wohldressierten Kriegsgespanne fuhren ohne weiteres im seichten Wasser vor und von ihnen aus schleuderten die Kämpfer mit großem Geschick ihre Geschosse, so daß die römischen Soldaten unter solchen Umständen Bedenken trugen, die Schiffe zu verlassen. Um ihnen dies zu erleichtern, ließ Caesar die beweglicheren Kriegsschiffe, die bisher um die Transportflotte verteilt waren, sich sammeln, möglichst nahe am Ufer gegen die Flanke der Briten vorgehen und letztere durch die Schiffsgeschütze beschießen. Während der momentanen Verwirrung, welche dies in den Reihen der Feinde hervorrief, sprangen die römischen Legionare von den Schiffen und drangen im Wasser auf den Feind ein. Aber noch immer waren sie stark im Nachteil; denn sie mußten, wie sie aus den einzelnen Schiffen herabkamen, ohne ihre gewohnte Einteilung kämpfen und waren, im Wasser stehend, in der Handhabung der Waffen weit mehr behindert als die hoch zu Wagen kämpfenden Briten. Da ließ Caesar die Boote der Kriegsschiffe bemannen und diese, sowie die kleineren Avisoschiffe in den Wasserkampf eingreifen. So wogte denn dieser eigene Kampf zwischen Kriegswagen, Reiterei, Fußtruppen, Booten und Schiffsgeschützen mitten im seichten Wasser, bis es den vereinten Anstrengungen der Römer gelang, stellenweise das Ufer zu gewinnen. Hier waren sie alsbald im Vorteil. Den festen Boden unter den Füßen ralliierten sie sich in ihre gewohnten Verbände und schlugen nun mühelos den Feind in die Flucht. An eine Verfolgung konnte allerdings in Ermangelung der noch immer nicht eingetroffenen Kavallerie nicht gedacht werden.

So hatte Caesar unter höchst absonderlichen Umständen die Landung glücklich bewerkstelligt; er ließ die Kriegsschiffe ans Land ziehen, die Transportschiffe vor Anker legen und

nahm die sofort wieder angebotene Unterwerfung der Briten entgegen. Auch der Atrebate Commius, den die Briten festgenommen hatten, wurde unter vielen Entschuldigungen wieder ausgeliefert. Das britische Kontingent löste sich auf und Caesar wollte diesmal weiter nichts, als die versprochenen Geiseln in Empfang nehmen und die Kavallerie, deren Ausbleiben bereits Besorgnis erregte, abwarten.

Mißglückte Überfahrt der römischen Kavallerie.

Erst vier Tage nach seiner Ankunft lichtete diese die Anker; schon erschienen die Schiffe in Sicht des römischen Lagers, als ein plötzlicher Sturm ihre Landung verhinderte und, nachdem ein Teil bis an die Südküste verschlagen worden war, ohne auch da die Landung bewerkstelligen zu können, sie zwang, nach dem Kontinent zurückzukehren.

Zerstörung der römischen Transportflotte.

In derselben Nacht, in welcher die Kavallerie mit Mühe ihre Rückfahrt bewerkstelligte, brach auch über die Transportflotte der Legionen das Verhängnis herein. Der in dieser Nacht eingetretene Vollmond brachte eine überaus heftige Springflut mit sich, worauf die Römer in mangelhafter Kenntnis dieser Vorgänge im Ozean nicht gefaßt waren und welche der Flotte enormen Schaden zufügte. Kein einziges Schiff blieb unbeschädigt.

Dies war nun allerdings ein harter Schlag und von deprimierender Wirkung auf das kleine, nun gänzlich abgeschnittene Expeditionskorps. Da man mit Bestimmtheit die baldige Rückkehr in Aussicht genommen, so hatte man auch keine Vorsorgen für längere Verpflegung getroffen, was für den jetzt nicht so unwahrscheinlichen Fall, daß man zum Überwintern in Feindesland gezwungen werden sollte, schwer ins Gewicht fiel. Hiezu kam, daß, nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, die Briten Miene machten, die neugeschaffene Situation auszunützen und das kleine Korps aufzuheben.

Caesar bot alles auf, um sich aus dieser mißlichen Lage zu befreien. Eine ganze Legion ließ er abwechselnd unausgesetzt Tag und Nacht an der Wiederherstellung der Flotte arbeiten, und zwar, da kein Material sonst vorhanden war, ließ er die am meisten beschädigten Schiffe zerlegen und mit den Bestandteilen derselben die übrigen reparieren. Gleichzeitig oblag der andern Legion die Aufgabe, für den Fall der Überwinterung durch weite Requisitionen eine möglichst große Menge Getreide ins Lager zu schaffen.

Der Überfall auf die VII. Legion.

Diese Legion, die VII., wurde nun eines Tages von dem inzwischen wieder gesammelten britischen Aufgebote während

der Requisition überfallen und geriet in arge Bedrängnis. Caesar, hievon in Kenntnis gesetzt, ließ sofort die von derselben Legion beigestellte Lagerwache zu ihrer Unterstützung ausrücken, die X. Legion alarmieren und nach Zurücklassung von 2 Kohorten zum Ersatze der abgesandten Lagerwache ebenfalls nach dem Kampfplatze aufbrechen. Sie kam gerade noch zurecht, um die in höchster Bedrängnis befindliche VII. Legion zu degagieren, worauf die Römer in ihr Lager zurückgingen.

Angriff der Briten auf das Lager.

In den folgenden Tagen hemmten anhaltende Regengüsse beiderseits alle Operationen. Die Briten, die Schwäche und prekäre Situation des römischen Korps erkennend, zogen Verstärkungen an sich, und sobald das Wetter es zuließ, erschienen sie mit stattlicher Macht an der Küste.

Caesar erwartete sie mit beiden Legionen vor dem Lager und warf sie nachdrücklichst zurück. Er hatte indessen aus dem berittenen Gefolge des Commius eine kleine Reiterabteilung formiert und sandte diese jetzt zur Verfolgung vor, wobei sie dem in Verwirrung fliehenden Feinde tatsächlich ziemliche Verluste zufügte.

Die Rückfahrt.

Nun unterwarfen sich die Briten abermals. Caesar verlangte nur eine größere Anzahl Geiseln, wartete aber diesmal die Auslieferung derselben nicht mehr ab, sondern befahl, sie nach dem Kontinent zu senden, was die Briten natürlich versprachen, ohne daß es ihnen einfiel, das Versprechen zu halten. Sobald die Vollendung der Flottenreparatur — 12 Schiffe hatten geopfert werden müssen — und die Witterung es gestattete, schiffte Caesar am 12. September die Legionen ein und gelangte wohlbehalten an das Festland. Nur zwei Schiffe mit etwa 300 Legionaren an Bord wurden nach Süden abgetrieben und setzten dort ihre Truppen ans Land.

Kämpfe nach der Landung.

Während diese nun durch das Gebiet der Moriner nach dem Hauptlager marschierten, rotteten sich letztere zusammen und überfielen, zirka 6000 Mann stark, die kleine Abteilung. Vier Stunden wehrte sich dieselbe heldenmütig gegen die Übermacht. Endlich kam Sukkurs in Gestalt der gesamten römischen Reiterei, die Caesar der Eile wegen zu Hilfe gesandt hatte. Die Moriner wurden zersprengt, und als Labienus am folgenden Tage mit den beiden Legionen, die eben aus Britannien zurückgekehrt waren, gegen sie aufbrach, infolge des Umstandes, daß ihre schutzbietenden Sümpfe eben größtenteils ausgetrocknet waren, mühelos niedergeworfen.

Operationen des Sabinus und Cotta gegen die Menapier.

Während dieser Ereignisse waren die Legaten Sabinus und Cotta ins Gebiet der Menapier eingedrungen. Diese hatten sich jedoch in unzugängliche Waldungen zurückgezogen, so daß die Römer sich begnügen mußten, ihnen durch Verwüstung des Landes und Wegnahme aller erreichbaren Lebensmittel möglichst viel Abbruch zu tun. Auf die Nachricht von Caesars Rückkehr kehrten auch die beiden Legaten um.

Caesar legte die ganze Armee ins Gebiet der Belger in Winterquartiere, daselbst die eigentliche große Expedition gegen Britannien vorbereitend.

Ergebnisse des Kriegsjahres 55 v. Chr.

Die Lage in Gallien.

Im Vorjahre war, wie wir gesehen, so ziemlich ganz Gallien effektiv unterworfen gewesen. Diese Unterwerfung schien tatsächlich eine nachhaltige und sichere zu sein, denn in diesem Jahre griff kein größerer Stamm zu den Waffen; nur die Moriner und Menapier, die allerdings im Vorjahre nicht eigentlich unterjocht worden waren, machten den Römern einiges zu schaffen, und zwar hauptsächlich auf Initiative der letzteren selbst. Diese relative allgemeine Ruhe in ganz Gallien ist um so bemerkenswerter, als die gewagten Expeditionen Caesars über die Grenzen Galliens hinaus den Galliern Gelegenheit geboten hätten, im Rücken des römischen Heeres mit bedeutenden Chancen eine Erhebung ins Werk zu setzen. Aber auch eine solche hätte nur dann begründete Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn sie einheitlich und in großem Stile unternommen worden wäre; und diese Einheit war den Galliern damals noch ein unbekannter Begriff. So blieb es denn bei der schüchternen Konspiration einzelner Stämme mit den Usipeten und Tencterern, welche Absichten sich nie ans Tageslicht wagten, als das Kriegsglück gegen ihre neuen und zwar nicht minder problematischen »Befreier« entschieden hatte.

Ergebnis des Germanenkrieges.

Was das positive Ergebnis des Jahres anbelangt, so war die Zurückweisung der neuen großen germanischen Invasion entschieden ein absolut bedeutender und hochwichtiger Erfolg. Es ist ganz unabsehbar, welche Folgen dieser Einfall hätte haben können, wäre nicht ein Caesar bereitgestanden, ihn im Keime zu unterdrücken. In der richtigen Würdigung der eminenten Gefahr hatte Caesar alle Skrupel beiseite gesetzt, um

diesen Feldzug so rasch, so sicher und so gründlich als nur möglich zu beendigen. Auf Grund derselben Erkenntnis hatte er auch, seinem Temperament entsprechend, den defensiven politischen Zweck militärisch offensiv verfolgend, jenen denkwürdigen Rheinübergang vollführt. Seinen Zweck hat er erreicht; lange Zeit hindurch fiel es den Germanen nicht mehr ein, jenseits des Rheins ihr Glück zu versuchen und das große Kulturwerk der Romanisierung Galliens konnte hinter der sichern Grenzlinie des Stromes ungestört in Angriff genommen und zur Vollendung geführt werden. So war auch Caesars Rheinübergang trotz seines geringen unmittelbar greifbaren Ergebnisses ein Erfolg von welthistorischer Bedeutung.

Ergebnis der britannischen Expedition.

Minder erfolgreich war die britische Expedition ausgefallen. Allerdings war für diesmal auch nicht mehr geplant gewesen, als eine in großem Stile durchgeführte Rekognoszierung; aber auch diese war nicht ganz nach Wunsch verlaufen. Die Expedition hatte zu Affären geführt, die als solche weit über das Maß einer bloßen Rekognoszierung hinausgingen; für solche große Affären aber war das Ergebnis denn doch ein recht mageres. Die Briten hatten nach diesem ersten Kontakt mit den Römern gewiß nicht das Gefühl, diesen gegenüber bis auf weiteres in die Defensive gedrängt zu sein, wie es bei den Germanen nach Caesars Rhein-Übergang zweifellos der Fall war. Schon der überaus hastige Rückzug mußte einen dementsprechenden Eindruck hervorrufen; nicht einmal die Auslieferung der Geiseln hatte Caesar abgewartet, obwohl er wußte, daß die Nachbestellung derselben nach dem Kontinent eine ganz illusorische Maßregel war, die den Gegnern nur eine billige Gelegenheit bot, sich über einen Befehl ihrer »Besieger« ungeniert hinwegzusetzen und sich dabei ins Fäustchen lachen zu können. Freilich hatten nicht die Briten selbst, sondern in erster Linie die mit ihnen verbündeten Elemente diesen Ausgang herbeigeführt; aber der Eindruck auf die große Masse der Briten mußte nichtsdestoweniger ein derartiger sein, als ob ihnen allein das Verdienst daran gebühre und Caesar, der mehr wie irgend ein anderer mit den psychologischen Elementen der Kriegführung zu rechnen gewohnt war, mußte als erster die Folgenschwere dieser Eindrücke voll zu erfassen imstande sein.

Dazu kamen noch die traurigen Erfahrungen, die man bezüglich der Überschiffung und der Sicherung und Intakthaltung der Verbindungen mit dem Festlande gemacht hatte.

Caesar selbst beurteilte allem Anscheine nach die Sache nichts weniger als optimistisch; er mochte das Gefühl haben, daß diese Rekognoszierungsexpedition dem Prestige der römischen Waffen eher geschadet als genützt habe; daher mußte es seine nächste Aufgabe sein, den bösen Eindruck rasch und gründlich zu verwischen. Die als Eventualität in Aussicht genommene große Expedition war nunmehr beschlossene Sache und nichts wurde unterlassen, was für den Erfolg derselben von Nutzen sein konnte.

Fünftes Kriegsjahr (54 v. Chr.).

VII.

Die zweite Expedition nach Britannien.

Beilage 11.

Vorbereitungen.

Mit bewunderungswürdiger Umsicht und fieberhafter Tätigkeit wurde während der Winterruhe der zweite Feldzug gegen Britannien vorbereitet. Vor allem galt es, eine entsprechend starke und mit Rücksicht auf die Erfahrungen des Vorjahres zweckmäßig ausgerüstete Flotte bereitzustellen. Caesar bestimmte persönlich den Typus der zu bauenden Transportschiffe bis ins Detail. Dieselben wurden größer und flacher hergestellt, als dies die Römer bisher gewohnt waren, und als treibende Kraft gleichfalls Ruder verwendet, um ihnen in den unverläßlichen Luft- und Meeresströmungen des freien Ozeans und des Kanals eine hinlängliche eigene Beweglichkeit zu sichern.

Nichts ward unterlassen, was die Ausrüstung vervollkommnen, die Fertigstellung beschleunigen konnte. Ein großer Teil des Materials ward eigens aus Spanien beschafft.

Erst nachdem alles bis ins Detail angeordnet war, begab Caesar sich zur Abwicklung der Zivilgeschäfte nach Oberitalien und von da nach Illyricum, wo er den räuberischen Einfällen der benachbarten Pirusten rasch ein Ziel setzte. Mit erstem Frühjahr traf er wieder bei der Armee ein.

Er bestimmte der noch nicht ganz segelfertigen Flotte — 28 Kriegs- und 600 Transportschiffe — den im Vorjahre als besten Hafenplatz erkannten Portus Itius (Wissant) als Sammelplatz. Indessen nützte er die Zeit, um sich für die bevorstehende Expedition den Rücken ausgiebig zu sichern und unternahm rasch noch eine Diversion gegen das kriegerische Reitervolk der Treverer. Offene Feindseligkeiten hatten die-

Expedition gegen die Treverer.

selben allerdings nicht begangen; allein es waren Symptome vorhanden, welche für den Fall der Abwesenheit der Legionen ernstliche Unruhen im Rücken befürchten ließen. Einflußreiche Patriotenführer schienen endlich zur Erkenntnis gekommen zu sein, wie locker gefügt das Werk der gallischen Unterwerfung bisnun war und welche Chancen sich gelegentlich der überseeischen Expeditionen Caesars für einen eventuellen Versuch zur Abschüttelung des Fremdenjoches boten, umsomehr, wenn ein engerer Zusammenschluß der maßgebendsten Gaue erzielt werden konnte. Der oft erwähnte Häduer Dumnorix, der Treverer Idutiomarus, der Eburone Ambiorix und andere waren die Häupter dieser Bewegung. Idutiomarus speziell hatte seinen römerfreundlich gesinnten Vetter Cingetorix aus der führenden Stellung im Gau verdrängt und allen Einfluß an sich gerissen. Dieser dokumentierte sich alsbald darin, daß die Treverer dem von Caesar ausgeschriebenen allgemeinen gallischen Landtage ostentativ ferne blieben. Caesar nahm dies als Vorwand für die bewaffnete Intervention. Mit 4 Legionen und 800 Reitern rückte er in ihr Gebiet und setzte Cingetorix als Staatsoberhaupt wieder ein, während er Idutiomarus als Geisel mit sich ins Hauptquartier nahm. In analoger Weise wurden auch andere gallische Häuptlinge, denen Caesar Mißtrauen entgegenbringen zu müssen glaubte, für die Dauer der britannischen Expedition unschädlich gemacht: sie alle erhielten Befehl, sich mit ihren Reiterkontingenten zur Abfahrt nach Britannien einzufinden. So war der Rücken am ausgiebigsten gesichert, indem Gallien führerlos gemacht wurde.

Die Meuterei des Dumnorix.

Der gefährlichste jener gallischen Patriotenführer war der Häduer Dumnorix, umsomehr als der Gau, den er repräsentierte, derzeit der einflußreichste in Gallien war. Dumnorix war auch, wenn auch nicht der einzige, der Caesars Absicht durchschaute, so doch der einzige, der dieser Erkenntnis Ausdruck zu verleihen wagte. Mit allen Mitteln trachtete er sich der Teilnahme an der britannischen Expedition zu entziehen. Jede Ausrede war ihm recht; als religiöse Bedenken nicht verfingen, mußte seine angebliche Furcht vor Seekrankheit als Vorwand herhalten. Caesar ging auf diese Spiegelfechterei nicht ein und Dumnorix verlegte sich nun auf geheime Aufhetzung seiner Landsleute.

Schon war die ganze Armee am Hafen konzentriert, die Flotte segelfertig; nur die ungünstige Luftströmung hinderte noch die Abfahrt. Endlich schlug der Wind um; der Befehl

zur Einschiffung erging. Während alles damit in Anspruch genommen war, verließ Dumnorix mit seinem Kontingent unbemerkt das Lager und trat den Marsch in die Heimat an.

Das war nun allerdings offene Insubordination und mehr als Caesar dulden durfte. Wenn Dumnorix gehofft hatte, daß Caesar im letzten Momente der endlich möglich gewordenen Einschiffung sich nicht mehr würde aufhalten lassen, so sah er sich getäuscht. Augenblicklich ward die Einschiffung sistiert und ein starkes Kavalleriedetachement abgefertigt mit dem Auftrage, den Rebellen lebend oder tot einzubringen.

Dumnorix hatte durch sein Vorgehen sich selbst jede Möglichkeit des Einlenkens abgeschnitten. Er war Mann genug, die Folgen seiner Tat bis zur äußersten Konsequenz auf sich zu nehmen und lieber als Märtyrer der Freiheit zu sterben, als schmählich zu Kreuze zu kriechen. Von Caesars Reitern eingeholt, setzte er sich zur Wehr und fiel mit der Waffe in der Hand. Seine Reiter kehrten willig zu Caesar zurück; so weit war die Freiheitsidee in den breiten Schichten des Volkes bereits gesunken.

Das mit rücksichtsloser Energie statuierte Exempel verfehlte allerdings für den Augenblick seine Wirkung nicht; aber der Vorfall blieb ein bemerkenswertes Symptom und eine ernst zu nehmende Warnung für die Zukunft.

Die Überfahrt nach Britannien.

Die Expedition konnte nun endlich angetreten werden. Zur Bewachung Galliens, speziell des Hafens, und Deckung der Verbindungen blieb Labienus mit 3 Legionen und 2000 Reitern am Kontinent zurück; 5 Legionen und 2000 Reiter wurden eingeschifft. Bei Sonnenuntergang des 20. Juli*) endlich konnten bei günstigem Winde die Anker gelichtet werden. Um Mitternacht trat Windstille ein und eine Meeresströmung trieb die Flotte nördlich ab, so daß die Römer bei Tagesanbruch die britische Küste links hinter sich erblickten. Jetzt bewährte sich Caesars Einrichtung, die Transportschiffe mit Rudern zu versehen, glänzend; mit ihrer Hilfe erreichte man eine entgegengesetzte Strömung und gelangte endlich gegen Mittag an den Landungsplatz vom Vorjahre.

Die Briten hatten sich, von Caesars Ankunft unterrichtet, am Ufer versammelt. Auf eine so große Streitmacht nicht gefaßt, zogen sie sich jedoch, ohne die Landung zu hindern, von der Küste zurück.

*) Datum nach Napoleon III.

Der erste Vormarsch.

Caesar ließ die Flotte ankern, schiffte die Truppen aus und schlug am Ufer ein Lager. Als Besatzung desselben ließ er 10 Kohorten — 2 von jeder Legion — und 300 Reiter unter Q. Atrius zurück. Er selbst brach um Mitternacht mit der Hauptmacht gegen die feindliche Armee, deren Stellung er durch Landesbewohner ermitteln ließ, auf.

Gefecht an der kleinen Stour.

Bei Tagesanbruch traf er an den Ufern der kleinen Stour auf den Feind. Die Briten hatten das linke Ufer besetzt und suchten mit ihren Streitwagen den Übergang zu hindern. Von Caesars Kavallerie geworfen, zogen sie sich auf eine ihrer bereits im Frieden für den Kriegsfall in Wäldern vorbereiteten festen Stellungen zurück.

Caesar schritt ungesäumt zum Angriff auf dieselbe. Der VII. Legion gelang es zuerst, nach Improvisierung der notwendigen Angriffsvorkehrungen die Verhaue zu erstürmen und die Wälder vom Feinde zu säubern. Caesar, nicht genügend orientiert, stellte die weitere Verfolgung ein und ließ neuerdings ein Lager befestigen.

Zerstörung der Flotte und Rückmarsch.

Am folgenden Tage brach er in drei Kolonnen ins Innere des Landes auf. Schon traten seine Vorhuten mit der Nachhut der zurückgehenden Briten in Kontakt, als eine Unglücksbotschaft eintraf. Q. Atrius meldete seinem Feldherrn, daß in der verflossenen Nacht ein heftiger Sturm die sicher geglaubte Flotte nach Zerreißung der Ankerketten und Taue an die Küste geworfen und unabsehbaren Schaden angerichtet habe.

Caesar gab sofort den Befehl zur Umkehr und ritt persönlich nach der Küste voraus, um sich durch eigenen Augenschein vom Sachverhalt zu überzeugen. Die Sache stellte sich als schlimm genug heraus; allerdings hätte sie auch noch schlimmer ausfallen können. 40 Schiffe waren verloren, alle übrigen, wenn auch schwer beschädigt, so doch reparaturfähig.

Unverzüglich wurden mit aller Energie die Herstellungsarbeiten in Angriff genommen. Alle in der Front dienenden Professionisten wurden hiezu herangezogen. Labienus erhielt Befehl, am Kontinent für möglichst raschen Ersatz Sorge zu tragen. Tag und Nacht wurde gearbeitet. Die fertiggestellten Schiffe wurden, um eine Wiederholung der Katastrophe zu vermeiden, unter unsäglichen Mühen an den flachen Strand gezogen und durch mit dem Lager verbundene Befestigungen geschützt.

Zweiter Vormarsch.

Nach 10 Tagen war die Riesenarbeit getan. Nach Zurücklassung der alten Besatzung brach Caesar neuerdings gegen

die Stour auf. Hier hatten sich aber unterdessen die Dinge wesentlich geändert.

Cassivellaunus.

An die Spitze des britischen Volksheeres war Cassivellaunus getreten, der Fürst eines mächtigen Gaues am linken Ufer der Themse, der fähigste und kriegerischeste Häuptling des Landes. Bisher hatte derselbe in seiner unbezähmbaren Kriegslust mit allen Nachbarn in beständigem Unfrieden gelebt und ihnen allen seine Überlegenheit fühlen lassen; jetzt, im Augenblicke der Gefahr, versöhnte der gemeinsame Feind die sich befehdenden Stammesgenossen und in richtiger Würdigung der Lage übertrugen die freien Stämme der bewährten Hand ihres bisherigen Gegners die Führung des Krieges gegen den Landesfeind.

Neue Kämpfe an der Stour.

Die Römer hatten bald Gelegenheit, die neue Hand zu spüren. Unweit der Stour kam es zur Rencontreschlacht. Wohl drängten die römischen Reiter die feindliche Vorhut zurück, als sie dieselbe aber weiter verfolgten, ward ihnen übel mitgespielt. Caesar wollte rasch ein Lager schlagen, doch der Angriff der Briten störte die Arbeit. Die zum Schutze vorgeschobenen zwei Kohorten erwiesen sich als ohnmächtig; sie wurden durchbrochen und konnten auch den intakten Rückmarsch der gegnerischen Durchbruchskolonne nicht hindern. Caesar mußte schließlich den größten Teil seiner Truppen von der Lagerarbeit weg ins Gefecht werfen, um endlich nach hartem Kampfe Herr des Schlachtfeldes zu bleiben.

Die Briten waren für diesen Tag wohl zurückgeschlagen, aber die bedeutenden partiellen Erfolge, die sie errungen, ließen Cassivellaunus für den folgenden Tag das Beste hoffen. Als Caesar um Mittag drei Legionen unter C. Trebonius auf Fouragierung aussandte, ging der Britenfeldherr zum Angriff auf dieselben vor. Diesmal aber erging es ihm übel. Rasch waren die Legionen gesammelt und ein kräftiger Gegenangriff warf die britischen Kontingente nachdrücklich zurück.

Neue Taktik der Briten.

Cassivellaunus erkannte, daß er in offener Feldschlacht der überlegenen Kriegskunst der Römer gegenüber keine Aussicht auf Erfolg hatte und zog unbedenklich die nötigen Konsequenzen aus dieser Erkenntnis. Mit derselben Tatkraft und dem gleichen Geschick, mit dem er die Schlacht geschlagen, organisierte er nun den kleinen Krieg.

Zunächst entließ er seine unverläßlichen und nach den letzten Kämpfen stark erschütterten Bundesgenossen und begann mit seinen Kerntruppen, jedem ernsten Gefechte aus-

weichend, die Aktionsfreiheit der römischen Armee durch kleine Unternehmungen nach Kräften zu inkommodieren.

Caesar hatte bald den Plan seines schlauen Gegners begriffen; er sah auch ein, in welch mißliche Lage er dabei geraten konnte, wenn sich der Krieg hier im Feindeslande, weit weg von der eigentlichen Basis, bei derart diffizilen Verbindungen in die Länge ziehen sollte. Er mußte alles daran setzen, den Feldzug so rasch als möglich zu einem annehmbaren Abschlusse zu bringen. Zu diesem Zwecke wandte er sich direkt gegen das Land des Cassivellaunus am linken Ufer der Tamesis (Themse); er mochte hoffen, jenen durch die Bedrohung seines heimatlichen Gaues am ehesten zum Schlagen zwingen zu können, umsomehr, als der leicht zu verteidigende Grenzfluß dem gallischen Fürsten günstige Chancen für eine Defensivschlacht bot.

Caesars Übergang über die Themse.

Über die untere Themse gab es nur eine einzige für Infanterie passierbare Furt (vermutlich beim heutigen Taddington); aber auch hier reichte dem Manne das Wasser bis an den Hals. Auf diese Furt rückte Caesar los. Cassivellaunus hatte am linken Ufer eine feste Stellung bezogen und den Fluß selbst durch in die Ufer sowie unter dem Wasser eingerammte Spitzpfähle zur Verteidigung herrichten lassen.

Caesar entsandte seine Kavallerie mit dem Auftrage, den Fluß an einer andern Stelle zu überschreiten uud durch einen Flankenangriff auf die britische Stellung den Übergang der Infanterie zu protegieren, eventuell den feindlichen Streitkräften den Rückzug zu verlegen.*)

Als sich diese Diversion fühlbar zu machen begann, ließ es Cassivellaunus auf einen Entscheidungskampf nicht ankommen, sondern trat schleunigst den Rückzug an und es gelang ihm, seine Truppen, wenn auch in momentaner Unordnung, so doch ohne sonderliche Verluste der drohenden Umklammerung zu entziehen.

Nachdem jetzt die letzte Gelegenheit zu einer unter günstigen Bedingungen zu schlagenden Schlacht für ihn definitiv vorbei war, restringierte Cassivellaunus seine Streitkraft im Interesse ihrer Beweglichkeit noch mehr; nur 4000 auserlesene Wagenkämpfer behielt er unter den Waffen und es gelang ihm bald, durch kühne und erfolgreiche Unternehmungen die Requisitionen der Römer derart einzuschränken, daß dieselben nur in unmittelbarer Nähe der marschierenden Legionen durchgeführt werden konnten. Zugleich ließ er in den Landstrichen,

*) Dies scheint mir die plausibelste Erklärung dieser im Texte der Kommentare etwas unklaren Stelle.

welche die Römer passierten, alle Lebensmittel wegnehmen und in die festen Plätze zwischen Wäldern und Sümpfen in Sicherheit bringen.

Unterwerfung der Völker an der Südküste.

Hatte Cassivellaunus dadurch, daß er den Krieg nicht mehr als Führer der verbündeten britischen Stämme, sondern nur als Feldherr seiner eigenen Kerntruppen führte, sich gerade durch diese Einschränkung seiner Kriegsmacht wesentliche Vorteile gesichert, so konnte es doch nicht ohne Gefahr bleiben, wenn er auf diese Weise seine bisherigen Bundesgenossen, auf deren gutes Einvernehmen er immerhin angewiesen blieb, vollständig aus der Hand gab. Caesars Scharfblick erkannte bald diesen schwachen Punkt in der nunmehrigen Position seines Gegners. Er hatte genug Vertrauensmänner zur Verfügung, welche mit Erfolg die Intrigen spannen und unter Ausnützung der alten Feindschaft zwischen Cassivellaunus und andern britischen Fürsten bald regelrechte Verhandlungen zwischen letztern und den Römern hinter dem Rücken des britischen Oberfeldherrn in Szene setzten. Die Trinobanten, deren Häuptling Mandubracius durch Cassivellaunus seinen Vater verloren und, aus seinem Lande vertrieben, bei Caesar Schutz gesucht hatte, machten den Anfang. Ihnen schlossen sich bald die meisten Stämme der Südküste an. Caesar nützte die neue Freundschaft, die durch eine mehr oder weniger formelle Unterwerfung besiegelt wurde, um zunächst seiner in ihrer Verpflegung schwer behinderten Armee Lebensmittel zuführen zu lassen. Auf diese Weise über die größten Schwierigkeiten hinaus, konnte er die Vorrückung mit mehr Energie aufnehmen, während Cassivellaunus trotz der Beweglichkeit seiner Streitkräfte durch das in seinem Plane gelegene Wegschaffen der Viehherden u. dgl. immerhin soweit aufgehalten wurde, daß es ihm nicht immer möglich war, sich den vehementen Angriffen der römischen Hauptmacht ohne empfindliche Verluste zu entziehen.

Angriff der Briten auf das römische Flottenlager.

Indessen suchte er Gleiches mit Gleichem zu vergelten und bot die ihm treuen Völkerschaften des heutigen Kent zu einem Angriff gegen das römische Flottenlager auf. Unter Führung ihrer vier Häuptlinge versuchten diese das Lager zu überrumpeln, wurden jedoch von den Kohorten des Atrius zurückgewiesen und zersprengt.

Die Schlacht bei St. Albans.

Caesar richtete indes seinen Marsch nach dem Hauptschlupfwinkel des Feindes, der sich auf einem rings steil abgedachten, durch Dickungen und Sümpfe geschützten und durch

Verhaue stark befestigten Plateau befand, dort wo heute die Stadt St. Albans liegt. Cassivellaunus fand nicht mehr Zeit die dort aufgestapelten großen Vorräte in Sicherheit zu bringen; so stellte er sich denn zum letzten Male zum Kampf.

Caesar griff den sehr festen Platz von zwei Seiten zugleich an. Cassivellaunus verteidigte sich tapfer, aber nicht lange. Als er erkannte, daß der Platz auf die Dauer doch nicht zu halten war, rettete er, was noch zu retten war und ging mit den Trümmern seiner Truppen nach Norden zurück. Gleichzeitig erhielt er die Meldung vom Mißglücken seiner letzten Hoffnung, des Angriffes auf das römische Flottenlager.

Der Friedensschluß.

Die Sachen standen nun so, daß beide Parteien an der Grenze ihres Könnens angelangt waren. Cassivellaunus hatte seine Wehrlosigkeit dem römischen Kriegswesen gegenüber einsehen müssen; er konnte den Krieg in der bisherigen Weise vielleicht noch eine Zeit weiter führen, aber nur unter Preisgabe eines Landstriches nach dem andern, unter unvermeidlicher schwerer Schädigung der vom Kriege heimgesuchten Gegenden. Caesars Angriff hingegen hatte kulminiert und er war der erste, der dies einsah; ein weiteres Vordringen durch dieses wilde, ressourcenarme Land, dessen Völker Meister im kleinen Kriege und, wenn hiezu gezwungen, mit Rücksicht auf die territorialen Verhältnisse höchst gefährliche Gegner waren, und dies alles unter derart schwierigen Verhältnissen des Nachschubs, bei so diffizilen, filigranen Verbindungen, deren leicht mögliche Unterbindung nur zu leicht zur Katastrophe führen konnte — alles dies mußte es dem scharfblickenden, aller Illusion baren Geiste Caesars als wünschenswert erscheinen lassen, sich mit dem immerhin bedeutenden moralischen und formellen Erfolge zu begnügen und nicht einem höchst problematischen Nebenzweck zuliebe alles aufs Spiel zu setzen. Indem so beide Feldherren sich der Schwäche ihrer eigenen Position ebenso bewußt waren wie der prekären Lage und des Friedensbedürfnisses des Gegners, kam der Friede leicht zu stande. Caesar begnügte sich mit der formellen Unterwerfung, Geiselstellung u. dgl. Dagegen schuf er sich durch Wiedereinsetzung des Mandubracius, den weiter nicht zu belästigen sein Todfeind Cassivellaunus versprechen mußte, eine Handhabe für eine eventuelle spätere Einmischung.

Die Rückkehr.

An die Küste zurückgekehrt sah er sich gezwungen, da die durch den letzten Sturm unbrauchbar gewordenen Schiffe

noch nicht vollständig ersetzt waren, die Zahl der zu transportierenden Massen sich aber durch die mitgeschleppten Gefangenen bedeutend gesteigert hatte,*) die Armee in zwei Etappen über den Kanal zu setzen. Der erste Transport kam glatt hinüber; da aber die Schiffe, welche denselben nach Gallien gebracht, bei der Rückfahrt durch Gegenwind zum großen Teile zurückgehalten wurden, so mußte mit Rücksicht auf die nahe bevorstehende Sturmzeit der Tag- und Nachtgleiche der zweite Transport mit einer mangelhaften Zahl von Schiffen durch enges Zusammenpferchen der Truppen bewirkt werden. Indes gelang die Überfahrt bei völliger Windstille ohne Unfall (21. September).

VIII.

Die nordgallische Insurrektion.

Beilage 12.

Die Winterquartiere.

Es war gegen Ende September, als Caesar den gallischen Boden wieder betrat. Gallien selbst hatte sich während seiner Abwesenheit ruhig verhalten und es hatte begründeten Anschein, daß in diesem Jahre wenigstens Feindseligkeiten nicht mehr zu erwarten seien.

Caesar benützte die Zeit, um den von ihm eingeführten periodischen Landtag der Gallier diesmal gleich in der Nähe seiner Landungsstelle, in Samarobriva (Amiens) abzuhalten; anschließend daran gab er die Dispositionen für die Winterquartiere aus.

Der überaus dürre Sommer dieses Jahres hatte eine Mißernte zur Folge gehabt und erschwerte hiedurch die Verpflegung größerer Massen; um diesem Übelstande abzuhelfen, entschloß sich Caesar, seine Armee legionsweise über einen größeren Teil Galliens zu verteilen und damit freilich mehr zu zersplittern, als vom rein militärischen Standpunkte angemessen war; doch schien dieses Risiko mit Rücksicht auf die friedfertige Haltung des Landes gerechtfertigt.

*) Kriegsgefangene wurden beim Friedensschlusse, wenn dies nicht auf Grund gegenseitiger Auswechslung ausdrücklich bestimmt wurde, in der Regel nicht zurückgestellt und blieben als Sklaven die Beute des Siegers. Caesar hatte jedenfalls keine oder doch nicht viele Gefangene verloren, so daß die Briten die Mehrzahl der Ihrigen nicht einwechseln konnten.

Es wurde demnach disponiert:

Q. Fabius	mit 1	Legion	in das Gebiet der Moriner
Q. Cicero	» 1	»	» » » » Nervier
L. Roscius	» 1 (XIII.)	»	» » » » Esuvier
T. Labienus	» 1	»	» » » » Remer

Qu. Titurius Sabinus und L. Aurunculejus Cotta mit 15 Kohorten, nämlich der XIV. Legion und 5 selbständigen, vielleicht aus Teilen der Flottenmannschaft und freigewordenen Besatzungstruppen gebildeten und als Kader für eine neue Legion bestimmten Kohorten, in das Gebiet der Eburonen.

M. Crassus*)	mit 1	Legion	einzeln in das Gebiet der Bellovacer.
C. Trebonius	» 1	»	
L. Plancus	» 1	»	

Letztere Legion erhielt auf Grund einer verdächtigen Bewegung im Lande der Carnuten, wo der von Caesar eingesetzte Regent von seinen politischen Gegnern aus dem Wege geräumt worden war, in Abänderung der ursprünglichen Disposition den Befehl, in jenen Gau einzurücken und daselbst zu überwintern

Auf diese Weise war der größte Teil der Legionen auf einen ziemlich regelmäßigen Kreis von etwa sieben Märschen Halbmesser verteilt.

Caesar selbst blieb vorläufig bei C. Trebonius in Samarobriva. Alle Befehlshaber hatten Auftrag, das Einrücken in die anbefohlene Stellung und die Einrichtung der Winterquartiere dahin zu melden.

Vorbereitung der Insurrektion.

Die scheinbare Ruhe Galliens erwies sich als trügerisch. Bisher hatten die Streitigkeiten der einzelnen gallischen Völkerschaften, ihre kleinlichen inneren Zwiste und Rivalitäten die Einmischung der Römer begünstigt und die Unterwerfung erleichtert. Jetzt, wo Gallien effektiv unterjocht war, nahmen diese inneren Kämpfe naturgemäß ein Ende, und damit schwand das wichtigste Moment, welches bisher einem geschlossenen Versuche zur Wiedererlangung der gemeinsamen Freiheit hemmend im Wege gestanden war. Allmählich waren sich die Unterworfenen dessen bewußt geworden, was sie um kleinlicher Interessen willen schmählich geopfert; das Schicksal des Dumnorix hatte der Patriotenpartei furchtbar die Augen geöffnet und der

*) M. Crassus war der ältere Bruder des damals bereits zu seinem Vater nach Syrien abgegangenen P. Crassus und Caesars Quaestor.

großenteils national gesinnte gallische Adel, der sich notgedrungen mit jenem identifizieren mußte, sah sich nun vor die Notwendigkeit gestellt, den Kampf um die Freiheit im allereigensten Interesse vorzubereiten. Die Stimmung war vorhanden; es bedurfte nur eines Mannes, der genügend Entschlossenheit besaß, die Ehre des ersten Schlages, damit aber auch die ganze Verantwortung im Falle des Mißlingens für sich in Anspruch zu nehmen.

Am ehesten wäre dies von dem Treverer Idutiomarus zu erwarten gewesen; allein dieser zog es vor, als die eigentliche Seele der Bewegung persönlich vorläufig im Hintergrund zu bleiben und die Kastanien durch einen andern aus dem Feuer holen zu lassen. Dieser andere war der Eburonenhäuptling Ambiorix. Ambiorix.

Die Eburonen waren vor Zeiten den Aduatucern zinspflichtig gewesen. Nach der Niederwerfung der letzteren im Jahre 57 v. Chr. hatte Caesar deren Klientel für frei erklärt, die Völkerschaft der Eburonen besonders zuvorkommend behandelt und ihren Fürsten mehrfach ausgezeichnet. Seither zählten die Eburonen zu den verläßlichsten Gauen und man war von ihrer Seite am allerwenigsten auf eine Feindseligkeit gefaßt, zumal sie beim Einrücken des Detachements des Sabinus dasselbe mit allen Ehren empfangen und die verlangten Lebensmittel klaglos beigestellt hatten.

Angriff des Ambiorix auf das Winterlager bei Aduatuca.

Auf eben diese Sicherheit der Römer baute Ambiorix seinen Plan. In aller Stille zog er im Vereine mit seinem Adlatus Catuvolcus eine ansehnliche Streitmacht zusammen und versuchte 15 Tage nach Vollendung des auf einem Platze namens »Aduatuca« *) gelegenen römischen Winterlagers dieses zu überrumpeln. Es gelang ihm zwar, einzelne arglos im Vorterrain mit Holzfällen beschäftigte Arbeitsdetachements aufzuheben; beim Angriff auf das Lager jedoch wurden die Gallier mit blutigen Köpfen heimgeschickt und der Ausfall einer hispanischen Reitertruppe vollendete ihre Niederlage.

Doch Ambiorix war — im Gegensatze zu den typischen Charakterfiguren seiner Landsleute — nicht der Mann, seinen Plan nach dem ersten mißglückten Versuche aufzugeben. Er mochte auch bedenken, daß es für ihn kein Zurück mehr gab, daß ihm jetzt, wo er tückisch und unter dem unleugbaren Zeichen

*) Jedenfalls nicht identisch mit der Stadt der Aduatucer, die Caesar im belgischen Feldzug eroberte. Der Name »Aduatuca« scheint vielmehr ein in Nordgallien gebräuchlicher Gattungsname für feste Plätze gewesen zu sein.

der Undankbarkeit die Fahne der Rebellion ergriffen und sich die bisher in so hohem Maße genossene Gnade des römischen Prokonsuls jedenfalls gründlich verscherzt hatte, nichts anderes übrig blieb, als das einmal unternommene Wagnis bis zur glücklichen Vollendung oder zum eigenen Untergange durchzukämpfen. Was mit offener Waffengewalt nicht erreichbar schien, sollte ihm nun die List erringen.

Seinem Plane kam die Charaktereigentümlichkeit des römischen Kommandanten auf halbem Wege entgegen.

Sabinus war der Mann des Unbedingt-sicher-gehens. Nichts war ihm schrecklicher als das Risiko. Als daher Ambiorix ihm durch Vertrauensmänner ein mit großer Kunst und vielem Schein der Wahrscheinlichkeit erfundenes Lügengewebe von einem längstvorbereiteten, gleichzeitig gegen alle Legionen gerichteten allgemeinen Aufstande ganz Galliens zur Kenntnis brachte, die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen durch Hinweis auf sein bisheriges Verhältnis zu den Römern bekräftigte und sich erbötig machte, seine schuldige Dankbarkeit dadurch zu betätigen, daß er dem römischen Detachement freien Abzug bis zum nächsten Winterlager gewähren wolle, als Schlußpointe aber das Eintreffen eines starken germanischen Hilfsheeres bei seinen Truppen innerhalb zweier Tage in Aussicht stellte: da fand sich Sabinus veranlaßt, nicht nur der ganzen Erzählung unbedingten Glauben zu schenken, sondern auch den Rat des Feindes als den einzig richtigen anzusehen und entblödete sich nicht, den seiner Ansicht nach zur unbedingten Sicherheit notwendigen Anschluß an die Nachbardetachements mit dem schmählichen Verlassen des anvertrauten Postens zu erkaufen. Aber auch hiefür scheute er sich die Verantwortung allein zu übernehmen; er legte die Angelegenheit einem Kriegsrate vor, an welchem außer den beiden Legaten auch sämtliche Tribunen und die Kohortenkommandanten teilnahmen.

Der Kriegsrat nahm einen äußerst stürmischen Verlauf. Mit aller Energie widersetzte sich der einsichtige Cotta dem Ansinnen, auf Rat des Feindes den vom Feldherrn angewiesenen Posten zu verlassen. Doch blieb ihm schließlich nichts übrig, als im Interesse der Disziplin seine bessere Überzeugung dem Beschlusse des Höchstanwesenden unterzuordnen.

Bei Anbruch des folgenden Tages wurde also mit dem ganzen Train abmarschiert. Sabinus war so voll Vertrauen in die Ehrlichkeit des Ambiorix, daß er gar keine ausreichenden Maßnahmen für die Marschsicherung getroffen hatte. Ambiorix

aber hatte bereits den Hinterhalt gelegt und als die römische Kolonne in nichts weniger als gefechtsbereitem Zustande einen von steilen, bewaldeten Hängen eingeschlossenen Talkessel passierte, erfolgte plötzlich mit aller Macht in Front, Flanke und Rücken der Überfall.

Sabinus, total überrascht, war der erste, der vollkommen den Kopf verlor. Seine konfusen Dispositionen vermehrten noch die Unordnung. Dagegen stellte Cotta, der so etwas geahnt, vollauf seinen Mann und verhinderte durch seine Entschlossenheit wenigstens, daß der erste Anprall bereits mit einer totalen Katastrophe geendet hätte. Die Kohorten bildeten ein Karree. Der Train, welcher nicht mehr in das Karree hineingebracht werden konnte, mußte aufgegeben werden, welche Maßregel allerdings von folgenschwerem Eindruck auf Freund und Feind begleitet war.

Halbwegs gesammelt versuchten die Römer durch Vorstöße einzelner Kohorten sich Luft zu machen. Aber Ambiorix, die Überlegenheit der Legionen im geordneten Nahkampfe wohl würdigend, zog bei jedem dieser Vorstöße den unmittelbar bedrohten Teil der Front zurück und ließ dann die vorgeprellte Kohorte durch seine Leichtbewaffneten in Flanke und Rücken angreifen. Bald erlitten die Römer insbesondere durch die Wurfgeschosse der Gallier schwere Verluste, ohne einen Fuß breit Boden gewinnen zu können.

Schon 8 Stunden hatte der Kampf gedauert. Da entschloß sich der unglückliche Kommandant, als letztes Mittel Verhandlungen mit dem Feinde anzubahnen. Er verlangte eine Unterredung mit Ambiorix.

Der gallische Feldherr ging darauf ein. Als Sabinus mit seinem Stabe — der bereits verwundete Cotta hatte das Ansinnen, ihn zu begleiten, mit Entrüstung zurückgewiesen — vor ihm anlangte, verlangte er die Ablegung der Waffen. Gehorsam unterzog sich der vollends mutlose Legat auch dieser Demütigung. Während nun Ambiorix scheinbar zu verhandeln begann, wurde der wehrlose römische Stab umzingelt und niedergehauen.

Nach dem Falle des römischen Kommandierenden gingen die Gallier unter betäubendem Schlachtgeschrei auf allen Punkten zum allgemeinen Angriffe über. Die tief erschütterten Römer konnten nicht mehr lange widerstehen. Umsonst warf sich Cotta trotz seiner Verwundung mit dem Schwerte in der Hand in die vordersten Reihen; er fand den Heldentod, mit ihm der größte Teil der Truppen. Einem geringen Bruchteile gelang es, den

Adler der XIV. Legion in der Mitte, sich bis zu dem am Morgen verlassenen Lager durchzuschlagen. Vor den Toren entspann sich der letzte Akt des blutigen Dramas. Der Adlerträger, vom Feinde umzingelt und schwer verwundet, schleuderte mit seiner letzten Kraft den Adler über den Wall ins Innere des Lagers und fiel. Das Häuflein, das sich bis ins Innere durchgeschlagen hatte, verteidigte das Lager bis zum Einbruche der Nacht. Während derselben gaben sich die letzten Überlebenden, an ihrer Rettung verzweifelnd, selbst den Tod. Nur wenigen war es gelungen gleich zu Beginn der Schlacht zu entkommen und nach langem Umherirren die Nachricht von der Katastrophe ins Land der Remer zu Labienus zu bringen.

Ausbreitung der Insurrektion.

Ambiorix hatte einen Erfolg errungen, wie er ihn größer wohl selbst nicht hätte träumen können. Jetzt bewies er, daß er auch den Erfolg energisch auszunützen verstand. Vom Schlachtfelde weg eilte er mit der gesamten Reiterei in möglichst starken Märschen in das Gebiet der römerfeindlich gesinnten Stämme an der Sambre; die Infanterie hatte zu folgen, so schnell sie konnte. Sein Auftreten und vor allem die Kunde von dem großen Siege der gallischen Waffen bei Aduatuca verfehlte nicht die Wirkung. Eine neue Morgenröte der Freiheit schien für die schwergeprüften Völker Galliens anzubrechen. Der Bann war gebrochen, das Größte schien den sanguinischen Kelten getan; es galt nunmehr, die Früchte des Sieges zu ernten.

Angriff auf das Lager des Q. Cicero.

Wie ein Mann erhoben sich die Aduatucer und Nervier, deren Gebiet Ambiorix zunächst betrat; zahlreiche kleinere Gaue schlossen sich an. Angeblich 70.000 Mann stark erschien der Eburonenfürst plötzlich und unerwartet vor dem Lager Ciceros (beim heutigen Charleroi?), dessen Kommandant von der Vernichtung des Nachbardetachements noch keine Ahnung hatte. Trotz der gelungenen Überraschung mißlang auch hier der zuerst versuchte Überfall; Ambiorix suchte nun mit genau denselben Kniffen wie vor Aduatuca die römische Besatzung aus ihrem festen Lager zu locken.

Aber Cicero ging ihm nicht in die Falle. Nichts weniger als ein geborener Feldherr und nur aus persönlich-politischen Rücksichten in Caesars Stab berufen, gab er sich anderseits über seine Fähigkeiten keiner Illusion hin und besaß außerdem genug klaren Instinkt, um das Lügengewebe des Galliers zu durchschauen. Jedenfalls schien ihm gerade mit Rücksicht auf seine eigene Individualität die passive Verteidigung im fertigen

Lager, weil im voraus bis ins Detail geregelt, leichter als ein eventueller Kampf im offenen Felde, wo dann alles von seinen ad hoc zu treffenden Dispositionen abhing. So verweigerte er rundweg jede weitere Verhandlung mit dem bewaffneten Feinde und ließ alles zur Abwehr der Belagerung herrichten, dabei der Initiative seiner ihm an Kriegserfahrung weit überlegenen Unterführer klugerweise vollen Spielraum lassend.

Das Lager war, da man auf eine derart ernstliche Feindseligkeit nicht gefaßt war, nur ganz einfach nach Art der Marschlager befestigt. Doch schon im Verlaufe der ersten Nacht wurde es in eine starke Festung umgewandelt, die Brustwehr durch Palisaden verstärkt und 120 hölzerne Türme auf dem Walle errichtet, Geschosse aller Art in Menge erzeugt. Mit äußerster Anspannung aller Kräfte ward dies alles vollendet, ohne Ablösung standen die Legionare Tag und Nacht im Dienst bei Kampf und Arbeit. Meldung auf Meldung über die gefährdete Lage wurde an Caesar abgefertigt, doch alle Boten aufgefangen und vor den Augen der Römer hingerichtet. Erst später gelang es einem nervischen Sklaven, dessen Herr zu den Römern übergegangen war, in gallischer Tracht sich durch die Feinde zu schleichen und die erschütternde Nachricht von den Vorgängen bei Aduatuca und an der Sambre in Caesars Hauptquartier zu bringen.

Um Ciceros Lager hatte unterdessen der Kampf ungeschwächt fortgetobt. Ambiorix mußte alles daran gelegen sein, seine Erfolge möglichst rasch zu erringen; sein ganzer Plan beruhte auf der Zersplitterung des römischen Heeres und es war vorauszusehen, daß, sobald seine Offensive irgendwo auf längere Dauer ins Stocken geriet, die übrigen römischen Abteilungen denn doch endlich von der Sache Wind bekommen und sich, ohne daß er es hindern konnte, zur gemeinsamen Abwehr vereinigen könnten. Nachdem jeder Versuch, das Lager zu erstürmen, sich trotz des numerischen Mißverhältnisses als illusorisch erwies, schritt Ambiorix ungesäumt zu einer regelrechten Belagerung. Der Vorgang, den die Römer gegen die Hauptstadt der Aduatucer und andere feste Plätze seinerzeit angewendet, wurde mit Geschick kopiert: das römische Lager mit Wall und Graben eingeschlossen, bewegliche Deckungen errichtet und Angriffstürme erbaut.

Am siebenten Tage der Belagerung gelang es den Galliern während eines Sturmwindes die römischen Lagerzelte in Brand zu stecken. Sofort wurde mit aller Macht der Sturm versucht.

Doch die römischen Legionen kämpften, den siegestrunkenen Feind in der Front, das all ihr Hab und Gut vernichtende Element im Rücken, mit unerschütterlicher Tapferkeit. Der Kommandant der dritten Kohorte, der einen gewaltigen Angriffsturm gegen den ihm zur Verteidigung zugewiesenen Abschnitt herannahen sah, ließ den Wall räumen und suchte die Feinde in die Verschanzungen zu locken; da diese jedoch nicht gleich einzudringen wagten, machte er einen Ausfall, zersprengte die Angreifer und steckte den Turm in Brand. Schließlich endete auch dieser Tag, der schwerste der ganzen Belagerung, mit der vollkommenen Abwehr des gallischen Angriffes.

Ciceros Entsatz durch Caesar.

Indessen hatte Caesar die Meldung von diesen Vorgängen erhalten. Augenblicklich ermaß er die folgenschwere Bedeutung der Tatsachen und die eminente Gefahr, die alles bisher Erreichte in Frage zu stellen drohte. Nur die äußerste Schnelligkeit konnte noch retten; keine Stunde war mehr zu verlieren. In Samarobriva selbst stand ihm nur eine einzige Legion zur Verfügung, und dabei durfte diese Stadt, in welcher sich die wichtigsten Magazine, die Geiseln und das Feldarchiv befanden, nicht von Truppen entblößt werden. Caesar schickte also an den Legaten M. Crassus den Befehl, zur Ablösung der Legion des Trebonius unverweilt nach Samarobriva zu marschieren. Q. Fabius erhielt Order sofort aufzubrechen und nach vorwärts ins Gebiet der Atrebaten Anschluß an Caesar zu suchen. Ebenso sollte schließlich Labienus im Lande der Nervier selbst sich mit Caesar vereinigen. Die übrigen Legionen, deren Heranziehung mit Zeitverlust verbunden gewesen wäre, blieben unberücksichtigt; nicht auf der numerischen Kraft, auf der rücksichtslosesten Schnelligkeit beruhte der Erfolg.

Noch war die Legion des M. Crassus erst im Anmarsch gemeldet, als Caesar, ohne ihr Eintreffen abzuwarten, mit der Legion des Trebonius und 400 Reitern unter Zurücklassung alles entbehrlichen Trains aufbrach. In forcierten Gewaltmärschen ging es vorwärts. Dispositionsgemäß traf Fabius ein; dagegen meldete Labienus, daß er, selbst von dem Kontingent der Treverer bedroht, seinen Posten nicht verlassen könne. So entfiel noch ein ganzes Drittel der ohnehin minimalen Entsatzarmee. Gleichviel; in der Schnelligkeit, nicht in der Kraft lag ja diesmal die Entscheidung. Unaufhaltsam ging es vorwärts, was die aufs äußerste angespannten Kräfte der Soldaten nur hielten. 7000 Mann und 400 Reiter stark rückte Caesar ins Gebiet der Nervier ein.

An Cicero hatte er einen vorsichtshalber in griechischer Sprache abgefaßten Brief mit der kurzen Nachricht von seinem Anrücken*) durch einen gallischen Reiter vorausgeschickt. Dieser, sich nicht an die Verschanzungen herantrauend, befestigte nach der ihm erteilten Instruktion den Zettel an einen Pfeil und schoß ihn in das Lager, wo er an einem Turme haften blieb und erst zwei Tage später gefunden und dem Kommandanten gebracht wurde. Er entfachte grenzenlosen Jubel; es war aber auch schon die höchste Zeit. Nicht der zehnte Mann war unverwundet, die Vorräte gingen zur Neige, der Widerstand schien kaum mehr lange möglich.

Unaufhaltsam rückte Caesar näher. Die Rauchsäulen der in Flammen aufgehenden nervischen Niederlassungen bezeichneten seinen Weg. Sein Anrücken allein bewirkte den Entsatz. Ambiorix, über die Stärke des Gegners im unklaren, hob die Belagerung auf und wandte sich mit seiner ganzen Macht gegen das Entsatzheer.

Der nächste Zweck war erreicht, die Legion Ciceros gerettet. Jetzt erübrigte es noch, die feindliche Armee zu zertrümmern. Auf eine offene Feldschlacht wollte es Caesar mit seinen 7000 Mann gegen die mehrfache Übermacht doch nicht ankommen lassen; anderseits hielt er es doch nicht für nötig Verstärkungen heranzuziehen, trotzdem jetzt, nach glücklich bewirktem Entsatze, besondere Eile nicht mehr nötig war. Er schlug auf einem Hügel ein festes Lager, welches er, um dem Feinde noch schwächer zu erscheinen als er wirklich war, möglichst eng anlegte, und verleitete durch ängstliches Zurückhalten seiner Truppen und widerstandsloses Zurückweichen der Vorposten bei der Annäherung der Gallier diese zu einem übereilten Angriff auf die überaus feste Stellung. Schon waren die Feinde bis an den Wall vorgedrungen, als ein plötzlicher Ausfall aus den nur zum Schein mit einer dünnen Schichte Rasenziegel verrammelten Toren die überraschten Stürmenden den steilen Abhang hinunterwarf und sie bald vollends in die Flucht jagte.

So ward das siegesbewußte gallische Revolutionsheer von einer Handvoll Römer in wenigen Augenblicken zersprengt. Es ist nur bezeichnend für den Volkscharakter der Gallier, daß die mit so großen Hoffnungen begonnene und bereits so bedeutende Erfolge aufweisende Insurrektion mit diesem einzigen Schlage wenigstens für den Augenblick zusammenbrach.

*) »θαῤῥεῖν, βοήθειαν προσδέχου«. (Polyaen. Strat. VIII. 23.)

Andere Unruhen.

Indessen hatte aber doch die Kunde von dem Siege bei Aduatuca in ganz Gallien ihre Wirkung getan und überall eine starke kriegerische Stimmung hervorgerufen. Zum ernstlichen Losschlagen kam es jedoch nicht mehr. Nur der Treverer Idutiomarus hatte zu den Waffen gegriffen und war in das Land der Remer eingefallen, um das Lager des Labienus anzugreifen; ebenso erhoben sich die Völkerschaften in der Bretagne gegen Roscius. Da kam die Nachricht von Caesars entscheidendem Siege und der Auflösung des eburonisch-nervischen Heeres, und sofort legten die Aufständischen überall, ohne etwas Entscheidendes unternommen zu haben, die Waffen nieder.

Die definitiven Winterquartiere.

Caesar legte nun das Heer abermals in die Winterquartiere. Die Legion des Cicero nahm er mit sich und legte sie nächst Samarobriva nebst den beiden Legionen des Trebonius und M. Crassus — jede für sich in einem eigenen Lager — ins Quartier. Fabius kehrte in sein früheres Lager zurück, Labienus, Plancus und Roscius blieben, wo sie waren. Caesar selbst blieb für diesen Winter, neuerliche Unruhen voraussehend, in Samarobriva. Ebendahin berief er abermals die gallischen Fürsten und machte ihnen gründlich den Standpunkt klar. Alle Stämme fügten sich scheinbar, nur die Senonen (an der mittleren Seine) zeigten sich unbotmäßig, indem sie den von Caesar eingesetzten Regenten aus dem Lande jagten und die anbefohlene Genugtuung verweigerten. Es war dies ein unzweideutiges Symptom der latenten Revolutionsbereitschaft fast aller gallischen Völker; nur die Häduer und Remer, deren vitalste Interessen an die Römerherrschaft gekettet waren, galten — vorläufig noch — als unbedingt verläßlich; allen andern gegenüber war dringendstes Mißtrauen am Platze.

Letzter Aufstand und Tod des Idutiomarus.

Wirklich schlug noch einmal mitten im Winter die Flamme empor. Der unermüdliche Idutiomarus war es, der, unzufrieden mit dem Fiasko des ersten Versuches, ziemlich unerwartet einen neuen Coup in Szene setzte. Nachdem seine Verhandlungen mit den seit Caesars Rheinübergang kopfscheu gewordenen Germanen zu keinem Resultate geführt hatten, vereinigte er in der Stille in seinem Gebiete eine stattliche Armee, aus zahlreichen Patrioten ganz Galliens, aber auch viel Gesindel und Abenteuerern zusammengesetzt, und plante nichts geringeres, als sich mit derselben nach Überwältigung der Legion des Labienus und Bestrafung der vaterlandsverräterischen Remer nach dem bisher noch nicht so kriegsmüden und jetzt ebenfalls

bedenklich gärenden Mittelgallien zu werfen und die Fahne der Insurrektion an der Seine und Loire aufzupflanzen. Vor der festen Stellung des Labienus scheiterte sein Plan. Während einer Rekognoszierung wurde durch einen plötzlichen Ausfall der gallischen Reiter des Legaten seine Bedeckung zersprengt und er selbst fand hiebei den Tod. Mit seinem Untergange hatte die gallische Insurrektion den schwersten Schlag erlitten. Das Heer der Treverer ging in die Heimat zurück, die Zuzüge zerstreuten sich.

Damit trat endlich Ruhe ein, wenn auch voraussichtlich nur für die Dauer des Winters, und Caesar gab sich keiner Illusion hin über die Tatsache, daß die Revolution für den Augenblick wohl gehemmt, nicht aber beendet war.

Ergebnisse des Kriegsjahres 54 v. Chr.

Eines der heißesten Kriegsjahre war überstanden. Einen großen positiven Erfolg hatte es nicht gebracht, der Abwehr negativer Einflüsse auf den Gesamtverlauf war es gewidmet gewesen.

Ergebnisse der britannischen Expedition. Politisches Ergebnis.

Was die Expedition nach Britannien anbelangt, so ist nicht leicht zu beurteilen, inwiefern der erreichte Erfolg dem gesetzten Ziele entsprach. Daß die unmittelbare Veranlassung wie der ursprüngliche Zweck nur eine Maßregel offensiver Defensive war, welche, ähnlich wie der Rhein-Übergang gegen die Germanen, die Grenze sichern und die Isolierung Galliens bewirken sollte, ist sicher, und dieser Zweck wurde auch erreicht. Nicht ausgeschlossen ist es jedoch, daß dem römischen Prokonsul bei dieser Gelegenheit auch die Absicht der tatsächlichen Eroberung der damals schon für den Welthandel bedeutungsvollen Insel vorgeschwebt haben mag. Dieser Plan glückte allerdings nicht; Caesar ließ bei seiner Rückkehr die Briten wohl als Besiegte, doch nicht als Unterworfene zurück. Es ist kein Zweifel, daß Caesar, wenn er sich mit dem Gedanken der Eroberung wirklich getragen, nur durch die erklärlicherweise mangelhafte Kenntnis der mitspielenden Faktoren hiezu veranlaßt wurde; die überraschend ausführlichen Details, die er uns in seinen Kommentaren über Britanniens Lage und Beschaffenheit mitteilt,*) sind eben nur nachträgliche Ergebnisse jener nicht ganz

*) b. g. V. 12—14.

geglückten Expedition. Allein gerade das richtige Erfassen der Situation, sobald jene Umstände sich geklärt hatten, jenes vollständig illusionsfreie Handeln, das nicht einen Augenblick den Wunsch zum Vater des Gedankens werden läßt, sondern mit unbarmherziger Nüchternheit die endlich geklärte Situation allen bisherigen Plänen entgegen zur ausschließlichen Basis des weitern Vorgehens macht, gereicht dem Genie des Feldherrn wie des Staatsmannes mindestens ebenso zum Ruhme, als dies die effektive Unterwerfung der Insel im stande gewesen wäre.

Caesar erkannte rechtzeitig und mit voller Sicherheit den Moment, wo sein Angriff kulminierte; er sah, daß an eine Unterwerfung Britanniens, so lange nicht ganz Gallien als unbedingt sichere Basis gelten konnte, nicht zu denken war; er war sich darüber klar, daß das Risiko eines weiteren Vorgehens in keinem Verhältnisse zu dem im besten Falle erreichbaren Erfolge stand. Und gerade in diesem schweren Momente gab er nicht einen Augenblick die planmäßige Initiative aus der Hand; ohne zu schwanken führte er mit ruhigem, sicherem Griffe die Ereignisse jenen Weg, auf dem es gelang, dem notwendig gewordenen Rückzuge wenigstens äußerlich vor Freund und Feind das Gepräge einer siegreichen Heimkehr zu geben und damit den moralischen Erfolg zu retten, dessen er im Sinne seiner Pläne in allererster Linie bedurfte. Dadurch, daß er das als unerreichbar Erkannte ohne Zögern und rückhaltlos opferte, erreichte er das wirklich Erreichbare voll und ganz. Und er tat noch mehr: was ihm selbst zu vollbringen nicht vergönnt war, das wies er seinen Nachfolgern als Erbe zu. In jenen Verträgen, die er beim Scheiden von der Insel mit den britischen Völkern schloß, lag der Keim für unvermeidliche weitere Einmischungen der Römer, die, sobald einmal Gallien vollkommen gesichert war, folgerichtig und relativ leicht zur Unterwerfung der Insel führen mußten.

Militärische Ergebnisse. Maritime Neuerungen.

Auch in rein militärischer Beziehung blieb diese Expedition nicht ohne Folgen. Die Erfahrungen, die man mit der Flotte im offenen Ozean gemacht, wurden maßgebend für spätere Zeiten. Schon bei diesen Expeditionen selbst sind manche marinetechnische Neuerungen von Bedeutung, so der Bau der neuartigen, den Verhältnissen angepaßten Ozean-Transportschiffe, die Herstellung eines befestigten Flottenlagers, vor allem aber das Eingreifen der Kriegsschiffe in den Landkampf bemerkenswert. Ebenso scheinen die Ereignisse der Expedition im Innern nicht ohne Einfluß geblieben zu sein und Rüstow hat vermutlich

Recht, wenn er den Erfahrungen, welche die Römer im Guerillakriege des Cassivellaunus gemacht und welche die Schwerfälligkeit der Legionsinfanterie ebenso grell beleuchtet hatten wie die Unverläßlichkeit der wiederum allein hinreichend beweglichen leichten Hilfstruppen, den Anstoß zuschreibt zu der jedenfalls bald darauf erfolgten Schaffung der Antesignanen, jener Truppe, welche die Verläßlichkeit und Kampfkraft der Legionare mit der Beweglichkeit der leichten Infanterie zu vereinigen bestimmt war.

Die Antesignanen.

Noch im Spätherbste desselben Jahres entbrannte endlich die seit zwei Jahren latente gallische Insurrektion, die notwendige Reaktion gegen den zum guten Teile durch eigene Schuld herbeigeführten Verlust der Freiheit. Daß sie unvermeidlich war, darüber war Caesar kaum im Zweifel. Allein in dem Augenblicke, wo sie ausbrach, kam sie unerwartet. Sie überraschte die Armee in einer Verfassung, die zu nichts weniger geeignet war als zur raschen Unterdrückung einer derartigen Bewegung. Gefährlicher aber als während des letzten Germanenkrieges und während der britannischen Expeditionen war die Lage nicht; und so schien es gerechtfertigt, nachdem die Gallier zwei Jahre hindurch die günstigsten Gelegenheiten zum Aufstande unbenützt hatten vorübergehen lassen, diesmal für die Dislokation der Truppen andere und obendrein ziemlich schwerwiegende Umstände zu berücksichtigen, als ausschließlich die unbedingte strategische und taktische Sicherheit.

Ergebnisse der gallischen Insurrektion.

Der erste überraschend große Erfolg der Rebellion schuf überdies eine derart schlimme Krise, wie sie das römische Eroberungsheer bis dahin noch nicht zu überstehen gehabt; der gewiß genügsam empfindliche numerische Verlust von 15 Kohorten fiel nicht annähernd so schwer in die Wagschale wie der moralische Eindruck dieses Ereignisses. Und darum mußte dem Feldherrn alles, aber auch alles an der Schnelligkeit gelegen sein, mit der dieser unselige Eindruck zerstört werden konnte; und wenn Caesar in richtiger Erkenntnis der Sachlage der Schnelligkeit seiner Entsatzoperation alle Bedenken des numerischen Mißverhältnisses unterordnete, so galt dies wiederum weniger der Rettung der einen eingeschlossenen Legion, sondern vielmehr dem Bestreben, in möglichst kurzer Frist durch einen entscheidenden Erfolg jenen unheilvollen Eindruck zu paralysieren.

Die Begleiterscheinungen jener Ereignisse kennzeichneten mit erschrecklicher Klarheit die ganze Gefährlichkeit der Situa-

tion. Der Umstand, daß die Nachricht von der Katastrophe des Sabinus sich mit Blitzesschnelle über ganz Gallien verbreitete, während Caesar und seine Legaten die längste Zeit kein Wort davon erfuhren, gab sehr zu denken. Es kennzeichnete dies eine Stimmung tiefgewurzelter Feindseligkeit auch der scheinbar ruhigen Völkerschaften und zwang zu äußerster Vorsicht und angespanntester Kampfbereitschaft. Ganz Gallien war ein glimmender Herd, der jeden Augenblick in hellen Flammen auflodern konnte. Wenn das gemeinsame Schicksal, was jetzt nicht ausgeschlossen schien, die bisher uneinigen Stämme einte, wenn ein Mann sich fand, der es verstand, diese gewaltige Volksmasse zum gemeinsamen Kampfe zu organisieren, dann konnte eine Kriegsmacht unter den Waffen stehen, wie sie den Römern in ihrer 700jährigen Geschichte noch nicht begegnet war. Allein soweit kam es jetzt noch nicht; noch wirkten die tiefeingewurzelten Sonderinteressen mächtig nach, noch war die ererbte gegenseitige Eifersucht nicht erloschen; und weder Idutiomarus noch Ambiorix waren trotz ihrer unstreitbaren Fähigkeiten bedeutend genug, um durch ihre Individualität über jene Klüfte hinweg das Volk zur Einheit zu führen. Erst einem Späteren, Größeren war dies vorbehalten.

So gelang es für diesmal noch den Brand zu lokalisieren, bevor das ganze Gebäude in Flammen stand; es gelang sogar, ihn zu dämpfen; aber ganz erstickt war er nicht. Unter der Asche fort glimmte das Feuer, jeden Augenblick konnte es neuerdings auflodern. Dem römischen Heere aber blieb das Amt der Brandwache, die Aufgabe, die voraussichtlich sehr bald an einzelnen Stellen aufschlagenden Flammen gleich im Entstehen zu unterdrücken und ihr Anschwellen zum allgemeinen Brande zu verhindern.

Die definitiven Winterquartiere.

In diesem Sinne ist Caesars endgültige Winterdisposition aufzufassen. Daß die begonnene Rebellion nicht beendet, sondern nur unterbrochen war, darüber war er nicht im Zweifel; deshalb blieb auch er selbst zum erstenmale über den Winter bei der Armee. Dieselbe Erkenntnis der Lage war es auch, die ihn bestimmte, selbst nach den Erfahrungen von Aduatuca von einer engen Vereinigung der Armee abzusehen. Nur eine stärkere strategische Hauptreserve wurde bei Samarobriva geschaffen; die andern Legionen blieben als vorgeschobene Posten über das ganze in erster Linie rebellionsverdächtige Gebiet verteilt, um jedem Versuche neuer Feindseligkeit im Entstehen entgegentreten und eventuell wenigstens so lange Widerstand

leisten zu können, bis die Hauptreserve zur Stelle war. Jedes dieser vorgeschobenen Detachements hatte einen besonderen verdächtigen Revolutionsherd zu überwachen: Labienus die Treverer, Fabius die Kanalvölker, Roscius die Bretagne und Normandie, Plancus die längst höchst verdächtigen Gaue zwischen Seine und Loire.

Sechstes Kriegsjahr (53 v. Chr.).

IX.

Beilage 13.

Fortgang und Ende der nordgallischen Insurrektion.

Beiderseitige Vorbereitungen; die römische Heeresergänzung.

Die durch den Winter erzwungene Unterbrechung der Feindseligkeiten war von beiden Teilen eifrig ausgenützt worden, um die kommenden Ereignisse vorzubereiten.

Caesar war vor allem darauf bedacht, die erlittenen Verluste nicht nur zu ergänzen, sondern unter einem sein Heer auf einen Stand zu erhöhen, wie er selbst vor der Katastrophe von Aduatuca nicht erreicht worden war.

In Oberitalien wurden zwei Legionen auf Caesars Befehl ausgehoben. Eine dritte, die Pompejus seinerzeit ebendaselbst ausgehoben, aber noch nicht unter die Waffen gerufen hatte, erbat Caesar ebenfalls für seine Zwecke. Noch mitten im Winter trafen die neuen drei Legionen (Nr. XIV, XV und I) in Gallien ein, den erlittenen Verlust im doppelten Ausmaße ersetzend. Caesar verfügte nunmehr über 10 Legionen.

Aber auch die Feinde waren nicht untätig geblieben. Überall gärte es, mehr oder minder geheim wurden Verhandlungen gepflogen, welche den gemeinsamen Plan für die Eröffnung der Feindseligkeiten feststellen sollten. Die Seele der Bewegung war nach des Idutiomarus Tode der Senonenhäuptling Acco.

Caesars Vorstoß gegen die Nervier.

Allein Caesar ließ sich ein zweitesmal nicht überraschen. Mit sicherem Blicke verfolgte er die Symptome und hütete sich, die Ereignisse weiter gedeihen zu lassen, als ihm genehm war. Noch waren die Vorbereitungen der Gallier nicht vollendet, als

er — noch vor Ende des Winters — plötzlich dreinfuhr. Mit vier Legionen — den drei von Samarobriva und der des Fabius — erschien er unerwartet im Gebiet der Nervier, welche, da Caesar im Vorjahre die bei ihnen gestandene Legion zurückgenommen hatte, mit ihren Rüstungen am meisten freies Spiel gehabt hatten. Überrascht und vereinzelt unterwarfen sie sich schleunigst. Damit war die nördliche Gruppe der Insurgenten (Treverer, Nervier, Eburonen, Menapier etc.) durch Niederwerfung des zentralen Gebietes gesprengt, die noch intakten Stämme isoliert und auf sich selbst angewiesen. Rasch, wie er gekommen, führte Caesar die Legionen in die Winterquartiere zurück, um alsbald gegen die Südgruppe der Insurgenten einen analogen Schlag zu führen.

Caesars Vorstoß gegen die Senonen.

Nach Samarobriva war nämlich unterdessen der übliche Landtag einberufen worden. Alle Gaue hatten sich beteiligt, nur die Treverer, Senonen und Carnuten glänzten durch Abwesenheit. Diese Ignorierung ward schon seit dem Vorjahre stets als Kriegserklärung gegeben und genommen. Caesar verlegte den Landtag, um ihn unter den Augen zu behalten, nach Lutetia Parisiorum (Paris) und rückte mit den zur Hand befindlichen Streitkräften in Gewaltmärschen ins Gebiet der Senonen ein. Acco versuchte die bewaffnete Macht seines Gaues zu konzentrieren, allein Caesars Schnelligkeit vereitelte seine Absicht. Die Senonen baten um Frieden, desgleichen die Carnuten. Caesar, der keine Zeit verlieren wollte, nahm die Unterwerfung an, ließ Geiseln stellen und behielt sich die Untersuchung gegen die Rädelsführer für einen späteren Zeitpunkt vor.

Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse ward der Landtag in Lutetia rasch abgehalten und ein allgemeines Aufgebot an Reiterei angeordnet.

Vorbereitungen zum Rachezug gegen die Eburonen.

Durch diese raschen und unblutigen Vorstöße gegen die Insurrektionsgruppen war es in der Tat gelungen, jede beabsichtigte Offensive der Gallier im Keime zu ersticken. Nur die Treverer, die an den Germanen eine starke Stütze gefunden hatten, mochten sich noch mit aggressiven Plänen tragen; eine eigentliche Koalition gab es nicht mehr, und in stummer Resignation erwarteten die vereinzelten Gaue das Schicksal, das nunmehr Caesars Wille allein ihnen zu bestimmen hatte. Dieser aber hatte, seit er die Schreckensbotschaft von Aduatuca erfahren, Haar und Bart nicht geschoren, Trauerkleider angelegt und geschworen, nicht eher die Zeichen der Trauer abzulegen,

bis es ihm gelungen wäre, seine perfid niedergemetzelten Waffenbrüder zu rächen.

Jetzt hatte er die Hände frei.

Mit einer Gründlichkeit und Umsicht wurde der Rachezug vorbereitet und organisiert, als gälte es, nicht eine isolierte und so gut wie wehrlose Völkerschaft zu bekriegen, sondern einen welterschütternden Eroberungszug ins Werk zu setzen. Allein Caesar glaubte nicht genug tun zu können, um den verhängnisvollen Eindruck jenes Unglückstages durch ein entsprechendes Gegenstück wettzumachen. Ein Exempel wollte er statuieren, das den Galliern für ewige Zeiten die Lust benehmen sollte, sich solche Erfolge auch nur zu wünschen.

Bevor der Vernichtungsschlag gegen die Eburonen geführt wurde, sollten diese zunächst sorgsam isoliert werden. In Betracht kamen als offene oder stille Bundesgenossen der Todgeweihten nur noch die Treverer, Menapier und die freien Germanen. Um erstere in Schach zu halten, wurde Labienus auf drei Legionen verstärkt und in sein Lager auch der ganze schwere Train der Armee dirigiert, um die Beweglichkeit der Hauptmacht für die kommenden Streifzüge zu erhöhen. Mit dieser brach der Feldherr selbst*) gegen die Menapier auf. Diese hatten sich eigentlich noch nie faktisch unterworfen; in ihren ausgedehnten Sümpfen hatten sie sich stets jeder nachhaltigen feindlichen Einwirkung zu entziehen gewußt, und da sie sich sonst wenig bemerkbar machten, so hatte Caesar auf ihre hartnäckig gewahrte Selbständigkeit vorerst nicht weiter reagiert. Jetzt aber, wo die Vermutung nahelag, daß sie ihre vorzüglichen Schlupfwinkel den Eburonen zur Verfügung stellen würden, mußten auch sie, und zwar zuerst an die Reihe.

Zug gegen die Menapier.

In drei Kolonnen brach Caesar auf; die eine führte er selbst, die beiden andern M. Crassus und Fabius. Der Grenzfluß der Menapier, die Schelde, wurde von allen Kolonnen gleichzeitig auf Kriegsbrücken überschritten und nun begann ein kombiniertes Kesseltreiben. Nichts halfen den Menapiern ihre Sümpfe; sie wurden zusammengetrieben, ihre Wohnstätten verwüstet, und so mußten sie sich schließlich ergeben. Die wichtigste Bestimmung der Übergabe war, daß sie die Eburonen weder

*) b. g. VI, cap. 5. Es soll dort wohl heißen »septem« statt »quinque legionibus«; sonst wäre nicht einzusehen, wo die restierenden zwei geblieben wären, zumal Caesar nichts davon erwähnt. Zur Zeit des Rheinübergangs waren sie übrigens ganz gewiß beim Gros, da Caesar kaum, ohne die ganze Kraft vereinigt zu haben, einen Hauptschlag gegen die Sueben in deren eigenem Lande gesucht hätte.

aktiv noch passiv unterstützen durften. Ein Kavalleriekorps unter dem Atrebaten Commius blieb zur Überwachung der strikten Einhaltung dieser Bestimmung im Lande zurück. Die nunmehr wieder vereinigte Hauptmacht wendete sich, das Eburonenland westlich umgehend, ins Gebiet der Treverer.

Hier war unterdessen die Entscheidung bereits gefallen.

Kämpfe mit den Treverern.

Die Treverer, ermutigt durch ihr Bündnis mit den Sueben, hatten im Sinne gehabt, mit ihrem vereinigten Landsturm die Legion des Labienus zu überrumpeln. Als sie etwa noch zwei Märsche von jener entfernt waren, erfuhren sie das Eintreffen der beiden von Caesar gesandten Legionen. Auf das hin machten sie etwa einen Tagmarsch vor den Römern Halt, um in einer festen Position die Verstärkungen aus Germanien abzuwarten und dann erst zum Angriffe überzugehen. Labienus aber durchschaute sie und beschloß, sie noch vor ihrer Vereinigung mit den Germanen zur Schlacht zu veranlassen. Nachdem er fünf Kohorten mit allem Train im Lager zurückgelassen, rückte er mit 25 Kohorten gegen die feindliche Stellung vor und schlug vor derselben ein neues Lager. Noch zögerten beide Teile, die gegnerische feste Position anzugreifen; da trat Labienus, scheinbar entmutigt, den Rückzug an. Jetzt hielten die Treverer den Augenblick zum Handeln für gekommen und brachen zur Verfolgung auf. Das hatte Labienus gewollt. Sobald die Feinde ihre festen Linien verlassen hatten und ihm auf ungünstiges Terrain gefolgt waren, machte er kehrt und ging, die Kohorten in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln, zum Angriffe vor. Der ungleiche Kampf dauerte nicht lange; ein Wasserlauf, der die beiden Lager getrennt hatte und den die Treverer eben überschritten hatten, hemmte ihren Rückzug und machte die Niederlage zur Katastrophe. Wehrlos unterwarf sich das Land; der römerfreundliche und deshalb von seinen Landsleuten zum soundsovielten Male vertriebene Cingetorix wurde abermals zum Herrscher eingesetzt. Das germanische Hilfskontingent, das bereits den Rhein überschritten hatte, kehrte auf die Nachricht von diesen Ereignissen in die Heimat zurück.

Caesars zweiter Übergang über den Rhein.

Als Caesar im Gebiete der Treverer eintraf, war bereits alles vorüber. So wandte er sich denn mit der nunmehr vereinigten Armee gegen das dritte als Rückhalt für die Eburonen in Betracht kommende Volk, die Germanen

In Erinnerung an den mächtigen Eindruck, den sein erster Rheinübergang hervorgerufen, ging er etwas oberhalb der ersten

Übergangsstelle auf einer gleich konstruierten Brücke zum zweiten Male über den Strom.

Da Caesar Nachricht erhielt, daß die Sueben ihre Truppen konzentrierten, beschloß er, die günstige Gelegenheit zu benützen und es auf einen Hauptschlag ankommen zu lassen. Er ließ einen Platz an der suebischen Grenze als Stützpunkt für die weiteren Operationen befestigen, ordnete den Nachschub und ließ gleichzeitig durch die befreundeten Ubier die gegnerischen Maßnahmen aufklären.

Doch die Sueben hatten keine Lust, es mit dem Besieger des Ariovist und seiner seitdem noch bedeutend verstärkten Armee leichthin auf eine offene Schlacht ankommen zu lassen. Sie wichen bis an die äußersten Grenzen ihres Gebietes, bis an den Thüringerwald, zurück, wo sie in festen Stellungen die Römer erwarten wollten. Ihnen dahin zu folgen, konnte Caesars Absicht nicht sein. Er begnügte sich auch diesmal mit dem moralischen Effekt und ging nach 18tätigem Verweilen auf germanischem Boden über den Rhein zurück. Um den Eindruck noch zu verstärken, brach er die Brücke nicht, wie gelegentlich des ersten Überganges, ganz ab, sondern nur ein etwa 70 Meter langes Stück am rechten Ufer. Auf dem nunmehrigen freien Ende errichtete er einen 4 Stockwerke hohen Turm und außerdem am linken Ufer einen starken Brückenkopf. Als Brückenwache blieben 12 Kohorten unter C. Vocatius Tullus daselbst zurück.

Erster Zug gegen die Eburonen.

Jetzt endlich war alles zum Rachezuge vorbereitet. Da Caesar richtig voraussetzte, daß Ambiorix eine offene Feldschlacht mit dem vereinigten Römerheere nicht wagen, sondern die Eburonen anweisen würde, in den natürlichen Verstecken ihres Landes Zuflucht zu suchen, so lag ihm daran, den Angriff möglichst überraschend zu bewirken. Zu diesem Zwecke sandte er seine gesamte Kavallerie unter Befehl des L. Minucius Basilus quer durch die Ausläufer des Ardennenwaldes voraus. Basilus erhielt genaue Instruktion. Da es auf Überraschung in erster Linie ankam, hatte er nicht nur mit möglichster Beschleunigung zu marschieren, sondern auch alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit auf seinen Anmarsch hätte lenken können. Selbst das Feuermachen im Lager war untersagt.

Caesar selbst rückte mit den Legionen nach Aduatuca. Dort, in demselben Lager, von welchem aus Sabinus mit seinen Kohorten in den Tod marschiert war, ließ er, um für die bevorstehende Expedition die größtmögliche Bewegungsfreiheit sich

zu sichern, den gesamten Train, sowie alle Kranken unter dem Schutze der jüngst ausgehobenen XIV. Legion nebst 200 Reitern zurück. Als Kommandant blieb Q. Tullius Cicero da, derselbe, der im Vorjahre durch die streng defensiv durchgeführte Verteidigung seines Lagers Lorbeeren geerntet hatte. Auch diesmal war seine Aufgabe eine streng defensive; die Besatzung — eigentlich nur eine Trainbedeckung — war relativ schwach, überdies junge Mannschaft, und so war es nicht möglich, ohne Gefährdung des Gesamtzweckes auch nur einen Bruchteil der Kraft aus dem Lager zu detachieren. In diesem Sinne hatte Caesar ausdrücklich untersagt, Detachements zum Zwecke der Requisition auszusenden; dafür stellte er in sichere Aussicht, am siebenten Tage, an welchem die Verpflegsvorräte der Legion ergänzt werden mußten, selbst mit dem Gros der Armee zurückzukehren.

Die Armee teilte er in drei Kolonnen. Mit der einen rückte Labienus längst der Grenze der Menapier gegen den Ozean vor, die zweite führte Trebonius in den Südwestteil des Gaues; die letzte unter Caesars eigenem Kommando marschierte direkt gegen die Schelde, wohin angeblich Ambiorix, der beim Einfall des Basilus wie durch ein Wunder im letzten Momente sich salviert hatte, geflüchtet sein sollte. Nach sieben Tagen sollten alle Kolonnen wieder bei Aduatuca eintreffen.

Wie Caesar vorausgesehen, leisteten die Eburonen keinen Widerstand, sondern zerstreuten sich, ihr Hab und Gut preisgebend, in die entlegensten Verstecke ihres unwirtlichen Landes. Aber der totale Ruin des Volkes, das den Tag von Aduatuca auf dem Gewissen hatte, genügte dem rachedürstenden Römerfeldherrn nicht; die Eburonen sollten nicht nur ruiniert, sie sollten zum abschreckenden Beispiel für ganz Gallien vollends ausgerottet werden. Da Caesar jedoch aus verschiedenen Gründen es nicht für zweckmäßig hielt seine Truppen noch weiter zu zersplittern und mit ihnen die Flüchtlinge in ihre schwer zugänglichen Verstecke zu verfolgen, so griff er zu einer weiteren Maßregel. In einem Aufrufe an ganz Gallien wurden die Eburonen für vogelfrei erklärt und alle Stämme zu Raub- und Beutezügen in ihr Gebiet eingeladen. Mancher gallische Patriot mag mit Entrüstung eine derartige Zumutung ignoriert haben; immerhin fanden sich genug, die Folge leisteten und ungeheuere Scharen überschwemmten mit Mord und Brand das Land des schwergeprüften Volkes. Nur einem verschwindenden Bruchteil gelang es, gerade noch das nackte Leben zu retten; aber auch des

Ambiorix gelang es nicht habhaft zu werden, trotz der hohen Prämien, die der römische Prokonsul auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Der Überfall des Lagers bei Aduatuca durch die Sugambrer.

Indessen beschwor eben die letzterwähnte der Vernichtung der Eburonen geltende Maßregel auch eine schwere Krise für einen Teil der römischen Armee herauf. Die Kunde von den Vorgängen und dem von Caesar erlassenen Aufrufe war auch zu den freien Germanen gedrungen und eine kleine Schaar von etwa 2000 sugambrischen Reitern war über den Rhein gekommen, um sich einen Anteil an der Beute zu holen. Nachdem sie den Eburonen übel mitgespielt, ließen sie, die ja nicht aus Freundschaft für die Römer, sondern aus Abenteuerlust und Beutegier den Einfall unternommen, sich von gefangenen Eburonen bestimmen, die Teilung des römischen Heeres zu benützen und über die isolierte Legion bei Aduatuca herzufallen, wo in Gestalt des gesamten Trains der römischen Armee weit mehr Beute zu erhoffen war.

Es fehlte nicht viel und das blutgetränkte Feld von Aduatuca wäre zum zweiten Male der Schauplatz einer folgenschweren Katastrophe geworden. Cicero war trotz seines vorjährigen Erfolges nichts weniger als eine militärische Kapazität. Die Fähigkeit der richtigen Auffassung und Beurteilung der militärischen Lage ging dem würdigen Bruder des größten Maulhelden nicht nur seiner Zeit gänzlich ab. Dabei hatte er auch nicht die Gabe seinen Truppen zu imponieren seine Autorität war gleich Null. Als sich nun in den ersten Tagen kein Feind zeigte und die Soldaten sich bereits über die »Belagerung ohne Feind« lustig machten, und als endlich zu Beginn des siebenten Tages von Caesars Ankunft noch immer nichts verlautete, gab er den provokanten Sticheleien der Truppen nach und gestattete eine größere Requisition. 5 Kohorten, also gleich die halbe Besatzung, gingen zu diesem Zwecke — bezeichnenderweise ohne einheitliches Kommando — über die vorliegende Hügelkette in das nächste Tal. Ihnen schloß sich eine Abteilung von 300 eben genesenen Soldaten des Krankendetachements — meist alte erfahrene Krieger — unter Kommando des Ritters C. Trebonius an. Selbst die Offiziersdiener und Pferdewärter erhielten die Erlaubnis zum Verlassen des Lagers und folgten den Kohorten.

Und gerade in diesem Augenblicke führte der Zufallsteufel die sugambrischen Reiter herbei. Vollkommen überraschend — der Sicherungsdienst vor dem Lager scheint auch nicht sonderlich genau gehandhabt worden zu sein — warfen sie sich auf

die Porta decumana. Kaum gelang es der wachhabenden Kohorte das Tor zu halten. Im Lager herrschte die größte Bestürzung, alles verlor den Kopf, in erster Linie der Kommandant. Nur der aufopfernden Initiative einiger Centurionen gelang es für den ersten Augenblick das äußerste abzuwehren. Während aber die Germanen alsbald den richtigen Eindruck von der Schwäche und Verwirrung des Gegners empfingen und demzufolge ihre Anstrengungen verdoppelten, vermochten jene in ihrer Konfusion weder die geringe Zahl der Feinde als solche zu erkennen, noch ein einheitliches Vorgehen zu erzielen. Die unwillkürliche Erinnerung an das im Vorjahre am selben Orte Vorgefallene trug schließlich nicht unwesentlich dazu bei, jene Analogie wirklich ernstlich in Aussicht zu stellen.

Da erschienen plötzlich die auf Requisition ausgesandten Abteilungen auf dem nächsten Hügelkamm. Zuerst große Verblüffung beiderseits. Die Germanen in der Meinung, es sei die Tete des zurückkehrenden Hauptheeres, ließen sofort von der Bestürmung des Lagers ab; als sie jedoch die Schwäche der Anrückenden erkannten, gingen sie zum Angriff auf diese über.

Trotzdem die 5 Kohorten dem Gegner an Zahl mindestens gleichwertig waren, riß auch bei ihnen die größte Verwirrung ein. Der Mangel eines einheitlichen Kommandos machte sich schwer fühlbar. Die 300 alten Rekonvaleszenten bewahrten allein ihre Ruhe und Kaltblütigkeit. In dicht geschlossener Kolonne warfen sie sich auf den Feind, durchbrachen dessen Reihen und gelangten ohne Verluste ins Lager. Die Kohorten suchten sich erst auf den Höhen zu halten, dann aber kamen sie auf die Idee, auf einem Umwege das Lager gewinnen zu wollen. Sobald sie ihre dominierende Stellung verließen, wurden sie stürmisch angegriffen und furchtbar durcheinander gebracht. Der Tapferkeit und Umsicht einiger Centurionen gelang es, etwa 3 Kohorten unter Verlusten ins Lager zu bringen; die zwei übrigen wurden vernichtet.

Als hiedurch wenigstens die Besatzung des Lagers verstärkt war und endlich einigermaßen Ordnung in die Verteidigungsmaßnahmen gebracht werden konnte, gaben die Germanen die aussichtslose Bestürmung auf und gingen mit ihrer Beute über den Rhein zurück.

Immerhin hatte sich auf der alten Unglücksstätte abermals eine wenn auch geringere Katastrophe abgespielt; zudem eine, die leicht hätte vermieden werden können.

Noch in derselben Nacht traf die Kavallerie der Hauptarmee unter C. Volusenus in Aduatuca ein, am folgenden Tage

Caesar selbst. Cicero erhielt seine wohlverdiente Rüge, auf eine weitere selbständige Verwendung dieses nur aus politischen Gründen in Caesars Stab berufenen Legaten wurde für die Folge verzichtet.

Zweiter Zug gegen die Eburonen.

Nach Ergänzung der Verpflegsvorräte wurde noch einmal zur Durchstreifung des Eburonenlandes aufgebrochen; doch auch diesmal gelang es nicht, des Ambiorix habhaft zu werden.

Das Strafgericht zu Durocortorum.

Schließlich führte Caesar die ganze Armee nach Durocortorum, der Hauptstadt der Remer (Rheims), wohin er neuerdings einen gallischen Landtag einberufen hatte. Jetzt hielt er es auch an der Zeit, die im Frühjahre aus militärischen Gründen aufgeschobene Untersuchung gegen die noch lebenden Häupter der Verschwörung durchzuführen. Der Haupträdelsführer Acco wurde zum Tode verurteilt und streng nach römischer Sitte hingerichtet — eine furchtbare Dokumentierung des neuen Regimes, der faktisch bestehenden römischen Herrschaft. Einigen Mitverschworenen gelang es rechtzeitig zu entfliehen.

Winterquartiere

Nun rückten die Legionen in die Winterquartiere ab: 2 in das Gebiet der stets verdächtigen Treverer, 2 in das der Lingonen, das Gros, 6 Legionen, kam ins Gebiet der Senonen nach Agendicum (Sens).

Ergebnisse des Kriegsjahres 53 v. Chr.

Das Fiasko der Insurrektion.

Die erste wirkliche Insurrektion Galliens gegen die römische Herrschaft war niedergerungen. Es besteht ein geradezu tragischer Gegensatz zwischen Anfang und Ende dieses Freiheitskampfes. Groß, beinahe heldenhaft war sein Beginn, und mit einem alle Erwartungen übersteigenden Erfolge wurde er eröffnet. Fast schien es, als hätte Gallien wirklich seine Kraft gefunden und wäre im stande, den Welteroberern ebenbürtig die Stirne zu bieten. Mit äußerster Anspannung seines Könnens hatte Caesar gerade soviel erreicht, für einen Moment die Fortschritte der Rebellion zu hemmen und die totale Katastrophe der ganzen Armee hintanzuhalten. Noch stand die Revolution selbst unbesiegt da, als der Winter ihr Einhalt gebot. Aber in dem Momente, wo sie auch nur vorübergehend zur Untätigkeit verdammt war, sanken ihre Chancen rapid. Dem gallischen Charakter entsprach

das lange Zaudern nicht; was nicht im ersten Rausch der Begeisterung ausgeführt werden konnte, dafür erlosch nur zu bald Lust und Energie. Umsomehr kam die notwendige Pause Caesar zu statten. Sie ermöglichte es ihm, seine Streitkräfte zu verstärken und die Legionen so zu dislozieren, daß ihre Stellung allein genügte, jede Einheitlichkeit des Vorgehens der Feinde zu verhindern und damit die wichtigste Vorbedingung eines gallischen Erfolges außer Kombination zu bringen; sie begünstigte auch jene sichere und weitreichende Orientierung, welche die Möglichkeit einer abermaligen Überraschung vollkommen ausschloß; schließlich gab sie dem römischen Feldherrn die Initiative in die Hand, und diese schärfste aller Waffen ließ sich Caesar nicht wieder entwinden. So geschah es denn, daß die von langer Hand vorbereitete Insurrektion im zweiten Jahre eigentlich gar nicht zum Ausbruche kam. Durch die initiativen Vorstöße Caesars gegen die beiden Rebellionszentren wurden alle Versuche zur Erhebung im Keime erstickt und in wehrloser Resignation mußten die gallischen Völkerschaften das Strafgericht der Römer über sich ergehen lassen; ein solches, keinen eigentlichen Krieg bilden die Operationen dieses Jahres.

Der Rheinübergang.

Eine bemerkenswerte Rolle spielen in diesem Kriegsjahre wieder die Germanen. Weniger gilt dies von dem kühnen Überfalle der Sugambrer, dessen durch viel Glück begünstigter Erfolg — die Vernichtung zweier römischer Kohorten — von den Römern selbst mehr als eine heilsame Lehre denn als schwerer Schicksalsschlag empfunden wurde; weit interessanter ist das Ereignis des zweiten Rheinüberganges.

Ziemlich allgemein hat man daraus gefolgert, daß Caesar mit diesem zweiten Übergange tatsächlich die Absicht einer wirklichen Unterwerfung Germaniens dokumentiert hat. Der unbefangene Forscher wird sich jedoch dieser Ansicht nicht anschließen können.

Aus dem einheitlichen Bilde aller Handlungen und Andeutungen, die Caesars Geschichte und seine eigenen Aufzeichnungen uns bieten, geht mit überwältigender Klarheit hervor, daß Caesar nichts weniger beabsichtigte, als das Gebiet des Reiches nach Möglichkeit zu erweitern. Was ihm vielmehr vorschwebte, war, dem bereits fast über seine Kräfte angewachsenen Reichskoloß militärisch und kulturell sichere Grenzen zu geben; der Durchführung der inneren Homogenität mußte die äußerliche Arrondierung notwendig vorangehen. Klar spricht sich die Absicht Caesars aus, Rhein und Donau als natür-

liche Grenzen des Reiches zu wählen; die beiden Ströme bildeten militärisch den denkbar besten Grenzwall und durch die Unterwerfung und Kultivierung Galliens und der Alpenländer ward den nordischen Kulturfeinden die Basis zum Angriffe auf das italische Kulturzentrum entzogen. Germanien aber lag in diesem Sinne bereits unzweifelhaft außerhalb dieser Grenzen; seine Eroberung, auch wenn sie gelungen wäre, hätte für das Reich nicht einen Gewinn, sondern die Schaffung eines schwachen Punktes bedeutet. Zudem war, wie bereits wiederholt betont, der Versuch einer Unterwerfung dieses Landes, so lange Gallien keine absolut sichere Basis bot, schon rein militärisch genommen ein Unding und wenn Caesar sich eben nicht in weitgehende Unternehmungen am rechten Rheinufer einließ, so zeigt dies gerade, wie richtig er die Situation beurteilte und wie rückhaltlos er der einmal als richtig erkannten Meinung folgte. Und es ist nicht einmal so leicht, mitten im Erfolge den Punkt klar und sicher wahrzunehmen, wo der Erfolg kulminiert hat, und ohne Schaden der eigenen Initiative Einhalt zu tun; Caesars größter Vorgänger wie sein genialster Nachfolger bieten uns augenscheinliche Beispiele für die Wahrheit dieses Axioms. Darum ist es ganz falsch, Caesars Rheinübergänge als mißglückte Versuche einer Unterwerfung Germaniens aufzufassen. Caesar hat mehr als einmal mehr gewagt, als eine Expedition an den Thüringerwald gewesen wäre; nicht weil ihm eine solche zu gewagt erschien, sondern weil sie für seine Zwecke nicht notwendig war, hat er sie unterlassen. Ohne Bedenken hat Caesar die Germanen angegriffen, so oft sie innerhalb seiner Machtsphäre ihm entgegentraten; Ariovists bis dahin unbezwingliche Scharen, die Usipeten und Tencterer hatten dies erfahren müssen. Nun galt es noch, die Sicherung der dem Originalplane gemäß endlich erreichten Rheingrenze zu bewirken; diese ihrer Natur nach defensive Aufgabe offensiv zu führen entsprach ebenso durchaus der initiativen Natur Caesars, wie es in seiner genial-nüchternen Beurteilungsgabe begründet war diese Offensive nicht weiter zu treiben, als ihr defensiver Zweck erheischte. In diesem Sinne können und müssen Caesars Rheinübergänge angesehen werden, denn nur in diesem Sinne reihen sie sich harmonisch und ohne Widerspruch in das Gesamtbild der Tätigkeit dieses Mannes ein, als dessen hervorragendstes Charakteristikon sein größter Biograph eben die vollste Harmonie seines Wesens wie seiner Taten klargelegt hat.

Die Winterquartiere nach dem Feldzuge entsprachen der Situation. Die Revolution des Nordens war niedergeworfen, ihre fähigsten Häupter aus dem Wege geräumt. Die Völkerschaften Belgiens waren derart geschwächt, daß ein neuerlicher wirksamer Aufstand hier wirklich nicht mehr zu befürchten stand. Dagegen hatten in den letzten beiden Jahren die früher stets ruhigen und daher in ihrer Wehrkraft noch ungeschmälerten Gaue des zentralen Galliens bedenkliche Symptome gezeigt; ihnen mußte die Aufmerksamkeit zunächst zugewendet werden. So kam die Hauptkraft der Legionen in das Gebiet der Senonen, welche sich bereits arg kompromittiert hatten und die führende Rolle in Mittelgallien spielten, wenigstens dann, wenn es gegen die Römer ging; es durfte auch nicht außer acht gelassen werden, daß gerade in diesem Gaue die Erbitterung infolge der Hinrichtung Accos am tiefsten sein mußte. — Eine weitere Gruppe hielt das militärisch wichtige Plateau de Langres. Eine dritte endlich stand im Gebiete der Treverer, wohl weniger als Schutzwehr gegen diese allerdings höchst unzuverlässige, aber immerhin bereits hinreichend gedemütigte Völkerschaft, als vielmehr als ein vorgeschobener Posten gegen die Germanen. Die Winterquartiere.

Eine neuerliche Erhebung im großen Stile war nach dem kläglichen Ende des ersten Versuches nach menschlichem Ermessen nicht zu erwarten, und beruhigt ging Caesar nach zweijähriger Abwesenheit wieder nach Oberitalien, um die Zivilangelegenheiten abzuwickeln.

Siebentes Kriegsjahr (52 v. Chr.).

X.

Beilage 14.

Der Freiheitskampf des Vercingetorix.

Nach dem kläglichen Fiasko des ersten Freiheitskampfes, unter dem Eindrucke des furchtbaren Schicksals, das die Anstifter desselben zu erdulden hatten, mußte Gallien allerdings definitiv unterworfen scheinen. Allein noch war die zähe Lebenskraft des wilden Naturvolkes nicht gebrochen, die Freiheitsliebe in den Herzen der Patrioten nicht erloschen; noch einmal flammte die latente Reaktion gegen die Fremdherrschaft auf zu einem verheerenden Brande, und jetzt endlich trat zum ersten Male ein Mann an die Spitze, der es verstand, die zersplitterte Kraft der Nation in seiner Hand zu konzentrieren, die bisher scheinbar unverbesserlich partikularistischen Stämme ganz Galliens zum gemeinsamen Kampfe für die gemeinsame Freiheit zu vereinen; ein Mann, der für Rom leicht hätte ein zweiter Hannibal werden können, wäre ihm nicht gleich von Anfang an ein Caesar gegenübergestanden.

Dieser Mann war Vercingetorix.

Veranlassung und Vorbereitungen.

Als Caesar im Spätherbste das knirschend zu seinen Füßen liegende Land verlassen hatte, um sich über die Alpen zu begeben, dachte wohl auch in Gallien niemand ernstlich an die Erneuerung des Kampfes. Schon war der Winter vorgeschritten, da begannen plötzlich vielsagende Gerüchte sich durch das Land zu verbreiten. Eine unbestimmte, vielfach übertriebene Kunde von den politischen Wirren in Rom*) war über die Alpen ge-

*) Die Ermordung des Clodius durch Milo und die damit verbundene momentane Anarchie, die erst mittels Waffenaufgebotes durch Pompejus einigermaßen eingedämmt werden konnte.

drungen und bald hieß es, Caesar werde durch diese Vorgänge in der Hauptstadt festgehalten und könne im kommenden Jahre nicht nach Gallien gehen.*) So groß war damals die Macht seines Namens allein, daß die Gallier in seiner Abwesenheit die Legionen nicht fürchten zu müssen glaubten; es schien, als biete sich in letzter Stunde endlich eine Gelegenheit, die ganze römische Armee in Abwesenheit des gefürchteten Feldherrn gleich den Kohorten des Sabinus vernichten zu können.

In geheimen Zusammenkünften bevollmächtigter Häuptlinge wurde der Plan besprochen. Die größte Schwierigkeit bot die Frage, welcher Gau diesmal die Feindseligkeiten eröffnen und damit gewissermaßen die Verantwortung auf sich nehmen sollte. Schließlich erboten sich die Carnuten freiwillig zu dieser Aufgabe. Auf die vereinten Fahnen wurde der Bundeseid geleistet, den opfermutigen Stamm im Augenblicke der Gefahr nicht im Stiche zu lassen.

Beginn der Feindseligkeiten.

Noch im Jänner begannen die Carnuten den Kampf. Sie überfielen das kleine römische Detachement in Genabum (Gien an der Loire)**), welches dort zum Schutze der wichtigen Loirebrücke und bedeutender Magazine stand, töteten den Intendanten C. Fufius Cita, machten die ganze Besatzung nieder und ermordeten auch die dort weilenden römischen Kaufleute. Auf die mittels eines vorbereiteten Signalsystems mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete Nachricht von diesem Ereignisse erhoben sich die meisten Stämme am linken Ufer der Loire. Im Lande der Arverner (Auvergne) trat jetzt der noch junge, aber hochbegabte und hochangesehene Vercingetorix an die Spitze seines Stammes.

Zwar wurde er von der Majorität der Stadtvertretung seiner Hauptstadt Gergovia, die vom Kriege nichts wissen wollte, aus den Mauern verwiesen, doch trat das Landvolk begeistert auf seine Seite. Er nahm Gergovia im Sturm, ließ sich zum König ausrufen und rief zugleich ganz Gallien zum Freiheitskampfe auf. Seine gewaltige Individualität wirkte Wunder; begeistert folgten alle, die überhaupt den Aufstand im Sinne gehabt, seiner Fahne, rückhaltlos wurde seine Führerschaft anerkannt. So ziemlich das ganze mittlere und südliche Gallien stand mit einem

*) Caesar war gar nicht in Rom, da es dem Prokonsul gesetzlich verwehrt war, vor Ablauf seiner Amtstätigkeit die Grenze seiner Provinz zu überschreiten.

**) Siehe Anhang, pag. 509.

Schlage unter Waffen; in Belgien gärte es bedenklich; nur die östlichen Gaue blieben einstweilen noch den Römern treu.

Vercingetorix' nächste Aufgabe war es, den so glücklich entzündeten Aufstand zu organisieren. Durch rücksichtsloseste Energie brachte er in kürzester Zeit bei Gergovia ein ansehnliches Heer zusammen, dessen Organisation er so weit als möglich nach römischem Muster durchführte. Qualitativ und vorläufig wohl auch quantitativ waren diese Truppen mit den Legionen nicht in einem Atem zu nennen, dessen war sich Vercingetorix vollauf bewußt; er wollte sie darum auch erst in kleinen Unternehmungen stählen und sich in die Hand arbeiten. Bis dahin mußte das Schwergewicht der Armee in der Kavallerie liegen, die allerdings der römischen weit überlegen war, umsomehr als Caesar nach dem Abfalle der meisten gallischen Gaue auf nur sehr spärliche Kontingente an Hilfsreiterei rechnen konnte.

Keinen Augenblick verlor der gallische Feldherr, um seinen mit genialer Großzügigkeit konzepierten Plan ins Werk zu setzen. Der Hauptschlag sollte gegen die Legionen geführt werden, ehe Caesar zu ihnen gelangen, ehe sie sich vereinigen konnten. Um sich den Rücken zu decken, ließ er seinen Unterfeldherrn Lucterius gegen die Westseite der Provinz, in der gerade eine Aushebung im Gange war, vorgehen; von der Nord- und Ostfront derselben glaubte er im Vertrauen auf die tief verschneite Kette der Cevennen nichts befürchten zu müssen. Er selbst brach mit der Hauptkraft nach Norden auf und zwang zunächst die scheinbar noch unschlüssigen Biturigen, welche, um für alle Fälle den Schein zu wahren, sogar die Hilfe der Häduer gegen ihn angerufen hatten, durch sein bloßes Erscheinen zum Anschlusse.

Jetzt aber trat eine unerwartete Wendung ein.

Caesars Demonstration über die Cevennen und die Vereinigung der Armee.

Überraschend für Freund und Feind war Caesar auf die erste Kunde von diesen Ereignissen in der Provinz erschienen. Keinen Augenblick verkannte er den Ernst der Lage. Er stand vor der Alternative, entweder die in äußerster Gefahr schwebenden Legionen preiszugeben und mit neu ausgehobenen Truppen von der Provinz aus den Krieg zu beginnen, oder aber mit höchster Gefährdung seiner eigenen Person quer durch das insurgierte Land zu seinen Legionen zu eilen, diese zu vereinigen und damit die Hauptabsicht des Feindes zu durchkreuzen. Zu langem Überlegen war weder Zeit, noch entsprach

dies Caesars Naturell; unverzüglich entschloß er sich für die zweite Alternative.

Um aber überhaupt noch rechtzeitig bei den Legionen eintreffen zu können, mußte zunächst der Vormarsch des Vercingetorix verzögert werden. In fliegender Eile begab sich Caesar nach Narbo, der Hauptstadt der Provinz, die bereits durch Lucterius ernstlich bedroht war. Durch ein System von Defensivstellungen wurde dessen Vormarsch einstweilen gehemmt. Unterdessen vereinigte Caesar im Gebiete der Helvier (am Osthange der Cevennen) ein aus den neuausgehobenen Truppen bestehendes Korps nebst einiger Reiterei und überschritt mit diesem trotz des stellenweise vier Fuß hohen Schnees unter unsäglichen Mühen und Strapazen die Cevennen, auf diese Weise unerwartet im Gebiete der Arverner, dem Herde des Aufstandes, erscheinend, welches er, um den Eindruck zu erhöhen, durch Kavallerie nach allen Richtungen durchstreifen ließ.

Die Wirkung blieb nicht aus. Vercingetorix, der für seine Hauptstadt Gergovia fürchtete, wo große Magazine sowie die Geiseln sämtlicher alliierter Stämme sich befanden, kehrte schleunigst um und eilte zur Deckung seiner Basis herbei.

Mehr hatte Caesar nicht gewollt. Nach nur zweitägigem Aufenthalte im Arvernerlande übergab er das Kommando an D. Brutus; und selbst diesen der Sicherheit wegen über seine weiteren Absichten im unklaren lassend eilte er persönlich mit größter Beschleunigung nach Vienna (Vienne), wohin er ein kleines Kavalleriedetachement disponiert hatte. An der Spitze desselben ritt er, Tag und Nacht zu Pferde, nach dem Gebiete der Lingonen, wo die nächsten zwei Legionen lagen. Der tollkühne Ritt gelang. Ehe die Gallier etwas von der Anwesenheit des gefürchteten Feldherrn erfuhren, hatte er ihr Gebiet durchstürmt. Aus dem Winterlager im Lingonenlande sandte er unverzüglich den übrigen Legionen seine Befehle zu: wenige Tage später stand die ganze Armee bei Agendicum vereinigt.

Jetzt stand der Feldherr wieder an der Spitze seiner gesamten Armee; die Hauptabsicht der Gallier war durchkreuzt, die unheilvollste Krise durch das beispiellos kühne, rasche und energische Vorgehen Caesars glücklich überwunden.

Vercingetorix erfuhr bald, was vorgegangen war. Er sah seinen Plan gescheitert; aber er war nicht der Mann, auf Grund der ersten Enttäuschung das einmal ergriffene Schwert aus der Hand zu legen. Er kehrte also abermals um und rückte Caesar entgegen.

Der gallische Feldherr fühlte wohl, daß seine Armee der Aufgabe, mit Caesars Legionen sich zu messen, derzeit noch nicht gewachsen war. Es lag in seiner Absicht, ihre Qualität erst durch kleinere, leichtere, aber erfolgversprechende Unternehmungen so weit als möglich zu heben. Ein willkommenes Objekt für die erste derartige Unternehmung boten ihm die Bojer, jener kleine mit den Helvetiern eingefallene germanische Volksstamm, den Caesar seinerzeit nach der Schlacht bei Bibracte an der Mündung des Allier in die Loire angesiedelt und der in der Folge mit unverbrüchlicher Treue zu den Römern hielt. Diesen kleinen Stamm hoffte Vercingetorix mühelos zu unterdrücken und dadurch überdies auf die noch römertreuen Gaue Ostgalliens eine wirksame Pression auszuüben. Er rückte ins bojische Gebiet ein und belagerte die Hauptstadt Gergobina.

Caesars Offensive.

Als Caesar die Armee bei Agendicum vereinigt hatte, war es noch tiefer Winter. Der römische Prokonsul gedachte nun, den Truppen hier so lange Ruhe zu gönnen, bis die Jahreszeit den Beginn der Operationen erleichtern würde; es war auch nicht unwahrscheinlich, daß die Revolution nach dem Entgange ihrer besten Chance im Sande verlaufen würde. Da kam die ziemlich überraschende Nachricht vom neuerlichen Vormarsche des Vercingetorix und seinem Angriffe auf die Bojer. Caesar erkannte den Plan des Galliers und ermaß sehr wohl dessen mögliche Folgen; die Bojer durften um keinen Preis im Stiche gelassen werden. Nachdem er seine infolge des Aufstandes bedenklich restringierte Kavallerie durch germanische Söldner ergänzt und deren kleine und wenig brauchbare Pferde durch gallische und selbst römische Offizierspferde ersetzt, übertrug er den Häduern die Sorge für den Nachschub und brach nach Zurücklassung des schweren Trains unter dem Schutze zweier Legionen zu Agendicum noch im Winter gegen die Loire auf.

Einnahme von Vellaunodunum;

Die Senonenstadt Vellaunodunum schloß ihm die Tore. Da er unter den schwierigen Nachschubverhältnissen seine Etappenlinie unter allen Umständen frei und sicher haben wollte, mußte er zur Belagerung schreiten. Nach drei Tagen kapitulierte die Stadt. Die Leitung der Übergabe dem Legaten Trebonius

von Genabum;

überlassend, rückte Caesar ungesäumt nach Genabum vor, welche Festung der Carnuten zugleich den Übergang über die Loire deckte. Spät am Nachmittage traf die römische Armee vor der Stadt ein. Caesar ließ zwei Legionen in Bereitschaft unter den Waffen stehen und durch seine Aufklärer die hinter

der Stadt gelegene Brücke scharf beobachten. Gegen Mitternacht versuchte die Besatzung den Platz zu räumen und sich unbemerkt über die Loire zu salvieren. Hievon rechtzeitig unterrichtet, erstürmte Caesar im Momente der Räumung mit den beiden Legionen der Bereitschaft Stadt und Brücke und nahm die ganze Besatzung gefangen. Die Stadt, deren Bevölkerung die Feindseligkeiten begonnen, erfuhr das Schicksal, das sie erwarten mußte. Sie wurde geplündert und in Brand gesteckt, die Gefangenen den Soldaten als Sklaven geschenkt.

Noch am selben Tage führte Caesar das Heer über die Loire ins Gebiet der Biturigen.

Unterdessen hatte Vercingetorix auf die Nachricht von Caesars Offensive die Belagerung des tapfer verteidigten Gergobina aufgehoben und war den Römern entgegengerückt. Seine vorgeschobene Reiterei traf auf die römische Armee bei der Biturigenstadt Noviodunum (Sancerre), deren Besatzung mit Caesar eben wegen der Übergabe verhandelte. Vor den Mauern der Stadt, die bei Vercingetorix' Erscheinen sofort alle Verhandlungen abbrach, kam es zur Reiterschlacht. Schon war die römische Kavallerie im Weichen, als Caesars 400 germanische Reiter durch ihre vehemente Attacke die Gallier auf ihr Fußvolk zurückwarfen. Erschrocken kapitulierte die Festung; Vercingetorix aber wich einer Entscheidungsschlacht aus und zog sich Schritt für Schritt vor dem römischen Heere zurück.

von Noviodunum.

Sein Plan war gefaßt: eine Hauptschlacht, deren Entscheidung bei der Infanterie lag, hatte er längst als aussichtslos erkannt; dagegen entgingen ihm die Schwierigkeiten nicht, welchen die römische Armee bei ihrer Vorrückung durch das insurgierte Land in der höchst unwirtlichen, jede Requisition und Fouragierung ausschließenden Jahreszeit entgegenging. Selbst mit allem reichlich versehen, von der Landbevölkerung nach Kräften unterstützt, mußte es ihm ein leichtes sein, durch seine überlegene Kavallerie den Römern jede Zufuhr nachdrücklichst zu erschweren und hiedurch ihre Offensive empfindlich zu lähmen. Daher ging sein Hauptbestreben auch immerfort auf Verstärkung der Reiterei und der leicht beweglichen Bogenschützen. Die schwere Schlachteninfanterie, deren allzugroße Massen seine eigene Beweglichkeit beeinträchtigt hätten, ohne daß er es wagen durfte von ihr Gebrauch zu machen, reduzierte er, unterließ aber nichts, um auch diese Truppen durch unermüdliche Schulung und unerbittliche Strenge den Legionen nach Kräften ebenbürtig zu machen.

Neuer Plan des Vercingetorix.

In seiner rücksichtslosen Energie schreckte er auch vor den extremsten Mitteln nicht zurück. Da die Römer auf ihrer Vorrückung, wenn auch nicht im offenen Lande, so doch in den Städten immer wieder einige Vorräte fanden, so ließ er alle im Bereiche ihres Vormarsches liegenden Ortschaften in Flammen aufgehen. Die Bituriger allein opferten auf sein Geheiß an einem einzigen Tage über zwanzig ihrer blühendsten Plätze. Nur ihre Hauptstadt Avaricum (Bourges), eine der größten, reichsten und zugleich stärksten Städte ganz Galliens, mochten sie nicht demselben Schicksal weihen. Nur widerstrebend gab Vercingetorix die Erlaubnis zu ihrer Verteidigung.

Die Belagerung von Avaricum.

Avaricum lag auf der äußersten Spitze einer schmalen Landzunge, die beiderseits von zwei stark versumpften Flüssen (Auron und Yèvre) eingeschlossen war. Nur an einer einzigen Stelle, der Basis der Landzunge, befand sich ein schmaler, aber aufs stärkste befestigter Zugang.

Als Caesar vor Avaricum eintraf, erkannte er alsbald, daß eine vollständige Einschließung mit Rücksicht auf die ausgedehnten Sumpfgebiete der Umgegend nicht durchführbar war. Er entschied sich für den belagerungsmäßigen Angriff, schlug zu diesem Zwecke südlich der Stadt, dem vorerwähnten schmalen Eingange gegenüber, das Lager und begann ungesäumt mit den Vorbereitungen zur Eröffnung der Belagerung.

Vercingetorix war unterdessen vorsichtig gefolgt und hatte zirka 24 Kilometer von Avaricum in geschützter Stellung das Lager aufgeschlagen, durch einen wohl organisierten Patrouillen- und Signaldienst eine stete Verbindung mit der Stadt hergestellt und fuhr fort, durch weite Streifungen seiner Kavallerie den Römern ihre Verpflegsvorsorgen derart zu erschweren, daß sie bald ernstlich Mangel zu leiden begannen, umsomehr als die Lieferung des Nachschubs seitens der Häduer mit verdächtiger Lässigkeit betrieben wurde, während die im Dienste der Römer allerdings überaus eifrigen Bojer die geringen Hilfsmittel ihres kleinen Ländchens bald erschöpft hatten. Trotz der schweren Entbehrungen, die in der unwirtlichen Jahreszeit — Ende Februar — doppelt fühlbar waren, harrten die Legionen bewunderungswürdig aus. Dennoch glaubte Caesar begreiflicherweise keine Gelegenheit vorübergehen lassen zu dürfen, um durch möglichst baldige Herbeiführung der Entscheidung die unerquickliche Situation abzukürzen.

Eine solche Gelegenheit schien sich bieten zu wollen, als Caesar eines Tages durch Gefangene erfuhr, daß Vercingetorix sein Lager aus Futtermangel aufgelassen und mit seiner Infanterie näher an die Stadt herangerückt war, gleichzeitig aber sich mit seiner ganzen Reiterei und den leichten Kontingenten weit abseits der neuen Stellung an einem Orte, wo er für den folgenden Tag eine Requisition der Römer vermutete, in den Hinterhalt gelegt hätte. Dies schien dem römischen Feldherrn eine gute Gelegenheit, die führerlose gallische Infanterie überraschend anzugreifen und zu schlagen. Um Mitternacht brach er auf und stand mit Tagesanbruch den Galliern gegenüber. Allein die Verhältnisse erwiesen sich an Ort und Stelle als weit ungünstiger, als er erwartet hatte. Die gallische Stellung lag nahezu unangreifbar an einem Hange; vor dessen Fuße zog sich eine schmale Sumpflinie, deren wenige praktikable Übergänge durch vorgeschobene Detachements stark befestigt waren und jeden Angriffsversuch als überaus gewagt und opfervoll erscheinen ließen, so daß Caesar sich schließlich entschloß — — entgegen der übergroßen Kampflust und Erbitterung der Legionare seiner besseren Einsicht folgend — unverrichteter Dinge wieder abzuziehen.

Als bald nach seinem Abzuge Vercingetorix mit der Reiterei — ebenfalls unverrichteter Dinge — im Lager eintraf, erhob der nie ganz erloschene Partikularismus der Gallier gegen ihn den Vorwurf des Verrates. Doch war es ihm ein Leichtes, unter Hinweis auf den kläglichen Rückzug der Römer sich nicht nur glänzend zu rechtfertigen, sondern seine Stellung im Gegenteil zu festigen. Sodann warf er 10.000 aus allen Kontingenten entnommene auserlesene Kämpfer in die Stadt, um die Biturigen in der Verteidigung zu unterstützen.

Indessen schritten die Belagerungsarbeiten der Römer unermüdlich fort. Unter dem Schutze der Laufhallen und Geschützbatterien wurde ein gewaltiger Angriffsdamm in einer Front von 330 Fuß (zirka 100 Meter) und an der tiefsten Stelle, einer Terrainfalte vor der Stadtmauer, 80 Fuß (24 Meter) Höhe, beiderseits von je einem mächtigen Turme flankiert, gegen die Stadt vorgetrieben. Doch die Gallier verstanden sich vortrefflich auf die Verteidigung und entfalteten in der offensiven Bekämpfung der Angriffsarbeiten eine ungeahnte Fertigkeit. Ihr erfolgreichstes Kampfmittel waren Minengänge, in deren Anlage sie infolge der zahlreichen Bergwerke des Landes große Routine besaßen. Als trotz aller Schwierigkeiten am 25. Tage der Belagerung

der Damm bis hart an die Stadtmauer vorgetrieben war und die Entscheidung unmittelbar bevorstehend schien, gelang es den Belagerten, in der Nacht durch einen solchen Minengang den Damm von innen in Brand zu stecken. Gleichzeitig erfolgte aus zwei Toren ein vehementer Ausfall.

Nur mit äußerster Anstrengung gelang es den zwei Legionen der Bereitschaft, die beiden durch das Feuer und den Ausfall gleichzeitig bedrohten Türme nach rückwärts in Sicherheit zu bringen und durch Einreißen des mit so viel Mühe erbauten Dammes den Brand zu lokalisieren. Erst als die übrigen rasch alarmierten Legionen am Kampfplatze erschienen, gelang es unter tätiger Mitwirkung der Belagerungsgeschütze den mit verzweifelter Anstrengung durchgeführten Ausfall nach mehrstündigem hartem Kampfe abzuschlagen.

Am folgenden Tage ließ Vercingetorix, dem die Verteidigung von Avaricum ohnehin nie sympathisch gewesen, der Besatzung den Befehl zugehen, in der Stille der Nacht auf einem geheimen Wege die Stadt zu verlassen. Die Gallier machten sich alsogleich bereit dem Befehle nachzukommen, doch damit waren die Weiber, die nicht wehrlos in die Hände der Römer fallen wollten, nicht einverstanden. Da die Krieger auf ihre Bitten nicht reagierten, griffen die Weiber zum äußersten und verrieten den ganzen Plan an die Römer, worauf die Gallier wohl oder übel ihre Absicht aufgeben mußten.

Am nächsten Tage, dem siebenundzwanzigsten der Belagerung, erhob sich ein gräßliches Unwetter, das geeignet schien bei Freund und Feind jede Operationsfähigkeit zu lähmen. Während aber die Gallier wirklich im Dienste nachließen und gegen die Wut des Wolkenbruches Schutz suchten, alarmierte Caesar in aller Stille die Legionen und überrumpelte in plötzlichem Angriffe die Stadtmauer. Als die Gallier diese verloren sahen, machten sie sich auf ein Handgemenge in den Gassen und Plätzen gefaßt; doch Caesar ließ seine Legionen erst auf der Mauer sich ausbreiten und diese ringsherum besetzen, bevor er zum konzentrischen Angriffe gegen die im Innern der Stadt zusammengedrängten Verteidiger vorging. Auf diese Weise gelang es nur einem geringen Teile der Besatzung, zu Vercingetorix zu entkommen. Dieser ließ die Flüchtigen, um einen ungünstigen Eindruck auf seine Truppen zu vermeiden, in kleine Abteilungen geteilt bei Nacht zu ihren Stammkontingenten einrücken. Der weitaus größte Teil der Verteidiger wurde im wütenden Handgemenge, währenddessen die erbitterten Le-

gionare auch Weiber und Kinder nicht verschonten, niedergemetzelt.

Vercingetorix wußte den Fall von Avaricum zur Stärkung seiner Autorität auszunützen, indem er darauf hinwies, daß die Verteidigung der Stadt gegen seinen Rat unternommen worden war. Zugleich verstärkte er durch weitere Zuzüge seine Streitmacht; insbesonders erwünscht kam ihm ein starkes und erstklassiges Reiterkontingent aus Aquitanien, das ihm der greise Nitiobrigenfürst Teutomatus zuführte. Er sparte weder Zeit noch Mühe, um die Armee fortgesetzt nach römischem Muster einzuexerzieren und in der Lagerarbeit zu schulen und bereitete sich vor, auch weiterhin seiner bisherigen Taktik, durch Beziehen unangreifbarer Stellungen und Ausnützung seiner überlegenen Reitermassen die Operationen der Römer ohne Entscheidungsschlacht zu lähmen, treu zu bleiben.

Der Landtag von Decetia und die Trennung der Armee.

Caesar hätte nach dem unter so schwierigen Umständen errungenen Erfolge am liebsten sofort die Offensive fortgesetzt. Jedoch die totale Erschöpfung der aufs äußerste abgearbeiteten Truppen zwang ihn mehrere Tage in Avaricum zu rasten, um die Armee mittels der großen daselbst vorgefundenen Vorräte einigermaßen zu restaurieren. Als er endlich im Begriffe stand aufzubrechen, kamen höchst ungelegenerweise unerfreuliche Nachrichten von seinem Schmerzenskinde, dem Volke der Häduer. Diese hatten sich schon während der bisherigen Ereignisse ziemlich zweideutig benommen. Es war nur zu augenscheinlich, daß sie, obwohl offiziell noch den Römern treu, doch sorglichst darauf bedacht waren, es mit Vercingetorix nicht zu verderben. Jetzt riefen sie die Entscheidung des Prokonsuls zur Schlichtung innerer Streitigkeiten an und es lag förmlich auf der Hand, daß damit nichts anderes bezweckt war als durch Verzögerung der römischen Offensive Vercingetorix einen Gefallen zu tun. Nichtsdestoweniger ging Caesar um des lieben Friedens willen auf ihre Marotte ein und berief einen Landtag des Gaues in die Grenzstadt Decetia (auf einer Loireinsel, heute Decise), wohin er mit seiner ganzen Armee aufbrach, um bei dieser Gelegenheit wenigstens durch eine entsprechende Machtentfaltung eine deutliche Pression auf die Wankelmütigen auszuüben.

Nachdem er die Streitigkeiten geschlichtet, den Häduern die Stellung ihres gesamten Reiterkontingentes, sowie von 10.000 Mann Fußvolk und Nachschubslieferungen aufgetragen hatte und

endlich zum Vormarsch bereit war, kamen neue Meldungen vom Aufstande der Gaue an der mittleren und unteren Seine. Da hiedurch Caesars Operationen im Rücken bedroht waren und insbesondere der Hauptbasispunkt Agendicum gefährdet schien, entschloß sich der Prokonsul, hier gleichfalls offensiv vorzugehen. Zu diesem Zwecke teilte er seine Armee. Labienus erhielt Befehl, mit 2 Legionen nach Agendicum zurückzugehen, die dort liegenden 2 Legionen an sich zu ziehen und mit allen 4 Legionen gegen die Seine-Gaue die Offensive zu ergreifen. Mit den übrigen 6 Legionen wandte sich Caesar selbst endlich gegen den Herd der Empörung, das Land der Arverner.

Übergang über den Elaver.

Als Caesar am Flusse Elaver (Allier) anlangte, fand er diesen durch Regengüsse angeschwollen und vollends unpassierbar, zugleich alle Brücken durch die Gallier abgebrochen. Vercingetorix hielt das linke Ufer besetzt, beobachtete durch vorgeschobene Posten alle Bewegungen der Römer und hinderte jeden Versuch, eine Brücke zu schlagen.

Nachdem Caesar mehrere Tage flußaufwärts gezogen war, ohne, da Vercingetorix jeder seiner Bewegungen folgte, einen Übergang erzwingen zu können, griff er zu einer Kriegslist. Er versteckte eines Morgens vor dem Abmarsche zwei Legionen in einem Walde gegenüber den noch stehenden Pfeilern einer durch Vercingetorix abgebrochenen Brücke (beim heutigen Varennes). Die übrigen vier Legionen ließ er in sechs gleichen Gruppen abmarschieren, um dem Feinde glauben zu machen, alle sechs Legionen befänden sich auf dem Marsche.

Vercingetorix ließ sich wirklich täuschen und folgte mit der ganzen Armee den abziehenden vier Legionen flußaufwärts. Indessen stellten die zurückgebliebenen zwei Legionen rasch die Brücke wieder her, errichteten und besetzten am linken Ufer einen starken Brückenkopf und unter dessen Schutze gingen nun auch die übrigen im richtigen Moment zurückgerufenen vier Legionen ungehindert über den Fluß.

Caesar marschierte nun geradewegs auf Gergovia, und Vercingetorix mußte sich beeilen, um noch vor den Römern bei seiner Hauptstadt, dem Stützpunkte seiner Operationen, einzutreffen.

Caesar vor Gergovia.

Die Stadt Gergovia lag auf einem hochgelegenen Plateau, das nach Norden und Osten steil und felsig abfiel, nach Westen durch einen schmalen Sattel mit einer Bergkette zusammenhing, im Süden endlich terrassenförmig abgedacht war. Die Lage der

Stadt als Festung war eine überaus günstige: denn weder konnte ein belagerungsmäßiger Angriff wegen der Höhe und Steilheit des Festungsberges mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden, noch schien es mit Rücksicht auf die große Basisausdehnung des Berges möglich, eine vollkommene Einschließung durchzuführen. Vercingetorix, der ungeheuere Vorräte in der Stadt hatte anhäufen lassen, bezog am Südhange vor derselben ein ausgedehntes, durch eine Mauer geschütztes Lager. Caesar, außer stande, mit seinen geringen Streitkräften eine Entscheidung zu erzwingen, schlug zunächst dem Feinde gegenüber auf einem flachen Hügel im Südosten der Stadt ein Lager auf, brachte sodann durch einen nächtlichen Überfall eine am Südhange des Festungsberges vorspringende felsige Kuppe in seinen Besitz und placierte daselbst ein zweites kleineres Lager, das er mit zwei Legionen besetzte. Um eine gedeckte und ungestörte Kommunikation zwischen beiden Lagern zu ermöglichen, verband er sie durch einen doppelten Wall und Graben.

Caesar hatte zwar jetzt den Feind, wo er ihn hatte haben wollen, allein er mußte sich gestehen, daß damit noch eigentlich recht wenig erreicht war. An eine regelrechte Belagerung des Platzes wie bei Avaricum war infolge der natürlichen Lage desselben nicht zu denken; von Aushungerung konnte mit Rücksicht auf die ungeheueren Vorräte, die Vercingetorix in der Stadt hatte aufstapeln lassen, ebenfalls in absehbarer Zeit nicht die Rede sein. Im Gegenteil, das römische Heer litt selbst wegen der noch immer unwirtlichen Jahreszeit, sowie des Umstandes, daß Vercingetorix alle Ressourcen der Umgebung teils in die Stadt geschafft, teils vernichtet hatte und die Lieferungen der Häduer nach wie vor prompt ausblieben, den empfindlichsten Mangel.

Bei den Häduern ging es unterdessen wirklich bunt her. Je nachdem die vielfach übertriebenen Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauteten, gewann dort Tag für Tag bald die römische, bald die nationale Partei die Oberhand. Schon waren offene Feindseligkeiten gegen die im Gebiete befindlichen Römer und gegen durchreisende Offiziere an der Tagesordnung. Unterdessen marschierte das von Caesar angeforderte Kontingent von 10.000 Mann unter Führung des Litavicus gemächlich gegen Gergovia. Es näherte sich bereits dem Elaver, als Nachrichten von Caesars mißlicher Lage die Anführer bestimmten, offen mit den Römern zu brechen und mit Vercingetorix Unterhandlungen anzuknüpfen. Caesar erfuhr es; augenblicklich brach er unter

Zurücklassung jedes Gepäckes mit vier Legionen auf, marschierte in einem Zuge den Abtrünnigen entgegen, traf sie am Elaver (beim heutigen Randan) und brachte sie durch sein bloßes Erscheinen zur Unterwerfung. Auf die gleichzeitig eingetroffene Meldung, daß Vercingetorix gleich nach seinem Abmarsche mit aller Macht gegen die beiden nur von zwei Legionen verteidigten Lager zum Angriff vorgegangen sei, brach er nach nur dreistündiger nächtlicher Rast wieder auf und erschien noch vor Tagesanbruch vor Gergovia. Er hatte mit vier Legionen (ca. 16.000 Mann) in 28 Stunden 75 Kilometer zurückgelegt!

Und diese fabelhafte Eile war begründet gewesen. Nur mit äußerster Anstrengung hatten die beiden zurückgebliebenen Legionen unter Fabius nach Verrammlung der meisten Ausgänge die für ihre numerische Stärke viel zu ausgedehnten Werke gehalten. Schon drohten sie der Übermacht zu erliegen, als Caesars ganz unberechenbar schnelle Rückkehr den gallischen Feldherrn zum Aufgeben seiner Absicht zwang.

Bei jener forcierten Expedition gegen das abfallsverdächtige Kontingent der Häduer war es Caesar natürlich weniger um diese 10.000 Mann zweifelhafter militärischer Güte an und für sich zu tun gewesen, sondern vielmehr um die Botmäßigkeit der mächtigsten gallischen Völkerschaft, als deren Geisel ihm eben jenes Kontingent gewissermaßen diente. War nun durch Verhinderung des Abfalles der Häduer auch eine bedeutende Gefahr vorläufig beseitigt, so war doch die Situation der Armee vor Gergovia von Tag zu Tag schwieriger und schließlich geradezu unhaltbar geworden. Caesar mußte ernstlich mit dem Gedanken sich vertraut machen unverrichteter Dinge von Gergovia abzuziehen, um seine für die Forcierung einer Entscheidung zu schwachen, für die verfügbaren Ressourcen jedoch viel zu zahlreichen Truppen in einer günstigeren Gegend, näher seinen Magazinen wenigstens, verpflegen zu können. Und doch konnte er sich der Einsicht nicht verschließen, daß ein solcher Abzug notwendig als ein großer Erfolg der Gallier aufgefaßt werden und nicht nur das allgemeine Vertrauen in die Kriegführung des Vercingetorix aufs höchste befestigen, sondern höchst wahrscheinlich auch für die noch römertreuen Völkerschaften das willkommene Signal zum Abfalle bilden würde. Er beschloß daher, bevor er den unvermeidlichen Rückzug antrat, noch einen letzten Versuch zu wagen und sich durch einen Handstreich der Stadt zu bemächtigen.

Die Schlacht bei Gergovia.

Beilage 15.

Wirklich schien sich hiezu eine günstige Gelegenheit zu bieten. Vercingetorix zeigte sich sichtlich besorgt, die Römer könnten von dem westlich der Stadt gelegenen Sattel aus den von hier ab noch relativ günstigsten Angriff ins Werk setzen, oder doch durch Besetzung einer diesen Sattel und damit den wichtigsten Zugang zur Stadt beherrschenden Höhe im Anschlusse an ihre bisherigen beiden Lager die gallische Armee nahezu völlig lahmlegen. Aus diesem Grunde entsandte er starke Detachements nach Westen, um jene Höhe zu befestigen und durch Linien mit der Stadt zu verbinden. Hierauf baute Caesar seinen Plan. Er begann immer mehr und nachdrücklicher gegen jene Stelle zu demonstrieren und bewog dadurch Vercingetorix, allmählich den weitaus größten Teil der Armee daselbst zu konzentrieren und das Lager auf der Südseite der Stadt sowie diese selbst fast ganz von Truppen zu entblößen. Dieser Augenblick war für den Handstreich ausersehen.

Eine Legion, sowie die Reiterei — letztere überdies durch kavalleriemäßig ausgerüstete Traintragtiere verstärkt — stand vor jenem Sattel der Hauptkraft des Vercingetorix gegenüber, die ihrerseits sich bereit gemacht hatte, dem hier erwarteten Angriffe in feldmäßig befestigter Stellung entgegenzutreten. Eine weitere Legion, die XIII., blieb in zwei Teile geteilt unter P. Sextius zum Schutze der beiden Lager zurück. Die übrigen 4 Legionen — für den beabsichtigten Handstreich eine immerhin genügende Truppenmacht — wurden unbemerkt im kleinen Lager vereinigt, um von hier aus den Überfall durchzuführen. Jede Legion führte ein Legat auf Grund genauer Instruktionen. Schließlich sollte das Hilfskontingent der Häduer gleichzeitig vom großen Lager aus eine Diversion gegen die Ostseite der Stadt unternehmen.

Der durch eine Deckung bietende Schlucht begünstigte Angriff der 4 Legionen auf die gallische Lagermauer bot wenig Schwierigkeit. Die Überraschung gelang derart vollkommen, daß der Nitiobrigenfürst Teutomatus, der in seinem Zelte eben sein Nachmittagsschläfchen hielt, beinahe in die Hände der Römer gefallen wäre und, wie die Kommentare erzählen, nur mit knapper Not und in tiefstem Negligé entkam.

In einem Zuge gingen die Römer durch die eroberten Lagerteile zum Sturm auf die Stadt vor. Schon waren die Mauern an mehreren Punkten erstiegen, als plötzlich ein Umschwung eintrat.

Vercingetorix hatte die Meldung vom Überfall erhalten und war unverzüglich mit allen Truppen zur Rettung der Stadt

herbeigeeilt. Zuerst traf seine Reiterei am Schlachtfelde ein und warf sich auf die linke Flanke der Legionen, während das gallische Fußvolk durch die Festung hindurchgezogen wurde und sich von oben herab den Römern, die in der Stadt noch nicht festen Fuß gefaßt hatten, entgegenstellte.

Das war nun freilich eine andere Situation als die von Caesar beabsichtigte. Aus dem überfallsartigen Handstreich war noch vor der Entscheidung eine regelrechte Schlacht geworden, und nun standen die für diese Aufgabe an und für sich viel zu schwachen römischen Angriffstruppen überdies auf äußerst ungünstigem Terrain im Entscheidungskampfe mit der überlegenen gallischen Hauptkraft verwickelt. Caesar übersah wohl die gefährliche Lage; er wollte die nicht mehr zu gewinnende Schlacht abbrechen, die Truppen sammeln und sich vorläufig mit der Festhaltung der genommenen gallischen Lager begnügen. Doch die Truppen waren durch das unebene, vielfach von Schluchten durchschnittene Terrain, insbesondere aber durch die erstürmten Lagerwerke derart durcheinandergeraten, daß das Sammelsignal nicht überallhin rechtzeitig gelangen konnte. Caesar begnügte sich die auf dem linken Flügel kämpfende X. Legion zu sammeln, sie aus dem Kampfe zu ziehen und auf einem Hange weiter rückwärts eine Aufnahmsstellung beziehen zu lassen. Ferner zog er die unter P. Sextius im kleinen Lager stehenden Kohorten der XIII. Legion näher hinter seinen linken Flügel heran, um mit diesen Reserven im äußersten Falle eingreifen zu können.

Indessen war vor der Stadt die Schlacht auf der ganzen Linie im Gange. Noch hielten sich die Römer, trotz ihrer Ermüdung, dem höchst ungünstigen Terrain und der mit jedem Momente steigenden feindlichen Übermacht, als plötzlich das Kontingent der Häduer in ihrer rechten Flanke auftauchte.

Die bereits erschütterten Kohorten hielten dasselbe für eine feindliche Kolonne und der rechte Flügel begann zu weichen. Vercingetorix, seinen Vorteil erspähend, drängte mit aller Macht nach, und bald befand sich die ganze römische Linie in vollem Rückzuge, scharf verfolgt von den siegreichen Galliern. Da warf sich Caesar mit der X. Legion auf die rechte Flanke der Feinde. Doch der verzweifelte Gegenangriff, bei dem der römische Feldherr selbst für einen Augenblick in Gefangenschaft geriet und sein Schwert als Trophäe in den Händen der Gallier lassen mußte, konnte wohl die Kraft der Verfolgung für einen Augenblick mäßigen, nicht aber das Schicksal des Tages wenden. Zum

ersten- und letzten Male in ihrer glorreichen Laufbahn mußte auch die X. Legion zurück und wurde ihrerseits von den Kohorten des Sextius aufgenommen. Unter dem Schutze der aufopfernden Angriffe dieser Reserven flutete das Gros bis in die Tiefenlinie zwischen den beiden Lagern zurück, jenseits welcher es sich in günstiger Stellung ralliierte.

Vercingetorix drängte nicht weiter nach. Die Angriffe der römischen Reserven hatten ihm gezeigt, welche Kraft diesen Kerntruppen auch im Momente der Niederlage noch innewohnte. Jetzt standen diese Truppen, wohl zurückgeschlagen, aber nicht gebrochen, in vollkommener Ordnung an ihre uneinehmbaren Lager gelehnt; es war nur zu wahrscheinlich, daß eine Fortsetzung des Angriffes zu einem empfindlichen Rückschlag führen und den unbestrittenen Erfolg des Tages aufs Spiel setzen mußte. Daß ein weiteres Verbleiben der Römer vor Gergovia nicht mehr möglich war, wußte er ohnehin und insoweit war ja sein Erfolg ein vollständiger. So führte er denn seine siegreichen Truppen in die wiedergewonnenen Lager zurück.

Die Verluste der Römer an diesem Unglückstage beliefen sich auf 46 Centurionen und 700 Mann.

Caesars Rückzug und die Wiedervereinigung der Armee.

Caesar befand sich in einer eminent kritischen Lage. Zum erstenmale war er in offener Feldschlacht geschlagen worden und dies in einem Augenblicke, wie er verhängnisvoller nicht hätte sein können. Es war nun gewiß, daß Vercingetorix durch diesen Sieg in seiner Stellung aufs höchste befestigt werden und daß der Abfall der wenigen noch zu den Römern haltenden Gaue nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Caesar dagegen befand sich mit nur einem Bruchteile seiner Armee mitten im Feindesland, von an Zahl weit überlegenen, durch den letzten Sieg zum äußersten begeisterten, von einem hochbegabten Feldherrn geführten Feinden umringt, die eigenen Truppen unter dem bösen Eindruck der erlittenen Niederlage schwer erschüttert — eine Lage, die eine verzweifelte genannt werden konnte.

Aber gerade an diesen gigantischen Schwierigkeiten fand das Feldherrngenie Caesars die dankbarste Gelegenheit, in glänzendster Weise sich zu bewähren.

An ein weiteres Verbleiben vor Gergovia war jetzt noch weit weniger zu denken als vorher. Für den also notwendig gewordenen Rückzug gab es zwei Alternativen: Entweder konnte Caesar mit seinen sechs Legionen über die nahen

Cevennen sich in die Provinz zurückziehen, dort sein Heer verstärken und im geeigneten Momente die Offensive wieder ergreifen, oder er trachtete zunächst sich mit den vier Legionen des Labienus zu vereinigen und im Norden oder Osten des Kriegsschauplatzes eine neue Basis für die seinerzeitige Offensive zu schaffen.

Im ersten Falle war der Rückzug am besten gesichert, am leichtesten durchführbar und eine Störung desselben ohne Schwierigkeit abzuwehren. Dagegen hätte Caesar in diesem Falle die vier Legionen des Labienus, von denen er seit Decetia keine Nachricht hatte, ihrem Schicksale überlassen müssen, welches Schicksal in dem nun jedenfalls ganz insurgierten Lande kaum zweifelhaft sein konnte. Nicht mindere Bedeutung hatte das moralische Moment, indem ein Rückzug über die Cevennen mit der erzwungenen Räumung des eroberten Gallien gleichbedeutend gewesen wäre und dem siegreichen Feinde den höchsten Erfolg, die tatsächliche Befreiung des Landes, wenigstens vorübergehend zugestanden hätte.

Im zweiten Fall — dem Rückzuge nach Norden — wurde wohl das Feindesland nicht geräumt, die Vereinigung mit Labienus in den Bereich der Möglichkeit gerückt und die ganze Rückzugsoperation trug einen für den äußeren Effekt nicht zu unterschätzenden offensiven Charakter. Allein unter den obwaltenden Umständen war dieselbe für die geschlagene Armee eine derart schwierige und gefährliche Aufgabe, daß wohl nur ein Heer wie das Caesars und unter seiner Führung ihr gewachsen war.

Doch Caesar wußte am besten, was er sich und seinen Truppen zumuten durfte; er entschloß sich ohne Zögern zum Abmarsche nach Norden. Dort wollte er zunächst, wenn überhaupt noch möglich, seine Magazine in Noviodunum Haeduorum (Nevèrs) und Agendicum retten, vor allem aber sich mit Labienus vereinigen und dann mit der ganzen Armee auf die Sequanerhauptstadt Vesontio zurückgehen, die er, wie seinerzeit klargelegt, gleich zu Beginn der Unterwerfung als Schlüssel Galliens richtig erkannt und demgemäß als Stützpunkt erster Klasse hergerichtet hatte. Dort an der Doubs—Saône—Rhône-Linie wollte er der feindlichen Offensive Halt gebieten und von dort aus, nach Rehabilitierung der Armee, die Unterwerfung des Landes aufs neue in Angriff nehmen.

Caesar blieb noch zwei Tage vor Gergovia stehen und bot dem Feinde fortgesetzt demonstrativ die Schlacht an, obwohl

er gut wußte, daß der schlaue Gallier sie nicht annehmen würde. Es war ihm eben nur darum zu tun, durch dieses Ausharren am Schlachtfelde den erschütterten Mut der Truppen zu heben. Dann endlich brach er auf, überschritt ungehindert den Allièr (bei Vichy) und erzwang im Angesichte des Aufgebotes der endlich definitiv abgefallenen Häduer den Übergang über die Loire; jene hätten ihm allerdings keinen größeren Gefallen erweisen können, als ihm jetzt wenige Tage nach der Schlacht von Gergovia die Gelegenheit zu einem billigen Waffenerfolge zu bieten. Sodann rückte er, da Noviodunum bereits verloren war, in forcierten Märschen auf Agendicum. Noch vor dieser Stadt, beim heutigen Joigny, traf er auf Labienus und hatte damit das ganze Heer glücklich vereinigt.

Der Feldzug des Labienus gegen die Gaue an der Seine.

Labienus hatte, wie erinnerlich, in Agendicum vier Legionen vereint und außerdem waren dort eine Anzahl neu ausgehobener Rekrutenabteilungen, die noch nicht in den Legionsverband eingereiht waren, unter sein Kommando getreten. Letztere Abteilungen ließ er zum Schutze des Trains in Agendicum zurück und begann mit den vier Legionen die Vorrückung am linken Ufer der Yonne und Seine gegen die Hauptstadt der Parisier, das auf einer Seineinsel*) gelegene Lutetia (Paris).

Da ihm der feindliche Anführer, der hochbetagte Aulercerfürst Camulogenus, an der sumpfigen Mündung der Esonne den Weg verlegte, ging er bis Melodunum (heute Melun) zurück, bemächtigte sich durch Handstreich dieser gleichfalls auf einer Insel gelegenen Stadt, stellte die dortige vom Feinde zerstörte Brücke wieder her und rückte nun am rechten Ufer stromabwärts.

Auf die Nachricht hievon ließ Camulogenus Lutetia in Brand stecken, die dortige Brücke abbrechen und schlug selbst am linken Ufer ein Lager. Ihm gegenüber setzte sich Labienus fest.

Da kam die Nachricht von Caesars Niederlage vor Gergovia und der weiteren Ausbreitung des Aufstandes. Gleichzeitig langte die Meldung ein, daß ein starkes Korps der Bellovacer anrücke, um die Römer im Rücken zu fassen.

Labienus ward es sofort klar, daß er hier nicht länger bleiben durfte, sondern so rasch als möglich Anschluß an die Hauptarmee suchen mußte. Er hätte dies allerdings am sichersten

*) Das alte Lutetia lag auf der Insel der Seine, auf welcher sich heute der Dom »Nôtre-Dame« befindet.

tun können, wenn er über die Marne auswich, um so durch diesen Fluß gegen die Bellovacer, durch die Seine gegen Camulogenus gedeckt, ungefährdet Agendicum zu erreichen. Er zog es jedoch vor, nicht ohne einen greifbaren Erfolg den Rückmarsch anzutreten.

Er demonstrierte gleichzeitig an drei Stellen der Seine den Übergang. Die Gallier ließen sich täuschen und teilten ihre Kräfte in drei Teile, von denen der eine im Lager zurückblieb, ein zweiter gegen Melodunum zurückmarschierte, der dritte und stärkste sich gegen die unterdessen weiter stromabwärts tatsächlich auf Schiffen übergegangene römische Hauptkraft (drei Legionen, eine war teils zu den Demonstrationen verwendet, teils als Lagerbedeckung zurückgelassen worden) wandte.

Die Schlacht bei Lutetia.

Hier kam es zur Schlacht. Am rechten römischen Flügel trieb die erprobte VII. Legion bald die Feinde vor sich her. Dagegen hatte die am linken Flügel fechtende XII. Legion gegen die dort unter Camulogenus eigenem Befehle kämpfenden Gallier einen schweren Stand. Endlich gelang es der siegreichen VII. Legion, nachdem sie die ihr gegenüberstehenden Feinde vollends zersprengt hatte, durch einen Rückenangriff dem bedrängten linken Flügel Luft zu machen. Camulogenus fiel, mit ihm der Kern seiner Truppen. Die zur Hilfe herbeigeeilte gallische Lagerbesatzung kam zu spät und wurde mühelos zersprengt.

Nach diesem Erfolge ging Labienus ungefährdet am linken Seineufer nach Agendicum zurück, zog die dortige Besatzung und den Train an sich und vereinigte sich drei Tage später bei Joigny mit Caesar.

Nach Vereinigung der ganzen Armee marschierte Caesar, seinem ursprünglichen Plane entsprechend, durch das Gebiet der Lingonen gegen Vesontio.

Organisierung des Aufstandes durch Vercingetorix.

Vercingetorix war nach dem Siege von Gergovia dem abziehenden römischen Heere nicht gefolgt. Er sah größere Aufgaben vor sich als die, den ohnehin weichenden Feind zum Äußersten zu reizen. Trotz seines unbestrittenen Sieges gab er sich keinen Augenblick der Illusion hin, daß seine Truppen den römischen Legionen, die sie nun einmal infolge einer Verkettung günstiger Umstände geschlagen hatten, auch für die Zukunft wirklich gewachsen seien. Deshalb hütete er sich durch eine neue Schlacht den errungenen Erfolg aufs Spiel zu setzen und war bestrebt, denselben zunächst auf andere Art nach Möglichkeit auszubeuten.

Abermals wurde ganz Gallien zum Freiheitskampfe aufgerufen und tatsächlich folgten jetzt auch nahezu alle Stämme dem Rufe. Die Häduer empörten sich offen, erstürmten Noviodunum und schleppten die daselbst befindlichen Vorräte, Kassen, Remonten und die ebenfalls dort untergebrachten Geiseln der den Römern bis dahin treuen Gaue nach ihrer Hauptstadt Bibracte; doch mißlang ihr Versuch, den Marsch Caesars auf eigene Faust an der Loire aufzuhalten. Auch fast ganz Belgien erhob sich, an der Spitze die mächtigen und tapfern Bellovacer, die zunächst den Plan faßten, den isoliert seineabwärts vorgegangenen Labienus abzufangen, was allerdings, wie vorhin geschildert, gleichfalls mißlang. Nur die Remer und die von ihnen abhängigen Gaue der Suessionen und Lingonen, desgleichen die stets verläßlichen Bojer blieben treu; einige der gallisch-germanischen Mischvölker am Unterrhein, wie die Treverer, Menapier und Eburonen, waren durch die Ereignisse des Vorjahres oder beständige Bedrohung durch die überrheinischen Germanen außer stande aktiv einzugreifen, wenn auch ihre pangallische Gesinnung außer Zweifel stand. Von diesen wenigen abgesehen standen jetzt wirklich zum ersten Male alle Gallier von den Pyrenäen bis zum Rhein unter Waffen.

Für die sanguinische Auffassungsweise des Volkes war der Krieg mit der Schlacht bei Gergovia so gut wie entschieden. War doch Caesars bisher unanfechtbarer Siegernimbus zerstört, konnten sich doch die Gallier eines Feldherrn rühmen, der den bisher unbesiegten Prokonsul zum erstenmale in offener Feldschlacht geschlagen. Unter diesen Eindrücken war es Vercingetorix ein leichtes, die äußerste Anspannung aller Kräfte der Nation und rückhaltlose Hingebung an seine siegumstrahlte Persönlichkeit zu erzielen. Nur bei den Häduern, die ihre langjährige, gerade den Arvernern in heißem Kampfe abgerungene Hegemonie nicht verschmerzen konnten, regte sich noch der Partikularismus; sie verlangten, Vercingetorix solle den Oberbefehl an einen der ihren abtreten.

Der Landtag von Bibracte.

Vercingetorix antwortete durch Einberufung eines allgemeinen gallischen Landtages nach der Häduerhauptstadt Bibracte, rückte mit seiner Armee ebendahin und brachte hier die aufgeworfene Streitfrage zur namentlichen Abstimmung. Mit Entrüstung wurde das Ansinnen der Häduer zurückgewiesen, der hochverdiente Feldherr in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber bestätigt und sein ganzer Kriegsplan in Bausch

und Bogen genehmigt. Grollend fügten sich die enttäuschten Häduer; am liebsten hätten sie sich gleich wieder den Römern genähert, die ja ihre Hegemonie bisher sorgsam geschützt hatten; doch nicht umsonst stand Vercingetorix in ihrer Hauptstadt; sie mußten gehorchen.

Des Vercingetorix Kriegsplan war zum Teile noch der alte: Lahmlegung der römischen Operationen durch die überlegene Reiterei, Erschwerung der Verpflegung durch Verwüstung des Landes; dabei aber war er jetzt, sowohl auf Grund des Sieges bei Gergovia, wie mit Rücksicht auf die quantitativ wie qualitativ bedeutend verstärkten Machtmittel, auch einer offenen Feldschlacht unter günstigen Bedingungen nicht mehr abgeneigt. Immerhin sah er im Interesse der Manövrierfähigkeit auch jetzt von der vollen Ausnützung der Wehrkraft des Landes ab. Nur die gesamte Reiterei entbot er nach Bibracte, wo er auch eine Infanterie-Elitearmee in beschränkter Stärke, aber dafür möglichst hoher Qualität organisierte. Weitere Kontingente wurden aufgeboten, um Diversionen gegen die Provinz zu unternehmen und dadurch die römische Herrschaft in ihren Kernfesten zu erschüttern. So rückten 10.000 Häduer und Segusiaver mit 800 Reitern gegen die Allobroger, ein Korps der Gabaler und anderer an den Cevennen wohnender Völker gegen die Helvier, ein aus Rutenen und Cadurcern bestehendes Detachement gegen die Westfront der Provinz, wo im Winter der Angriff des Lucterius gescheitert war.

Vercingetorix selbst brach, nachdem er den in Permanenz erklärten Landtag in Bibracte mit der Fürsorge für etwaige weitere Rüstungen betraut, mit der aus 80.000 Mann auserlesener Infanterie und 15.000 Reitern bestehenden Hauptarmee auf, um Caesar, dessen Plan er durchschaut haben mochte, den Weg nach Vesontio zu verlegen.

Der kombinierte Angriff auf die Provinz begann sich bald fühlbar zu machen. Wohl verteidigten die Allobroger, auf deren Abfall von den Römern Vercingetorix gehofft hatte, mit Energie und Glück die Rhônegrenze. Dagegen gelang es den Gabalern, die Cevennen zu überschreiten und die Helvier in offener Feldschlacht zu schlagen. Bereits begann es in der von nur 22 Rekrutenkohorten besetzt gehaltenen Provinz zu gären, und Caesar beeilte sich möglichst rasch Vesontio zu erreichen, um von da aus zunächst die Provinz zu sichern; da fiel, früher als Freund und Feind es vermutet, die Entscheidung.

Die Reiterschlacht an der Vinganne.

Beilage 16.

Vercingetorix war es wirklich geglückt, der römischen Armee zuvorzukommen und sich zwischen sie und Vesontio zu legen. Er beschloß, die Schlacht zu wagen. Gestützt auf eine starke, durch drei Lager befestigte Stellung an den Ufern der Vinganne (eines kleinen Nebenflüßchens der Saône) ließ er à cheval der römischen Marschlinie aufmarschieren und die anrückenden Legionen durch seine gesamte Kavallerie in Front und Flanken angreifen. Caesar zog den Train zwischen die Legionen, machte nach drei Seiten Front und warf seine Kavallerie, die er neuerdings durch germanische Söldner verstärkt hatte, dem Feinde entgegen.

So kam es zu einer imposanten Reiterschlacht, in welcher mehr als 20.000 Reiter aufeinanderstießen. Vom ersten Momente an war die überlegene gallische Kavallerie im Vorteil, doch Caesar entriß ihr jeden errungenen Erfolg, indem er seine weichenden Schwadronen durch einzelne Legionskohorten aufnehmen und unterstützen ließ. Endlich, nachdem sich die Gallier lange abgemüht, ohne trotz zahlreicher partieller Erfolge irgendwo durchschlagend durchdringen zu können, ließ Caesar am rechten Flügel seine germanischen Kerntruppen von der Höhe herab gegen die linke Flanke der Gallier attackieren. Die Attacke drang durch; der linke gallische Flügel wurde zersprengt, die übrigen zogen sich, eine Umgehung befürchtend, etwas übereilt zurück und wurden von den eifrig verfolgenden Germanen bis auf das eigene Fußvolk zurückgeworfen.

Vercingetorix, in seinem festen Vertrauen auf seine Kavallerie bitter getäuscht und den üblen Eindruck wahrnehmend, den der Verlauf des Gefechtes auf die übrigen Truppen gemacht hatte, wagte nicht es aufs äußerste ankommen zu lassen; er brach die Schlacht ab und ging mit der ganzen Armee auf Alesia, die etwa 2 Märsche entfernte überaus feste Hauptstadt der Mandubier, zurück, in der Hoffnung, hier unter gleich günstigen Umständen wie bei Gergovia den Römern die Stirne bieten zu können.

Caesar aber erkannte unverzüglich die überaus günstige Wendung der Situation, die aus dieser Schlacht für ihn resultierte. Ohne Zögern ließ er den Plan des Rückzuges nach Vesontio fallen und marschierte mit Zurücklassung des Trains und zweier Legionen hart hinter Vercingetorix gegen Alesia, wo er am zweiten Tage nach der Schlacht eintraf und die zurückgelassenen Truppen nachzog.

Die Belagerung von Alesia.

Beilage 17.

Hier kam es nun zu jener denkwürdigen Belagerung, die in der Großartigkeit ihrer Anlage und ihrem ganzen Verlaufe in der gesamten Kriegsgeschichte einzig dasteht, zugleich aber durch ihre welthistorischen Folgen einen bedeutsamen Wendepunkt der Welt- und Kulturgeschichte bildet.

Alesia, die Hauptstadt der Mandubier (heute Alise-St. Reine auf dem Berge Auxois im Departement Côte d'Or) war, ähnlich wie Gergovia, auf dem flachen Gipfelplateau eines vollkommen isolierten, von zwei Flüßchen umspielten Berges gelegen. Die Abhänge waren ringsumher noch bedeutend steiler als bei Gergovia, die oberen Ränder stürzten in fast senkrechten Felswänden ab, so daß an einen Handstreich oder auch an einen belagerungsmäßigen Angriff noch weit weniger zu denken war als bei der Hauptstadt der Arverner. Dagegen war der Fußumfang des Berges ein bedeutend geringerer, außerdem war dieser Berg auf drei Seiten in nicht allzu großer Entfernung von einer Kette nahezu gleich hoher Hügel umgeben. Diese Umstände begünstigten eine Einschließung und Caesar entschloß sich sofort zu einer solchen.

Vercingetorix, der am Osthange vor der Stadt ein durch eine Erdmauer geschütztes Lager bezogen hatte, erkannte zu spät, daß die Analogie mit Gergovia diesmal nicht so weit ging als er wünschte, und daß er sich auf eine vollkommene Einschließung gefaßt machen mußte. Ein Versuch, mit seiner Kavallerie den werdenden Ring zu sprengen, mißlang. Ohne wesentliche weitere Störung konnte Caesar die Zernierungsarbeiten durchführen.

Er umschloß den Berg, auf dem die Stadt lag, mit einer 16 Kilometer langen, den Terrainverhältnissen angepaßten Verschanzungslinie. Um die Legionen nicht auf den ganzen Linien zersplittern zu müssen, ließ er in denselben 23 Redouten errichten und schlug noch weiter rückwärts an geeigneten Plätzen größere Lager, und zwar 4 Lager für die Infanterie auf den Höhen und 4 für die Kavallerie in der Ebene an den Wasserläufen. In diesen Lagern, deren jedes einen bestimmten Teil der Einschließungslinie beherrschte, wurde das Gros der Truppen vereinigt gehalten und nach Bedarf an die gefährdeten Stellen dirigiert, während die in die Redouten vorgeschobenen Abteilungen den Sicherungsdienst versahen.

Vercingetorix, dessen Proviant höchstens auf einen Monat reichte, entsandte, bevor noch die Zernierungslinie ganz geschlossen war, in der Nacht seine gesamte jetzt ohnehin nutz-

lose Reiterei mit dem Auftrage, das ganze Land zum Entsatze von Alesia aufzubieten. Gleichzeitig gab er das Lager vor der Stadt auf und zog alle Truppen in das Innere der Festung zurück.

Caesar erfuhr rechtzeitig die Absicht des Feindes und traf seine Vorkehrungen. Sobald die innere Linie, welche die Einschließung durchführte, fertiggestellt war, ließ er ein zweites äußeres Liniensystem von insgesamt 21 *km* Umfang herrichten, welches, ebenfalls nach Möglichkeit dem Terrain angepaßt, die ganze Stellung einschließlich der Lager umschloß. Die noch erübrigende Zeit wurde dazu verwendet, die hergestellten Linien in möglichst ausgiebiger Weise zu verstärken. Besonders an solchen Stellen, welche infolge der Terrainbeschaffenheit am ehesten den Ausfällen der Belagerten oder den Angriffen des Entsatzheeres ausgesetzt schienen, wurden die umfassendsten Vorkehrungen getroffen. Die Gräben in der Ebene wurden besonders tief und breit angelegt, stellenweise doppelt gezogen und, wenn tunlich, Wasser hineingeleitet. Die Wälle wurden durch aufgesetzte Palisaden und in regelmäßigen Zwischenräumen aufgerichtete Türme verstärkt. Insbesondere wurden aber an den am meisten exponierten Stellen umfassende Annäherungshindernisse angelegt, welche ganz den heutzutage üblichen entsprachen. Es fanden sich, systematisch in Reihen angelegt, Wolfsgruben, fixe und bewegliche Fußangeln, sowie festgerammtes Dorngestrüpp. Desgleichen wurden die Brustwehren der Wälle und die Eskarpen der Gräben durch ähnliche Hindernisse sturmfrei gemacht. In den Lagern wurden unterdessen große Verpflegsvorräte aufgestapelt, um eventuell auch einer Belagerung durch ein Entsatzheer entgegensehen zu können. Trotz aller Mühen und Schwierigkeiten wurden alle diese Arbeiten noch lange vor Ankunft der Entsatzarmee vollendet.

Indessen hatte der Landtag von Bibracte die Zusammenziehung und Organisierung des Entsatzheeres durchgeführt. Auch jetzt vermied man den letzten Mann aufzubieten, da man wohl einsah, daß eine derart große Masse weder verpflegt noch bewegt werden könne. Immerhin aber brachte man innerhalb eines Monats eine Armee von angeblich 250.000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern auf die Beine, trotzdem die Bellovacer, die partikularistischesten unter allen gallischen Stämmen, erklärt hatten unter fremdem Oberkommando nicht kämpfen zu wollen und statt des ihnen zugemuteten Kontingents von 30.000 nur 2000 Mann »aus

Gefälligkeit« geschickt hatten. Das Kommando erhielt der Atrebate Commius, der, früher ein begeisterter und sehr verwendbarer Anhänger der Römer, jetzt mit gleicher Begeisterung die Sache des Vercingetorix verfocht; ihm wurden die Häduer Viridomarus und Emperedorix, sowie der Arverner Vercassivellaunus, ein Vetter des Vercingetorix, zur Kommandoführung zugeteilt, dann ein Kriegsrat, aus Vertretern aller Gaue bestehend, an die Seite gestellt.

Bei Bibracte wurde diese Armee, eine der imposantesten, welche die antike Kriegsgeschichte kennt, konzentriert und gemustert. Dann setzte sie sich gegen Alesia in Bewegung.

In der belagerten Stadt gingen bereits die Lebensmittel auf die Neige. Längst von der Außenwelt abgeschlossen, machte sich die Ungewißheit, ob die wankelmütigen Gallier den Entsatzversuch wirklich wagen würden, immer drückender geltend. Wohl schien der Eifer, mit dem die Römer immerwährend an der Verstärkung ihrer äußeren Linien arbeiteten — was man von der Festung genau ausnehmen konnte — auf den Anmarsch eines Entsatzheeres zu deuten; aber die Befürchtung war nicht abzuweisen, daß mit Rücksicht auf die immer knapper werdenden Vorräte der Entsatz zu spät kommen könnte. Längst lebte man von halber Ration; ein arverinscher Offizier machte den Vorschlag, mit dem Fleische der Waffenunfähigen das Leben zu fristen. Vercingetorix begnügte sich, die Zivilbevölkerung von Alesia aus der Stadt zu verweisen. Da Caesar, den Zweck dieser Maßregel erkennend, den Flüchtigen das Passieren der Linien verwehrte, gingen diese Ärmsten zwischen der Stadt und den römischen Werken elend zugrunde.

Da erschienen endlich, etwas mehr als einen Monat nach Beginn der Belagerung, die gewaltigen Massen des Entsatzheeres vor den römischen Außenwerken und bezogen auf einem weiten Plateau westlich der Stadt ihr Lager. Mit lautem Jubel begrüßten sie die Belagerten. Beide Parteien machten sich zum letzten entscheidenden Waffengange fertig; allen war es klar, daß die entgültige Entscheidung unmittelbar bevorstand.

Die Schlacht vor Alesia.

Am folgenden Tage begann vor Alesia die Entscheidungsschlacht, welche, mit Unterbrechungen durch fünf Tage dauernd, das Schicksal Galliens entscheiden und damit die Herrschaft der römischen Kultur besiegeln sollte.

Die Kämpfe eröffnete eine Reiterschlacht auf der westlich der Stadt gelegenen Ebene. Nach wechselvollem Kampfe,

welchen beide Armeen sowie die Belagerten von den Höhen herab mit größter Spannung verfolgten, gelang es den Römern die feindliche Reiterei zu werfen. Abermals hatten die germanischen Reiter das Hauptverdienst an dem Siege.

Der folgende Tag verlief äußerlich ohne besondere Ereignisse, wurde aber von den Galliern eifrigst zur Herstellung von Sturmmaterial ausgenützt. In der nächsten Nacht versuchte das Entsatzheer die Verschanzungen in der Ebene, deren Verteidigung den Legaten C. Trebonius und M. Antonius zugewiesen war, zu überrumpeln, gleichzeitig warf sich Vercingetorix mit aller Macht von innen gegen die Einschließungslinie. Die Schlacht währte von Mitternacht bis in den Morgen hinein, ohne daß die Gallier, die in der Dunkelheit durch die römischen Annäherungshindernisse furchtbare Verluste erlitten, irgendwo hätten durchdringen können. Als Caesar bei Tagesanbruch zu einem Gegenstoße ansetzte, zogen sich die erschöpften feindlichen Kolonnen in ihre Lager zurück.

Am nächstfolgenden Tage sollte der allerletzte, entscheidende Kampf ausgefochten werden. Die Gallier entsandten zu diesem Zwecke eine Kolonne von 60.000 Mann auserlesener Truppen unter Kommando des Arverners Vercassivellaunus in der Nacht auf einem Unwege gegen die Nordwestfront der römischen Gegenverschanzung, wo ein infolge ungünstiger Terrainverhältnisse schwer zu verteidigendes Lager — es lag am Abhange eines weitausgreifenden Höhenzuges, dessen Kammlinie wegen ihrer zu großen Entfernung nicht mehr in die Linien hatte einbezogen werden können — sich befand. Nachdem diese Kolonne den Vormittag über in einer Terrainsenkung gerastet, begann sie um Mittag mit dem Angriffe auf das erwähnte Lager. Gleichzeitig rückte das Gros des Entsatzheeres gegen die Verschanzungen in der Ebene vor, während Vercingetorix mit den Belagerten in derselben Richtung ausfiel.

Der Angriff des Entsatzheeres gegen die Verschanzungen in der Ebene scheint nicht recht zum Ausdrucke gekommen zu sein; vielmehr scheinen die von dem unglücklichen und verlustreichen Nachtkampfe noch schwer erschöpften und erschütterten gallischen Truppen hier mit einer bloßen Demonstration sich begnügt zu haben. Um so heftiger wütete der Kampf auf den beiden andern Teilen des Schlachtfeldes.

Der Angriff des Vercingetorix gegen die starken Verschanzungen in der Ebene kam bald ins Stocken; er brach hier den Kampf ab und warf sich auf die südlichen Linien, die wohl

durch das ansteigende Terrain schwerer zu erstürmen, aber eben deshalb auch leichter angelegt waren.

Caesar leitete indessen von einem günstigen Übersichtspunkte am Hange des südwestlich der Stadt gegenüberliegenden Hügels die Schlacht. Hier hatte er alle verfügbaren Reserven bereitgestellt. Den hart bedrängten Kohorten der Südfront schickte er zuerst den Legaten Brutus, dann Fabius mit neuen Kohorten zu Hilfe. Mit diesen Kräften wurde schließlich der Angriff des Vercingetorix abgewiesen.

Schwieriger gestaltete sich die Situation am nordwestlichen Teil des Schlachtfeldes. Hier hatte Vercassivellaunus, durch das Terrain begünstigt, tatsächlich die äußeren Verschanzungen durchbrochen und das erwähnte Lager, das von den Legaten Reginus und Rebilus mit 2 Legionen verteidigt wurde, erstürmt. Da sandte Caesar den Legaten T. Labienus mit allen noch verfügbaren Truppen an den bedrohten Punkt.

Labienus vereinigte auf der gefährdeten Stelle im ganzen 39 Kohorten, sah sich jedoch veranlaßt, die Linien vollständig zu räumen und die Truppen gegen die Ebene zurückzuziehen, um sie einigermaßen zu ordnen.

Jetzt traf Caesar, der indessen den Ausfall des Vercingetorix an der Südfront abgewiesen, auf diesem Teile des Schlachtfeldes ein, mit ihm noch 4 Kohorten, die er aus den Verschanzungen im Süden und Westen als letzte Reserve herangezogen hatte. Er vereinigte die ganze verfügbare Kavallerie und dirigierte sie, durch das im Norden gelegene Kavallerielager gedeckt, gegen die linke Flanke und den Rücken des Vercassivellaunus; Labienus erhielt Befehl, sobald er seine Truppen ralliiert hätte, zum Gegenangriffe vorzugehen.

Die kombinierte Gegenoffensive hatte vollen Erfolg. Die Gallier wurden aus den Verschanzungen hinausgedrängt, der überraschende Flanken- und Rückenangriff der römischen Kavallerie vollendete ihre Niederlage. Die Katastrophe der Hauptkolonne besiegelte das Schicksal des ganzen Entsatzheeres. In ziemlicher Unordnung trat die große Armee, vollkommen erschüttert und entmutigt, den Rückzug an. Eine nachdrückliche nächtliche Verfolgung durch die römische Kavallerie — die Infanterie war nach den furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage hiezu außer stande — führte zur gänzlichen Auflösung des geschlagenen Heeres, dessen Kontingente sich einzeln in ihre Heimat verliefen.

Kapitulation von Alesia.

Vercingetorix sah, daß er verspielt hatte. Sein groß angelegter, auf das Höchste gerichteter Plan war nach bedeutenden anfänglichen Erfolgen, nachdem ihm schier Unmögliches gelungen, schließlich doch mißglückt. Ein furchtbarer Krieg, wie das Land ihn vorher nie gesehen, war durch ihn entfesselt worden, und namenlos furchtbar mußte die Strafe sein, welche die schwergeprüfte gallische Nation von dem erbitterten Sieger zu erwarten hatte. Aber wie Vercingetorix sich stolz bewußt sein durfte, daß nur seine Persönlichkeit jenen Freiheitskampf entfacht, daß es ausschließlich sein Werk gewesen, wenn dieser Krieg solche Dimensionen hatte annehmen können, so war er auch jetzt, wo alles verloren war, ohne Zögern bereit die volle Verantwortung für dies sein Werk und seine gesamten Folgen vor Freund und Feind ganz und ausschließlich auf seine Schultern zu nehmen. In einem Kriegsrate zu Alesia machte er selbst den Vorschlag, sich zur Sühne der Nation an den Sieger auszuliefern. Die gallischen Offiziere waren entmutigt genug das großherzige Anerbieten sofort zu akzeptieren. Alesia kapitulierte, der Feldherr selbst lieferte sich persönlich an Caesar aus.

Der römische Prokonsul sandte seinen großen Gegner sofort in Ketten nach Rom, wo er sechs Jahre später, als sein inzwischen zur Alleinherrschaft gelangter Besieger endlich seinen Triumph über Gallien feierte, nach altrömischer Sitte im Prunkzuge aufgeführt und sodann enthauptet wurde.

Ende des Feldzuges: Winterquartiere.

Mit dem Falle von Alesia und der Gefangennahme des Vercingetorix war der Krieg beendet. Vom Schlachtfelde weg rückte Caesar ins Gebiet der Häduer, die sich schleunigst unterwarfen; ebenso taten die Arverner und alle andern Stämme. Caesar gab den Häduern und Arvernern ihre Gefangenen, 20.000 an der Zahl, ohne Lösegeld zurück; die der übrigen Völkerschaften verteilte er per Kopf als Kriegsbeute an seine Legionen. Dann legte er seine Armee — aus den während des Feldzuges neu aufgestellten Rekrutenabteilungen wurde eine elfte Legion, die VI., gebildet — über das ganze Land in die Winterquartiere.

Es gelangten:

M. Antonius	mit der	X. u. XII.	Legion	nach	Bibracte.
Labienus	» »	VII. u. XV.	»	»	Vesontio.
Q. Cicero	» »	XIV.	»	»	Cavillonum.
Sulpicius	» »	VI.	»	»	Matisco.
Fabius	» »	VIII. u. IX.	»	ins Gebiet der Treverer.	

Reginus	mit der	XI.	Legion	ins	Gebiet	der	Ambivareten.
Sextius	» »	XIII.	»	»	»	»	Biturigen.
Rebilus	» »	I.	»	»	»	»	Rutenen.

Das Hauptquartier kam nach Bibracte, wo Caesar den ganzen Winter zuzubringen beschlossen hatte.

Ergebnisse des Kriegsjahres 52 v. Chr.

Das Ende.

Der Riesenkampf war zu Ende.

Nach jahrhundertelang genährtem Zwist und Partikularismus, nach sechsjähriger, schmählicher, selbstverschuldeter Knechtschaft hatte die keltische Nation denn doch noch einmal sich aufgerafft zu einer Tat, so groß, so heldenhaft und von solch heroischer Tragik, wie sie nur der fascinierende Einfluß eines einzigen, großen Mannes zu zeitigen vermag. Und das Ende war der Zusammenbruch. Das mit eiserner Notwendigkeit fortschreitende Schicksal der Geschichte hatte den Untergang der Nation unweigerlich beschlossen und jener gigantischen letzten Kraftäußerung, die unter anderen Umständen hätte eine Welt aus den Angeln heben können, einen Gegner entgegengestellt, der auch dieser Titanenmacht gewachsen war. Solche Heldenjahre aber gibt es nur einmal in der Geschichte der Nationen, und häufig genug bezeichnen gerade sie das Ende ihrer Geschichte. So war mit dem Falle von Alesia nicht nur die letzte Widerstandsfähigkeit der gallischen Freiheit, sondern auch die Lebensfähigkeit der keltischen Nation endgültig gebrochen. Nicht nur Gallien, sondern die Kelten überhaupt verschwinden damit aus der Geschichte der Nationen.

Caesar hatte endlich sein Ziel erreicht. Jetzt erst war eine ernstliche Gefährdung seines Werkes nicht mehr zu befürchten, selbst für den Fall, daß er früher als ihm lieb war der eroberten Provinz den Rücken kehren mußte. Eine harte Arbeit war es gewesen, mit der dieser Erfolg hatte errungen werden müssen. Ströme Blutes waren geflossen, in rauchenden Trümmern lag das einst blühende Land; aber erst jetzt war es empfänglich gemacht für die ungleich höhere Segnung der römisch-hellenistischen Kultur, die der weitblickende Sieger ihm zugedacht hatte.

Caesar selbst hat in diesem Feldzuge sein Höchstes, sein Äußerstes geleistet. Niemals, weder früher noch später, ist die Spannkraft seines Genies auf eine derart hohe Probe gestellt worden. Und wenn er gerade in diesem kritischen Moment einen folgenschweren Fehler sich zuschulden kommen ließ, so bot wieder die Notwendigkeit, die verhängnisvollen Folgen dieses Fehlers unter den denkbar schwierigsten Umständen gut zu machen, die glänzendste Gelegenheit für die höchste Bewährung seiner Genialität. Caesar.

Das rasche Erfassen der Sachlage, die beispiellos kühne und blitzartig schnelle Durchkreuzung des ersten Planes seines großen Gegners bedarf keines Kommentars. Dann aber erfolgte — bei Caesar zum ersten und letzten Male — der unleugbare Irrtum der Unterschätzung des Gegners. Nach den ersten raschen Erfolgen, insbesondere nach der glücklichen Einnahme von Avaricum, glaubte Caesar nach Analogie der früheren Kämpfe auf ein tatenloses Verlaufen des Aufstandes rechnen zu dürfen. Er rechnete nur mit den Galliern, nicht mit Vercingetorix. Es kam infolgedessen zu jener gewiß nicht unbedingt nötigen Teilung der Armee, welche Maßregel im ungelegensten Momente seine Operationen lahmlegte und schließlich zu der folgenschweren Niederlage vor Gergovia führte.

Aber gerade die durch diesen Schlag geschaffene verzweifelte Lage zeitigte jenen genialen Rückzugsentwurf, der als ein Ideal solcher Operationen für alle Zeiten unübertroffen dasteht. Und an jenen Rückzug, dessen Ergebnis zum Teil schon nahezu dem einer gewonnenen Schlacht gleichkam, schloß sich unmittelbar jene überraschende Peripethie, welche mittels tatkräftigster Ausnützung eines an und für sich nichts weniger als entscheidenden Treffens mit einem Schlage die Kriegslage aufs allerwesentlichste veränderte, den Sieger zum Besiegten, den Verfolgten zum Verfolger machte. Alle die unheilvollen Folgen der Hauptschlacht von Gergovia waren durch das Reitertreffen an der Vinganne gründlich paralysiert und zwar hatte nicht das Treffen als solches diese folgenschwere Entscheidung gebracht, sondern einzig und allein die beispiellos energische und weitgehende strategische Ausbeutung des an und für sich unbedeutenden taktischen Erfolges. Endlich wieder Sieger, ließ sich Caesar die Initiative nicht wieder entwinden und die titanische Leistung der Belagerung von Alesia, der die Kriegsgeschichte nur wenige Taten ihrer Besten ebenbürtig an die Seite zu stellen vermag, machte dem großen national-keltischen Freiheitskampfe ein vollständiges Ende.

Detail-leistungen.

Darum sind auch wenige Feldzüge Caesars so reich an bemerkenswerten Einzelleistungen wie dieser Krieg. Selbst die unglückliche Schlacht bei Gergovia zeigt zum erstenmale in der Geschichte die Verwendung eines geschlossenen, selbständigen Truppenkörpers als Reserve und offensives Einsetzen desselben zur Aufnahme der geschlagenen Hauptkraft. Besonders interessant sind die Details, welche in diesem Feldzuge die großen Kämpfe um Festungen uns bieten. Der belagerungsmäßige Angriff auf Avaricum ist ein typisches Muster jener Belagerungskunst, welche im Altertume gerade unter Caesar einen bemerkenswerten Höhepunkt erreichte. Noch viel großartiger aber erscheint die Einschließung von Alesia, welche nicht nur das maßlose Erstaunen aller Zeitgenossen erregt hat, sondern heute noch den Gegenstand ungeteilter und rückhaltloser Bewunderung aller Fachmänner bildet.*)

Gergovia. Avaricum. Alesia.

Marsch- und Arbeits-leistungen.

Zieht man noch die ganz kolossalen Leistungen an Marsch- und Arbeitsfähigkeit in Betracht, welche in diesem Feldzuge von den römischen Truppen verlangt und geleistet wurden, — ich erinnere nur an den 28stündigen Gewaltmarsch von Gergovia an den Elaver und zurück, sowie an die Riesenarbeiten vor Avaricum und Alesia — so ergibt sich aus diesen Einzelleistungen im Verein mit der Gesamtleistung das Bild eines Feldzuges, wie es gleich imposant in der Kriegsgeschichte wohl selten gefunden werden dürfte.

Vercingetorix.

Und doch ist es nicht Caesar, dessen Individualität diesem gewaltigen Ringen in erster Linie den Stempel ihrer Persönlichkeit aufdrückt. Der eigentliche Held des Krieges ist Vercingetorix, der heldenhafte letzte Verteidiger der gallischen Freiheit. Wie ein Dahn'scher Roman liest sich die Geschichte dieses an persönlicher wie historischer Größe hoch über einen Claudius Civilis oder Totila stehenden Mannes. Es ist eine ergreifende Tragödie, wie sie kein Dichter genialer entwerfen, kein Dramaturg packender und erschütternder aufbauen konnte, wie sie nur der größte aller Dramatiker, die Geschichte, mit ehernem Griffel vor der erschauernden Menschheit zu entrollen vermag. Nur eines kurzen Jahres Spanne

*) Durch die im Auftrage Napoleon III. um Alesia durchgeführten Ausgrabungen ist es gelungen, so ziemlich alle Werke wieder aufzudecken und selbst einen großen Teil der ofterwähnten Annäherungshindernisse aufzufinden. Diese Ausgrabungen vermitteln uns ein genaues Bild der damals gebräuchlichen Schanzarbeiten, der Wall- und Grabenprofile etc. und bestätigen in allem genau die Angaben Caesars über die Details dieser großartigen Belagerung.

füllt sein Auftreten; aber dieses Jahr wird durch ihn zum Heldenjahre seiner Nation und seine Taten verklären mit lichtem Glorienschein die letzten Augenblicke des todgeweihten Volkes.

Vercingetorix war voll und ganz ein Sohn jenes Stammes, dem er entsprossen und dessen Freiheit er sein gesamtes Können bis zum letzten Blutstropfen geweiht; und doch erscheint gerade er so ganz erhaben über die kleinlichen Charaktereigenschaften der Gallier. Im krassen Gegensatze zu allen andern bedeutenden Männern dieser Nation geht ein unverkennbarer Zug von vorsichtigem Pessimismus durch sein ganzes Tun und Lassen, verbunden mit einer derart eisernen Konsequenz in der Durchführung des einmal als richtig Erkannten, wie sie uns bei den wankelmütigen, sanguinischen Galliern nie sonst begegnet. Daher dieser beinahe schroffe Gleichmut, diese überlegene Ruhe in Glück und Unglück, dieses Niezufrühjubeln und Nieverzagen, mit einem Worte jene nur wahrhaft großen Männern eigene illusionsfreie Objektivität, welche ihn besonders seinem großen Besieger so nahe stellt.

Vercingetorix war jederzeit von der Inferiorität seiner Infanterie gegenüber der römischen überzeugt; dennoch unterbrach er niemals seine Anstrengungen, sie mit der Zeit wenigstens auf eine halbwegs gleichwertige Stufe zu bringen. Und so weit seine Bemühungen auch fortgeschritten waren, so vermied er es dennoch, wenn nicht dringende Notwendigkeit oder aber sehr günstige Bedingungen vorlagen, die Entscheidungsschlacht zu wagen; denn er erkannte, daß mit jeder Verzögerung der Entscheidung seine Chancen stiegen. Dieses sichere, vorurteilsfreie Abwägen der eigenen und feindlichen Hilfsmittel allein bestimmte seinen Plan und bildete die natürliche Grundlage seiner Erfolge. Und es war wirklich ein staunenswerter Erfolg, wenn es ihm gelang, die bis dahin selbst in den schwersten Stunden stets uneinigen Stämme ganz Galliens zum gemeinsamen Kampfe für die gemeinsame Freiheit unter seine Fahne zu vereinigen; wenn er es vermochte, mit in vieler Beziehung inferioren Mitteln selbst einen Caesar in eine derart mißliche Situation zu bringen, daß eben auch nur ein Caesar im stande war die römische Sache aus ihrer verzweifelten Lage glücklich zu erretten.

Ende des Vercingetorix.

Vercingetorix mußte fallen. Der heldenmütige Vorkämpfer einer laut weltgeschichtlichen Ratschlusses verlorenen Sache mußte notwendig gegen seinen großen Gegner unterliegen, der die größte, umfassendste Kulturaufgabe auf sein Banner ge-

schrieben hatte und im felsenfesten Vertrauen auf die historische Notwendigkeit seiner Mission über Trümmer und Leichen unaufhaltsam seinen Weg ging, wohl wissend, daß auch aus diesen Ruinen einst neues, dauerndes Leben erblühen werde. Allein das Andenken des großen Freiheitshelden lebt fort in der Geschichte der Völker und sein tragisches, unrühmliches Ende kann nur dazu beitragen, das sympathische Mitleid, das jeder wahrhaft tragischen Figur gezollt werden muß, wesentlich zu steigern. Es erscheint im ersten Augenblick befremdlich, daß Caesar, der seine hervorragendsten Widersacher sonst fast ausnahmslos mit achtungsvoller Schonung behandelte, gerade seinem größten Gegner gegenüber eine Ausnahme zu machen für gut fand. Allerdings liegt gerade in dieser ausnahmsweisen Härte der Beweis der höchsten Achtung; Caesar mochte erkannt haben, daß in diesem Gallier ein zweiter Hannibal lebte, vor dem Rom, so lange er frei war, nicht einen Augenblick sicher sein durfte. Wenn Caesar Vercingetorix freigab und sich wenige Jahre später nach Italien zum Bürgerkriege wandte, wer gab dann die Garantie, daß der Held von Gergovia, von der Begeisterung des ganzen Landes getragen, sich nicht die Situation zu nutze machte und Caesars Lebenswerk im kritischesten Augenblicke durchkreuzte? Dieser eine Mann war die furchtbarste Gefahr, die Caesar auf seinem zielbewußten Wege begegnet; im Interesse seines Lebensplanes mußte er den gefährlichen Gegner opfern. Ebenso wie manche Akte der Schonung und Gnade Caesars an das Unglaubliche grenzen und doch in der Rücksicht auf ihren Zweck ihre volle Erklärung finden,*) ebenso war die Hinrichtung des Vercingetorix nur ein Akt jener rücksichtslosen Konsequenz, mit der Caesar seine Pläne verfolgte.

Wie sehr aber gerade Caesar den großen Arverner würdigte, mit welch neidloser Bewunderung er seinen hervorragenden Eigenschaften gerecht wurde, das geht vor allem aus dem herrlichen Denkmale hervor, welches er dem letzten Verteidiger der gallischen Freiheit in seinen Kommentaren gesetzt hat: ein ewiges, ebenso beredtes wie formvollendetes Monument, gewaltiger und unvergänglicher als die ehernen Bildsäulen, welche die bewundernd staunende Nachwelt dem gallischen Helden

*) So z. B. die ganz unglaubliche Milde gegen die mit perfidester Tücke gegen ihn vorgegangenen Städte Massilia und Alexandria, deren Bedeutung als hervorragendste Stützpunkte der hellenistischen Kultur er würdigte und die er eben aus diesem Grunde für sein Werk ungeschmälert zu erhalten entschlossen war.

auf dem Schlachtfelde von Alesia und in jüngster Zeit erst im Angesichte von Gergovia, sowie nächst der Hauptstadt Neu-Galliens errichtet hat.

* * *

Die Situation; die Winterquartiere.

Mit Vercingetorix aus dem Spiele war bei der kolossalen Abspannung und Erschöpfung nach einem solchen Kriege ein nochmaliger einheitlicher Aufstand jetzt wirklich ausgeschlossen. Vereinzelte Erhebungen waren freilich auch jetzt noch möglich; um diesen rechtzeitig und erfolgreich begegnen zu können, waren die Winterquartiere für dieses Jahr mit besonderer Sorgfalt disponiert.

Es galt, alle Teile Galliens gleichmäßig unter Aufsicht zu halten und, wenn nötig, relativ rasch mit einer starken Macht auf jedem ernstlich bedrohten Punkte erscheinen zu können. Zu diesem Zwecke wurde die imposante Armee von nunmehr elf Legionen folgend aufgeteilt:

Eine starke Hauptreserve von sechs Legionen gruppierte sich um die Hauptbasis, die oft erwähnte Doubs—Saône—Rhône-Linie. An dieser selbst standen zwei Legionen unter dem ersten Legaten in der Hauptfestung Vesontio, zwei weitere einzeln in anderen Brückenfestungen dieser Linie; letzteren oblag nebst dem Schutze der Basis auch die Sicherung des Nachschubs, der bei der totalen Erschöpfung des unterworfenen Landes diesmal größtenteils aus der Provinz erfolgen mußte. Anschließend daran standen in der größten und mächtigsten Stadt Galliens zwei der bewährtesten Legionen der Armee, zugleich als Schutz des daselbst etablierten Hauptquartiers. Vorgeschoben standen fünf Legionen in vier Gruppen. Die stärkste, zwei Legionen, im belgischen Gebiete, zugleich unweit der Rheingrenze, daher ihrer Stärke entsprechend mit doppelter Aufgabe. Je eine Legion bedrohte durch ihre Stellung die Völkerschaften an der Seine, Loire und Garonne.

So konnte nirgends ein Aufstand ausbrechen, dem nicht rechtzeitig mit hinreichender Kraft hätte begegnet werden können, und für den äußersten Fall war die Vereinigung imposanter Truppenmassen auf jedem beliebigen Punkt leicht und rasch durchführbar.

Achtes Kriegsjahr (51 v. Chr.).

Beilage 18 u. 20.

XI.

Die letzten Unruhen.

Allgemeine Verhältnisse.

Vor den Linien von Alesia hatten die Gallier die absolute Aussichtslosigkeit eines weiteren Widerstandes denn doch endlich einsehen gelernt. So ergab sich denn die schwergeprüfte Nation resigniert in ihr Schicksal und nahm dankbar die Milde an, die der römische Prokonsul den Unterworfenen im allgemeinen zugute kommen ließ. Wo überhaupt noch geordnete Zustände herrschten, machte sich überall die stärkste Sehnsucht nach Ruhe geltend.

Die langjährigen, mit äußerster Erbitterung und den extremsten Mitteln geführten Kriege hatten namenloses Elend über das Land gebracht. Trotz des ungeheuren Menschenverlustes gab es eine Menge besitz- und brotlosen Proletariats; dazu lebten noch eine ganze Reihe einst mächtiger und einflußreicher Landadeliger, die, durch ihre wiederholte Teilnahme an diversen Konspirationen schwer kompromittiert, von Caesar geächtet und vogelfrei erklärt, ihres Lebens nicht sicher waren und lieber weiter den offenen Krieg zu führen wünschten, als unter beständiger Angst vor Verfolgung und Verrat aus einem Schlupfwinkel in den anderen flüchten zu müssen. In ihnen fand die lungernde, aus mangelndem Brotverdienst den Krieg um des Krieges willen ersehnende gallische Soldateska ihre berufenen Führer, und so kam es, daß selbst jetzt noch, wohl fast überall gegen den Willen des größten Teiles der Bevölkerung, die Unruhen immer noch kein Ende finden wollten. In diesem Sinne sind alle Kämpfe dieses Jahres — mit einziger Ausnahme vielleicht des Bellovacerkrieges — aufzufassen.

Kaum hatte der Winter begonnen, so erhielt Caesar in Bibracte fortlaufende Meldungen von derartigen sich vorbereitenden Unruhen. Um diese womöglich im Keime zu ersticken, unternahm er mitten im Winter zwei scharfe Demonstrationen in die Loiregegenden, wo auch diesmal der Hauptsitz der Malkontenten vermutet werden mußte. Winterliche Expeditionen gegen die Loirevölker.

Zuerst unternahm er mit der XIII. und der zu ihr herangezogenen XI. Legion, nachdem er von jeder zwei Kohorten im Lager der XIII. Legion als Trainbedeckung zurückgelassen, einen Streifzug ins Land der Biturigen, die sich ohne Schwertstreich ergaben, worauf er die Legionen nach vierzigtägigen Märschen, nachdem er ihnen für die bei der großen Kälte erduldeten übergroßen Strapazen eine Solderhöhung bewilligt hatte, in ihre bisherigen Quartiere zurücksandte.

Unmittelbar darauf erschien er mit den beiden an der Saône dislozierten Legionen (VI. und XIV.) überraschend im Gebiete der Carnuten, zersprengte die feindselig gesinnten Haufen und legte beide Legionen in die neu aufgebaute Stadt Genabum unter Kommando des C. Trebonius ins Quartier.

Mit Frühjahrsbeginn brach gleichzeitig der einzige wirklich ernst zu nehmende Kampf an. Die Bellovacer hatten sich erhoben und bedrohten die römertreuen Remer. Von allen gallischen Völkerschaften, die nicht direkt den Römern sich attachiert hatten, hatte keine eine gegen die eigene Nation so zweideutige, mehr als einmal geradezu perfide Rolle gespielt, wie die Bellovacer. Schon gelegentlich der ersten großen belgischen Konföderation hatten sie, mißmutig darüber, daß der Oberbefehl nicht ihnen übertragen worden war, als die ersten die gemeinsame Sache im Stiche gelassen und damit den Anstoß zum Zerfalle der Koalition gegeben. In der ganzen Folgezeit hatten sie sich mehr oder weniger passiv verhalten. Als der Ruf zum großen Heldenkampfe für die Freiheit durchs Land hallte, hatten sie sich mit einer schwächlichen Demonstration gegen das Korps des Labienus begnügt und schließlich im letzten Entscheidungskampfe aus verächtlichem Egoismus die nationale Sache im Stiche gelassen. Nicht unverdient lastete die schwerste Verachtung aller gallischen Patrioten auf dem Volke, das, von Hause aus eines der stärksten und mächtigsten des Landes, von durch Jahrhunderte bewahrtem kriegerischem Rufe, in der schwersten Stunde der Nation in schmählichster Weise sein Scherflein zum großen nationalen Einsatze verweigert hatte. Es Der Feldzug gegen die Bellovacer.

schien, als wollten die Bellovacer jetzt, wo es denn wirklich nichts mehr zu gewinnen gab, wenigstens vor den Augen ihrer Nationsgenossen sich rehabilitieren. Es gelang ihrem kühnen Häuptling Correus, tatkräftigst unterstützt von dem aus einem begeisterten Römerfreunde zum glühenden Römerhasser gewordenen Atrebaten Commius, das Volk zum Nationalkriege aufzurufen. Der Kampf sollte durch einen Angriff auf die Remer provoziert werden.

Die Kämpfe an der Axona.

Beilage 19.

In aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen. Nächst der Remergrenze wurde am linken Ufer der Axona (Aisne), unweit ihrer Mündung in die Oise, auf einem von steilen Hängen umgebenen, durch Wälder und Sümpfe gedeckten Plateau ein Lager geschlagen und dort ein stattliches Kontingent vereinigt. Unterdessen eilte Commius zu den benachbarten belgischen Völkerschaften germanischer Abstammung, um Reiterei anzuwerben.

Doch Caesar kam zuvor. Auf die ersten Nachrichten traf er seine Anstalten. Vier Legionen wurden gegen die Bellovacer dirigiert: die beiden ohnehin unweit des Gebietes der Remer stehenden Legionen des Fabius (VIII. und IX.), dann die XI., welche bereits die Demonstration gegen die Biturigen mitgemacht, und die VII., welche mit der XV. unter Labienus in Vesontio stand. Eine durch die Kavallerie auf weite Distanz vor der Front durchgeführte Aufklärung brachte nicht nur die Gewißheit, daß die bereits kriegsbereiten Gegner auch ihrerseits einen vortrefflichen Aufklärungsdienst eingeleitet hatten, sondern auch genaue Nachrichten über ihre Stellung sowie ihren Plan, falls die Römer mit nicht mehr als drei Legionen vorrückten, selbst offensiv vorzugehen, im Gegenfalle aber, auf ihre festen Stellungen gestützt, nach derselben Weise wie seinerzeit Vercingetorix ohne Entscheidungskampf durch kleine Unternehmungen den Krieg zu führen.

Caesar, eine Entscheidungsschlacht wünschend, ließ bei der Annäherung an den Feind die VII., VIII und IX. Legion in erster Linie marschieren, die XI. in größerem Abstande hinter dem Train nachfolgen. In Sicht des Feindes angelangt, ließ er die drei ersten zur Schlacht aufmarschieren. Doch die Bellovacer waren gut informiert und rührten sich nicht aus ihren unangreifbaren Stellungen. Caesar schlug ihnen gegenüber, durch ein schmales, steil eingeschnittenes und stark versumpftes Tal getrennt, auf einem isolierten Hügel sein Lager, das er überaus stark befestigen ließ. Er zog einen doppelten Wall und Graben

um dasselbe, ließ am innern Walle zehn Stockwerke hohe Türme errichten und diese in halber Höhe durch brückenartige Galerien verbinden, so daß eine doppelte Verteidigung der Brustwehr, im Niveau und von oben herab, möglich war.

So standen die Gegner einige Zeit untätig einander gegenüber. Caesar, der mit vier Legionen gegen die überaus starke Stellung des übermächtigen Feindes nichts ausrichten zu können glaubte, wartete auf Verstärkungen. Er hatte zu diesem Zwecke dem C. Trebonius nach Genabum Befehl geschickt, mit seinen beiden Legionen, der VI. und XIV., sowie der XIII., die unter P. Sextius im Biturigenlande stand, zu ihm zu rücken.

Feindlicherseits war inzwischen Commius mit 500 germanischen Reitern im Lager der Bellovacer eingetroffen. Mit Rücksicht auf die Erfahrungen, die man mit den germanischen Reitern Caesars im Vorjahre gemacht hatte, hob diese Verstärkung die Zuversicht der Bellovacer in hohem Grade.

Täglich kam es nun zu Plänkeleien der beiderseitigen Requisitions- und Fouragierungsdetachements, und mehr als einmal blieben die Bellovacer siegreich. Endlich aber erhielten sie Nachricht vom Anmarsche der drei Legionen des Trebonius, und in der richtigen Vermutung, daß Caesar nach deren Eintreffen ihre Stellung vollkommen einzuschließen beabsichtige, beschlossen sie diese zu räumen und eine andere auf dem jenseits der Mündung der Aisne in die Oise gelegenen Mont Ganelon zu wählen.

In der Nacht ließen sie ihren ganzen Troß, die Nichtkombattanten und den Train aufbrechen; da der Abmarsch dieser Abteilungen sich bis in den Tag hinein verzögerte, so stellten sie ihre Truppen, um ihn zu decken, mit Tagesanbruch vor dem Lager in Schlachtordnung. Caesar, zur Verfolgung entschlossen, ließ sofort die zwischen seinem Lager und dem Plateau, auf dessen westlichem Teile das bisherige feindliche Lager sich befand, sich hinziehende Sumpflinie weiter östlich überbrücken und führte seine Armee hinüber. Die Bellovacer, immer noch durch zwei scharf eingeschnittene Schluchten vor ihren beiden Flügeln geschützt, machten sofort Front gegen ihn. Caesar ließ, um wenigstens diese Truppen hier festzuhalten, rasch in der neuen Stellung ein Lager befestigen, die Legionen vor demselben gefechtsbereit stehen, vor der Front Geschütze auffahren und die Reiterei mit aufgezäumten Pferden hart am Feinde Vorposten beziehen. So konnten die Bellovacer, nachdem ihr Train längst abmarschiert war, ihre Stellung nicht verlassen, ohne befürchten zu müssen, von den vorbrechenden Römern auf ungünstigem

Terrain, zwischen den eben preisgegebenen Höhen und der Axona, zum Kampfe gezwungen zu werden.

Doch Correus wußte sich zu helfen. Unversehens ließ er eine Menge dürren Holzes vor der Front anhäufen und dieses auf ein gegebenes Zeichen auf der ganzen Linie gleichzeitig in Brand stecken. Im selben Momente trat er rasch auf allen Punkten den Rückzug an.

Caesar war tatsächlich außer stande den Abzug zu hindern; ein rasches Durchdringen des Feuerwalles war nicht möglich, ein Umweg durch die beiderseitigen steilen und versumpften Schluchten viel zu zeitraubend. Unbehelligt gelangte Correus mit allen Truppen über die Axona in die neue Stellung.

Jetzt erst traf Trebonius mit den drei Loire-Legionen bei Caesar ein.

Correus aber führte den Krieg in der bisherigen Weise durch kleine Unternehmungen fort. Als nun Caesar durch Gefangene erfuhr, daß jener am linken Ufer der Axona zwischen Fluß und Wald einen Hinterhalt mit 6000 Mann Infanterie und 1000 Reitern gegen ein römisches Requisitionsdetachement plane, sandte er seine Reiterei, durch leichtes Fußvolk unterstützt, dahin voraus und folgte mit dem Gros der Legionen in einigem Abstande nach. Wie erwartet, fiel Correus, nachdem er die römische Reiterei durch kleine Plänkeleien erst eine Zeitlang hingehalten, plötzlich mit Übermacht über sie her; doch das Erscheinen der Legionen wendete das Blatt. Die Gallier, in der Enge des Defilés selbst am Rückzuge behindert, wurden größtenteils aufgerieben; Correus selbst fand im Kampfe den Tod.

Das Gros der Bellovacer wollte nun auch die Stellung am Mont Ganelon räumen und sich weiter ins Innere des Landes zurückziehen; doch Caesar kam zuvor. Mit gewohnter Schnelligkeit hatte er mit allen Truppen die Oise unterhalb der Aisnemündung überschritten und sperrte den Abzug. Die Bellovacer, durch Correus' Tod entmutigt und eine Einschließung befürchtend, ergaben sich. Dem mit der Kapitulation nicht einverstandenen Commius gelang es, vorher zu entfliehen.

Neue Dispositionen.

Nach Beendigung des Bellovacerkrieges standen demnach:

Im Gebiete der Bellovacer unter Caesar die
VI., VII., VIII., IX., XI., XIII., XIV. Legion . 7 Legionen
in Bibracte unter M. Antonius die X. und XII.
Legion..... 2 »

in Vesontio unter Labienus die XV. Legion ..... 1 Legion
im Gebiete der Rutenen unter Rebilus die I. Legion. 1 »

Unruhen wurden nur von Rebilus aus der Gegend zwischen Loire und Garonne gemeldet. Ferner kamen Nachrichten aus Gallia cisalpina, daß illyrische Bergvölker, welche schon im Vorjahre die Stadt Tergeste (Triest) gebrandschatzt hatten, abermals jene Gegend bedrohten. Caesar disponierte daher:

Die XV. Legion ging zum Schutze Oberitaliens von Vesontio nach Tergeste. Labienus wurde für seine Person ins Hauptquartier berufen.

M. Antonius hatte mit der XII. Legion zur Hauptarmee einzurücken.

Die X. Legion wurde (wahrscheinlich unter Zurücklassung eines Detachements in Bibracte) dem Legaten Rebilus unterstellt und hatte demnach in das Gebiet der Rutenen abzugehen (möglicherweise schon früher verfügt).

Fabius mit $2^1/_2$ der im Bellovacerlande stehenden Legionen hatte gegen die Loire abzurücken, um in Übereinstimmung mit Rebilus gegen die Aufständischen südlich dieses Flusses zu operieren.

Dritter Rachezug gegen die Eburonen.

Caesar selbst brach mit den ihm verbleibenden $5^1/_2$ Legionen — in Ermangelung einer anderen Beschäftigung — noch einmal zu einem letzten Rachezuge gegen die verhaßten Eburonen auf, deren Land von Legionaren, Kavallerie und beutesüchtigen Banden in breiter Front durchstreift wurde. Ambiorix, auf den es in erster Linie abgesehen war, wurde auch diesmal nicht gefangen, da er sich jenseits des Rheines in Sicherheit gebracht hatte; sonst blieb von dem Volke allerdings nicht viel übrig.

Labienus gegen die Treverer.

Nach diesem Zuge entsandte er den Labienus mit 2 Legionen nach seinem altgewohnten Kriegsschauplatz, dem Trevererland, wo — scheinbar auf das Betreiben des Commius — Unruhen zu befürchten waren, die Labienus jedoch durch ein glückliches Reitertreffen rasch erstickte. Antonius mit $1^1/_2$ Legionen blieb im Gebiete der Bellovacer, die trotz ihrer jüngsten Kapitulation eigentlich doch noch der intakteste aller verdächtigen Gaue waren. Caesar selbst mit den übrigen 2 Legionen wandte sich nun südwärts, wo die Ereignisse sich indessen abermals um einen festen Platz konzentriert hatten.

Die Kämpfe mit Dumnacus.

Südlich der Loire war unterdessen folgendes vorgegangen:

Dumnacus, ein Häuptling der Anden, hatte auf eigene Faust mit dem römerfreundlich gesinnten König der Pictonen,

Duratius, teilweise im Einverständnisse mit dessen durchaus nicht ganz ebenso gesinntem Volke Krieg angefangen und belagerte ihn schließlich in seiner Hauptstadt Lemonum (Poitiers). Duratius wandte sich an Rebilus, als den nächsten römischen Kommandanten, um Hilfe und dieser, sobald er zwei Legionen beisammen hatte, ging wohl gegen Lemonum vor, wagte sich jedoch mit den weit überlegenen feindlichen Kräften nicht zu schlagen und blieb in einer festen Stellung stehen, um das Eintreffen des Fabius, dem er Meldung erstattet hatte, abzuwarten.

Dumnacus versuchte nun seinerseits, Rebilus zu schlagen, bevor Fabius herankam, wurde aber beim Angriff auf dessen Stellung abgewiesen und auch sein Versuch, die Stadt noch vor Ankunft des zweiten römischen Korps zu nehmen, war nicht von Erfolg begleitet.

Fabius hatte inzwischen die Loire überschritten und ging von Norden gegen Lemonum vor.

Im letzten Augenblick entzog sich Dumnacus der drohenden Schlinge und wich rasch nun selbst nach Norden aus, wo er sich über die Loire zu salvieren gedachte. Es gelang ihm einen ziemlichen Vorsprung vor Fabius zu gewinnen, der nun noch vor seiner Vereinigung mit Rebilus ebenfalls wieder nach Norden aufbrach, um dem weichenden Gegner womöglich den Rückzug nach der einzigen über die untere Loire führenden Brücke zu verlegen.

Zu diesem Zwecke schickte er seine Kavallerie unter Q. Attius Varus voraus mit dem Befehle, den Marsch des Feindes tunlichst zu verzögern. Dem gewandten Reiterführer gelang es tatsächlich, in zweitägigen Scharmützeln die gallische Kolonne so lange aufzuhalten, daß Fabius mit der Infanterie sie einholen und zum Schlagen zwingen konnte. Nach kurzem Kampfe wurde das andische Heer zersprengt.

Der Feldzug um Uxellodunum.

Nach diesem Gefechte war es unter wenigen auch dem Senonen Drappes, einem kühnen Abenteurer, gelungen mit einem Häuflein Flüchtiger zu entkommen. Er sammelte bald eine große Zahl lungernden Proletariats um sich, ging damit südlich zu den Cadurcern und vereinigte sich dort mit Lucterius, dem alten Waffengefährten des Vercingetorix, der eben ein ähnliches Elitekorps daselbst zu organisieren im Begriffe war. Beide planten nichts geringeres als das, was Lucterius bereits im Vorjahre auf Vercingetorix' Befehl hätte ausführen sollen und was damals nur durch Caesars äußerste

Schnelligkeit und Umsicht noch rechtzeitig verhindert worden war: einen Einfall in die Provinz und deren Insurgierung.

Doch die Gelegenheit war nicht so günstig, wie es den beiden verwegenen Führern scheinen mochte. Kaum war die Nachricht nach Lemonum gelangt, wo unterdessen die Vereinigung der beiden römischen Korps sich vollzogen hatte, so brach Rebilus mit seinen beiden Legionen auf, um die Abenteurerarmee im Rücken anzugreifen, während Fabius mit seinem Korps gemächlich die Gaue an der mittleren und unteren Loire sowie an der Küste, die alle dem Dumnacus Mannschaft gestellt hatten, zum Gehorsam zwang.

Auf die Kunde von Rebilus' Anmarsch gaben Drappes und Lucterius die geplante Invasion in die Provinz als aussichtslos auf und warfen sich in die feste Cadurcerstadt Uxellodunum (Puy d'Issolu an der Dordogne).

Rebilus rückte vor die Stadt, schlug auf den benachbarten Höhen drei Lager auf und machte sich bereit Uxellodunum einzuschließen. Allein Lucterius, der die Katastrophe von Alesia mitgemacht hatte, suchte seine Absicht zu durchkreuzen, vor allem aber die Stadt ausgiebig zu verproviantieren. Er ließ nur 2000 Mann in der Stadt zurück und ging samt Drappes mit der Hauptmacht auf Requisition aus, störte auch konstant durch Angriffe von außen und innen die Zernierungsarbeiten des Rebilus, so daß dieser sich schließlich veranlaßt sah, dieselben ganz einzustellen und sich mit der Errichtung einer Kette von Redouten zu begnügen.

Indessen schleppten die Gallier allen erreichbaren Proviant an einen verborgenen Ort etwa 15 Kilometer vor der Stadt zusammen. Drappes blieb mit einem Teile der Truppen dort stehen, während der der Gegend genau kundige Lucterius es übernahm, die Verpflegskolonne auf geheimen Wegen in die Stadt zu schaffen.

Allein die römischen Vorposten und Patrouillen waren auf der Hut und meldeten bald, was im Zuge sei. Mit Tagesanbruch griff Rebilus mit einigen aus den nächsten Redouten zusammengerafften Kohorten den geheimen Transport überraschend an und nahm ihn weg; Lucterius entkam durch die Flucht.*)

Rebilus, trotz seines sonst ziemlich vorsichtigen und zurückhaltenden Naturells, brach sofort nach Voraussendung seiner

*) Er irrte lange flüchtig umher, wurde später im Lande der Arverner durch einen Häuptling derselben, bei dem er Schutz gesucht, den Römern verraten und ausgeliefert. Sein Ende ist unbekannt.

Kavallerie mit einer Legion auf, um das Lager des Drappes zu überfallen. Dasselbe lag, um besser verborgen zu bleiben, in einem Tale, wurde von der Kavallerie überraschend angegriffen, während des Kampfes von der inzwischen nachgekommenen Infanterie umstellt und die ganze Truppe aufgehoben. Drappes geriet in Gefangenschaft, wo er sich selbst den Tod gab.

Damit schien das Abenteuer beendet; höchst überflüssigerweise machten aber nach der Vernichtung der Banden des Lucterius und Drappes die Bewohner von Uxellodunum die Sache jener Desperados zu der ihrigen. So sah sich Rebilus zur Fortsetzung der Belagerung gezwungen. Er vollendete zunächst ungestört seine Zernierungslinie und als unterdessen auch Fabius mit seinen 25 Kohorten vor der Stadt eintraf, übernahm jeder der beiden Legaten einen Abschnitt. Da die Stadt jedoch gut verproviantiert und infolge ihrer Lage sturmfrei war, so ging die Belagerung nicht vorwärts.

Da traf — allen unerwartet — Caesar vor der Stadt ein. Im Lande der Carnuten, deren formelle Unterwerfung er zum so und so vielten Male entgegengenommen, hatte er die Meldung von jenen Vorgängen erhalten, seine beiden Legionen unter Q. Calenus in normalen Märschen nachrücken lassen und war mit der ganzen Reiterei schleunigst nach Uxellodunum vorausgeeilt.

Nach Caesars Ankunft kam die Belagerung gleich in ein flotteres Fahrwasser. Er beschloß der gut verproviantierten Stadt das Wasser abzuschneiden. Zu diesem Zwecke ließ er zunächst längs der Wasserlinien, welche den Festungsberg umflossen und aus welchen die Belagerten bisher ihren Wasserbedarf gedeckt hatten, am äußeren Ufer Geschütze placieren und durch diese die Annäherung der Feinde an das Wasser verhindern. Dies gelang zwar, doch es zeigte sich, daß jene noch Wasser genug aus einer Quelle erhielten, welche unmittelbar vor der Stadtmauer oben am Hange entsprang. Gegen diese mußte sich also das weitere Vorgehen richten.

Caesar eröffnete gegen jene Stelle einen Angriffsdamm und errichtete auf demselben einen 10 Stock hohen Turm, um von diesem aus mit Geschütz die Quelle bestreichen zu können. Gleichzeitig ließ er unterirdisch einen Stollen gegen die Quelle vortreiben, um sie wenn möglich abzuleiten.

Die Belagerten, die nur die oberirdischen Arbeiten wahrnehmen konnten, richteten gegen diese alle ihre Abwehr. Mittels herabgerollter Brandkörper steckten sie schließlich Damm und

Turm in Brand, und ein gleichzeitig unternommener Ausfall brachte die dort stehenden römischen Abteilungen in hartes Gedränge, so daß Caesar ihnen nur dadurch Luft machen konnte, daß er von mehreren andern Seiten starke Kolonnen gegen die Stadt vorgehen ließ, worauf die Besatzung sich in dieselbe zurückzog, um die Mauern zu besetzen.

Damm und Turm aber waren zerstört und schon glaubten die Belagerten die Gefahr abgewendet zu haben; da gelang es den Römern, mittels des Stollens die Quelle abzufangen und abzuleiten. Jetzt freilich entschlossen sich die erschrockenen Verteidiger zur Kapitulation.

Caesar ließ, um an den letzten Rebellen ein warnendes Exempel zu statuieren, der gesamten waffentragenden Besatzung die Hände abschlagen und entließ sie sodann in ihre Heimat.

Caesar nach Aquitanien.

Um für den Rest des Sommers noch etwas zu tun, rückte Caesar mit 2 Legionen über die Garonne nach Aquitanien, welches er selbst noch nie betreten, nachdem es sich im Jahre 56 v. Chr. größtenteils an P. Crassus ergeben hatte. Sein Einmarsch fand keinen Widerstand. Er gab nun die Disposition für die Winterquartiere aus und begab sich für seine Person mit einiger Kavallerie nach Narbo.

Die Winterquartiere.

Die Winterquartiere waren:

In Belgien, wahrscheinlich zum Teil im Gebiete der Bellovacer unter Antonius, Trebonius und Vatinius	4	Legionen
Im Gebiete der Häduer	2	»
» » » Turoner (Tours)	2	»
» » » Lemovicer	2	»
In Gallia cisalpina (bei Tergeste)	1	Legion.

Letzte Unruhen des Commius.

Indessen schlug sich noch nach Beziehung der Winterquartiere im Atrebatenlande der unermüdliche und erbitterte Commius mit den römischen Detachements herum. Nachdem es ihm gelungen, in einem Reitertreffen seinen persönlichen Todfeind, den Reiterführer C. Volusenus Quadratus,*) mit eigener Hand schwer zu verwunden, machte er seinen Frieden mit Antonius unter der Bedingung, daß er niemals einem Römer unter die Augen zu kommen brauche.

*) Volusenus hatte im Winter vorher im Auftrage des Labienus einen nicht ganz fairen Anschlag gegen Commius unternommen, doch war es letzterem geglückt schwer verwundet sich zu retten.

Ergebnisse des Kriegsjahres 51 v. Chr.

Der definitive Friede.

Die letzten Zuckungen der gallischen Freiheit waren vorüber.

Eigentlich ernstliche Kämpfe hatte das Jahr, wie zu erwarten stand, nicht gefordert. Der einzige in größerem Rahmen gehaltene Bellovacerfeldzug war mehr eine provokante Schaustellung der noch ungebrochenen Kräfte dieses Stammes und endete mit dem Falle des Correus, der ihn entflammt, rasch wie er entstanden. Alles übrige waren nur Kämpfe mit regellosen Banden, brotlosem oder arbeitsscheuem Gelichter, angeführt von mehr oder weniger fähigen Leuten, die selbst nichts mehr zu verlieren hatten.

Es ist klar erkennbar, wie sehr es auch dem römischen Prokonsul daran gelegen war, in diesem Jahre wirklich und definitiv Frieden zu machen. Jede geringste Feindseligkeit wird sofort aufgegriffen und bis zu ihrem vollsten Abschlusse durchgekämpft; wo eine solche latent zu sein scheint, wird ihr Ausbruch förmlich provoziert, um dadurch endlich bald zu einem wirklichen Ende zu kommen; das Feuer wird gelöscht, auch wo es nur unter der Asche glimmt.

Und das Ende wird in Extremen gesucht; teils äußerste Milde, teils furchtbarste Strenge. Die generöse Behandlung der Bellovacer und Loirevölker bildet einen scharfen Kontrast zum letzten Rachezuge gegen die Eburonen und dem grausamen Strafgericht über die Verteidiger von Uxellodunum.

Im übrigen wurde die Grenze zwischen Freund und Feind, zwischen Schuldigen und Unschuldigen scharf gezogen, damit nirgends das Volk durch Unsicherheit zur Feindseligkeit getrieben werden könne. Die Schuldtragenden wurden bezeichnet, vogelfrei erklärt und abverlangt. Wer hier nicht genannt war, hatte nichts zu fürchten. Bei der vollauf begreiflichen ungeheueren Sehnsucht nach Ruhe und Frieden brauchte das Volk nichts anderes mehr als diese Sicherheit, um den Frieden auch zu halten; unter dem Eindrucke des Kontrastes mußte den schwergeprüften Gauen die milde römische Herrschaft in diesem Augenblicke wie eine Erlösung erscheinen.

In diesem Sinne bieten auch die Winterquartiere, nach den bisherigen Gesichtspunkten angeordnet, nichts Neues: die Hauptkraft dort, wo die stärkste nationale Kraft noch im Zaume zu halten ist, die andern Gruppen gleichmäßig über das übrige Land verteilt, gleich starken Friedensgarnisonen.

Alle diese Gesichtspunkte, alle diese Maßregeln erklärt die politische Lage. Caesars Statthalterschaft näherte sich ihrem Ende. Dieses Ende konnte früher da sein, als man erwartete, und dieses Ende war der Bürgerkrieg; darüber war sich Caesar damals jedenfalls schon klar. Wenn der Bürgerkrieg aber ausbrach, wenn Caesar mit seiner Armee gegen die ganze offizielle Reichsmacht in die Schranken trat, dann war seine einzige Basis gerade dieses Gallien, das eben noch den erbittertsten Krieg gegen ihn geführt hatte. Und dieses selbe Gallien zu einer ruhigen, unbedingt sichern Provinz, ja zu einer verläßlichen und ausgiebigen Stütze für seine Macht zu machen — und dies mußte er tun — hiefür blieben ihm im günstigsten Falle noch zwei Jahre. Die politische Lage.

Daher das Bestreben, den wirklichen Friedenszustand so rasch und so gründlich als möglich wiederherzustellen. Darum die eiserne Strenge, wo nur sie zu wirken schien, darum die weitestgehende Milde, wo man mit ihr eher zum Ziele zu kommen hoffte. Darum auch die — gleich Friedensgarnisonen — über das ganze Land verteilten Legionen; eine stand bereits damals — angeblich freilich auch nur als Schutzbesatzung — in der cisalpinen Provinz, nur wenige Märsche entfernt vom italienischen Grenzfluß Rubicon. . . . .

Die Ereignisse des Jahres 50 v. Chr.

Caesar erreichte seinen Zweck. Das nächste Jahr verlief im tiefsten Frieden. Freilich nicht auch in Untätigkeit. Es galt die Ruhepause zu nützen, für den bevorstehenden größeren Kampf die Waffen in stand zu setzen, die Kampfmittel und Hilfsquellen zu mustern.

Caesars Reise durch Gallia cisalpina.

Mit Beginn des Frühjahrs ging Caesar nach Gallia cisalpina. Diese Provinz war die Hauptstütze der demokratischen Partei, deren erklärtes und unumschränktes Oberhaupt Caesar repräsentierte; dorther hatte sich der Kern seiner Legionen rekrutiert.

Seine Reise durch die Provinz glich einem Triumphzuge. Man feierte nicht nur den ruhmvollen Besieger des Erbfeindes, den lorbeergeschmückten ersten Feldherrn seiner Zeit: man feierte vor allem den Mann der Zukunft, den genialen Lenker der Massen, der einzig imstande und berufen war, das verhaßte, bis zur Unhaltbarkeit korrupte Regime der gegenwärtigen Regierung zu brechen. Es lag eine gute Dosis instinktiver Ahnung in jenen begeisterten Ovationen der Volksmassen; sie galten dem Morgenrot einer neuen Zeit, den Anfängen einer neuen, großen Weltordnung, deren Schöpfer der gegenwärtige Prokonsul und deren vorzüglichstes Werkzeug das erstklassige Soldatenmaterial eben dieser Provinz zu werden bestimmt war.

Die Heerschau über die Legionen.

Der Musterung seiner latenten Machtmittel ließ Caesar die seiner bereits aktiven folgen. Im Spätsommer vereinigte er die ganze Armee im Gebiete der Treverer und hielt dort, zwischen Mosel und Rhein, im Angesichte von Gallien und Germanien eine feierliche Heerschau über die Legionen. Auch das war mehr als eine Inspizierung oder Parade; es war eine imposante Demonstration, gerichtet an die Adresse der bisherigen und der künftigen Feinde; es war aber auch ein Appell an die Armee selbst, die in acht schweren Kriegsjahren den Intentionen und Erwartungen ihres Feldherrn in vollstem Maße entsprochen, die

sich eins mit ihm fühlte und entschlossen war, ihm auch weiterhin, wo immer ein Feind ihm erstehen möge, fraglos und unbedingt zu folgen.

Die Abgabe von zwei Legionen an den Senat.

Schon mehrten sich die Zeichen des unvermeidlichen Bruches mit der offiziellen Staatsgewalt. Der Senat verlangte zwei Legionen für den Partherkrieg, und zwar sollten Pompejus und Caesar je eine abtreten. Pompejus aber gab von seiner Armee keine her, sondern jene, die er im Winter 54/53 in Caesars cisalpinischer Provinz ausgehoben und dann diesem auf seine Bitte nach der Katastrophe von Aduatuca zur Verfügung gestellt hatte. Es war dies Caesars I. Legion. Caesar, obwohl den Plan seines Gegners durchschauend, fügte sich, um jeden Schein des Unrechtes zu vermeiden. Er schickte die I. Legion dem Pompejus zurück und trat in seinem eigenen Namen die XV. Legion, welche bereits in Oberitalien stand, ab. An die Stelle derselben ging die XIII. Legion nach Tergeste, deren Soldaten beim Einrücken in die friedliche Provinz wohl kaum sich dessen bewußt waren, welch welthistorische Rolle ihnen für die nächste Zukunft zugedacht war.

Letzte Dispositionen.

Die übrigen acht Legionen verteilte Caesar in zwei große Gruppen in Gallien. Vier Legionen unter C. Trebonius blieben in Belgien, vier unter Fabius im Lande der Häduer. Die cisalpine Provinz, deren Wichtigkeit für ihn immer greifbarer wurde, kam unter besondere Aufsicht seines erprobtesten Legaten T. Labienus. Der gleichfalls als überaus fähig erkannte junge M. Antonius erfüllte unterdessen in Ausübung des Tribunats eine politische Mission in der Hauptstadt. So waren Caesars brauchbarste Werkzeuge im Augenblicke hart vor der Entscheidung an die wichtigsten Posten gestellt; Caesar selbst begab sich schließlich persönlich wieder in die cisalpine Provinz, um die Fäden der sich rapid zuspitzenden Situation in der Hand zu behalten.

Das Gesamtergebnis der Unterwerfung Galliens.

Caesars Werk.

Die Arbeit war vollendet. Nicht als ob Gallien in dem Augenblicke, wo Caesar es verließ, bereits das gewesen wäre, was der weitblickende Römer von ihm verlangte, um welchen Zustandes willen er die Unterwerfung überhaupt ins Auge gefaßt. Um all dies zu erreichen, brauchte es mehr als acht Jahre, ja mehr, als eines Menschen Lebensspanne durchzuführen im stande ist. Allein Caesar hatte geleistet, was er leisten mußte, er allein, weil nur er wußte, was er wollte. Das Wesentliche hatte er getan und den Verhältnissen die Richtung gegeben, in der sie nur so fort sich zu entwickeln brauchten, um beinahe von selbst langsam, aber sicher zu jenem Endzustande zu führen, den er ins Auge gefaßt. Es ist das notwendige Schicksal ganz großer Geister, daß sie die letzte Vollendung ihrer eigenen Werke nicht mehr erleben, weil deren naturgemäße Entwicklungsdauer das Maß ihres Lebens übersteigt. Aber nicht der Arbeiter, der den letzten Stein in ein monumentales Kunstwerk der Architektur einfügt, verewigt durch dasselbe seinen Namen; sein Schöpfer ist und bleibt derjenige, der den Plan entworfen, und mag ihn auch lange Zeit vor dessen Vollendung der Tod ereilt haben.

Die römische Herrschaft in Gallien.

Was Caesar aber selbst leisten konnte und mußte, hat er geleistet, und den Zustand, wie er ihn brauchte, um unbesorgt seine Legionen anderen Zielen zuführen zu können, hatte er auch erreicht. Gallien war ruhig. Es war einfach nicht mehr fähig sich ernstlich zu rühren, es war geschwächt und ermüdet bis zum äußersten. In diesem Zustande hätte das Land schließlich auch eine härtere Herrschaft in williger Resignation auf sich genommen, als es die von Caesar eingesetzte römische war. Es war die Sorge des scheidenden Prokonsuls, diese Herrschaft in mildester Form zur Geltung zu bringen; sie sollte von den schwergeprüften Gauen nicht als eine Last, sondern vielmehr

als eine Wohltat nach den schrecklichen Mühsalen des achtjährigen Krieges empfunden werden. Ja noch mehr: wer in eingefleischter Freiheitsliebe den Titel der Fremdherrschaft perhorreszierte, dem blieb es unbenommen, sich nach wie vor als freien Bürger einer freien Nation zu betrachten, der nur einem mächtigen Schutzherrn die pflichtgemäßen Gebühren zahlte. Und selbst einzelnen kleinen Stämmen, die auch jetzt in gar keiner Form die römische Suprematie anerkennen zu wollen erklärten, wurde dies stillschweigend durch die Finger gesehen und ihr Vorhandensein einfach ignoriert.

Die Steuern selbst, welche die Gallier zu zahlen hatten, waren gering und wurden durch ihre eigenen Behörden eingetrieben und abgeführt. Das System der Steuerverpachtung, welches in anderen Provinzen zur maßlosen Ausnützung der armen Untertanen führte, ließ Caesar in Gallien niemals aufkommen.

Jeder Gau behielt seine alte Verfassung, seine leitenden Stellen, und selbst die bisherigen Hegemonieverhältnisse blieben, um die Eitelkeit der mächtigsten Gaue nicht zu verletzen, nominell aufrecht, obwohl sie praktisch natürlich keinen Wert mehr hatten. In diesen Verhältnissen wie in der Besetzung der leitenden Stellen mußte natürlich der römische Einfluß grundsätzlich in Frage kommen; doch blieb das Bestreben, diese Einflußnahme in tunlichst schonender Form durchzuführen. Vollkommen intakt blieben die nationalen Gebräuche und vor allem die Religion. Der ungeheure Einfluß des Druidentums blieb unangetastet. Inwieweit vielmehr auch er den Intentionen der Beherrscher dienstbar gemacht wurde, entzieht sich der genauen Konstatierung.

Die Rheingrenze.

So atmete das Land, das seine Freiheit verloren, wieder auf unter der segensreichen, milden und zielbewußten Schutzherrschaft seiner bisherigen Gegner, die jetzt bereitstanden seine eigenen Interessen gegen äußere Feinde zu schützen. Die Erkämpfung der Rheingrenze und deren energische Verteidigung durch die Römer mußte selbst den Galliern als ein Segen erscheinen; die Herrschaft des Ariovist, die gerade ihre mächtigsten Stämme zur Genüge gekostet hatten, wäre denn doch entschieden das größere Übel gewesen. Und gerade in dieser Sicherung der Rheingrenze hatte Caesar, wie längst auseinandergesetzt, einen seiner wichtigsten, weitblickendsten Pläne der Verwirklichung zugeführt. Freilich konnte man dem durch die energische offensive Abwehr herbeigeführten Zustande der mo-

mentanen Sicherheit noch nicht jene welthistorische Dauer zumuten, die Caesar im Sinne seines Planes verlangen mußte; aber er hatte auch das Mittel erkannt, diese dauernde Verstärkung der Grenze zu erzielen, und das war die Romanisierung des bisher gallischen Landes.

Die Romanisierung.

Mittel und Wege hiezu standen den Römern genug zu Gebote. Das weitaus ausgiebigste war das römische Bürgerrecht. Wer einmal unter römischer Herrschaft stand, konnte sich keinen größern Vorteil ersehnen, als die Erlangung des latinischen oder gar des römischen Bürgerrechtes; dieses aber hatte das Aufgehen des Betreffenden, sei es eine einzelne Person, eine Stadt oder ganze Provinz, in wirklich römischen Geist und römische Formen zur unerläßlichen Voraussetzung oder doch zur notwendigen Folge. In dem Augenblicke, wo jeder Gebildete, ja auch jeder Ungebildete des Erdkreises begreiflicherweise seinen höchsten Stolz darein setzen mußte, Römer zu sein, und damit nicht mehr zu den Unterworfenen, sondern zu den Beherrschten zu zählen, in diesem Augenblicke war es leicht zu romanisieren und diese fortschreitende Romanisierung war auch der einfachste Weg zur Erzielung der von Caesar angestrebten Homogenität aller Teile des Reiches. Die Einführung der lateinischen Sprache als Staatssprache, des römischen Münzsystems und anderer mehr weniger formeller Einrichtungen, die damals überhaupt auf viel weniger prinzipiellen Widerstand zu stoßen pflegten, als dies heutzutage meistenteils der Fall ist, hatte nur die Aufgabe, jene Fusion der Nationalitäten zu erleichtern.

Schluß.

Die an und für sich nicht mehr sonderlich widerstandsfähige, vor allem aber zum passiven Widerstande gänzlich ungeeignete keltische Nation kam hier den römischen Bestrebungen auf halbem Wege entgegen. Mit ihrer endgültigen militärischen Niederlage war es mit ihr überhaupt zu Ende. Der Reiz des mächtigen Neuen war stärker als die Pietät gegen das schattenhafte Alte. Willig, ja gerne wurden die Gallier zu Römern. Und so entstand hier aus den verwesenden Trümmern einer untergegangenen Nation ein ungeahnt lebensfähiges Glied des großen Römerreiches, und gerade dasselbe Land, das bisher wie das Schwert des Damokles über dem Herzen des Reiches gehangen, ward nun sein stärkstes Bollwerk gegen seine mächtigsten Feinde, ein Bollwerk, auf dessen Trümmern noch nach dem endlichen Zerfalle des Weltreiches die Kultur, die es repräsentiert, fortgrünte und siegend sich fortpflanzte auf die neuen Geschlechter.

Und man darf es vielleicht nicht als Zufall bezeichnen, daß nach dem durch die Völkerwanderung geschaffenen Chaos das erste schöpferische Genie der nachcaesarischen Zeit eben auf diesem Boden entstand, der durch Caesar zur Hochburg klassischer Kultur geworden, und daß Caesars charakteristischeste Schöpfung, die repräsentative Weltmonarchie des Kaisertums, unter so gründlich veränderten äußeren Umständen doch genau im Sinne ihres ersten Schöpfers auf diesem durch seine Kulturarbeit geheiligten Boden ihre Wiederherstellung erlebte.

Mit der Schaffung neuer Grenzen mußte naturgemäß auch der Gesichtskreis des Reiches sich erweitern, und auch hier hatte Caesar bahnbrechend vorgearbeitet. Seine Expeditionen über den Rhein und nach Britannien hatten nicht nur militärische, sondern auch eine eminente politisch-wirtschaftliche Bedeutung. Es ist wahrlich keine Übertreibung, wenn Mommsen sie mit den großen Entdeckungsfahrten an der Schwelle unseres Zeitalters vergleicht. Es geht ein Zug ins Große durch diese doch auch so wunderbar im Detail ausgeführte Arbeit; groß, unmeßbar groß muß der Geist gewesen sein, der dies alles zu erdenken vermochte, und über alle Begriffe gewaltig waren denn auch die Folgen, welche noch nach Jahrhunderten von dem Werke dieses Riesengeistes sich ableiteten und immer noch ableiten.

Der Kampf um die Herrschaft.

(Der „zweite Bürgerkrieg“.)

»Hoc voluerunt; tantis rebus gestis Gaius Caesar condemnatus essem, nisi ab exercitu auxilium petissem.«

(nach Suet. Div. Jul. 30.)

Die Veranlassung.

Es ist unerläßlich, an dieser Stelle an bereits Gesagtes teilweise wiederholend anzuknüpfen.

Caesars einheitliches Ziel, der einzige Zweck seines Handelns war das von ihm geplante Kulturwerk. Das Mittel dazu war die von ihm erdachte neue Monarchie, mit andern Worten die Herrschaft; und nur das weitere Mittel zur Erreichung dieser Herrschaft, und zwar das letzte und äußerste Mittel, war der Krieg. Caesars Absicht.

Freilich darf man nicht annehmen, daß ihm das Ziel und noch viel weniger die Mittel vom ersten Augenblicke seiner politischen Laufbahn an mit voller Klarheit vorgeschwebt. Es lag auch nicht in Caesars Charakter, sich noch weit entfernte, nach menschlichem Ermessen noch mehr oder weniger unberechenbare Ereignisse im vorhinein detailliert zurechtzulegen. Seine allgemeine Idee entwickelte sich erst schrittweise unter seinen Händen zu konkreten Formen. Rastlos arbeitete er in gleicher Weise an dem Werke selbst wie an der Erweiterung seiner Erkenntnis, seinem Genie vertrauend, das ihm auch dann, wo er vielleicht nicht ganz klar sah, doch instinktiv das Richtige vollbringen ließ; bildet doch ein gewisses instinktiv richtiges Handeln ein wesentliches Kriterium wahrer Genialität. Mit dem Wachsen des Werkes wuchs auch die Erkenntnis und das Wollen; sie wuchsen ins Gigantische, aber nie ins Unmögliche. Und weil Caesars Idee bei aller Großartigkeit sich stets streng im Rahmen der Realisierbarkeit hielt, deshalb gelangte sie schließlich auch zur siegreichen Vollendung.

Caesars erster Versuch, seiner Idee zum Siege zu verhelfen, war bekanntlich die catilinarische Verschwörung; sie erlebte ein volles Fiasko. Von diesem Augenblicke an ging er als politischer Oppositionsführer vorsichtiger und systematischer vor. Die große entscheidende Wendung trat ein, als ihm im

Das erste Triumvirat und seine Folgen.

Jahre 60 v. Chr. das Meisterstück gelang, durch Koalition der bedeutendsten Männer der Republik, die vereinzelt zur Ohnmacht verurteilt, verbunden eine unangreifbare Macht bildeten, sich selbst als integrierenden Bestandteil dieses kombinierten Machtfaktors vom Oppositionsführer zum Machthaber zu erheben. Seinem überlegenen diplomatischen Genie war es ein leichtes, die kombinierte Macht ganz und gar seinen Zwecken dienstbar zu machen. Von diesem Augenblicke an war sein Werk gesichert, das heißt, die Ereignisse gingen von nun ab den Weg, den er wollte. Durch den Bund mit Pompejus und Crassus hatte er tatsächlich auf den Schultern seiner beiden hohen Verbündeten sich selbst zur obersten Höhe emporgehoben. Mit dem Augenblicke, wo er den gallischen Krieg erfolgreich eröffnete, war er wenn auch nicht nominell, so doch faktisch die erste, weil interessanteste Persönlichkeit der Republik; war er doch auch der einzige, der Gelegenheit hatte, etwas Positives und überdies überaus Populäres und Grandioses zu leisten, während seine beiden Verbündeten, durch leere Ehren und selbstgewählte, scheinbar wichtige Aufgaben abgelenkt, zur Untätigkeit, ja schließlich zur Lächerlichkeit verurteilt waren. Vollkommen lahmgelegt kamen sie schon nach vier Jahren zu Caesar nach Lucca. Noch einmal, diesmal ganz aus eigenem guten Willen, befestigte der gallische Prokonsul durch sein bloßes Einverständnis ihre Stellung; und nun bekamen sie auch das, wodurch, wie sie sahen, Caesar ihnen über den Kopf gewachsen war: eine Provinz und ein Heer. Allein sie hatten nicht viel davon. Crassus fiel in der Unglücksschlacht bei Karrhae; Pompejus ging gar nicht nach Spanien zu seinen Legionen ab, sondern ließ sich nach wie vor in Rom festhalten. Und abermals begann seine selbstgewählte Rolle ihn zur Lächerlichkeit zu verdammen, bis ihm schließlich nichts übrig blieb, als vor seinen und seines bisherigen Verbündeten Gegnern zu kapitulieren und sich und sein Schwert der bisher bekämpften Aristokratie zur Verfügung zu stellen. Auch darin fand Caesar, der seinen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten gegen seine Verbündeten ausnahmlos mit einer geradezu demonstrativen Genauigkeit nachkam, eine große moralische Rechtfertigung, daß der einzig mögliche Führer seiner Feinde erst ihn selbst perfid verraten mußte, bevor er das Schwert für die Verfassung ergriff.

Lucca.

Nicht Pflichtgefühl, nicht das Bewußtsein der Aufgabe, die bestehende geheiligte Staatsordnung zu verteidigen, hatten Pom-

pejus in die Arme der Verfassungspartei getrieben, sondern einzig und allein der infolge seiner persönlichen Eitelkeit auf ihm lastende Zwang, der ihn erkennen ließ, daß er nur dort noch eine führende Stelle bekleiden könne, neben Caesar jedoch ein gleicher Platz für ihn nicht mehr frei war.

Pompejus war unzweifelhaft ein bedeutender Mann; doch grelle Widersprüche kennzeichnen sein Charakterbild. Als Feldherr ohne Frage der ersten einer, mit scharfem taktischen und weitem strategischen Blicke, ruhig, besonnen und zielbewußt, war er als Staatsmann unglaublich kurzsichtig, engherzig und vor allem unentschlossen. Dem in zahllosen Kämpfen erprobten, anerkannt persönlich tollkühnen Offizier konnte im politischen Leben der traurigste seiner Gegner mühelos imponieren. Er strebte nach der höchsten Macht, und mehr als einmal bot sich ihm wie keinem Zweiten die Gelegenheit sie zu erringen; aber im entscheidenden Momente, wo er nur die Hand auszustrecken brauchte, fehlte ihm nach so viel getaner Arbeit der Mut zur letzten, kinderleichten, aber entscheidenden Tat. Und das Schlimmste war, daß er sich dieser seiner Schwäche nie bewußt war. Er, der nie mächtiger gewesen als damals, wo er an der Spitze seiner siegreichen Armee fern im Orient mit den Seeräubern und dem Erbfeind Mithrydates spielend aufgeräumt und der in demselben Moment zur lächerlichsten Machtlosigkeit herabsank, als er den politischen Boden der Hauptstadt wieder betrat, er hielt dennoch mit bornierter Zähigkeit an der Idee fest, daß nur sein unmittelbarer Kontakt mit dem politischen Treiben Roms ihm die ersehnte erste Stelle im Staate sichere. Und so kam es, daß er, während er sich einbildete die Geschicke Roms zu leiten, vielmehr von den Ereignissen getragen wurde und schließlich dort sich fand, wo er nach seiner Absicht am allerwenigsten hingehörte: an der Spitze der Verfassungspartei; und das nicht einmal als unumschränkter Führer, sondern nur als quasi ad hoc engagierter Feldherr, eine Stellung, die im Grunde genommen mehr des Demütigenden als des Ehrenvollen für ihn hatte. Pompejus.

In seiner neuen Stellung blieb ihm natürlich nichts anderes übrig als gegen seinen bisherigen Verbündeten zu intrigieren; und die ersten Zwistigkeiten bezogen sich gerade auf jene Abmachungen, welche beide zusammen in Lucca getroffen.

Nach diesen Abmachungen sollte Caesar nach Ablauf der weiteren fünf Jahre seines Prokonsulats, also für das Jahr 48, abermals zum Konsul gewählt werden. Da die Bewerbung um Der Bruch.

dieses Amt an der Spitze einer Armee untersagt war, sollte ihm die Dispens erteilt werden. In diese Bestimmung wurde nun durch Schaffung einer neuen Wahlordnung beabsichtigte Unklarheit gebracht. Caesar legte Verwahrung ein und es erfolgte auch eine Rektifikation, aber nicht in unanfechtbar legaler Weise. Damit war der Zankapfel gegeben.

Nach dem Gesetze, das Caesars Statthalterschaft regelte, hätte diese bis Ende 49 gedauert. Nun wurde ad hoc ein neues geschaffen, welches die Ernennung seines Nachfolgers schon für den Anfang desselben Jahres bestimmte, Caesar daher zwang, vor Antritt des zugesagten Konsulates in den Privatstand zurückzutreten. Darin lag nun die Spitze. Trat Caesar wirklich in den Privatstand, so war er nach damaligem Gesetze gerichtlich belangbar, und die ganze Gegenpartei stand bereit, die sich bietende Gelegenheit auszunützen und den gefährlichen Gegner unter irgend einem Vorwande — um dergleichen war man nie verlegen — im Wege der nichts weniger als unabhängigen Gerichte politisch unschädlich zu machen. Blieb er dagegen im Besitze des Kommandos, so konnte man durch eine entsprechende Auslegung der Gesetze die bei der Konsulatswahl auf ihn entfallenden Stimmen annullieren. Und darauf kam es schließlich an: denn das fühlten auch die Kurzsichtigsten, daß Caesar, wenn er nach seinen bisherigen Erfolgen auch noch zur höchsten offiziellen Würde und Macht gelangte, wirklich der Herr war, gegen den es einen Widerstand nicht mehr gab.

Caesar aber war es immer noch darum zu tun Zeit zu gewinnen und die Entschlußunfähigkeit seiner Gegner kam ihm dabei auf halbem Wege entgegen. Er lavierte und verhandelte, alles legal und loyal, er gab nach und nahm den Gegnern alle Vorwände zum Äußersten zu greifen. Diese suchten ihm nun in anderer Weise beizukommen. Zunächst wurde sein Heer geschwächt; unter dem Vorwande eines Rachekrieges gegen die Parther wurden ihm zwei Legionen entzogen, die er unbedenklich dran gab, obwohl er wußte, daß dieselben in Wirklichkeit gegen ihn bereitgehalten wurden.

Endlich beschloß die Verfassungspartei die offizielle Abberufung des Prokonsuls im Verfassungswege. Gleichzeitig wurde der Versuch gemacht, ihm die Armee unter den Händen zu entziehen, indem die Veteranen von der Regierung angewiesen wurden sich dienstlich direkt an den Senat wegen ihrer Entlassung zu wenden. Eine analoge Maßregel hatte seinerzeit gegen Lucullus ihren Zweck erreicht; bei Caesars Legionen

kam sie allerdings an die falsche Adresse. Dagegen gelang seinen Feinden ein anderer Coup: Während kein einziger Legionar und kein Offizier der gallischen Armee im Augenblicke der Krisis den Feldherrn verließ, ging sein erster Legat, sein alterprobter, stets mit besonderer Auszeichnung behandelter Stellvertreter T. Attius Labienus schmählich zum Feinde über und kämpfte von diesem Augenblicke an mit der beispiellosen Erbitterung des Renegaten, freilich mit wenig Glück, gegen seinen früheren Kriegsherrn. Verletzte Eitelkeit, wahrscheinlich ein im Interesse der einheitlichen Leitung von Caesar abgelehntes Verlangen nach noch selbständigerem Wirkungskreise war wohl die Ursache dieses überraschenden Schrittes. Caesar sandte dem geheim Entwichenen sein in der Eile zurückgelassenes Geld und Gepäck nach . . . .

Übertritt des T. Labienus

Das Gesetz über Caesars Abberufung respektive Kommandoniederlegung parierte dessen hervorragendster Vertreter in Rom, der bis zur Genialität durchtriebene Volkstribun Curio, in ebenso geschickter als für die Gegenpartei überraschender Weise, indem er im Namen Caesars erklärte, daß dieser zur Niederlegung des Kommandos bereit sei, wenn — Pompejus dasselbe tue. Nichts war berechtigter und einleuchtender als das Verlangen nach dieser alle Pläne der Gegner durchkreuzenden Maßregel. Trotz der Bemühungen des Pompejus und seines Anhanges erzielte Curio einen Senatsbeschluß, der die gleichzeitige Abberufung beider Parteihäupter verfügte. Damit aber hätte die Verfassungspartei ihre letzte und einzige Waffe aus der Hand gegeben; dies konnte sie denn doch nicht tun, und so blieb nichts übrig, als — im lächerlichsten Widerspruche mit sich selbst — dem verfassungsmäßig erfolgten Senatsbeschlusse den Gehorsam zu verweigern.

Die letzten Verhandlungen: Curio.

Das war es gewesen, was Caesar gewollt hatte. Während er selbst bis zum letzten Augenblick auf legalem Boden sich bewegt und im entscheidenden Momente noch seine Bereitwilligkeit dem Senate zu gehorchen feierlich dokumentiert hatte, verweigerte sein Gegner den schuldigen Gehorsam und brach damit selbst die Verfassung, als deren berufenen Schützer er sich gerierte. Und während Pompejus, im offenen Widerspruche mit dem Senatsbeschlusse, sich an die Spitze der Armee stellte, traf Caesar seine Anstalten, dem aller Form nach verfassungswidrig gegen ihn gerichteten Angriffe mit dem Rechte der Notwehr auf legalem Boden zu begegnen.

Wie zum Hohne warf er den Gegnern noch ein Ultimatum hin, indem er ihnen Zugeständnisse anbot, die diese selbst wohl nicht mehr erwartet hätten; er wußte doch, daß es jenen jetzt nur mehr um den vollen Bruch zu tun war, daß es deshalb für sie ein Zurück nicht mehr gab, und so konnte er doch wenigstens noch etwas Zeit gewinnen und vor allem den Nimbus der unbedingten Loyalität durch diese scheinbar äußerste Nachgiebigkeit aufs höchste steigern. Pompejus, um wenigstens den Schein im letzten Momente zu retten, zwang schließlich durch rohesten Terrorismus den Senat zu einem Beschlusse, wodurch Caesar zum Feinde des Vaterlandes erklärt und er selbst zum Beschützer desselben designiert wurde. Damit war die Entscheidung in die Hand der Waffen gelegt.

Der Krieg gegen die mit Pompejus verbündete Republik (49–48 v. Chr.).

Die beiderseitige politische und militärische Machtsphäre.

Um sich über das Machtverhältnis der beiden Gegner klar zu werden, muß man sich vor Augen führen, was jeder von beiden damals im Staate repräsentierte.

Caesar war seit mehr als zwei Dezennien der anerkannte politische Führer der demokratischen Partei. Er war es, der die durch die sullanische Restauration nahezu vernichtete Fraktion wieder zu einer maßgebenden Partei erhoben, der ihr in seiner Person einen Feldherrn, in seiner gallischen Armee ein Heer gegeben hatte; und — das fiel am schwersten in die Wagschale — er war politisch wie militärisch unbedingter Herr in und über seine Partei. Caesars Mittel.

Formell war Caesar Prokonsul beider Gallien und Illyriens, also etwa nach unseren Begriffen Zivil- und Militärgouverneur des ganzen heutigen Frankreich, Belgien, Oberitalien und der illyrischen Küste. In diesem seinem Gouvernement hatte er eine erstklassige Armee von neun Legionen, ca. 32.000 Mann Kerntruppen, auf die er sich unbedingt verlassen durfte. Zur Aufstellung weiterer Legionen sowie von relativ vorzüglicher Reiterei und leichter Infanterie standen ihm noch ziemlich ausgiebige Quellen zur Verfügung.

Politisch war die Provinz »Gallia cisalpina«, das heutige Oberitalien, seine festeste Stütze. Die dortige Bevölkerung, ein kerniger, wehrhafter Schlag, hatte längst die Sache der Demokratie zu der ihrigen gemacht und leistete dem Führer begeistert

und unbedingt Gefolgschaft. Caesar wußte die Bande, die jene Landschaft an seine Person knüpften, noch fester zu schmieden. Er erteilte aus eigener Machtvollkommenheit einzelnen Städten das heißersehnte römische Bürgerrecht und stellte dasselbe der ganzen Provinz für absehbare Zeit in Aussicht. Selbstverständlich wurde diese Verfügung von Caesars Gegnern ignoriert und ein Ratsherr von Como, einer der von Caesar bereits mit dem Bürgerrechte beschenkten Städte, auf Befehl des Senats öffentlich ausgepeischt, welche Strafe nach dem Gesetze über einen römischen Bürger nicht verhängt werden durfte. Dies hatte naturgemäß zur Folge, daß die Provinz sich nur um so fester an denjenigen anschloß, von dem allein sie alles zu erwarten hatte. Schon während der gallischen Kriege hatten die oberitalienischen Gaue dem Prokonsul willig und ausgiebig Soldaten gestellt; seine prächtigen Legionen bestanden zum weitaus größten Teile aus den Söhnen jener Landstriche. Und als Caesar im Jahre 50 jenen feierlichen Zug durch Oberitalien in Szene setzte, da konnte er sehen, daß diese Provinz bereit sei mit Begeisterung noch weit mehr für ihn und seine Sache zu tun.

Weniger verläßlich war die alte narbonnensische Provinz jenseits der Alpen. Wohl hatte Caesar gerade für sie sehr viel getan und besaß dort auch ohne Zweifel zahlreiche ergebene Anhänger; aber es gab dort an der Küste wie in den Bergen viel unruhiges, unzuverlässiges Volk, das jeder Intrige zugänglich und niemandem verläßlich ergeben war.

Wieder anders stand es mit dem eben unterworfenen Gallien. Dieses war für den Augenblick wirklich unterworfen und hatte, total erschöpft, keine Lust zu neuem Kriege; es hatte sich mit den Verhältnissen abgefunden und fühlte instinktiv, daß es unter den einmal nicht mehr zu ändernden Umständen in seinem bisherigen Bezwinger noch den besten Herrn gefunden hatte. Aus dem Innern heraus war daher eine Gefahr hier nicht zu befürchten. Anders war es jedoch, wenn es dem Gegner gelang, durch offensives Eindringen in das Land die Brandfackel hineinzuschleudern und die Manen des Vercingetorix heraufzubeschwören. Darum durfte das Land, so lange eine Bedrohung von außen nicht ausgeschlossen war, nicht ohne starke Besatzung gelassen werden.

Illyrien endlich kam wenig in Betracht. Die Verbindung Italiens mit dem Orient ging fast ausschließlich zur See, der Landweg hatte fast keine Bedeutung. Höchstens für die Aufbringung einer Flotte war die liburnische Küste und deren erst-

klassiges Matrosenmaterial von Belang. Jedenfalls war diese Provinz nicht berufen eine entscheidende Rolle im kommenden Kriege zu spielen und erforderte demgemäß auch keine besonderen militärischen Maßnahmen, als es losging.

Über die Grenzen seiner Provinzen reichte Caesars Einfluß- und Machtsphäre nicht weit. Einige germanische und keltische Stämme an Galliens Grenzen, mit denen er während der Dauer seines Prokonsulates Fühlung genommen, waren ihm allerdings wegen der erstklassigen Reiterscharen, die sie ihm zur Verfügung stellten, wertvolle Verbündete. Insbesondere wird ein König Voccio von Noricum genannt, der Caesar dauernd und ausgiebig mit seinen Hilfsquellen unterstützte.

Bundesfreundschaft verband ihn auch mit den beiden mauretanischen Königen Bogud und Bocchus, auf die er im Bedarfsfalle zählen durfte.

In den übrigen Teilen des Reiches, vor allem in Rom selbst und unter dem italischen Landvolke, hatte Caesar freilich zahlreiche persönliche und politische Anhänger; allein diese waren, da Caesar eben seine ganze Macht in seinen Provinzen beisammen hatte und alles andere in den Händen seiner Gegner lag, für ihn momentan illusorisch und konnten nichts anderes tun, als passiv die Entscheidung abwarten.

Pompejus' Mittel.

Pompejus war analog wie Caesar Prokonsul der spanischen Provinzen, hatte dort auch eine Armee, befand sich jedoch nicht bei ihr, sondern in Rom, wo er eine Reihe von Ausnahmsstellungen hintereinander bekleidet hatte und nun zuletzt zum Feldherrn der offiziellen Staatsgewalt ernannt worden war. Ihm standen also die Hilfsmittel nicht nur einzelner Provinzen, sondern des ganzen Reiches, soweit sie nicht in den Händen Caesars waren, zur Verfügung, so vor allem ganz Italien, Griechenland und überhaupt der ganze Orient, dann Afrika und Spanien; überall gab es genug Reservoirs zur raschen Aufbringung stattlicher Armeen; die letzten großen Kriege hatten es gezeigt, daß Rom im stande war in kürzester Zeit so viel Soldaten auf die Beine zu bringen, als es eben brauchte und bezahlte; und Pompejus war entschlossen von dieser Möglichkeit den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Denn trotz seiner unendlichen Mittel verfügte er im Augenblicke der Kriegserklärung kaum über wesentlich mehr schlagfertige Truppen als sein Gegner. Zwei Legionen in Italien und sieben in Spanien, also zusammen ebensoviele wie die

Caesars, standen schlagfertig da. Auf die beiden italischen — es waren dies die von Caesar unter dem Vorwande des Partherkrieges abverlangten — war übrigens kein absoluter Verlaß. In Griechenland und hauptsächlich im Oriente gab es einzelne Truppenteile in Menge; alle diese zu vereinigen erforderte jedoch noch viel Zeit. So blieb vor allem Italien, das allerdings ein unerschöpfliches Reservoir darstellte. Zwei bereits in Eid genommene und zeitlich beurlaubte Jahrgänge, insgesamt acht Legionen, erhielten den Mobilisierungsbefehl; und Pompejus hat sich gewiß nicht verrechnet, wenn er annahm, daß seine im ganzen zehn italischen Legionen früher schlagfertig dastehen würden, als Caesar die gallische Armee am Po konzentriert haben könnte.

Gleichzeitig wurde nichts unterlassen, die Kriegsmittel des Ostens zu organisieren und heranzuziehen; eine imposante Flotte — über 500 Schiffe aus allen Küstenstrichen des Mittelmeers — wurde aufgestellt; an zahlreichen mächtigen Fürsten befreundeter Staaten, so vor allem an den Königen Dejotarus von Galatien und Juba von Numidien, fand die römische Staatsleitung wirksame und wertvolle Bundesgenossen.

Militärische Kräftegruppierung.

Beilage 21.

Die Truppenverteilung selbst war im allgemeinen folgende:

Caesar: Hauptquartier Ravenna.

In Gallia cisalpina bei Tergeste (Triest)	1 Legion,	300 Reiter*).
Im Gebiete der Häduer unter Fabius	4 Legionen	
» » » Belger » Trebonius	4 »	
Summa....	9 Legionen	(ca. 32.000 Mann).

Pompejus: Hauptquartier Rom.

In Italien: südlich von Rom a. d. appischen Straße	2 Legionen
ferner Aushebungen in Gang von insgesamt .	8 »
In Spanien: in Hispania citerior unter Afranius...	3 »
in Hispania ulterior unter Varro.....	2 »
in Lusitanien unter Petreius.....	2 »
Im Orient: in Cilicien	1 Legion
in Syrien die Trümmer der Armee des Crassus, etwa	2 Legionen
Summa....	20 Legionen

*) Die bei Tergeste stehende XIII. Legion zählte nach Plutarch 5000 Mann. Da alle übrigen gallischen Legionen Caesars damals nur einen Durchschnittsstand von ca. 3600 Mann aufwiesen, Caesar aber seine Veteranenlegionen nicht zu ergänzen pflegte, am wenigsten in derart entscheidenden Augenblicken, so muß man dieser Angabe Plutarchs, der in derartigen Daten ohnehin nie sehr genau ist, jedenfalls mit Recht skeptisch gegenüberstehen.

(ca. 80.000 Mann), von denen allerdings im ersten Augenblicke nur 9 Legionen (ca. 36.000 Mann), die beiden italischen und die 7 spanischen, sofort marschbereit waren. Das italische Kontingent konnte in etwa 3—4 Wochen ebenfalls schlagfertig sein. Auf die Truppen des Orients war wohl vor dem Sommer nicht zu rechnen.

Die Flotte bestand aus italischen, griechischen, kleinasiatischen, rhodischen, ägyptischen Schiffen. Sie konzentrierte sich bei Brundisium (Brindisi).

Pompejus' Plan war klar, einfach und entschieden militärisch richtig. Plan des Pompejus.

In der festen Überzeugung, daß Caesar gleichfalls erst seine Armee konzentrieren müsse, sowie unter der als selbstverständlich angenommenen Voraussetzung, daß jener ebensowenig wie er selbst die Absicht habe, den Krieg vor Ende des Winters zu beginnen, beabsichtigte Pompejus zunächst diese Zeit zur vollen Durchführung der italischen Mobilisierung auszunützen und sodann zu Beginn des Frühjahrs von Italien aus mit 10 Legionen die Offensive gegen die cisalpine Provinz zu ergreifen, während gleichzeitig die spanische Armee (7 Legionen) über die Pyrenäen in Gallien einmarschieren und durch Vorgehen in Caesars Rücken dessen Niederlage besiegeln sollte.

Caesar war strategisch im Nachteil, weil das Gros seines Heeres viel weiter von der Grenze entfernt stand als die Kräfte des Feindes. Er hatte diese Verteilung treffen müssen, erstens um nicht durch allzu auffällige Rüstungen den Ausbruch der Feindseligkeiten früher zu provozieren als es ihm genehm war, und zweitens zur Sicherheit des unterworfenen Gallien. Letzteres konnte er auch jetzt nicht von Truppen entblößen, so lange die spanische Armee es bedrohte; daher konnte es auch nie seine Absicht sein die ganze Armee in Oberitalien zu konzentrieren. Eine einzige Legion freilich hatte er bereits dort und die hinwiederum stand der Grenze näher als die bereits schlagfertigen Kräfte des Feindes. Plan Caesars.

Caesar durchschaute ohne Zweifel den übrigens naheliegenden Plan des Pompejus und die Vorteile, welche die Lage jenem bot; er erkannte aber auch den einzigen Vorteil, den die Situation für ihn selbst besaß, daß er nämlich wenigstens mit einer kleinen Kraft schlagfertig an der Grenze stand, während der Gegner das, was wirklich bereits schlagfertig war, statt es

zum Schutze der empfindlichen Mobilisierung an der Grenze aufzustellen, weit zurückgenommen hatte. Auf diese Erkenntnis gestützt, entschloß er sich zu dem Unglaublichen: den Krieg gegen die gesamte Reichsmacht mit dem kleinen Bruchteil, den er zur Hand hatte, zu beginnen, mitten im Winter und ohne sich vorher zu konzentrieren.

Der Plan war ungeheuerlich, ein Wagnis, unwahrscheinlich bis zum Extrem; aber gerade in dieser ungeheueren Unwahrscheinlichkeit lag der Keim des Erfolges. Eines war ihm sicher: daß dadurch der Plan seines Gegners gleich im Anfang durchkreuzt wurde; und das allein mußte für ihn ein schwerwiegender Erfolg werden: denn damit hatte er die Initiative für sich gerettet, alles andere mußte sich dann geben. Auch gab ihm nur eine derart schnelle Forcierung der Entscheidung die Möglichkeit, der für ihn so gefährlichen Rückenbedrohung durch die spanische Armee zuvorzukommen.

Caesars Dispositionen.

Caesar verfügte also:

Die XIII. Legion hatte mit dem ihr zugeteilten Reiterkontingent an die Grenze nach Ravenna vorzugehen.

Aus Gallien hatten die zwei nächstdislozierten Legionen, die XII. und VIII., in forciertesten Eilmärschen einzeln, ohne auf einander zu warten, über die Alpen nachzufolgen.

Die übrigen sechs Legionen blieben, in zwei Gruppen zu drei und drei geteilt, unter den bisherigen Befehlshabern in Gallien zurück.

In Gallia cisalpina wurde die sofortige Aushebung von drei neuen Legionen angeordnet.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten.

Caesar befand sich in Ravenna. Hier erhielt er am 11. Januar (16. Dezember)*) die Nachricht von jenem Senatsbeschlusse, der den Krieg unvermeidlich machte. Der Augenblick zum Handeln war gekommen; der Augenblick, den Caesar schon geahnt haben mochte, als in dem Jüngling zum erstenmale die Idee, sich und seine Prinzipien zum Herrn des Reiches zu machen, erwachte; den der gereifte, zielbewußte Staatsmann, je weiter seine weitausgreifenden Vorarbeiten gediehen, desto klarer, deutlicher, unvermeidlicher herannahen sah; der Augenblick, von dem er wußte, daß nur er selbst seine ganze wahre Bedeutung zu erfassen ver-

*) Das erstgenannte Datum entspricht dem damals gültigen, das zweite dem rektifizierten (julianischen) Kalender. Für das Jahr 45 v. Chr., mit dessen Beginn letzterer in kraft trat, gibt es natürlich nur das letztere Datum.

Die Daten gründen sich auf die Berechnungen von Stoffel und Judeich.

mochte, während alle andern, seine treuesten Anhänger nicht ausgenommen, nichts anderes darin erblicken konnten als den gewalttätigen Ausdruck absoluter Herrschsucht, wie es bei Marius und Sulla der Fall gewesen und wie man es alle Tage von Pompejus erwarten durfte. Es lag trotz aller äußerlichen Legalität ein furchtbares Odium auf diesem Schritte. Aber Caesar war kein Pompejus; was er in Angriff genommen, das führte er zu Ende, ohne auch vor dem Äußersten zurückzuschrecken. Gewiß nicht ohne tiefste innere Bewegung, aber ohne Zögern tat er den entscheidenden Schritt. Noch einmal sprach er zu den Soldaten. Es war nur ein kleiner Bruchteil seines Heeres, der ihn hörte; aber in diesem Bruchteile sprach er zu allen. Ihm, der sie hundertmal zum Siege geführt, der ihnen nicht nur der glorreiche Feldherr und Imperator, sondern auch ihr und der Ihren berufener Schützer war, hier im Angesichte ihrer von seinen Feinden bedrückten, ihn vergötternden Heimat — ihm fiel es nicht schwer, sie zum Äußersten zu begeistern. In der Nacht vom 11. auf den 12. Januar 49 (16./17. Dezember 50) brach er auf, überschritt ungehindert den kleinen Grenzfluß Rubico und besetzte im Morgengrauen Ariminium (Rimini), die erste italische Stadt, damit den Krieg gleichzeitig erklärend und beginnend.

XII.

Der Feldzug in Italien (49 v. Chr.).

Beilage 22.

Der Eindruck und die ersten Folgen der Offensive Caesars.

Die Würfel waren geworfen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug Caesars überraschende Initiative in den mit voller Kraft arbeitenden Mechanismus der italischen Mobilisierung und brachte ihn augenblicklich zum Stehen; und wie ein Donnerschlag traf die unerwartete Kunde seine Gegner.

Nicht daß diese ein Vorwurf hätte treffen können. Der Mobilisierungsapparat arbeitete exakt, mit Ruhe, Energie und Planmäßigkeit; aber alles war eben auf die freilich naheliegende Voraussetzung aufgebaut, daß Caesar erst seine Armee konzentrieren müsse, bevor er den selbst dann noch ungleichen Kampf aufzunehmen wagen durfte, und vor allem nicht im Winter losschlagen werde; und bis dahin mußte ja die Mobilisierung längst beendet sein. Und jetzt griff Caesar unerwartet

früher an. Die weitgehende Dezentralisierung des römischen Mobilisierungsmodus, nach welchem sich die Truppen kohortenweise in möglichst vielen Stationen gleichzeitig sammelten, um erst nach vollständiger Komplettierung truppenkörperweise zusammengezogen zu werden, brachte es mit sich, daß im Momente von Caesars Einmarsch nirgends eine auch nur annähernd genug starke Macht vereinigt war, um dem an und für sich so schwachen Invasionskorps mit Aussicht auf Erfolg entgegengeworfen werden zu können. Die Bestürzung war grenzenlos; der ganze Mechanismus stockte und krasseste Plan- und Ratlosigkeit trat an Stelle der bisherigen wohldurchdachten Kriegsvorbereitungen.

Dazu kam noch die hochgradige Unklarheit der Situation. Am 15. Jänner (20. Dezember) war die Nachricht vom Übergange über den Rubico nach Rom gelangt, am folgenden Tage bestätigten die eingelangten Meldungen den raschen Vormarsch des Feindes längs der Küste auf Ancona. Dann aber traf am 17. Jänner (22. Dezember) die Nachricht ein, daß eine andere starke Kolonne Caesars den Apennin auf der Via Aemilia überschritten, Arretium besetzt habe und von hier aus direkt auf Rom vorrücke; und wieder wenige Tage später kam neuerliche Meldung von einer dritten Kolonne, die mitten zwischen den beiden ersten über Iguvium im Vormarsche begriffen sei. Alles deutete auf einen rapiden Vormarsch auf Rom auf allen aus dem Raume Ravenna—Ariminium nach der Hauptstadt führenden Straßen zugleich!

Man hatte wohl vorher gewußt, daß Caesar an der Grenze nur eine Legion zur Hand hatte; aber jetzt mochte man es nicht glauben, daß er wirklich mit einer so geringen Kraft die Offensive gewagt. Man machte sich vertraut mit dem Gedanken, daß es Caesar gelungen sein müsse die Konzentrierung seiner ganzen Armee an der Grenze unbemerkt durchzuführen.

Man erinnerte sich jetzt übrigens, daß kurz vor Kriegsbeginn das Gerücht kolportiert worden war, Caesar hätte bereits vier Legionen nach Oberitalien gezogen und bei Placentia (Piacenza) bereitgestellt. Damals war dieses Gerücht sofort dementiert worden; jetzt entsann man sich aber, daß gerade nur Caesars eigene Anhänger es dementiert hatten. Also vielleicht war es doch wahr gewesen.

Selbstverständlich waren alarmierenden Gerüchten Tür und Tor geöffnet. Schon meldete man, daß Caesars Reiter vor den Toren Roms stünden. In kopfloser Hast floh, was zur Gegen-

partei gehörte, zur Armee nach Campanien. Pompejus war der einzige, der mitten in dem wilden Trubel wenigstens einigermaßen freien Kopf behielt. Er übersah ohne Vorurteil die Sachlage, gestand sich, daß sein Plan gescheitert, die Offensive ernstlich in Frage gestellt sei und die wichtigste Pflicht des Feldherrn nunmehr darin bestünde, zu retten, was noch zu retten war, sich mit den Resten so gut als möglich der feindlichen Einwirkung zu entziehen und auf Grund eines neuen Planes, nach neuen Rüstungen den Krieg zu beginnen.

Kriegsrat in Teanum. Pompejus' Rückzug nach Luceria.

Auf Grund eines in Teanum abgehaltenen Kriegsrates, wo man übrigens noch die Chancen einer Offensive nach Picenum erwog, wurden die beiden schlagfertigen Legionen von Campanien nach Apulien verschoben, wo sie nun bei Luceria standen, einer vorzüglich gewählten Stellung, um einerseits den Weg zur See und nach dem Oriente zu decken, anderseits sich die Offensive sowohl in der Richtung auf Rom als längs der Küste nach Norden offen zu halten und schließlich die aus Nord- und Mittelitalien zurückflutenden Kontingente aufnehmen zu können. Pompejus freilich erkannte, daß er, wenn er auch zum Schutze Roms vorging, doch unterdessen sein Heer nicht in dem Maße verstärken konnte wie sein Gegner. Unbedenklich gab er Rom auf; ein großer Entschluß, wenn man bedenkt, welches Odium auf demselben lasten mußte. Er befahl die Aushebungen nördlich Roms, die doch nur mehr seinem Gegner zugute kommen konnten, einzustellen und alles, was schon beisammen war, bei Luceria zu sammeln. Dahin flohen auch die Konsuln mit dem größten Teile des Senates; und so überstürzt war die Flucht, daß dabei auf die von Pompejus ausdrücklich anbefohlene Mitnahme des Staatsschatzes vergessen wurde.

Caesars Demonstration gegen Rom.

Caesar hatte unterdessen Zeit und Umstände ausgenützt, wie nur er es verstand. Der paradoxen Unwahrscheinlichkeit seiner Feldzugseröffnung hatte er auf dem Fuße eine zweite, womöglich noch überraschendere folgen lassen, indem er seine an und für sich minimalen Kräfte dadurch noch ganz unglaublich zersplitterte, daß er tatsächlich aus dem Raume von Ariminium auf allen verfügbaren Straßen gleichzeitig gegen Rom vorrückte. Noch am Tage der Besetzung der ersten italischen Stadt, wo die beiden ihm ergebenen Volkstribunen M. Antonius und Curio bei ihm eingetroffen waren, schob er den ersteren, seinen bereits im gallischen Kriege erprobten Legaten, mit 5 Kohorten auf der Via Aemilia über den Apennin gegen Arretium vor, wo

derselbe am 15. Jänner (20. Dezember) eintraf; je eine Kohorte besetzte gleichzeitig Pisaurum, Fanum Fortunae und Ancona an der Küstenstraße; er selbst blieb mit nur 2 Kohorten in Ariminium und — leitete mit Pompejus Verhandlungen ein, als ob nichts geschehen wäre.

Am 17. Jänner (22. Dezember) sandte er auf die Nachricht, daß bei Iguvium feindliche Kräfte sich sammeln, den zum Legaten ernannten Curio mit den beiden in Ariminium stehenden Kohorten und der nach Pisaurum vorgeschobenen dahin ab, wo derselbe am 20. Jänner (25. Dezember) eintraf, nachdem der feindliche Befehlshaber, der Praetor Thermus, der Gesinnung der Bewohner mißtrauend die Stadt geräumt hatte und nach Süden abgezogen war, wobei der größte Teil seiner Mannschaft sich verlief.

An diesem Tage also standen Caesars 10 Kohorten, im ganzen höchstens 5000 Mann, auf einer Front von rund 200 Kilometer*) oder 8 gute Märsche verteilt!

Eine solche Kräftezersplitterung war zu damaliger Zeit an und für sich genommen ein ebensolches militärisches Unding wie heute. Allein Caesar erkannte eben, daß in diesem einen Falle eine Ausnahme von der Regel nicht nur zulässig, sondern direkt von Vorteil sei. Eine unmittelbare Gefahr war nicht vorhanden, da der Gegner in jenem Raume über keine konzentrierten Kräfte verfügte und bevor er solche hätte herbeiführen können, konnte auch Caesar längst wieder vereinigt sein. Dagegen bot ihm diese Maßregel den doppelten Vorteil, daß er erstens die feindliche Mobilisierung durch ein Vorgehen in breiter Front viel ausgiebiger stören und zweitens eben durch das gleichzeitige Vorrücken auf mehreren Linien die Verwirrung und Unklarheit beim Gegner vermehren und vor allem den Eindruck in der Hauptstadt bedeutend steigern konnte. Wir haben gesehen wie gründlich dies gelang.

So stand die eine Legion eine Woche nach dem Übergange über den Rubico in einer Stellung, die auf eine große operationsbereite Armee schließen ließ. Die Apenninenpässe waren in Caesars Gewalt. Erprobte Legaten befehligten einzelne Kohorten; aber diese Kohorten taten auch ihre Schuldigkeit wie ganze Korps.

Weiterer Vormarsch längs der Küste.

Und jetzt kam die dritte Überraschung: Kaum war die Kunde von der Besetzung Anconas, Arretiums und Iguviums nach Rom gedrungen, als Caesar, der gleichzeitig durch seinen wohlorganisierten Nachrichtendienst und nicht in letzter Linie

*) Die nächste praktikable Kommunikation von Arretium über Iguvium bis Ancona betrug 205 Kilometer (Stoffel, l. g. c. I., p. 198).

im Wege der angeknüpften und unterdessen gescheiterten Verhandlungen die Kunde von der Verschiebung der feindlichen Kräfte nach Luceria erhalten hatte, plötzlich das ganze Korps gegen den linken Flügel auf Auximum, einen wichtigen Straßenknoten unweit Ancona, wieder konzentrierte. Hier stand Attius Varus mit mehreren neugebildeten Kohorten; auch er wurde von der Bürgerschaft zum Verlassen der Stadt gezwungen. Am Rückzuge wurde sein Kontingent von Caesars Vortrab eingeholt und nach kurzem Gefechte — es war das erste in diesem Kriege — vollkommen zersprengt (1. Februar/4. Jänner).

Von hier ging es unaufhaltsam fort durch die picenische Landschaft. Die eingeleitete Mobilisierung der feindlichen Armee kam Caesar sehr zustatten, da er die von seinen Gegnern bereits gesammelten Truppen ohneweiters an sich zog; bei der vorwiegend demokratischen Gesinnung jener Gaue hatte dies wenig Schwierigkeit. Täglich wuchs sein Korps; am 5. Februar (8. Jänner) holte die XII. Legion ihn ein.

Indessen unternahm Pompejus einen letzten Versuch wenigstens die mittelitalischen Kontingente zu retten. Er sandte den Vibullius Rufus, einen alten erfahrenen Offizier, in die picenische Landschaft mit dem Auftrage, von den dortigen Truppen soviel als möglich zusammenzuraffen und nach Luceria zu führen; gleichzeitig hatte derselbe an Domitius Ahenobarbus, Caesars designierten Nachfolger und erbitterten persönlichen Gegner, der in Corfinium, dem Hauptwaffenplatze Mittelitaliens, kommandierte, den Befehl zu überbringen, unverzüglich mit allen dort bereits vereinigten Truppen gleichfalls nach Luceria abzurücken.

Vibullius löste seine Aufgabe so gut er konnte. Überall begegnete er fliehenden, aufgelösten oder meuternden Haufen; Lentulus Spinther hatte mit zehn Kohorten Ausculum, Lucilius Hirrus mit sechs Kohorten Camerinum ohne Schwertstreich geräumt und dabei einen großen Teil der Mannschaft durch Desertion eingebüßt. Vibullius raffte noch 13 Kohorten zusammen und ging mit ihnen in Eilmärschen nach Corfinium. Dem Domitius brachte er außer dem Befehle des Pompejus auch die erste richtige Meldung über den Feind, indem er Caesars anrückende Streitmacht richtig mit nur zwei Legionen angab.

Die Einschließung von Corfinium.

Allein diese überraschende Nachricht von der Schwäche der caesarianischen Streitmacht erregte in dem ehrgeizigen Legaten einen eigenmächtigen Plan. Er hoffte, Caesar vor Cor-

finium so lange hinhalten zu können, bis Pompejus herankäme und so den Feind zwischen zwei Feuer brächte. In diesem Sinne berichtete er an Pompejus und blieb, dessen Befehlen zum Trotz, mit allen Kräften — insgesamt 32 Kohorten — in Corfinium stehen, die Stadt in Verteidigungszustand setzend.

Um Caesars Marsch tunlichst zu verzögern, wollte er die etwa 5 *km* nördlich Corfinium über den Aternus führende Brücke abbrechen lassen und sandte zu diesem Zwecke fünf Kohorten dahin. Kaum hatten diese mit der Arbeit begonnen, als Caesars bedeutend schwächere Vorhut eintraf, unbedenklich zum Angriffe schritt, die Brückenwache verjagte und die Brücke in Besitz nahm. Ungehindert überschritt nun Caesar den Fluß und schlug vor der Stadt ein Lager (15. Februar/18. Jänner).

Mit dem Augenblicke, wo Domitius — entgegen dem Befehle des Pompejus — Corfinium zu halten beschlossen hatte, war die Entscheidung in Italien unwiderruflich gefallen. Domitius hatte Caesar festhalten wollen; nun war er selbst festgehalten und die geretteten Reste des mittelitalischen Aufgebotes — immer noch mehr als drei Legionen — waren endgültig für die Hauptarmee verloren; damit schwand für Pompejus die letzte Spur der Möglichkeit, eine effektive Übermacht in Italien zu erzielen. Während Caesars Heer sich täglich verstärkte, war Pompejus jede weitere Verstärkung abgeschnitten. Schon waren die Heere beinahe gleich stark; in wenigen Tagen — jedenfalls früher als Pompejus eine Entscheidung suchen konnte — mußte Caesar in jeder Hinsicht, quantitativ wie qualitativ, überlegen dastehen. So hatte Caesar den Zweck seines plötzlichen und blitzschnellen Vorgehens glänzend erreicht und konnte nun seinen stark angestrengten Truppen etwas Ruhe gönnen, umsomehr als bedeutende Verstärkungen ihn einzuholen bemüht waren. Er verband also das Nützliche der Belagerung von Corfinium mit dem Angenehmen der damit verbundenen relativen Rast und der Vereinigung der Kräfte.

Zunächst aber entsandte er noch den M. Antonius mit fünf Kohorten der XIII. Legion nach Sulmo, wo Attius Pelignus mit sieben Kohorten stand; die Expedition endete unblutig mit dem Anschlusse jener Kräfte an Caesars Korps.

Am dritten Tage nach der Ankunft vor Corfinium trafen die erwarteten Verstärkungen ein: die VIII. Legion kam aus Gallien und mit ihr 22 frisch ausgehobene Kohorten aus Oberitalien nebst 300 norischen Reitern, die König Voccio gesandt hatte.

Caesars Macht belief sich nun, wenn man die Überläufer und die in Italien selbst ausgehobenen Truppen auf nicht ganz zwei Legionen schätzt, auf sieben Legionen, darunter drei aus altgedienten Soldaten; Pompejus brachte es im ganzen auf fünf, von denen zwei bereits vor dem Feinde gestanden. Das Kräfteverhältnis war also jetzt, 33 Tage nach Beginn der Feindseligkeiten, definitiv zu gunsten Caesars verschoben.

Nach dem Eintreffen der Verstärkungen ließ Caesar gegenüber dem bisherigen Lager auf der andern Seite der Stadt ein zweites Lager schlagen, zu dessen Kommandanten er Curio ernannte. Zugleich begann er die Stadt mit Linien einzuschließen.

Knapp bevor diese geschlossen waren, kam die Antwort des Pompejus nach Corfinium: Der Feldherr hatte mit Entrüstung die Meldung von der Eigenmächtigkeit des Domitius vernommen und wiederholte in schärfster Form den früheren Befehl, umgehend mit allen Truppen nach Luceria abzumarschieren.

Hiezu war es nun freilich zu spät.

Da faßte Domitius einen perfiden Entschluß. In der Erkenntnis, daß Stadt und Besatzung nicht mehr zu retten waren, und anderseits Caesars Rache fürchtend, beschloß er insgeheim zu fliehen und die ihm anvertrauten Truppen im Stiche zu lassen. Er verlautbarte ihnen, daß Pompejus bereits zum Entsatze heranmarschiere, ermunterte sie noch so lange auszuhalten und traf unterdessen für seine Person alle Anstalten zur Flucht. Allein die Soldaten kamen ihm auf den sauberen Plan und nahmen gegen ihn Stellung; selbst die marsischen Kohorten, der Kern seines Korps, die anfangs dem zirkulierenden Gerede nicht glauben wollten und bereits entschlossen schienen für ihren Anführer gegen die Meuterer zu kämpfen, mußten sich schließlich von der traurigen Wahrheit überzeugen, daß ihr Feldherr sie zu verraten im Begriffe stand. Das war den braven Truppen zu viel: sie nahmen den Domitius mit seinem ganzen Stabe fest und sandten an Caesar Boten mit der Erklärung, die Stadt samt dem Kommandanten ihm übergeben zu wollen. Da es schon Abend war und Caesar die Kapitulation aus mehrfachen Gründen nicht in der Dunkelheit entgegennehmen wollte, verschob er dieselbe auf den folgenden Tag und verstärkte über Nacht die Vorposten, indem er dieselben nicht wie üblich in Hauptposten vereint, sondern in ununterbrochener dünner Kette aufstellen ließ, um Fluchtversuche einzelner Personen zu vereiteln. Diese Maßregel erwies sich als überflüssig; die Besatzung von Corfinium bewachte ihren verräterischen Feldherrn gar gut.

Domitius, der nun seine Auslieferung an Caesar als unvermeidlich voraussah, ließ sich von seinem Leibarzte einen Gifttrank reichen. Als jedoch im Laufe der Nacht sein Legat Lentulus Spinther um eine Unterredung mit Caesar ansuchte und mit der Eröffnung zurückkam, daß dieser absolute Milde zu üben entschlossen sei, reute ihn der voreilige Selbstmordversuch; um so größer war seine Freude, als sein treuer Sklave ihm eröffnete, daß er ihm in kluger Voraussicht nur einen ungefährlichen Schlaftrunk verabreicht hatte.

Am Morgen des 21. Februar (24. Jänner) fand die Übergabe statt. Caesar nahm die Besatzung für sich in Eid; die Führer entließ er mit aller ihrer Habe, auch die beträchtliche Kriegskasse ließ er dem Domitius.

Caesar stand jetzt, 7 Tage nach seinem Eintreffen vor Corfinium, 36 Tage nach dem Übergange über den Rubico, an der Spitze einer Armee von mehr als 10 Legionen, davon 3 Legionen Veteranen, während sein Gegner bis dahin mühsam 5 Legionen zusammengerafft hatte. So hatte sich in wenigen Wochen die Situation geändert!

Detachierungen.

Italien lag wehrlos zu Caesars Füßen. Allein mit dem Erfolge der Eroberung traf den Sieger auch die Pflicht der Erhaltung. Nun bezog Italien und speziell Rom damals fast sein ganzes Bedürfnis an Lebensmitteln aus den »Kornprovinzen« Sardinien, Sicilien und Africa. Diese Provinzen aber befanden sich, wenn auch vorläufig nur minimal gesichert, in den Händen der Pompejaner; ihre Besitznahme war eine vitale Bedingung für die Haltbarkeit von Caesars bisherigem Erfolge. So sandte Caesar denn sofort von Corfinium aus drei dem Feinde abgenommene Legionen unter Curio nach Sicilien mit dem Auftrage, nach Wegnahme dieser Insel nach Africa überzusetzen, eine vierte unter Valerius nach Sardinien; er selbst brach mit den übrigen 6 Legionen noch am Tage der Kapitulation gegen die feindliche Hauptkraft auf.

Pompejus' Rückzug auf Brundisium.

Pompejus hatte in Luceria die Ereignisse abgewartet und war vor allem bestrebt gewesen von den italischen Aufgeboten soviel als möglich an sich zu ziehen. Da traf die Kunde ein von der Einschließung von Corfinium und dem damit besiegelten Verluste sämtlicher mittelitalischer Kontingente. Damit war die letzte Hoffnung nicht nur auf die Möglichkeit der Offensive, sondern auch auf die Behauptung Italiens endgültig begraben. So brach denn Pompejus, ohne erst die Nachricht von der

Kapitulation Corfiniums abzuwarten, über Canusium nach Brundisium (Brindisi) auf, um von dort über das Meer nach Griechenland zu gehen.

Es war der einzige plausible Ausweg aus der total verfahrenen Lage. Caesar konnte, das wußte man, aus Mangel an Schiffen nicht sofort folgen. So gewann man Zeit, in Sicherheit die Armee zu reorganisieren und die ansehnlichen Hilfsquellen Griechenlands und des Orients ausbeuten zu können. Indessen mußte Caesars weitere Offensive durch die Gegenoffensive der spanischen Armee in seinem Rücken empfindlich beeinträchtigt werden. Um hier die notwendige Übereinstimmung zu erzielen, wurde der bewährte Vibullius Rufus nach Spanien gesandt, desgleichen Domitius nach Massilia (Marseille), um diesen wichtigsten Etappenpunkt zwischen Italien und Spanien für die republikanisch-pompejanische Sache zu gewinnen.

Pompejus selbst hatte in Brundisium zum Zwecke der Überfahrt bereits eine stattliche Flotte zusammengezogen; doch erwies sich dieselbe zu klein für den einheitlichen Transport der immerhin 25.000 Mann starken Armee. Er mußte sich entschließen dieselbe in zwei Staffeln überzusetzen. Zuerst fuhren am 4. März (4. Februar) die beiden Konsuln mit 3 Legionen, ca. 15.000 Mann, nach Dyrrhachium (Durazzo) über; mit dem Reste von 2 Legionen, 10.000 Mann, blieb der Feldherr selbst in Brundisium zurück, die Rückkehr der Transportflotte erwartend. Bevor jedoch diese zurückkehrte, traf am 9. März (9. Februar) Caesar vor Brundisium ein.

Die Belagerung von Brundisium.

Dieser war von Corfinium unaufhaltsam vorgerückt, hatte unterwegs noch einige pompejanische Kontingente aufgehoben und nebstbei — selbstverständlich ohne stehen zu bleiben — neuerlich Verhandlungen angeknüpft, die sich jedoch, wie zu erwarten stand, zerschlugen.

Vor Brundisium angelangt, erfuhr er die Abfahrt des ersten Staffels, sowie daß Pompejus mit 20 Kohorten noch in der stark befestigten Stadt zurückgeblieben war. Im unklaren darüber, ob dieser die Absicht habe den wichtigen Platz als Schlüssel für eine eventuelle Wiedereroberung Italiens festzuhalten oder ob er auch mit den letzten Truppen überzusetzen gedenke, beschloß er für alle Fälle unverzüglich die Stadt einzuschließen, um sich der Besatzung, vor allem aber des feindlichen Feldherrn zu bemächtigen.

Der wichtigste und schwerste Teil der bevorstehenden Aufgabe bestand naturgemäß in der Sperrung des Hafens.

Der Erbauer der berühmten Rheinbrücke zeigte sich auch hier wieder als vollendeter Meister. Nachdem er die Stadt mit Linien umschlossen und an der engen Hafeneinfahrt beiderseits je ein Lager angelegt, ließ er an dieser Stelle von beiden Seiten einen Erd- und Steindamm so weit es ging ins Wasser hineinbauen. Von der Stelle an, wo die Tiefe des Wassers eine weitere Aufdämmung unmöglich machte, wurde die Fortsetzung der Hafensperre mittels großer, doppelt gedeckter, an allen vier Ecken verankerter Flöße bewirkt. Auf dem vierten Floße beiderseits wurden zwei Stock hohe Türme errichtet.

Pompejus verteidigte sich überaus geschickt. Er ließ mehrere große Lastschiffe, die er im Hafen vorgefunden, kriegsmäßig ausrüsten, mit drei Stock hohen Türmen, Geschützen etc. versehen und bekämpfte damit Caesars Sperrarbeiten, konnte aber ihr wenn auch nur sehr langsames Fortschreiten nicht hindern.

Endlich am neunten Tage der Belagerung, als Caesar ungefähr die halbe Breite der Hafeneinfahrt bereits gesperrt hatte, liefen die Schiffe des Pompejus, die den ersten Staffel glücklich überführt hatten, wieder in Brundisium ein.

Pompejus hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Da er mit Recht befürchtete, Caesar könnte den Augenblick, wo er seine Truppen von der Stadtmauer zu den Schiffen rief, benützen, um die Stadt zu erstürmen und die Einschiffung zu stören, ließ er die Tore verrammeln, die zum Hafen führenden Straßen verbarrikadieren und mit Wolfsgruben, spitzen Pfählen, trügerisch gedeckten Gräben und anderen Hindernissen sperren; insbesondere wurden die längs der Stadtmauer zum Hafen führenden Wege durch hohe Palisaden gesperrt. Für seine Truppen ließ er nur wenige, für Uneingeweihte schwer auffindbare Zugänge intakt. Die Besatzung der Stadtmauer selbst reduzierte er auf das notwendige Minimum, suchte aber dafür die besten, sich freiwillig meldenden Leute aus und ließ zu ihrer Sicherheit einige schnellsegelnde Schiffe an leicht zugänglichen Stellen bereitliegen. Allen Abteilungen wurden die zur Einschiffung einzuschlagenden Wege genau eingeprägt.

Mit Einbruch der Nacht begann unter dem Schutze dieser Vorsichtsmaßregeln die Einschiffung. Als das Gros an Bord war, setzten sich die bemannten Schiffe sofort in Bewegung. Gleichzeitig wurde die Mauerbesatzung durch ein Signal abberufen und eilte auf den ihr bekannten Wegen zu den für sie reservierten Fahrzeugen.

Caesars Truppen, von den mit ihnen sympathisierenden Einwohnern der Stadt durch Zeichen verständigt, erstiegen im selben

Augenblicke die Stadtmauern. Von den Städtern gewarnt, drangen sie jedoch nicht weiter in die Gassen ein, sondern ließen sich von Ortskundigen auf Umwegen zum Hafen führen. Dort fanden sie nur mehr zwei Schiffe, die an Caesars Sperre festgefahren waren und rasch erstürmt wurden. Die übrigen Schiffe des Pompejus waren entkommen, mit ihnen der Feldherr selbst.

Italien aber und mit ihm die Hauptstadt befand sich gänzlich in Caesars Gewalt.

Caesar in Rom. Die Situation.

Vierzehn Tage später, am 31. (2.) März, traf Caesar in Rom ein.

Die erste Entscheidung war gefallen; Caesars genial-paradoxer Kriegsplan hatte in überraschend kurzer Zeit zu einem glänzenden, fast unblutigen Erfolge geführt. Allein noch war der Gegner nicht vernichtet, der Krieg nicht zu Ende; und die Gefangennahme des feindlichen Feldherrn wäre dem Sieger in diesem Momente entschieden wertvoller gewesen als der Besitz der Hauptstadt.

Am liebsten wäre Caesar dem Pompejus sofort gefolgt; aber der gänzliche Mangel an Schiffen hinderte ihn daran. Als Herr des wichtigsten Hafens der italischen Ostküste konnte er allerdings in absehbarer Zeit eine Flotte daselbst beisammenhaben; aber diese Zeit war immerhin ein empfindlicher Verlust. Es widerstrebte dem tätigen Charakter Caesars, diese Frist unausgenützt verstreichen zu lassen. Tatsächlich fand er auch Gelegenheit die Zwischenzeit nutzbringend zu verwerten.

Wie ein drohendes Gespenst stand die spanische Armee, die besten Truppen seiner Gegner, noch immer in Caesars Rücken. Bisher hatte die Jahreszeit sie in Schach gehalten; jetzt nahte der Winter seinem Ende und damit war der Zeitpunkt nicht mehr ferne, wo sie in stand gesetzt wurde sich empfindlich bemerkbar zu machen. Gelang es Caesar nicht, in allerkürzester Zeit am Hauptkriegsschauplatze die definitive Entscheidung zu erzwingen, so mußte er auf eine energische Abwehr der Gefahr im Westen bedacht sein. Ersteres war infolge des Flottenmangels ausgeschlossen; und es entsprach Caesars Charakter, jener Gefahr durch eine tatkräftige Gegenoffensive zu begegnen.

Caesars Dispositionen. Die Sicherung Italiens.

Für den Feldzug gegen die spanische Armee kamen natürlich zunächst die sechs im transalpinen Gallien zurückgebliebenen alten Legionen in Betracht. Außer diesen dirigierte Caesar noch die drei bei ihm befindlichen Veteranenlegionen, die VIII.,

XII. und XIII., nach Gallien. Die notwendige Sicherung Italiens ward den neuausgehobenen Truppen anvertraut. Je eine Legion blieb in Brundisium, Tarent und Sipontum stehen; zwei Legionen unter C. Antonius, dem Bruder des Marcus, gingen an die illyrische Grenze; M. Antonius wurde zum Kommandanten ganz Italiens, M. Lepidus zum Stadtkommandanten in Rom ernannt. Valerius und Curio, letzterer auf 4 Legionen verstärkt, gingen nach Sardinien, respektive Sizilien ab. Mit der Aufstellung der Flotten — eine im jonischen, eine im adriatischen Meer — wurden Dolabella und Hortensius beauftragt.

Caesar selbst bemächtigte sich in Rom zunächst des Staatsschatzes; sein Versuch, den Frieden auf legalem Wege zu erzwingen, scheiterte am passiven Widerstande des Senates. Nach siebentägigem Aufenthalte brach er auf dem Landwege über Gallien nach Spanien auf.

Ergebnisse des Feldzuges in Italien.

Es widerspricht dem bisher befolgten Plane, diesem dreimonatlichen Feldzuge, dem unmittelbar und noch in demselben Jahre als natürliche Fortsetzung ein anderer folgte, eine besondere Besprechung zu widmen. Wenn ich mich dennoch dazu entschloß, so geschah dies deshalb, weil dieses in sich abgeschlossene Kabinettstück caesarischer Strategie eine separate Würdigung vollauf verdient.

Charakteristik des Feldzuges.

Der italische Feldzug Caesars wird für alle Zeiten eines der interessantesten Beispiele einer Feldzugseröffnung bleiben. Man könnte ihn als »Muster« bezeichnen, wenn in diesem Worte nicht der Begriff läge nachgeahmt werden zu können, und es ist ein Kriterium derart genialer Werke, daß ihr vornehmster Vorzug in der Originalität liegt, daher im Falle der Nachahmung verloren geht.

Caesars italischer Feldzug ist der Feldzug der Überraschungen, geradezu der Unwahrscheinlichkeiten. In einer zweimaligen Unwahrscheinlichkeit liegt seine Charakteristik: in der Eröffnung der Feindseligkeiten mitten im Winter, vor vollzogener Konzentrierung mit einem verschwindenden Bruchteile der Kraft, und in der weitern Zersplitterung dieser an und für sich minimalen Kraft durch den anfangs divergierenden Vormarsch. Beide Maßnahmen wurden eben durch ihre allen Regeln der Kriegskunst hohnsprechende Unwahrscheinlichkeit zu Er-

folgen: denn erstens überraschten sie, und zweitens verleiteten sie den Gegner dort, wo er noch im unklaren und daher darauf angewiesen war, aus dem, was er eben erfuhr, sich die Situation zu rekonstruieren, zu falschen Rückschlüssen und fehlerhaften Annahmen.

Wunderbar spiegelt sich in dieser Feldzugseröffnung die Charakteristik beider Feldherren. Beide stehen im kritischen Moment nicht konzentriert da, beide bieten demnach einander gegenseitig dieselbe Blöße; während aber Pompejus nur darauf bedacht ist zu allererst die eigene Blöße zu beseitigen, geht Caesars Plan sofort darauf aus, unbekümmert um die eigene die des Feindes möglichst auszubeuten; allerdings wohl wissend, daß er gerade dadurch seine eigene Schwäche am besten zu decken im stande war.

Was also hätte Pompejus tun sollen oder überhaupt tun können, um Caesars Angriffsplan zum Scheitern zu bringen? Nachträglich ist es leicht, sich etwas zusammenzukombinieren: So hätte Pompejus etwa vor allem die beiden intakten Legionen nicht südlich von Rom, sondern an der Grenze aufstellen sollen, um die empfindliche Mobilisierung Italiens zu decken. Dann hätte er — unbeschadet obiger Aufgabe — mit diesen beiden Legionen die Offensive gegen die isolierte XIII. Legion Caesars ergreifen und nach deren Vernichtung sofort gegen die einzeln über die Alpenpässe nachrückenden gallischen Legionen fortsetzen, dabei die nachkommenden Neuformationen teils auf demselben Wege nachziehen, teils durch Etrurien in die feindliche rechte Flanke dirigieren können. So hätte es vielleicht Caesar gemacht, wenn er an Pompejus' Stelle gewesen wäre — vielleicht auch wieder ganz anders. Jedenfalls hätte dieser Plan manchen schwachen Punkt und ein bedeutendes Risiko aufzuweisen gehabt, allerdings nicht mehr, als es bei dem zur Ausführung gelangten Plane Caesars der Fall gewesen. Und umgekehrt angenommen, Caesar hätte seinen wirklichen Plan nicht gefaßt, sondern sich regelrecht konzentriert und wäre schließlich von Pompejus auf Grund von dessen wirklich bestandenem Plane aufgerieben worden: wäre man dann nicht verleitet gewesen zu sagen, daß gegen diesen genialen Plan des Pompejus' unter den gegebenen Verhältnissen einfach nichts zu machen war, so wie wir es jetzt auf Grund des faktischen Ergebnisses von Caesars Plan vice versa anzunehmen versucht sind? Und wenn dann — unter der obigen Annahme — jemand gekommen wäre und gesagt hätte: »Caesar hätte sich gar nicht konzentrieren,

sondern mit der XIII. Legion allein losschlagen, mit ihr auf einer 200 *km* breiten Front gegen Rom vorrücken sollen« etc. etc., genau so, wie Caesar es faktisch getan — hätte man ihm nicht an der Hand aller theoretischen und empirischen Regeln der Kriegführung klipp und klar vorgerechnet und unwiderleglich nachgewiesen, daß ein solches Beginnen ein militärisches Nonsens, der reinste Wahnsinn gewesen wäre?

Schließlich kommt eben doch jenes indiskutable und dennoch niemals eliminierbare Element in der Kriegführung zum Worte, welches wir als **Individualität** bezeichnen, und zwar umsomehr, je hervorragender die Kapazität des Feldherrn ist; und dann oft geradezu auf Kosten der geheiligten und alleinseligmachenden Dogmen der Kriegswissenschaft.

Den weiteren Verlauf des Feldzuges charakterisiert vor allem jene ungeheuere Schnellkraft der Vorrückung, welche die zersplitterten Teile in unaufhaltsamem Weitermarsche nach vorwärts konzentriert und unter äußerster Ausnützung von Raum und Zeit nur die feindliche Hauptmacht, beziehungsweise die Person des Feldherrn, zum einzigen Ziele nimmt. Soviel Caesar auch an der Besitznahme der Hauptstadt gelegen sein mußte — unbedenklich marschiert er an ihr vorüber, sobald er merkt, daß der feindliche Feldherr nicht mehr beabsichtigt sie zu decken, in der Überzeugung, daß ihm die Metropole wehrlos zur Beute fällt, wenn die feindliche Hauptmacht unschädlich gemacht ist. Und wenn er schließlich genötigt ist von weiterer Verfolgung wegen Mangel an Schiffen abzustehen, so erwähnt er in seinen Memoiren ganz ausdrücklich, daß allein nur jener widrige Umstand ihn — seiner besseren Überzeugung entgegen — dazu gezwungen.

Pompejus.

Nach den beispiellosen Erfolgen Caesars in diesem Feldzuge könnte es scheinen, als hätte er es mit einem minderwertigen oder doch vorher bedeutend überschätzten Gegner zu tun gehabt. Indessen werden wir auch Pompejus volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, insbesondere wenn wir bedenken, daß wahre militärische Begabung nicht nur im Erfolge, sondern auch im Mißerfolge Gelegenheit findet sich zu bewähren.

Sein erster Plan war, wie schon vorher erwähnt, groß angelegt und militärisch richtig. Daß schließlich ein Caesar ihn zu durchkreuzen verstand, spricht umsoweniger gegen seinen Wert, wenn man sich vor Augen führt, wie Caesar die Durchkreuzung ins Werk gesetzt hat.

Ungleich bewunderungswürdiger noch ist die weise, vorurteilsfreie Mäßigung, mit der er nach der ersten Überraschung den früheren Plan unverzüglich fallen ließ. Es kann nicht hoch genug angerechnet werden, mitten in den Ereignissen rechtzeitig zu erkennen, daß ein gefaßter Plan unmöglich geworden, daß jeder Versuch, weiter an ihm festzuhalten, mit der totalen Katastrophe enden muß; und Pompejus nahm überdies unbedenklich das schwere Odium der widerstandslosen Räumung Roms und Italiens auf sich, um auf diese Weise, seiner besseren Einsicht folgend, durch Preisgabe des ohnehin Verlorenen immer noch viel zu retten und damit vor allem die Möglichkeit neuer Rüstungen und einer neuen Kriegseröffnung sich zu sichern.*) Auch die Wahl Griechenlands zu einer neuen Basis war entschieden die günstigste, die er treffen konnte. Dort konnte er die unendlichen Hilfsmittel des östlichen Mittelmeergebietes bequem an sich ziehen und war als Herr des Meeres gegen eine Störung dieser Neuorganisierung für mindestens so lange Zeit gesichert, als er eben dazu brauchte; wäre er nach Spanien gegangen, so hätten Caesars gallische Legionen auf dem Landwege näher dahin gehabt als er und die Entscheidung wäre früher gefallen, als ihm unter den obwaltenden Verhältnissen lieb sein konnte. So aber wußte er, in Griechenland stehend, den Gegner durch die starke und verläßliche spanische Armee im Rücken bedroht und vielleicht ganz abgelenkt, was umgekehrt nicht der Fall gewesen wäre, da die noch lockeren, erst in der Aufstellung und Konsolidierung begriffenen Kontingente des Ostens zu dieser Rolle derzeit noch nicht fähig gewesen wären.

Alles in allem: der Erfolg hat ihm recht gegeben; denn als Caesar fast ein Jahr später nach schweren Kämpfen endlich dazu kam sich wieder gegen Pompejus zu wenden, hatte dieser inzwischen eine stattliche, dem Gegner numerisch bedeutend überlegene und relativ gut konsolidierte Armee bereit, und Caesar mußte die neue Kriegsphase trotz aller bisherigen Erfolge unter weit ungünstigeren Umständen beginnen, als er die erste beendet.

Es erübrigt noch eine übersichtliche Zusammenstellung der Situation am Ende dieses Abschnittes: Die Situation.

Caesar war Herr beider Gallien, Illyriens, sowie Italiens und Roms; seine Streitmacht belief sich auf ca. 17 Legionen, davon 9 altgediente. Seine Truppen standen:

*) Vgl. die Räumung Mailands durch Radetzky im Jahre 1848.

3 Legionen unter Trebonius in Nordgallien,
3 Legionen unter Fabius in Mittelgallien,
3 Legionen in Italien, bereit zum Marsche nach Spanien,
3 Legionen zur Besetzung Italiens und Illyriens,
1 Legion nach Sardinien,
4 Legionen nach Sicilien und Africa bestimmt.

Die Flotte war im ersten Stadium der Aufstellung und Ausrüstung begriffen.

Pompejus hatte Italien und Rom verloren. Seine Truppen standen:

5 Legionen, ziemlich erschüttert, unter seinem eigenen Befehle in Epirus,

7 Legionen verläßlicher Truppen nebst starken, in Kohorten gegliederten Hilfskontingenten und 5000 Reitern unter Afranius, Petrejus und Varro in Spanien.

Im Oriente, sowie in Griechenland sammelten sich starke Kräfte, deren Kern die cilicische Legion und die Reste der syrischen Armee (ca. 2 Legionen) bildeten. Starke Hilfskontingente, besonders Reiterei, waren aus dem Oriente im Anzuge.

In Sizilien und Sardinien standen schwache Abteilungen. In Africa sammelte der dorthin entflohenene Attius Varus Truppen für die Sache der Republikaner; desgleichen rüstete König Juba von Numidien zu demselben Zwecke.

Die überaus stattliche Flotte unter Bibulus wurde im adriatischen und jonischen Meere versammelt und in einzelne Divisionen geteilt. Das Hauptquartier kam nach Corcyra (Korfu).

XIII.

Der (erste) Feldzug in Spanien (49 v. Chr.).

Beilage 23.

Sehr unfreiwillig hatte Caesar von der Verfolgung seines Hauptgegners abgelassen, um unterdessen, wie er sich ausdrückte, »zuerst das Heer ohne Feldherrn, und dann den Feldherrn ohne Heer zu schlagen.«

Mit den drei Veteranenlegionen, der VIII., XII, und XIII., brach er auf dem Landwege über die gallische Küste nach Spanien auf. Auf diesem Wege stellte sich ihm jedoch unvermutet ein ernstliches Hindernis entgegen.

Die reichste und mächtigste Stadt des kultivierten Südgallien war Massilia, eine griechische Kolonie, die ihre stolzen Traditionen eifersüchtig hütete und in ihrer hohen Blüte das stärkste Bollwerk hellenistischer Kultur im Westen blieb. Diese Stadt hatte Pompejus auf seine Seite zu bringen verstanden. Schon von Rom aus hatte er durch persönliche Fühlung mit den vornehmsten Bürgern jener Stadt ihrer Stellungnahme sich versichert. Jetzt aber, erkennend, welch große Dienste ihm die starke und einflußreiche Stadt gerade in diesem Momente leisten konnte, sandte er seinen Legaten Domitius, den unglücklichen Verteidiger von Corfinium, mit sieben Transportschiffen dorthin ab, um die Aktion gegen Caesar ins Werk zu setzen. Massilia gegen Caesar.

Caesar traf früher vor der Stadt ein; allein die Massiloten schlossen ihrem ehemaligen Prokonsul die Tore. Sie erklärten, in dem entbrannten Bürgerkriege grundsätzlich neutral bleiben zu wollen und daher keinen der beiden Gegner in ihre Mauern einlassen zu können. Doch ihre weit über die Grenzen einer bewaffneten Neutralität hinausgehenden Rüstungen ließen den Vorwand leicht als solchen erkennen. Sie hatten ungeheuere Vorräte an Proviant in die Stadt geschafft, die Mauern in Verteidigungszustand gesetzt und die Flotte in Dienst gestellt. Starke Kontingente der nächsten unter ihrer Hegemonie stehenden Gebirgsvölker hatten sie als Besatzung in die Stadt gezogen.

Durch allerhand Ausflüchte zogen sie die Verhandlungen hin, bis Domitius zur See ankam. Diesen ließen sie nun, im Gegensatze zu ihrer Caesar gegenüber gebrauchten Ausrede, sofort in die Stadt und er übernahm sogleich das Kommando daselbst, mit aller Energie die begonnenen Rüstungen, speziell die Ausrüstung der Flotte vollendend.

Wenn die Massiloten oder richtiger die hinter ihnen stehenden Pompejaner gehofft hatten, Caesar dauernd festhalten zu können, so täuschten sie sich allerdings. Dieser hatte schon vorher den beiden Gruppenkommandanten der gallischen Legionen den Befehl zukommen lassen ihre Truppen bei Narbo zu konzentrieren. Fabius stand bereits daselbst, Trebonius war im Anmarsche; vor Massilia standen jetzt die drei Legionen, die den italischen Feldzug mitgemacht hatten.

Um keine Zeit zu verlieren, gab Caesar dem Fabius Befehl, unverzüglich die Offensive zu ergreifen und sich der Pyrenäenpässe zu bemächtigen. Die drei aus Italien mitgebrachten Legionen, die bereits näher waren als die des Trebonius, Vormarsch gegen Spanien.

dann 5000 Mann leichte Infanterie und 6000 gallisch-germanische Reiter, wurden ihm nachdirigiert. Trebonius mit seinen drei Legionen hatte an ihre Stelle vor Massilia zu rücken und die Belagerung zu übernehmen. In Arelate (Arles) wurden zwölf Kriegsschiffe in Bau gestellt. Zum Kommandanten der Flotte wurde D. Brutus, der Besieger der Veneter, designiert.

Bis alles im Gange war, blieb Caesar vor Massilia, im ganzen 30 Tage. Dann brach er an der Spitze von 900 Reitern, die er zu seiner persönlichen Bedeckung zurückbehalten hatte, auf, um die nach Spanien vorausgesandten Legionen einzuholen.

Der Plan der Pompejaner.

Unterdessen hatten die pompejanischen Legaten ihren Kriegsplan festgestellt. Eine sofortige Entscheidung im freien Felde zu suchen schien ihnen, nachdem die Offensive nach Gallien nicht mehr durchführbar war, der überlegenen Armee Caesars gegenüber weder rätlich noch zweckentsprechend; sie erkannten vielmehr ihre Aufgabe darin, den Gegner so lange festzuhalten, bis Pompejus mit der Hauptarmee zur Hauptentscheidung bereit war. Für diesen Zweck schien es das beste Mittel, durch Okkupierung starker Stellungen und tunlichster Vermeidung jeder definitiven Entscheidung einen langwierigen Positionskrieg zu provozieren. Jedenfalls stand dieser Plan mit den durch Vibullius Rufus überbrachten Direktiven des Pompejus im Einklange.

Vorerst galt es die Armee zu konzentrieren. Petrejus sollte sich mit Afranius vereinigen und diese Armeegruppe, fünf Legionen und (angeblich) 80 Kohorten erstklassiger spanischer Mannschaft nebst 5000 Reitern, nördlich des Ebro den Krieg gegen Caesar aufnehmen, während Varro mit seinen zwei Legionen den Süden des Landes in Gehorsam hielt.

Afranius, als der Rangsältere, vereinigte die Armee bei Ilerda (Lerida), einer überaus festen Stadt am Sicoris (Segre), welche gleichzeitig die einzige permanente Brücke über jenen bedeutenden Fluß deckte. Auf die Kette der Pyrenäen waren Posten vorgeschoben.

Fabius vor Ilerda.

Fabius hatte, den Intentionen seines Feldherrn folgend, den Vormarsch tunlichst beschleunigt und es war ihm gelungen, durch überraschende Schnelligkeit sich der Pyrenäenpässe mühelos zu versichern. Nun rückte er rasch und geradeaus gegen Ilerda vor, woselbst die drei nachgesandten Legionen ihn einholten.

Die feindliche Stellung bei Ilerda war nun allerdings zunächst unangreifbar. Afranius hatte, um sich volle Bewegungs-

freiheit zu wahren, das Gros seiner Truppen nicht in die allerdings sehr feste, auf steiler Höhe hart am Flusse gelegene Stadt gezogen, sondern unterhalb am Flusse auf einer ebenfalls sehr verteidigungsfähigen Höhe ein Lager geschlagen, worin die Hauptkraft der Legionen konzentriert war. Selbstverständlich blieb auch die Stadt entsprechend besetzt. So stand er in einer überaus festen und durch ihre Ausdehnung gegen eine Einschließung gesicherten Stellung, welche bei allen Vorteilen der Defensive volle Bewegungsfreiheit bot und überdies die wichtige Brücke über den Sicoris und hiemit das ganze Hinterland deckte.

Fabius hütete sich, vor Eintreffen Caesars etwas Entscheidendes zu unternehmen. Er schlug in respektvoller Entfernung vor Ilerda das Lager auf und ließ zwei Brücken über den Sicoris schlagen, um seine Requisitionen und Fouragierungen auch auf das linke Ufer des Flusses ausdehnen und die Hauptverbindung mit Gallien, die auf jenem Ufer lief, decken zu können. Die beiden Brücken waren etwa 5 *km* voneinander entfernt. Täglich gingen größere Truppenteile über den Fluß, um zu requirieren und die feindlichen Requisitionen möglichst zu stören. Einmal kam es auch zu einem größeren Kampfe.

L. Plancus nämlich, Legat des Fabius, war mit zwei Legionen und der gesamten Reiterei über die untere Brücke gegangen, als diese durch ein Unwetter plötzlich zerrissen wurde. Die Feinde erkannten dies bald an dem den Fluß hinabschwimmenden Brückenmaterial und Afranius brach mit vier Legionen und der ganzen Reiterei über die Brücke von Ilerda auf, um die Abgeschnittenen zu vernichten. Doch Plancus erkannte rechtzeitig die Gefahr und besetzte eine am Fluß gelegene Höhe, woselbst er, im Rücken durch den Fluß gedeckt, nach zwei Seiten Front machte und in dieser Stellung dem umfassenden Angriffe des überlegenen Feindes so lange standhielt, bis Fabius zwei weitere Legionen über die intakt gebliebene obere Brücke zu Hilfe sandte. Afranius, nun seinerseits zwischen zwei Feuern, brach eilig das Gefecht ab und ging auf Ilerda zurück, während Plancus sich gleichfalls ungefährdet zurückzog.

Caesar vor Ilerda.

Zwei Tage später, am 22. Juni (23. Mai), traf Caesar bei der Armee ein. Er ließ die bereits in Angriff genommene Wiederherstellung der Brücke noch in der nächsten Nacht vollenden, beschloß aber gleichzeitig auf Grund einer sofort vorgenommenen Rekognoszierung, näher an den Feind heran-

zugehen, um die Entscheidung zu forcieren. Am folgenden Morgen rückte er, nachdem er sechs Kohorten zum Schutze des bisherigen Lagers und der beiden Brücken zurückgelassen, mit dem Gros in Gefechtsformation gegen Ilerda vor. Der Train blieb im Lager zurück.

Afranius jedoch zeigte sich nicht gewillt die Schlacht zu wagen. Er ließ seine Truppen wohl aufmarschieren, aber in der starken Stellung vor dem Lager mitten am Hange, wo Caesar den Angriff für undurchführbar hielt. Dessen weiterer Entschluß war nun, sein neues Lager knapp vor dem feindlichen zu schlagen. Dies war aber nicht so einfach, da die feindliche Stellung das ganze Vorterrain dominierte und es für Afranius ein leichtes gewesen wäre, die Lagerarbeit empfindlich zu stören.

Caesar wußte sich zu helfen. Er ließ die Legionen in Gefechtsformation stehen und während die beiden ersten Treffen bereitstanden, einen eventuellen feindlichen Angriff zurückzuweisen, begann das dritte Treffen die Lagerarbeit. Um auch diese dem Einblicke des Feindes tunlichst zu entziehen, ließ er keinen Wall aufwerfen, sondern nur einen Graben von 15 Fuß (5 *m*) Breite ausheben, der in der Richtung der künftigen Vorderfront des Lagers verlief, und die ausgeworfene Erde im Vorterrain verteilen. Wirklich blieb diese Arbeit dem Gegner verborgen. Bis zum Abend war der Graben fertiggestellt, worauf Caesar die Truppen hinter denselben zurücknahm und daselbst die Nacht über unter Waffen lagern ließ.

Am folgenden Morgen ließ Caesar die Truppen hinter dem Graben in Schlachtordnung stehen und durch die Flügellegionen die beiden Seitenfronten des Lagers in analoger Weise wie am Vortage die Vorderfront ausheben. Die drei Legionen des Zentrums blieben unter Waffen in der Mitte.

Die Feinde hatten nun endlich die Arbeiten bemerkt und suchten sie zu stören, wagten aber noch immer keinen ernstlichen Kampf, sondern begnügten sich in Schlachtordnung bis an den Fuß der Höhe vorzugehen. Caesar ließ sich jedoch durch diese Demonstration weder einschüchtern noch zum Gegenangriffe verlocken, sondern ließ ruhig weiterarbeiten, bis die Feinde unverrichteter Dinge in ihr Lager zurückgingen.

Am dritten Tage endlich ließ Caesar ungestört die Lagerumfassung vollenden und auch den Wall ausheben, worauf die Besatzung des alten Lagers mit dem ganzen Train ins neue Lager einrückte.

Alles deutete darauf hin, daß Afranius den Plan habe, unter tunlichster Vermeidung einer Entscheidung Caesar so lange als möglich vor Ilerda festzuhalten.

Caesar aber hatte nicht die Absicht, so lange untätig vor Ilerda stehen zu bleiben als es seine Gegner für gut befänden; um aber seinen Zweck zu erreichen, mußte er sie zunächst aus ihrer unangreifbaren Position hinausmanövrieren. Hiezu schien ihm eine günstige Gelegenheit zu winken.

Das Treffen vor Ilerda.

Die Stellung des Afranius bestand, wie oben erklärt, eigentlich aus zwei überaus festen Flügelstützpunkten, der Stadt Ilerda und dem gleichfalls auf steiler Höhe gelegenen, stark befestigten Lager, beide mit dem Rücken an den Fluß gelehnt; hinter der Stadt befand sich die Brücke, gewissermaßen der Lebensnerv der Stellung. Nun hatte Afranius, wie es natürlich war, die Hauptkraft des Heeres im Lager behalten und in die Stadt nur eine angemessene Besatzung gelegt. Auf diese Weise war seine ganze Kraft in zwei ungleiche Gruppen auf beiden Flügeln verteilt, das tiefer gelegene Zentrum der Stellung aber war nicht besetzt, obwohl auch dort, in der Mitte des Abstandes, eine wenn auch nur unbedeutende Anhöhe sich befand.

Beilage 24.

Caesars Plan ging nun dahin, durch Wegnahme dieser Anhöhe die feindliche Position in der Mitte zu durchbrechen und die Hauptkraft des Gegners, d. h. die Lagerbesatzung, von der Stadt und somit auch von der Brücke abzuschneiden. Selbstverständlich mußte die Durchführung dieses Planes überraschend erfolgen. Er ließ also am Tage nach Vollendung des Lagers, dem 26. Juni (27. Mai), drei Legionen ausrücken, gerade so als ob er wie an den früheren Tagen den Feind zur Schlacht reizen wollte, und stellte sie dem gegnerischen Lager gegenüber derart in Schlachtordnung, daß sein linker Flügel, die XIV. Legion, wie von ungefähr gerade jenem Hügel gegenüber zu stehen kam. Plötzlich brachen aber die Antesignanen jener Legion vor und nahmen auf besagten Hügel Direktion.

Jetzt ging dem Feinde im allerletzten Moment denn doch ein Licht auf; man beeilte sich, das Versäumte wieder gutzumachen. Rasch warf sich die Lagerbereitschaft gegen jenen Hügel und da sie näher hatte, so erreichte sie ihn zuerst und wies den Angriff der Caesarianer ab. Da gleichzeitig andere Kohorten gegen die Flanke der Angreifer vorgingen, so wurden die Antesignanen schließlich auf ihre Legion geworfen und brachten auch diese in Verwirrung, umsomehr als die Caesarianer

durch die ungewohnte Fechtweise der spanischen Kohorten, die in den Kriegen mit den dortigen Gebirgsvölkern eine viel beweglichere Kampfart sich angeeignet hatten, in Verwirrung gerieten. Schon begann die ganze XIV. Legion zu weichen, als Caesar die nächststehende IX. Legion zum Flankenangriff gegen den ungestüm nachdrängenden Gegner vorgehen ließ. Der Gegenstoß reussierte; der Feind ward geworfen und vom Lager abgedrängt, gegen Ilerda verfolgt und bis unter die Mauern der Stadt zurückgeschlagen. Dort, auf dem schmalen, von steilen Seitenhängen flankierten Abhangsrücken, der einer kleinen Front eine starke Widerstandsfähigkeit verlieh und einer angreifenden Übermacht es verwehrte durch Umfassung sich geltend zu machen, leisteten die Afranier neuerdings hartnäckigen Widerstand und die IX. Legion hatte Mühe, sich auf einer schmalen Terrainstufe halten zu können. Ein weiteres Vordringen schien so ziemlich ausgeschlossen; ein Rückzug jedoch im Kontakte mit dem Feinde über das abschüssige Terrain konnte ein schlimmes Ende nehmen, wie einst bei Gergovia. Durch fünf Stunden hielt sich die IX. Legion heldenmütig in ihrer exponierten Lage. Afranius sandte den Seinen Verstärkung auf Verstärkung, indem er seine Kohorten unter dem Schutze jener Höhe, um welche der Kampf zuerst entbrannt war und die er schleunigst von starken Kräften hatte besetzen und befestigen lassen, längs des Flusses in die Stadt dirigierte und durch dieselbe der IX. Legion von oben entgegenwarf; eine direkte Einwirkung gegen Flanke und Rücken durch die Ebene konnte er doch nicht wagen, da diese Abteilungen während des Vorgehens von Caesars Reserven flankiert worden wären. Aber auch so wurde die Lage der IX. Legion schlimm genug und Caesar seinerseits sandte ihr nur die dringendsten Verstärkungen; es konnte nicht in seiner Absicht liegen, es hier zu einer allgemeinen Schlacht kommen zu lassen, wo infolge des Terrains und der Nähe der feindlichen Stützpunkte ein voller Erfolg für ihn ausgeschlossen war und ein Mißerfolg zur Katastrophe führen konnte; sein ganzes Bestreben ging dahin, der in eine unhaltbare Position vorgedrungenen Legion einen möglichst glimpflichen Rückzug zu ermöglichen. Aber diesen mußte sie sich größtenteils selbst erkämpfen. Ein kraftvoll durchgeführter Offensivstoß warf zum so und so vielten Male die feindlichen Kohorten bis hart unter die Mauer zurück und machte wenigstens für einen Moment Luft; dadurch gewann die Legion so viel Zeit, um unbelästigt den Rückzug über den steilsten Teil des Hanges in die Ebene durchzuführen. Zwischen

sie und den Feind ergoß sich die caesarianische Reiterei und hemmte die Verfolgung.

So endete dieses seltsame, abwechslungsreiche Gefecht, aus dem beinahe gegen den Willen beider Feldherren eine Hauptschlacht geworden wäre. Eine eigentliche Entscheidung hatte es nicht gebracht, und beide Teile schrieben sich den Sieg zu; jedenfalls war der moralische Erfolg aber auf Seite der Pompejaner, da Caesar als der angreifende Teil seine Absicht, die Unterbindung der feindlichen Position, nicht erreicht hatte und trotz einiger brillanter Vorstöße zuletzt doch in seine vor dem Angriffe innegehabten Stellungen hatte zurückgehen müssen.

Die Hochwasserkatastrophe.

Der erste Versuch Caesars, die gegnerische Position unhaltbar zu machen, war somit fehlgeschlagen. Bevor er jedoch einen weiteren unternehmen konnte, trat ein ungeahntes Ereignis ein, welches mit einem Schlage die Situation auf das Unangenehmste veränderte.

Es war bereits Ende Juni; in der Ebene herrschte voller Sommer; aber auf den Bergen der Pyrenäen lag noch tiefer Schnee. Da brach plötzlich ein verheerendes Regenwetter los, gleichzeitig brachte der warmfeuchte Regenwind den Schnee der Berge rapid zum Schmelzen. Ein gewaltiges Hochwasser, wie es seit Menschengedenken in jener Gegend nicht erlebt worden, war die Folge. Die Steinbrücke von Ilerda hielt den Wogen stand; Caesars leichte Kriegsbrücken jedoch wurden beide vollständig zerstört. Hiezu kam noch, daß außer dem Sicoris auch dessen bedeutendster Nebenfluß Cinga, der westlich von ihm in nahezu paralleler Richtung von den Pyrenäen niederfloß und etwa einen Marsch unterhalb Ilerda einmündete, gleichfalls bis zur absoluten Unpassierbarkeit anschwoll.

So sah sich Caesar plötzlich rings von unpassierbaren Gewässern eingeschlossen, auf einen engen Streifen Landes angewiesen und von jeder Verbindung abgeschnitten. In jenem schmalen Landstriche gab es fast keine Ressourcen mehr; was Afranius nicht vorher nach Ilerda geschafft, das hatte Caesars Armee bereits konsumiert. Allerdings hatte Caesar reichlich Vorsorge getroffen für weiteren Nachschub; aber alle Lebensmittel bezog er aus den reichen Gauen am linken Ufer des Sicoris, über welchen ihm nur die von Fabius hergestellten und jetzt zerstörten Brücken die Verbindung ermöglicht hatten. Und was das Empfindlichste war: auch seine Etappenlinie nach Gallien

führte am linken Ufer, da zwischen dem Quellgebiet des Sicoris und des Cinga kein praktikabler Übergang über die Pyrenäen sich befand. So war Caesar tatsächlich vollkommen eingeschlossen: vor sich die unangreifbare feindliche Stellung, links und rechts die unpassierbaren Flußläufe des Sicoris und Cinga, im Rücken die ungangbare Kette der Pyrenäen. Wenn es ihm nicht bald gelang sich nach außen Luft zu machen, so mußte seine Armee bei der bereits vollkommenen Ressourcenlosigkeit jenes beschränkten Raumes in kürzester Zeit ohne Schwertstreich zusammenbrechen.

Im Gegensatze hiezu war des Afranius Lage durch diese Umstände nur günstiger geworden. Denn nicht nur blieb ihm die Verbindung mit den fruchtbaren Landstrichen im Osten dank der intakt gebliebenen Brücke von Ilerda ungefährdet, sondern, während früher seine Requisitionen daselbst durch die caesarianischen Detachements empfindlich gestört wurden, waren sie jetzt vor jeder Belästigung sicher; es gelang ihm überdies, einige vor dem plötzlichen Einbruche des Hochwassers aufs linke Sicorisufer übergegangene und dann abgeschnittene Abteilungen mühelos aufzuheben. Die Lage war wirklich eine derartige, daß die allerdings stark übertriebenen Siegesbulletins, die in diesen Tagen nach Rom und an Pompejus abgingen, wenigstens einen Schein von Berechtigung hatten.

Caesar hatte begreiflicherweise zu allererst versucht, die Brücken wieder herzustellen. Aber Afranius hatte starke Detachements am linken Ufer vorgeschoben, welchen es leicht wurde, im Vereine mit den hochgehenden Wogen jede Arbeit zu vereiteln.

Indessen schien sich für Afranius noch eine weitere Gelegenheit zu billigem Erfolge zu bieten. Auf Caesars Etappenstraße kam, aus Gallien heranrückend, ein großes, bunt zusammengewürfeltes Korps von diversen berittenen und unberittenen gallischen Hilfstruppen, welche zu Caesar stoßen wollten. Sie führten eine große Verpflegskolonne nebst dem unvermeidlichen Troß an Knechten, Weibern und Kindern mit sich. Dieses ganze Korps beschloß Afranius aufzuheben. Mit drei Legionen und der ganzen Reiterei ging er in der Nacht über die Brücke. Die vorausgesandte Kavallerie griff die ohne einheitliches Kommando in zwangloser Unordnung marschierende Kolonne unversehens an; jedoch die gallischen Reiter waren rascher gefechtsbereit als man erwartet hatte, warfen sich der weit überlegenen feindlichen Reiterei entgegen und hielten sie so

lange hin, bis die ganze Kolonne in Sicherheit war und sich in die Berge zurückgezogen hatte; als die Legionen des Afranius anrückten, zog sich die gallische Reiterei mit geringen Verlusten zurück und die Feinde hatten so ziemlich das Nachsehen.

Caesar aber war, obwohl er diesen Vorstoß nicht hindern konnte, nicht müßig geblieben. Über den Fluß mußte er; ging es nicht mittels direkten Brückenschlages, so mußte es mit Überschiffung gelingen. Allerdings konnte auch diese unter den herrschenden schwierigen Wasserverhältnissen keine Aussicht auf Erfolg haben, so lange eine feindliche Gegenwirkung zu befürchten stand. Um also das ganze Unternehmen tunlichst überraschend durchzuführen, ließ Caesar die Schiffe nicht am Flusse selbst, sondern im Lager anfertigen und wählte mit Rücksicht auf den notwendigen raschen Transport über Land einen besonders leichten Typ, den er seinerzeit in Britannien kennen gelernt hatte: die Boote waren korbartig aus leichtem Holzgerippe und Flechtwerk hergestellt und mit Häuten überzogen. Sie wurden je eines auf zwei eigens konstruierten Karren fahrbar gemacht und in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli (8.—9. Juni) 18 Kilometer weit flußaufwärts geführt, woselbst sofort einige Kohorten überschifften, welche am jenseitigen Ufer einen Hügel besetzten und rasch befestigten. Bevor die Feinde etwas gemerkt hatten, war eine ganze Legion überschifft und hatte in jenem improvisierten Brückenkopfe Stellung genommen. Unverzüglich wurde, nunmehr gegen feindliche Einwirkung gesichert, der Brückenschlag von beiden Ufern gleichzeitig energisch in Angriff genommen und in zwei Tagen vollendet. Ungehindert rückte nun die gallische Kolonne mit ihren großen Verpflegsvorräten über den Fluß, und der bereits höchst empfindlichen Hungersnot war mit einem Schlage abgeholfen, umsomehr als jetzt auch der Weg in die reichen Gaue am linken Sicorisufer wieder offen stand.

Afranius bekam die veränderte Situation recht bald gründlich zu spüren. Als seine Detachements noch weiterhin unbesorgt fouragierten, wurden sie plötzlich von der Hauptmacht der caesarianischen Reiterei angegriffen und zersprengt, die gemachte Beute aber ihnen abgenommen. Als nun etliche leichtbewaffnete spanische Kohorten ihnen zu Hilfe kamen, teilten sich Caesars Reiter in zwei Gruppen; während die eine die Beute deckte, fiel die andere über die Kohorten her, vernichtete eine, die sich zu weit vorgewagt, und jagte die andern in die

Flucht, worauf die ganze caesarianische Kavallerie ohne Verluste und mit großer Beute einrückte.

Zur selben Zeit traf in beiden Lagern eine wichtige Botschaft aus Massilia ein: D. Brutus hatte die überlegene Flotte der vereinigten Gegner geschlagen und hielt nun die Stadt auch von der Seeseite blockiert. Die Nachricht war bei Freund und Feind von großer Wirkung. Hiezu kam noch, daß ein seltsames Gerücht, welches eine Zeit hindurch selbst in Caesars Hauptquartier Glauben gefunden zu haben scheint und demzufolge Pompejus mit starker Heeresmacht über Africa nach Spanien hätte vorrücken sollen, sich gerade jetzt offenkundig als unwahr erwies. Am nachhaltigsten war der Eindruck aller dieser Dinge bei den benachbarten spanischen Gauen, welche bisher dem Afranius Gefolgschaft geleistet hatten. Die mächtigsten derselben fielen von Pompejus ab und stellten ihre Kräfte Caesar zur Verfügung. Die Kohorte der Illurgavonen, die eben im Lager des Afranius im Wachdienste stand, ging auf die Nachricht vom Übertritt ihres Stammes geschlossen in Caesars Lager über. Dazu kamen die beständigen Schlappen, welche die Requisitionskommanden des Afranius täglich durch Caesars Detachements erlitten. So groß war die Mutlosigkeit, daß jene Kommanden schließlich nur noch bei Nacht ihre Aufgabe durchzuführen sich getrauten. Während in Caesars Armee Überfluß herrschte, begannen die Folgen der empfindlich gestörten Requisition im feindlichen Lager sich bereits nachdrücklich bemerkbar zu machen. So hatte sich in wenigen Tagen die Situation geändert!

Neuerliche Offensive Caesars.

Caesar hatte kaum die nötige Bewegungsfreiheit wieder gewonnen, als er sofort seinen ursprünglichen Plan wieder aufnahm, den Feind aus der ihm unbequemen Position von Ilerda hinauszumanövrieren, um sodann, bevor jener einen zweiten analogen Stützpunkt erreicht hätte, im freien Felde die Entscheidung zu forcieren. Was beim ersten Versuch durch direkten Angriff nicht geglückt war, sollte diesmal durch Bedrohung der Rückzugslinie erreicht werden. Der Weg in den Rücken des Gegners stand ihm, insbesondere mit Rücksicht auf den deprimierten Zustand der afranischen Truppen, bereits offen; aber es war ein bedeutender Umweg über jene vom Lager 18 Kilometer entfernte Brücke, die damals allerdings der Umstände halber nicht näher hatte geschlagen werden können; und diese Entfernung barg nicht nur große Unbequemlichkeit und beträchtlichen Zeitverlust in sich, sondern auch eine offenkundige Gefahr

für den Fall, daß nicht alles genau nach Wunsch klappen sollte. Caesar beschloß daher sich einen näher gelegenen Übergang zu schaffen. Ein Brückenschlag im Angesichte von Ilerda schien kaum durchführbar; statt dessen beabsichtigte Caesar eine Furt herzustellen. Er ließ kaum 2 Kilometer oberhalb Ilerda auf seinem gesicherten Ufer mehrere ca. 10 Meter breite Gräben ausheben, in welche das Wasser abgeleitet und dadurch im Hauptarme so seicht gemacht werden sollte, daß dieser durchfurtbar ward.*)

Hindern konnten die Feinde diese Arbeiten allerdings nicht; aber sie konnten ihnen ebensowenig verborgen bleiben wie die Absicht, die ihnen zu grunde lag. Es war ihnen klar, daß, sobald Caesar den Übergang gewonnen hätte, es in seiner Macht stand, ihre Stellung vollkommen einzuschließen; er brauchte sich hiezu nur am linken Ufer der Brücke gegenüber mit entsprechenden Kräften festzusetzen. Wollten sie dies vermeiden, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als entweder die Entscheidungsschlacht zu wagen oder die Stellung rechtzeitig zu räumen. Sie entschieden sich fürs letztere und mußten nun darauf sinnen, sich einen neuen Kriegsplan zurechtzulegen.

Die leitende Idee blieb nach wie vor die, Caesar so lange festzuhalten, bis Pompejus zur Gegenoffensive bereit war. Die Stellung bei Ilerda hatte gezeigt, wie man dies wenigstens eine Zeitlang mit Erfolg tun konnte; jetzt, wo dieselbe unhaltbar geworden, konnte vielleicht eine neue analoge Position diese Aufgabe erfüllen und schließlich konnte man sich ins Gebirge werfen und dort, eine Entscheidung vermeidend, den kleinen Krieg auf unberechenbare Dauer führen.

Es fragte sich noch, wo die nächste Stellung genommen werden sollte. Als willkommenes Pendant zu Ilerda bot sich die Stadt Octogesa (heute Mequinenza) dar, an der Mündung des Sicoris in den Iberus (Ebro) gelegen. Wie der erstgenannte Fluß bei Ilerda, so deckte hier der noch viel mächtigere Ebro den Rücken, der Sicoris selbst die Flanke; die Gegend war gebirgig und obendrein hatte man den Vorteil, aus dem Bereiche der zu Caesar übergetretenen Gaue in den der befreundeten Stämme, die seit dem sertorianischen Kriege treu zu Pompejus hielten, zu gelangen. Taktisch stark war die neue Stellung ebenfalls; nur eines fehlte noch: die Brücke zur Verbindung mit dem Hinterlande. Diese war allerdings vor allem notwendig, sollte

*) Diese durch Caesars Arbeiten künstlich hervorgerufene Teilung des Flusses ist an der fraglichen Stelle noch heute konstatierbar.

die Stellung nicht zu einer gefährlichen Falle werden. Afranius gab daher Befehl, alle am Ebro aufzutreibenden Schiffe nach Octogesa zu bringen und daselbst eine Schiffsbrücke zu schlagen. Erst wenn die Fertigstellung derselben gesichert war, wollte er den Marsch dahin antreten.

Unterdessen mußte Afranius täglich auf einen Versuch Caesars gefaßt sein, sich ihm südlich der Brücke vorzulegen und ihm damit den Abzug zu sperren. Um dies zu hindern, sandte er 2 Legionen über den Fluß und ließ sie am linken Ufer ein starkes Lager beziehen, gewissermaßen als Brückenkopf, der ihm den ungehinderten Uferwechsel jederzeit ermöglichen sollte.

Caesar, dessen Aufklärungsdienst gerade in diesem Feldzuge hervorragend funktionierte, erfuhr alle Maßnahmen des Gegners genau und rechtzeitig. Schon langte die Meldung ein, daß die feindliche Brücke bei Octogesa — die Tatsache ihrer Herstellung ließ über den Plan der Gegner keinen Zweifel aufkommen — ihrer Vollendung nahe sei; noch immer aber war trotz der unermüdlichen Arbeit die Furt kaum für Reiterei, geschweige denn für Infanterie passierbar. Die Gegner aber wahrten ihren Vorteil; sie ließen zwei Kohorten am rechten Ufer, um die Brücke zu decken; auch die Stadt Ilerda blieb besetzt; mit allen übrigen Truppen gingen sie über den Fluß in den Brückenkopf.

Caesar sah, daß ihr Abzug unmittelbar bevorstand; falls es ihnen gelang Octogesa zu erreichen, so stand er auf demselben Punkte wie früher, nur unter noch schwereren Umständen. Sein Plan mußte daher sein, sie zwischen jenen beiden Stellungen zum Schlagen zu bringen und damit die Entscheidung zu erzwingen. Hiezu mußte er aber den unmittelbaren Kontakt mit ihnen wahren, denn wenn es ihnen gelungen war, die Engpässe des den Ebro am linken Ufer begleitenden Gebirges zu erreichen, so war eine weitere erfolgreiche Einwirkung auf ihren Marsch kaum mehr möglich. Und dennoch konnte er zunächst nicht mehr tun, als seine Kavallerie über den Fluß schicken mit dem Auftrage, sobald jene aufbrächen, sich an ihre Fersen zu heften und ihren Marsch nach Kräften zu verzögern. Den Gedanken, seine Infanterie über die 18 Kilometer entfernte eigene Brücke zu senden, verwarf er; denn die Feinde konnten ja gerade in dem Augenblicke aufbrechen, wo jene am allerweitesten Punkte des großen Umweges sich befand, und dann war an ein Einholen nicht mehr zu denken. Ein Ver-

such, die Brücke von Ilerda zu forcieren, hatte ebenfalls äußerst wenig Chancen für sich.

Räumung der Stellung von Ilerda durch die Pompejaner.

Und die Feinde nützten die Zeit. Mitten in der folgenden Nacht, vom 25. auf den 26. Juli (24./25. Juni), brachen sie auf. Doch Caesars Reiterei war auf der Hut. Sofort warf sie sich auf die Abziehenden, sie ununterbrochen störend, zur Annahme von Abwehrformationen und zu beständiger Unterbrechung des Marsches zwingend. So kamen die Afranier nur äußerst langsam vom Fleck.

Als der Tag anbrach, konnte man von den Höhen bei Caesars Lager das Schauspiel des feindlichen Abzuges sowie die Aktion der eigenen Kavallerie deutlich beobachten. Da ergriff die kriegserfahrenen Soldaten Caesars eine grimmige Erbitterung; sie erkannten selbst, daß hier der Plan ihres Feldherrn Gefahr laufe zu mißlingen, sobald die Feinde rechtzeitig das im Südwesten sichtbare Gebirge erreichten, und daß der Krieg dann von vorne auf unabsehbare Dauer beginnen müsse. Stürmisch verlangten sie von Caesar, er solle sie, die ja unter seiner Führung schon so manches fast unglaubliche Wagnis glücklich bestanden, ohne Scheu durch die noch lange nicht fertige Furt führen.

Sie kamen seinen eigenen Wünschen entgegen. Caesar ließ eine Legion nebst den schwächeren Leuten des ganzen Heeres, denen er die physische Kraft zum Übergange nicht zutraute, sowie den ganzen Train im Lager zurück; die Tragtiere und den zurückgebliebenen Rest der Kavallerie stellte er in zwei Reihen quer über den Fluß auf: die obere Reihe, um die Strömung zu brechen, die untere, um etwaige von ihr fortgerissene Fußsoldaten aufzufangen. Zwischen den beiden Reihen führte er nun die 5 Legionen über den Fluß. Das Wasser reichte den Soldaten bis zum Halse und die Strömung war überaus stark; dennoch gelang der Übergang ohne den Verlust eines einzigen Mannes.

Unmittelbar vom Übergange weg wurde in breiter Front die Verfolgung der abziehenden feindlichen Armee mit aller jener Energie aufgenommen, deren die hundertmal bewährte Leistungsfähigkeit der caesarianischen Veteranen im Verein mit ihrem gerade im gegebenen Momente aufs höchste gespannten Verlangen, den Gegner zum Stehen zu bringen, fähig war.

Die Operationen zwischen Ilerda und Octogesa.

Die Afranier hatten einen mehrstündigen Vorsprung und auch sie waren kriegsgeübte, leistungsfähige Truppen, die besten vielleicht, die je gegen Caesar im Felde gestanden. Fast schien es ausgeschlossen, daß Caesar sie noch an diesem Tage einholen

Beilage 23, Nebenkarte.

Der 26. Juli (25. Juni).

und am Erreichen des Gebirges verhindern könne. Doch die unausgesetzten Angriffe der caesarianischen Reiterei, der gegenüber sich ihre eigene, durch die zahlreichen unglücklichen Kämpfe der Vortage schwer eingeschüchterte Kavallerie als machtlos erwies, zwangen alle Augenblicke die Kolonne, behufs energischer Abwehr Halt zu machen und damit mehr Zeit zu verlieren, als den Führern lieb war.

Da — gegen Mittag — erschien bereits Infanterie in Gefechtsformation hart hinter ihrer Nachhut: Caesars Legionen! Afranius blieb nichts übrig, als auf der nächsten Welle zur Schlacht aufzumarschieren. Allein Caesar griff nicht an; er wollte den von den enormen Leistungen des Tages immerhin ermüdeten Truppen die Anstrengungen einer Hauptschlacht ersparen und war zufrieden, die Gegner zum Stehen gebracht zu haben. Kaum hatte jedoch Afranius, das Zögern des Gegners bemerkend, den Weitermarsch befohlen und hatten die ersten Abteilungen aus der Schlachtordnung abzumarschieren begonnen, als Caesar augenblicklich vorging und so die Feinde zwang, die aufgelassene Gefechtsformation schleunigst wieder anzunehmen.

So konnten die Afranier tatsächlich nicht mehr vom Fleck, und schießlich blieb ihnen nichts übrig, als den Weitermarsch für diesen Tag aufzugeben und dort, wo sie standen, noch etwa 10 Kilometer vom schützenden Gebirge entfernt, ein Lager zu schlagen. Caesar tat, ihnen hart gegenüber, dasselbe.

Für die Afranier gab es keine andere Rettung, als das Gebirge zu gewinnen; im flachen Lande waren sie Caesars Legionen gegenüber geradezu wehrlos. So entschloß man sich, mitten in der Nacht in aller Stille, ohne die vorgeschriebenen Signale,*) das Lager zu verlassen und nach den Bergen abzuziehen. Caesar jedoch hatte ihr Lager mit Patrouillen umstellt und erhielt rechtzeitig Meldung, was im Zuge sei. Sofort alarmierte er seine Legionen; laut vernehmlich klangen die Signale durch die mitternächtliche Stille ins nahe Lager der Feinde.

Nichts konnte bei der unleugbaren Depression ihrer Truppen und der verdächtigen Haltung der meisten Hilfskohorten den Pompejanern unerwünschter sein als eine nächtliche Schlacht, die sie auf ihrem Abzuge nicht vermeiden konnten, wenn Caesar sie wollte; sie stellten also den kaum

*) Das Verlassen des Lagers ohne die vorgeschriebenen Signale galt bei den Römern als Geständnis der Schwäche und wurde daher nur dann angewendet, wo man selbst durch ein solches Geständnis die Situation nicht mehr schlimmer machen konnte, als sie schon war.

begonnenen Abmarsch wieder ein und blieben im Lager. Caesar tat dasselbe.

Der folgende Tag verlief, ohne daß sich die beiden Armeen aus ihrem Lager rührten. Dagegen nützten die Feldherren ihn aus zu ausgiebigen Rekognoszierungen. Auf Seite der Pompejaner ritt Petrejus selbst mit einer kleinen Patrouille auf gedeckten Wegen; Caesar sendete in analoger Weise den L. Decidius Saxa. Beide brachten dieselbe Meldung in ihre Lager: Das Gebirge war noch etwa 7 Kilometer entfernt; durch das wellige Terrain bis dorthin führte ein einziger gut passierbarer Weg, das Anland beiderseits war pfadlos und von ausgesprochen karstartigem Charakter; vom Beginn der eigentlichen Berge an führte der vorerwähnte Weg durch ein überaus enges, von unpassierbaren Felswänden eingeschlossenes Defilé, welches demjenigen, der es zuerst erreichte, mit Sicherheit gestattete, dem Nachfolgenden den Eintritt zu verwehren, beziehungsweise sich jeder weiteren gegnerischen Einwirkung zu entziehen. Der 27. Juli (26. Juni).

Im pompejanischen Lager schloß sich an diese Meldung ein Kriegsrat. Der Vorschlag, abermals bei Nacht aufzubrechen, wurde mit Rücksicht auf die jüngste Erfahrung verworfen und beschlossen, am folgenden Morgen offen auf das Defilé zu marschieren. Da man den kürzesten und einzig praktikablen Weg dahin durch das eigene Lager gesperrt hielt und damit einen direkten Druck auf die Queue verhindern konnte, so durfte man hoffen, ohne allzugroße Schwierigkeit die kurze Strecke bis zum Defiléeingang zurückzulegen; dann war man vorläufig gerettet. Die bei Ilerda zurückgelassenen Kohorten und Trains mußte man sich selbst überlassen; aber es war dies doch noch das geringste Übel.

Caesar aber hatte — selbstverständlich ohne Kriegsrat — seinen Plan bereits gefaßt. Beim ersten Morgengrauen, lange vor den Pompejanern, brach er auf. Erstaunt sahen die Feinde, wie er, statt gegen sie, in entgegengesetzter Richtung abmarschierte, dorthin, woher er gekommen. Jetzt erst fiel ihnen ein, daß er ja ohne Train ihnen nachmarschiert war. Rasch ward der Wunsch zum Vater des Gedankens. Die ganze Armee stand auf den Lagerwällen und frohlockte, daß der gefürchtete Gegner in Ermangelung von mitgeführtem Proviant in sein früheres Lager zurückzukehren genötigt sei. Bald verschwand die Kolonne der Caesarianer allmählich in der Richtung auf Ilerda in den Falten des Terrains; die erfreuten Pompejaner aber ließen Der 28. Juli (27. Juni).

sich mit dem Aufbruche erst recht Zeit. Da plötzlich merkten sie, daß die zeitweilig wieder sichtbar werdenden Teile von Caesars Legionen nicht mehr den geraden Weg nach Ilerda verfolgten, sondern allmählich im Bogen nach rechts abbogen; und ehe sie noch über den Grund dieser Erscheinung sich klar geworden, erschien plötzlich die gegnerische Vorhut schon in gleicher Höhe mit ihrem Lager. Jetzt ging ihnen freilich ein Licht auf; rasch wurde alarmiert und eilig in der Richtung auf das Defilé abgerückt.

Aber schon war die Tete der Caesarianer auf gleicher Höhe. Das Weitere war nur mehr ein Wettmarsch auf gleiche Distanz und der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein, obwohl die Pompejaner auf dem bequemen Wege marschierten, während Caesars über Stock und Stein marschierende Legionen mit dem verkarsteten Terrain schwer zu kämpfen hatten; allein Caesar warf seine gesamte Reiterei auf Front, Flanke und Rücken der Gegner, hinderte Schritt für Schritt ihren Marsch und erreichte endlich weitaus als erster den Defiléeingang. Sein Plan war gelungen.

Auf dem Hochplateau vor dem Defilé nahm er Aufstellung und erwartete den Anmarsch der Feinde. Afranius, den Feind vor der Front, den größten Teil von dessen Kavallerie im Rücken, bezog eine leidliche Stellung auf einem Hange, Caesar gegenüber. Er wollte noch ein letztes versuchen; war auch das Straßendefilé gesperrt, so konnte man vielleicht seitwärts über den Kamm der Gebirgskette das Ziel erreichen. Um sich wenigstens diesen Weg zu sichern, entsandte er vier Hilfskohorten mit dem Befehl, eine in das Plateau vorspringende Höhe, deren Besitz den Aufstieg deckte, zu okkupieren. Kaum hatten jene Kohorten, von ihrem Hange herabsteigend, die zwischenliegende Tiefenlinie erreicht, als Caesars Kavallerie über sie herfiel und sie im Angesichte beider Heere zusammenhieb.

Aufs tiefste erschüttert, keiner Offensive mehr fähig, ja selbst der Möglichkeit eines geordneten Rückzuges beraubt, stand die Armee des Afranius dem kampfbereiten Gegner gegenüber. Wenn Caesar jetzt angriff, konnte der Erfolg keinen Augenblick zweifelhaft sein. Auch seine kriegserfahrenen Soldaten fühlten dies genau; stürmisch verlangten sie das ersehnte Signal.

Caesar gab es nicht. Er wußte, daß es nur eines Zeichens seiner Hand bedurfte, um noch an diesem Tage den Feldzug zu entscheiden. Aber in demselben Augenblicke war ein Plan in ihm gereift, größer und weitblickender als der einer blutigen

Entscheidung. Er beabsichtigte nichts geringeres, als diese ganze, noch in ihrer Erschütterung kampffähige Armee ohne Schwertstreich aufzulösen.

Und er hatte seine guten Gründe dies zu versuchen. Seine ohnehin nicht allzu große Veteranenarmee war ihm in ihrer gegenwärtigen Qualität ein unentbehrliches Werkzeug und die Verluste, die sie in der bevorstehenden, wenn auch ohne Zweifel siegreichen Schlacht gegen die in verzweifelter Situation stehenden und auch hier nicht zu unterschätzenden pompejanischen Truppen notwendig erleiden mußte, fielen gar schwer ins Gewicht. Caesar wußte wohl, daß diese Schlacht, und würde sie ein noch so glänzender Sieg, wohl den Feldzug, nicht aber den Krieg entschied. Eine große, letzte Entscheidung auf einem andern Kriegsschauplatze stand noch bevor, und für diese galt es die kostbaren Kräfte zu sparen. Und nebstbei mochte auch die Hoffnung in ihm keimen, daß er die braven feindlichen Truppen, wenn er sie schonte, vielleicht für sich schonte. Ihre Lage aber war bereits schlimm genug, daß er sich zutrauen konnte, in wenigen Tagen die paar Züge machen zu können, die sie vollends matt setzten.

Und so gab er denn das Signal zur Schlacht nicht, nahm vielmehr seine murrend gehorchenden Legionen zum Zeichen seines Entschlusses weiter gegen das Defilé zurück — vom Feinde weg — und gab jenem damit ostentativ den Rückzug in das am Morgen verlassene Lager frei. Die Pompejaner beeilten sich, dahin zurückzugehen.

Caesar folgte in angemessener Entfernung und schlug hart an dem feindlichen — diesmal defiléwärts — sein eigenes Lager. Zugleich ließ er alle gegen den Ebro führenden Wege durch starke Detachements sperren und durch Patrouillen jede Bewegung des Gegners scharf kontrollieren. So endete dieser ereignisreiche Tag.

Es hätte nicht viel gefehlt und Caesars kühner Plan wäre schon am folgenden Tage von überraschendem Erfolge gekrönt worden. Dies kam so: Der 29. Juli (28. Juni).

Als die Pompejaner am nächsten Morgen Kommanden aussandten, um Trinkwasser ins Lager zu bringen, wurden diese von Caesars Reiterei angegriffen und am Wasserholen verhindert. Die Führer saßen gerade beim Kriegsrat, als diese Meldung eintraf; da man Wasser auf alle Fälle beschaffen mußte, beschlossen sie, nicht nur zahlreiche starke Abteilungen zum

Schutze der Requirierenden auszusenden, sondern auch einen Wall und Graben zum nächsten Bache zu ziehen, um sich unter dessen Schutze ohne Gefährdung mit Wasser versorgen zu können. Zur Leitung dieser wichtigen Arbeit begaben sich Afranius und Petrejus selbst aus dem Lager an Ort und Stelle.

Die Abwesenheit der Führer benützten aber die durch die letzten Ereignisse jeder Hoffnung auf Sieg beraubten Soldaten, um mit ihren Gegnern zu fraternisieren. Gruppenweise näherten sie sich Caesars Lager, riefen dessen Soldaten zu sich, luden sie auch wohl in ihr Lager ein, und bald war ein intimer Verkehr zwischen den beiden feindlichen Heeren im Gange. Selbst höhere pompejanische Offiziere kamen in Caesars Lager und proponierten bereits auf eigene Faust die Bedingungen für die Kapitulation. Schon schien es, als müsse der Übertritt der ganzen pompejanischen Armee jeden Augenblick erfolgen. Da erhielten die beiden Führer Meldung von diesen Vorgängen. Afranius, der bereits beim äußersten Pessimismus angelangt war und sich ernstlich mit dem Plane trug, Spanien gegen freien Abzug zu räumen, begab sich resigniert in sein Zelt, ohne etwas zu veranlassen. Nicht so Petrejus; der tatkräftige Besieger Catilinas hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er alarmierte seine Leibwache, überfiel die arglos Unterhandelnden, jagte die eigenen Leute ins Lager zurück und ließ die Caesarianer, deren er habhaft werden konnte, niedermachen. Doch gelang es den meisten, sich unter dem Schutze der Lagerwache ins eigene Lager durchzuschlagen.

Nun rief Petrejus die Truppen zusammen, hielt ihnen mit scharfen Worten ihr Verhalten vor und ließ sie, selbst mit dem Beispiel vorangehend, centurienweise feierlich schwören, den Oberfeldherrn Pompejus und seine Stellvertreter niemals zu verraten; auch Afranius sowie alle Offiziere leisteten den Eid. Dann befahl er, die noch im Lager befindlichen Caesarianer auszuliefern und zu töten; doch die meisten derselben wurden von ihren Gastgebern versteckt und bei Nacht über den Wall entlassen.

So hatte Petrejus' Entschlossenheit die Katastrophe für den Augenblick abgewendet; auf wie lange, das konnte allerdings nur eine Frage der Zeit sein.

Caesar ließ die noch in seinem Lager befindlichen Pompejaner unbehelligt zu den Ihrigen zurückschicken. Viele, darunter mehrere Offiziere und Centurionen, blieben freiwillig bei

ihm und erhielten in seinem Heere dieselben Rangstellen, die sie früher im pompejanischen bekleidet hatten.

Indessen setzten die pompejanischen Führer den unterbrochenen Kriegsrat fort. Leicht war es wirklich nicht, zu einem Entschluß zu kommen. Der Weg zum Ebro war verlegt; blieb nur der Marsch an die Ostküste nach dem festen Hafenplatze Tarraco (Terragona) oder der Rückmarsch nach Ilerda. Die sehr naheliegende Erwägung, daß das beinahe schon aufgelöste Heer so schnell als möglich in einen festen und gut verproviantierten Platz geführt werden müsse und jede Stunde, die man länger zu diesem Zwecke benötige, die Gefahr steigere, entschied für das nähere Ilerda, obwohl man dort diesmal auf eine sofortige vollkommene Einschließung gefaßt sein mußte. So wurde denn am folgenden Morgen dahin aufgebrochen.

Die drohende Gefahr wohl würdigend, hatte Petrejus — denn er war wohl in diesen letzten Tagen der faktische Führer — seine ganze Sorgfalt der technischen Durchführung dieses Marsches gewidmet. Zunächst wurde die bereits bis zur vollen Kampfunfähigkeit demoralisierte Kavallerie in die Mitte der Haupttruppe eingeteilt; der ganze Marschsicherungsdienst fiel den einzig noch verläßlichen Legionen zu. Besonders sorgfältig war die Nachhut gegliedert. Dieselbe bestand aus einer Anzahl vollkommen gefechtsbereiter, d. h. ohne Gepäck marschierender Kohorten, und hatte die Aufgabe, abschnittsweise Stellung zu nehmen und die nachdrängende feindliche Kavallerie zurückzuwerfen. Sie marschierte zu diesem Zwecke in zwei Treffen, deren dem Feinde zugewendetes sich, wenn hart bedrängt, durch die Intervalle des anderen zurückziehen und von diesem aufgenommen, beziehungsweise abgelöst werden konnte. Der 30. Juli (29. Juni).

Caesar folgte sofort, die ganze Reiterei voran, die Legionen dahinter. Kaum hatte die Queue der Pompejaner das Lager verlassen, als es bei ihrer Nachhut schon heiß herging.

Der Marsch ging quer über etliche gegen den Sicoris auslaufende Hügelzüge. So oft nun die pompejanische Nachhut im Anstiege war, bewährte sich ihre Gliederung aufs beste; sobald sie aber abzusteigen begann, half ihr auch ihre schachbrettförmige Aufstellung nichts, so daß die Afranier schließlich gezwungen waren, nach Erreichung eines jeden Höhenrückens auf demselben die Haupttruppe aufmarschieren zu lassen, durch einen allgemeinen Gegenangriff auf die lästige caesarianische Reiterei sich etwas Luft zu machen, und dann über Hals und

Kopf, bevor jene sich wieder gesammelt hatte, die nächste Tiefenlinie im Laufschritt zu durcheilen.

Begreiflicherweise kam dieses aufgedrungene Manöver, abgesehen von der großen Verzögerung des Marsches und der Ermüdung der Truppen, der Ordnung nicht zugute und machte die Situation von Augenblick zu Augenblick bedenklicher. Doch der unverzagte Petrejus versuchte noch als letzten Ausweg eine Kriegslist. Als die Pompejaner nach etwa 6 Kilometer Marsch den letzten ausgesprochenen Höhenrücken vor dem Terrainabfall gegen das Tal des Sicoris erreichten, ließ er daselbst ein Lager ausstecken und sofort mit den Schanzarbeiten beginnen, allerdings nur auf der dem Verfolger sichtbaren Seite. Desgleichen ließ er den Train nicht abpacken, sondern gedeckt marschbereit halten. Und es gelang ihm wirklich Caesar zu täuschen, umsomehr als dieser das Lagerschlagen durch die Pompejaner auf der letzten noch an diesem Tage erreichbaren, für diesen Zweck günstigen Stelle bei ihrer sichtlichen Ermüdung und der immer mehr einreißenden Unordnung durchaus plausibel fand. So ließ denn auch er, dem feindlichen Lager gegenüber, das seinige ausstecken und entsandte sofort, während die Legionen mit der Lagerarbeit begannen, den größten Teil der Kavallerie nach verschiedenen Richtungen auf Fouragierung.

Diesen Moment hatte Petrejus abgewartet. Als er sah, daß Caesars Legionen alle an der Arbeit waren, der Train abgepackt, die Zelte aufgeschlagen, die gefürchtete Kavallerie in kleine Detachements aufgelöst und weit ins Terrain entsendet, gab er plötzlich das Signal zum Weitermarsch und trat denselben infolge der gewahrten Marschbereitschaft von Truppen und Train auch ohne Verzögerung an. Doch der Vorsprung, den er zu erreichen gehofft, fiel nicht so groß aus, als er erwartet hatte. Dafür funktionierte der Melde- und Verbindungsdienst in Caesars Armee viel zu rasch und zu präzise.

Kaum hatte Caesar die List des Feindes erkannt, als er sofort die Legionen alarmierte und mit ihnen, wie sie waren, aufbrach. Einige Kohorten blieben zurück, um den Train aufzupacken, mit dem Befehle, in vier Stunden zu folgen. Den detachierten Reiterabteilungen wurden eiligst Befehle zugeschickt, sich sofort und zwar gleich mit der gemeinsamen Direktion auf die feindliche Nachhut zu vereinigen. Unglaublich rasch war die Kavallerie zur Stelle und warf sich sofort mit solcher Gewalt von oben herab auf die pompejanische Nachhut,

daß diese vollends durcheinander kam und bei einem Haare die ganze Armee die Flucht ergriffen hätte.

Und noch ein Übelstand machte sich jetzt bemerkbar, den die pompejanischen Führer vorher anscheinend nicht bedacht hatten: Von jener Kuppe senkte sich das Terrain konstant und gleichmäßig gegen die Sicorisniederung, so daß die Armee keine auch nur halbwegs geeignete Stellung zur Gegenwehr oder zum Lagerschlag mehr finden konnte. Schon erschienen Caesars Legionen oben am Kamme, die erschütterten, ermüdeten, durch die Kavallerie am raschen Vorrücken gehinderten Pompejaner von oben herab bedrohend. Immer geringer wurde der Zwischenraum, immer näher kam der Augenblick des Zusammenstoßes, der auf diesem Terrain nur mit der Vernichtung der Pompejaner enden konnte. So blieb den Führern nichts übrig, als schleunigst nochmals, diesmal im Ernst, ein Lager zu schlagen. Während sie aber früher eine günstige Höhe hiefür zur Verfügung gehabt hatten, mußten sie jetzt mitten am Hange, vom Feinde dominiert, obendrein noch weit vom Wasser das Lager ausstecken, mit einem Worte gerade da, wo sie waren, denn es war weder Zeit zur Rekognoszierung, noch überhaupt Zeit zu verlieren, wollten sie nicht riskieren, vor Herstellung der schützenden Gräben auf dem denkbar ungünstigsten Terrain zum Kampfe gezwungen zu werden. So schlugen sie denn das Lager an einer Stelle, wie sie ungünstiger nicht hätte sein können.

Caesar hätte auch jetzt noch die Schlacht vor Fertigstellung des Lagers erzwingen können; allein er blieb seinem Entschlusse treu. Er schlug sein Lager oben am Kamme der Höhe, von wo aus er das feindliche vollkommen dominierte und jede Bewegung des Gegners nicht nur beobachten, sondern auch beliebig beeinflussen konnte. Doch ließ er, durch die Erfahrungen dieses Tages gewitzigt, diesen Abend keine Zelte aufschlagen, sondern hielt die Legionen die ganze Nacht über in Marschbereitschaft.

Am Abende, als die Pompejaner die Gefahr eines Angriffes nicht mehr befürchten zu müssen glaubten, machten sie den Versuch, ihr Lager von der so ungünstigen Stelle weg zu verschieben und zwar hinauf auf die Höhe, neben Caesars Lager. Die ganze Nacht wurde an den Seitengräben gearbeitet, unter deren Schutz dann im Laufe des folgenden Tages die Frontumwallung vollendet wurde. Das ganze Manöver war bei aller Vorsorge und Sicherung unglaublich gewagt; aber Caesar störte

Der 31. Juli (30. Juni).

es nicht; sah er doch, daß sich jene damit nur ihm in die Hände arbeiteten. Je weiter sich die Pompejaner auf die Höhe hinaufschoben, desto mehr sicherten sie sich allerdings gegen den direkten Angriff, den aber Caesar, wie oben ausgeführt, gar nicht beabsichtigte; dagegen erleichterten sie es ihm, sie vollständig zu umklammern und entfernten sich immer mehr vom Sicoris, der allein ihnen Wasser bot; der ganze Hang, soweit ihre Bewegungsfreiheit reichte, war quellenlos.

Caesar wartete also geduldig, bis die Feinde auf der Höhe, knapp neben seinem Lager, sich festgesetzt hatten. Kaum war dies geschehen, als er sie rings im Kreise durch vorgeschobene Detachements einschloß und diesen befahl, sich zu verschanzen und durch fortgesetzten Ausbau der Linien den Ring um die Gegner vollends zu schließen.

Zu spät erkannten die Pompejaner die Falle, in die sie gegangen. Ohne Wasser, ohne Holz, ohne Futter für Pferde und Tragtiere, mit nur wenig Proviant, war ihre Lage nunmehr vollends hoffnungslos. Die meisten Tragtiere, die schon mehrere Tage kein Futter erhalten hatten, mußten geschlachtet werden. Das Empfindlichste war der Wassermangel. Am ersten Tage trauten sie sich überhaupt nicht aus dem Lager; am zweiten wurde das ganze Heer, nach Zurücklassung einer geringen Lagerbesatzung, geschlossen an den Sicoris zum Wasserholen geführt. Fouragieren blieb unmöglich. Am dritten Tage endlich, als Caesars Linien bereits große Fortschritte zeigten, beschlossen die Führer das letzte zu wagen und stellten in dem kaum 1000 Schritte breiten Zwischenraume zwischen den beiden Lagern die Armee in Schlachtordnung: die Legionen in zwei Treffen voran, die bereits unverläßlichen Hilfskohorten dahinter in Reserve; die längst nicht mehr kampffähige Reiterei gelangte gar nicht zur Aufstellung. Ihre Absicht war weniger, einen Angriff zu wagen, als vielmehr Caesar zur Einziehung der sie einschließenden Detachements zu veranlassen.

Der 1. August (1. Juli).

Caesar hielt es allerdings nicht für ausgeschlossen, daß die bis zum äußersten gebrachten Gegner einen verzweifelten Durchbruchsversuch wagen wollten, und zog rasch alle Truppen vor dem Lager zusammen; die Legionen stellte er in drei Treffen auf den Flügeln, die Hilfstruppen im Zentrum auf, die Reiterei beiderseits auswärts. So standen sich beide Heere mehrere Stunden hart gegenüber, ohne daß eines zum Angriff überging. Die Afranier hatten nur beabsichtigt, Caesar zur Konzentrierung zu zwingen und dachten nicht daran, die vollends chancenlose

Schlacht zu wagen; Caesar wieder wollte keine Schlacht, jetzt weniger als je, wo die unmittelbare Anlehnung an das Lager den Feinden einen bequemen Rückzug gestattete und ihm den vollen Sieg jedenfalls noch verlustreicher gemacht hätte als eine Rencontreschlacht im freien Felde, wie er sie in den letzten Tagen etlichemal hätte erzwingen können, wenn er gewollt hätte. Er befahl auch, falls die Feinde angriffen, ihnen nicht entgegenzutreten, um sie dadurch zu zwingen soweit vom eigenen Lager sich zu entfernen, als der schmale Zwischenraum es überhaupt gestattete.

Bis Sonnenuntergang stand man sich gegenüber; dann rückten beide Armeen ins Lager ein.

Die Pompejaner hatten wohl Caesars Einschließungsarbeiten für etliche Stunden aufgehalten, aber sich damit nicht geholfen; denn was nützte die Unterbrechung der feindlichen Arbeiten, wenn man selbst keinen Gebrauch davon machen konnte, sondern vor dem feindlichen Lager stehen bleiben mußte?

Der 2. August (2. Juli).

So versuchten sie am folgenden Tage, während Caesar wieder ungestört am Ausbau seiner Linien arbeiten ließ, einen letzten Ausweg und ließen den in ihrem Rücken fließenden Sicoris rekognoszieren, in der Hoffnung, dort vielleicht eine Furt zu finden, über welche sie sich der Einschließung entziehen könnten. Aber Caesar erhielt auch hievon rechtzeitig Meldung, sandte einen Teil der Reiterei nebst seinen germanischen Hilfstruppen über den Fluß und ließ das jenseitige Ufer besetzen, den Feinden so den letzten Hoffnungsschimmer auf einen Ausweg raubend.

Die Kapitulation am Sicoris.

Damit war die pompejanische Armee am Ende angelangt; ihre Führer konnten sich darüber keiner Illusion mehr hingeben. So wurde denn die unvermeidliche Kapitulation beschlossen (2. August/2. Juli). Nachdem Caesar eine geheime Unterredung abgelehnt, fanden die Verhandlungen vor den Augen der hart einander gegenüber aufgestellten Armeen statt, für alle sichtbar, für einen guten Teil wohl auch hörbar. Mit bescheidenen Worten erklärte Afranius sich für besiegt: er beteuerte, nur seinem Soldateneide gefolgt zu sein, und bat für sich und sein Heer um Gnade.

Caesar wies in längerer Rede darauf hin, daß er nicht ohne Absicht das gegnerische Heer bis jetzt geschont habe, obwohl er mehr als einmal es hätte vernichten können; nichts läge ihm ferner, als durch blutige Opfer den traurigen Gegensatz noch zu verschärfen. Die Eidestreue seiner Gegner achte er; er ver-

lange nur die Abgabe der Waffen und die Auflösung des Heeres, d. h. die Entlassung der Mannschaft. Die Offiziere seien frei, der Übertritt zu ihm allen freigestellt, für niemanden zur Pflicht gemacht. — Mit brausendem Jubel wurde diese Erklärung seitens beider Armeen aufgenommen.

Im Detail wurde dann noch festgestellt, daß diejenigen Soldaten, deren Heimat Spanien war — etwa ein Drittel der Armee — auf der Stelle entlassen werden sollten; die Italiker sollten unter Bedeckung von vier Legionen Caesars unter Kommando des Q. Fufius Calenus bis an die Grenze Italiens, den Var, marschieren und dort entlassen werden. Für die Verpflegung bis dahin übernahm Caesar die Sorge.

Afranius und Petrejus begaben sich nach Macedonien ins Hauptquartier des Pompejus; einige tausend entlassene Soldaten folgten ihnen dahin nach.

* * *

Die Unterwerfung des südlichen Spanien.

Für die beiden bei Caesar verbliebenen Legionen fand sich in Spanien allerdings noch Arbeit.

Im Süden des Landes standen noch zwei pompejanische Legionen unter M. Terrentius Varro. Dieser, ein hervorragender Gelehrter und leidlicher Poët, aber mäßiger Feldherr, hatte während der bisherigen Ereignisse lange Zeit den untätigen Zuschauer gespielt. Gelegentlich der italischen Katastrophe war er sogar nicht übel geneigt gewesen auf Caesars Seite überzugehen, insbesondere da auch seine Provinz Lusitanien, wo Caesar im Jahre 60 v. Chr. Proprätor gewesen war, ihrem ehemaligen Statthalter nicht ohne Sympathie gegenüberstand. Als es sich aber zeigte, daß Caesars definitiver Sieg noch keineswegs eine ausgemachte Sache war, als die feindselige Haltung Massilias und noch mehr die anfängliche Stockung der Operationen Caesars vor Ilerda die Hoffnung der Pompejaner neu anfachte, da ließ auch Varro seine zweideutige Rolle fallen und begann im Interesse der pompejanischen Sache eine an ihm ganz ungewohnte Energie zu entwickeln, mit eben so viel gutem Willen wie Mangel an Geschicklichkeit und Menschenkenntnis. Die Sympathien seiner Provinz für Caesar glaubte er mit Gewalt unterdrücken zu können und quälte Verdächtige wie Unschuldige durch Zwangsaushebungen, Steuern und Konfiskationen. Daß unter solchen Umständen die bisherige Sympathie für den Gegner zur heißen Sehnsucht nach dem Befreier sich entwickelte, war nur die natürliche Folge.

Varro brachte indes das neue Aufgebot auf etwa 30 Kohorten. Zum Stützpunkt seiner Operationen erkor er die Inselstadt Gades (Cadix). Hier stapelte er eine große Menge Vorräte auf, die er zunächst nicht für sich zu verwenden, sondern auf dem Seewege zu Afranius und nach Massilia zu schieben gedachte; auch ließ er daselbst eine Flotte konzentrieren und einen ungeheuren Kriegsschatz aufhäufen, zu dem die heiligsten Tempelschätze der Provinz sowie erpreßte Gelder und konfiszierte Vermögen den Hauptteil lieferten. Als Besatzung legte er sechs neugebildete Kohorten unter Befehl des C. Gallonius, eines Neffen des Domitius Ahenobarbus, in die Stadt. Er selbst brach mit seinen zwei Legionen ebendahin auf.

Caesar war zu gut unterrichtet über die dortigen Verhältnisse, als daß er den zu erhoffenden Widerstand sonderlich ernst genommen hätte. Die bei ihm verbliebenen beiden Legionen erhielten unter Kommando des Q. Cassius Marschbefehl nach dem Süden; Caesar selbst ritt an der Spitze von 600 Reitern unbesorgt voraus, durch eine Proklamation die Südprovinz zur Unterwerfung und zur Beschickung eines Landtages in Corduba (Cordova) auffordernd.

Der Erfolg war durchschlagend. Stadt und Land traten auf seine Seite; die frisch ausgehobenen Kohorten, sofern sie nicht schon zu Varro gestoßen waren, blieben gleich als caesarianische Garnisonen in den festen Plätzen stehen, so zwei Kohorten in Corduba selbst; wo alte, verläßliche Kohorten des Varro garnisonierten, wurden sie von der bewaffneten Bürgerschaft zum Abzuge genötigt, wie in der festen Stadt Carmo.

Varro beeilte sich so rasch als möglich Gades zu erreichen. Da erhielt er die Nachricht, daß auch diese Stadt sich bereits für Caesar erklärt und der Magistrat den Gallonius in optima forma ersucht hätte ehebaldigst zu verschwinden, mit der Andeutung, daß eventuell vierundzwanzig Stunden später dasselbe Anliegen in weniger verbindlicher Form wiederholt werden würde. Gallonius, des Helden von Corfinium würdiger Neffe, beeilte sich schleunigst, für seine Person dem Ansuchen nachzukommen. Seine Kohorten blieben als caesarianische Besatzung in der Stadt zurück.

Dies war für Varro ein schwerer Schlag; aber ein noch schwererer sollte folgen. Auf die Nachricht von jenen Ereignissen erklärte sich eine seiner beiden Legionen, die »vernacula« (die Einheimische) genannt, unter seinen Augen, als er sie gerade inspizierte, offen für Caesar, verließ das Lager und marschierte

auf eigene Faust nach der nahen Stadt Hispalis (Sevilla), wo sie am Marktplatze aufmarschierte, von der begeisterten Bürgerschaft jedoch sofort mit größter Zuvorkommenheit einquartiert wurde.

Varro wollte sich mit der letzten ihm verbliebenen Legion, der II., in die nahe Stadt Italica werfen, doch als auch diese ihm die Tore schloß, fügte er sich endlich ins Unvermeidliche und bot Caesar die Kapitulation an.

Dieser, der unterdessen längst in Corduba eingetroffen war (7. September/5. August) und dort, ohne weiter von Varro Notiz zu nehmen, mit den Delegierten der Städte die Angelegenheiten der Provinz ordnete, sandte seinen Verwandten Sextus Caesar zur Übernahme der letzten Legion. Varro selbst begab sich nach Corduba zum Sieger, der ihn freundlichst empfing und ihm die Betrauung mit der Reorganisierung des grammatikalischen Unterrichtes an den römischen Schulen in Aussicht stellte.

Caesar ordnete rasch, was zu ordnen war, gab die erpreßten und konfiszierten Gelder sowie die Tempelschätze zurück und marschierte nach Gades. Die beiden varronischen Legionen nahm er in seine Dienste und ließ den Q. Cassius mit diesen zum Schutze der Provinz zurück. An Stelle der beiden Veteranenlegionen, die der Feldherr für die Hauptentscheidung nicht entbehren wollte, trafen bald darauf noch zwei italische Rekrutenlegionen, die XXI. und XXX., in Südspanien ein. Caesar selbst nahm von der bei Gades liegenden Flotte des Varro Besitz und fuhr in Begleitung der beiden Veteranenlegionen längs der Küste nach Tarraco (Terragona), wohin er ebenfalls einen Landtag einberufen hatte, mit welchem er die Angelegenheiten der Ebroprovinz in aller Eile ordnete. Von hier begab er sich zu Lande nach Massilia, wo seine Gegenwart bereits ziemlich dringend geworden war.

XIV.

Beilage 23 u. 25.

Die Belagerung von Massilia (49 v. Chr.).

Massilia, die bedeutendste Handelsstadt des westlichen Mittelmeerbeckens, war gleichzeitig eine Land- und Seefestung ersten Ranges. Auf drei Seiten vom Meere umgeben, war sie auf der vierten überaus stark befestigt; was den Wert dieser Fortifikation ganz besonders erhöhte, waren die kolossalen

schweren Geschütze, die in solcher Zahl und Wirkungsfähigkeit kaum in irgend einem anderen festen Platze jener Epoche zur Verfügung standen.

Der Hauptfaktor der Verteidigung aber war die Flotte. Massilia hatte seine eigenen Werften und Flottenarsenale; der enge Hafen war stark befestigt und bot der ansehnlichen Schlachtflotte, welche die Stadt unterhielt, einen sicheren und starken Stützpunkt für die Offensive wie für die Defensive.

Die beiderseitigen Vorbereitungen.

Während die Stadtvertretung noch mit Caesar scheinbar verhandelte,*) wurde mit äußerster Anspannung aller Kräfte an der Kriegsausrüstung des Platzes und der Flotte gearbeitet. Als endlich Domitius mit seinen 7 Schiffen eintraf, wurde ihm das Kommando übertragen. Damit war der Krieg an Caesar erklärt.

Domitius hielt es vor allem für wichtig, die Flotte tunlichst zu verstärken, um sich die See freizuhalten; denn es war nach den Erfahrungen des italischen Feldzuges höchst wahrscheinlich, daß Caesar hier wie dort mit der Aufbringung von Schiffen die größte Mühe haben und daher auf diesem Gebiete am ehesten ein durchschlagender Erfolg zu erzielen sein würde.

In dieser Absicht wurde die städtische Schlachtflotte ausgesendet, um im ganzen Umkreise so viel Schiffe als möglich, gleichviel welcher Gattung, aufzutreiben und mit Güte oder Gewalt in den Hafen zu bringen. Diese wurden nun, so weit sie irgend geeignet schienen, für Kriegszwecke adaptiert; der Rest wurde zerlegt und das Material zu Reparaturen u. dgl. verwendet.

Caesar hatte, wie seinerzeit erwähnt, in Arelate den Bau von zwölf Schlachtschiffen angeordnet und den Besieger der Veneter, D. Brutus, mit dem Kommando zur See betraut. Den Angriff zu Lande leitete C. Trebonius mit 3 Legionen.

Trebonius begann sofort nach seinem Eintreffen mit den Vorarbeiten zur Belagerung. Nachdem er eine große Anzahl Arbeiter aus der ganzen Provinz aufgeboten hatte, ließ er auf Landesfuhren ungeheure Mengen von Erd- und Holzmaterial vor der Stadt zusammenführen. Sobald dies geschehen, begann der belagerungsmäßige Angriff durch den gleichzeitigen Vorbau zweier mächtiger Angriffsdämme gegen die Landfront der Stadt; der eine hatte Direktion gegen die Hafenseite, der andere gegen die Stelle, wo die Straße aus Westen die Stadt erreichte.

*) Siehe p. 251.

Die ausgesprochene Niederung, die sich vor der Stadtmauer hinzog, erforderte stellenweise eine kolossale Mächtigkeit des Dammes — bis zu 80 Fuß (25 Meter) Höhe — und dementsprechende Erd- und Materialbewegung. Anderseits zwang die kolossale Wirkungsfähigkeit der massilotischen Geschütze, sowohl was Portee als was Durchschlagskraft betraf, die Arbeiten in unverhältnismäßig großer Entfernung von den Stadtmauern zu beginnen und alle Schutzvorkehrungen wesentlich stärker und widerstandsfähiger zu halten, als dies sonst gebräuchlich war. All dies verzögerte die Arbeiten hier ganz bedeutend; ehe es daher auf diesem Abschnitte zur entscheidenden Aktion kam, mußte die Flotte bereits eine solche herbeigeführt haben.

Die Kämpfe auf der Seeseite.

Die von Caesar in Arelate in Bau gelegten Schiffe waren in 30 Tagen (Ende Mai) vollendet. Sie wurden mit auserlesenen Freiwilligen aus den gallischen Veteranenlegionen bemannt und mit Enterhaken, leichten Geschützen und großen Waffenvorräten ausgerüstet; dagegen ließ das zumeist ad hoc von Lastschiffen auf die Kriegsschiffe übersetzte Matrosenmaterial viel zu wünschen übrig.

Brutus besetzte die dem Hafen gegenüberliegende kleine Inselgruppe und erwartete daselbst den Angriff der feindlichen Flotte.

Diese hatte unterdessen 17 große Schlachtschiffe, darunter 11 mit befestigtem Deck, außerdem eine große Menge kleinerer beweglicher Fahrzeuge ausgerüstet und alle mit auserlesenen Soldtruppen bemannt; ihr Matrosenmaterial war erstklassig und dem caesarianischen weit überlegen.

Erste Seeschlacht bei Massilia.

Am 27. Juni (28. Mai) fuhren die Massiloten unter Domitius' Kommando gegen Brutus aus. Dieser, rechtzeitig unterrichtet, entwickelte seine Flotte vor der Insel.

Die Massiloten machten von ihrer numerischen Übermacht sowie ihrer größeren Manövrierfähigkeit ausgiebigen Gebrauch. Sie dehnten die Front so weit als möglich aus und suchten die caesarianische Flotte von beiden Seiten zu umfassen, während sie gleichzeitig trachteten, einzelne Schiffe derselben durch mehrere eigene zugleich anzugreifen oder ihnen die Ruder abzuscheren. Die Caesarianer waren bei solchen Manövern offenkundig im Nachteil; sie wichen daher den feindlichen Angriffen nicht aus, sondern ließen die Schiffe an die ihrigen herankommen, machten von den Enterhaken Gebrauch und erzwangen auf diese Art das Handgemenge; hier allerdings hatten Caesars Veteranen

auch in der Minderzahl keinen Gegner zu scheuen. Auf diese Weise gelang mehreren caesarianischen Schiffen, je zwei feindliche, die eines gleichzeitig von beiden Seiten angriffen, festzuhalten und zu erstürmen; nachdem die Massiloten auf diese Weise neun Schiffe verloren hatten, gaben sie den Kampf auf und zogen sich, lebhaft verfolgt, in den Hafen zurück.

Dies war jene Schlacht, deren Kunde vor Ilerda einen so nachhaltigen Eindruck gemacht hatte *).

Die massilotische Flotte war geschlagen, aber nicht vernichtet und bei ihrer immer noch ansehnlichen Stärke keineswegs lahmgelegt. Seitens der Städter geschah das Möglichste, um die Scharte auszuwetzen. Mit dem vorhandenen älteren Material stellten sie eine größere Zahl neuer Schiffe her, rüsteten sie aufs beste aus und zogen überdies eine große Zahl von Fischertrabakeln heran, welche, durch ein Oberdeck gegen Geschosse einigermaßen gesichert, mit Pfeilschützen bemannt und mit leichteren Wurfgeschützen armiert wurden. Hiezu kam noch ganz unerwartet eine wesentliche Verstärkung.

Pompejus hatte, vom Stande der Dinge unterrichtet, den L. Nasidius mit 16 zum Teile gepanzerten Schiffen von Griechenland nach Massilia beordert. Dieser hatte in der Meerenge von Messana die dort stehende caesarianische Flotte überrascht und den Durchbruch forciert, sogar ein Schiff aus dem Hafen von Messana entführt und war dann geradewegs nach Massilia gefahren, ein schnellsegelndes Avisoschiff zur Benachrichtigung voraussendend. Er selbst ging bei dem massilotischen Küstenfort Tauroentium, ca. 30 *km* südöstlich der Stadt, vor Anker.

Die Massiloten ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, brachen mit der ganzen Flotte aus dem Hafen heraus und vereinigten sich bei Tauroentium glücklich mit Nasidius, worauf die vereinigten Flotten gegen die caesarianische Schiffsstation vorgingen, die Massiloten am rechten, Nasidius am linken Flügel.

Brutus hatte unterdessen seine Flotte durch sechs in der ersten Schlacht erbeutete und neu ausgerüstete Schiffe verstärkt und die Zwischenzeit eifrig zur Schulung seiner Matrosen genützt; auf die Nachricht von der Vereinigung der gegnerischen Flotten fuhr er ebenfalls aus, um dem Angriffe zu begegnen. So kam es auf halbem Wege zwischen Massilia und Tauroentium mit verkehrter Front zur Schlacht (31. Juli/30. Juni).

*) p. 260.

Die zweite Seeschlacht vor Massilia.

Brutus dehnte seine Linie immer weiter aus, um den einzelnen Schiffen mehr Bewegungsfreiheit zu geben und gleichzeitig die feindlichen zum Angriff zu verlocken. Allein diese waren vorsichtiger geworden; so oft ein oder zwei ihrer Schiffe von den Caesarianern geentert wurden, waren immer einige weitere in Reserve, die jetzt herbeieilten und das isolierte gegnerische Fahrzeug zum Rückzuge zwangen. So wogte die Schlacht lange ohne entscheidenden Erfolg. Da versuchten zwei massilotische Schiffe das an der Flagge kenntliche Admiralschiff des Brutus von beiden Seiten gleichzeitig zu rammen; Brutus aber wich im letzten Moment nach vorwärts aus, so daß die beiden Angreifer mit voller Wucht zusammenprallten und sich gegenseitig derart beschädigten, daß sie für den Moment unbeweglich und wehrlos waren. Sofort warfen sich mehrere caesarianische Schiffe auf sie und bohrten beide in den Grund.

Damit war die feindliche Linie durchbrochen. Brutus warf sich augenblicklich in die Lücke, drängte den linken, von Nasidius befehligten Flügel, der nur schwachen Widerstand leistete, vollends ab und jagte ihn ins offene Meer hinaus: das Gros der Massiloten, isoliert und in der linken Flanke entblößt, schlug sich mit Verlust zum Hafen durch; fünf ihrer Schiffe waren in den Grund gebohrt, vier gekapert worden; eines wurde vom Gros abgedrängt und floh mit der Abteilung des Nasidius, die kein Schiff verloren hatte, nach Spanien.

Mit der Kampffähigkeit der massilotischen Flotte war es nun zu Ende. Ohne Schwierigkeit konnte Brutus von jetzt ab die Blockade aufrechthalten und hatte hiemit die mächtige Seestadt von dieser Seite lahmgelegt.

Die Kämpfe auf der Landseite.

Verhältnismäßig langsamer nahmen die Ereignisse auf der Landfront ihren Gang. Trebonius hatte eine ungeheuere Menge Holzmaterial anhäufen lassen, allein die ersten Versuche zur Eröffnung der Arbeiten brachten die Erfahrung, daß unter den gegebenen Verhältnissen die sonst normierten Typen der Angriffswerke lange nicht ausreichten. Die Riesengeschütze der Belagerten beherrschten nicht nur einen ungeheueren Raum, sondern durchschlugen auch alle bisher erprobten Arten künstlicher Deckungen. Gegen die zwölf Fuß langen, mit eisernen Spitzen versehenen Balken, die aus riesigen Ballisten auf kolossale Entfernungen pfeilartig geschossen wurden, mußten die sonst aus leichtem Holz und Flechtwerk konstruierten

Schutzschirme und Breschhütten aus massiven, zwei Fuß dicken Pfostenwänden hergestellt werden.

Auf diese Weise wurde zunächst je eine mächtige »Schüttschildkröte« in der vollen Breite des geplanten Angriffsdammes gebaut, unter welcher, Schritt für Schritt fortschreitend, die Planierung des Terrains für den Dammbau erfolgte. Dieser selbst wurde dann in der gewohnten Manier, nur ungleich solider als sonst, schichtweise aufgebaut.

Je näher diese Arbeiten an die Stadtmauer kamen, desto intensiver wurden die Versuche der Belagerten, dieselben zu stören. Schwere sowie Brandgeschosse wurden in Menge darauf geschleudert und die Römer hatten große Mühe, um nicht nur die stellenweise angerichteten Schäden rechtzeitig zu reparieren und die Pechkränze zu ersticken, sondern auch die mit dem Grade der Annäherung immer häufiger und heftiger werdenden Ausfälle abzuwehren.

Um insbesondere letzteren wirksamer begegnen zu können, kamen die am rechten (westlichen) Angriffsdamm beschäftigten Truppen aus eigener Initiative auf die Idee, sich einen verläßlichen Stützpunkt außerhalb des Dammes zu errichten. Sie bauten also zunächst einen viereckigen niedrigen Turm aus Ziegelsteinen, von 30 Fuß (ca. 10 *m*) im Gevierte, mit 5 Fuß (ca. 1·60 *m*) dicken Wänden, auf welchen ein Dach von Balken und Brettern aufgesetzt wurde. Als sie sahen, daß dieser Turm sich vorzüglich bewährte, beschlossen sie noch ein Stockwerk aufzusetzen und bewirkten dies sinnreich in der Weise, daß sie das Dach abhebbar machten, an den feindwärts gerichteten Seiten desselben schwere aus Tauen geflochtene Decken befestigten und nun das Ganze hoben, worauf unter dem Schutze der herabhängenden Decken die Wände des neuen Stockwerks fertiggestellt wurden.

Auf diese Weise machten sie den Turm schließlich sechs Stockwerke hoch, so daß er sogar die Stadtmauer dominierte, und versahen die oberen Stockwerke mit Schießscharten, aus welchen im Innern placierte Geschütze die Mauerkrone wirksam bestreichen konnten. So war aus dem ursprünglich zu defensiven Zwecken errichteten Bau ein höchst wertvolles Angriffsmittel geworden.

Da der Bau des Dammes infolge der Terrainschwierigkeiten nur langsam fortschritt, so bauten die Legionen unter dem Schutze ihres Turmes eine mobile Breschhütte von 60 Fuß (20 *m*) Länge aus 2 Fuß dicken Pfosten, das ziemlich flache Dach mit

Ziegeln gedeckt, um hiedurch nicht nur den schweren Geschossen, sondern auch den Pechkränzen der Belagerten Widerstand leisten zu können. Die Breschhütte schoben sie auf Walzen, wie sie beim Stapellauf von Schiffen verwendet zu werden pflegten, plötzlich und überraschend an einen Turm der Mauer und begannen sofort, denselben zu unterminieren.

Die Belagerten erkannten die Gefahr; aber weder die ungeheueren Steinblöcke, noch die Pechkränze, die sie von der Mauer warfen, konnten der höchst zweckmäßig gebauten Breschhütte etwas anhaben, umsoweniger, als deren Arbeit von dem vorerwähnten Turme aus durch einen Hagel von Geschossen wirksam unterstützt wurde. Endlich stürzte ein Teil des Stadtturmes ein; der stehengebliebene Teil neigte sich ebenfalls bedenklich und mußte von den Verteidigern geräumt werden. Die Bresche war fertig (10. Oktober/6. September).

Der erste Waffenstillstand.

Die Massiloten sahen, daß die Stadt nicht mehr zu halten war und eine förmliche Kapitulation schien bei der begreiflichen Erbitterung der caesarianischen Truppen rätlicher, als es auf eine Erstürmung ankommen zu lassen. Sie baten um Waffenstillstand bis zu Caesars Ankunft, dem sie sich dann ergeben zu wollen versprachen. Trebonius, der von Caesar strenge Instruktion hatte, eine Plünderung der Stadt unter allen Umständen zu verhindern, kam dieser Ausweg gelegen. Er akzeptierte daher den Antrag und ließ die Feindseligkeiten einstellen.

Bruch des Waffenstillstandes.

Die perfiden Griechlinge jedoch machten sich sein und seiner braven Soldaten sorgloses Vertrauen zu nutze. Während letztere, von den übermenschlichen Anstrengungen der letzten Tage erschöpft, sich des Nachts arglos der Ruhe hingaben, machten die Massiloten aus der Bresche einen Ausfall und legten, ehe die Römer es hindern konnten, Feuer an den Damm. Ein lebhafter Wind begünstigte den Brand, und bald stand der ganze Damm mit dem darauf befindlichen Wandelturme, der vorgeschobenen Schüttschildkröte und den Schutzschirmen in Flammen. Zugleich warfen sich die Ausfallstruppen auf die ohne Ordnung, ja großenteils ohne Waffen inmitten der brennenden Werke ruhenden Abteilungen. Allein diese waren rasch gesammelt und wehrten sich mit allem, was zur Hand war, bis endlich die Hauptreserve aus dem Lager eintraf und die Angreifer bis unter den Schutz ihrer Mauergeschütze zurückdrängte. Letztere, die jetzt infolge des Brandes nicht direkt bekämpft werden konnten, brachten die Verfolgung zum Stehen und unter ihrem Schutze konnten die Massiloten die noch intakt gebliebenen Werke, so den

Ziegelturm und die Breschhütte, in Brand stecken. Erst als sie auch dies erreicht hatten, zogen sie sich in die Stadt zurück.

So war die ganze Arbeit mehrerer Monate in einer Nacht zerstört. Allerdings gelang es den nun gewitzigten Römern leicht, in der folgenden Nacht einen gleichen Handstreich gegen den zweiten Angriffsdamm zurückzuweisen. Dieser selbst aber war noch nicht so weit fortgeschritten, als daß hier das dort Verlorene in nächster Zeit hätte wiedergewonnen werden können. So beschloß Trebonius den sofortigen Neubau des verbrannten Dammes, der auf dem bereits planierten Boden mit wesentlicher Zeitersparnis durchgeführt werden konnte.

Ein anderes Hindernis jedoch stellte sich entgegen: das zum Bau notwendige Holz war nur mehr in geringer Menge vorrätig und die Herbeischaffung frischen Materials mußte bei dem enormen bisherigen Verbrauche — die ganze Umgebung war bereits abgeholzt — die Arbeit überaus verzögern. Trebonius wußte sich zu helfen. Er baute den neuen Damm nicht mehr aus Holz, sondern aus Stein und Erde, indem er zwei parallele 6 Fuß dicke Mauern aufführen ließ, zwischen welche das Erdmaterial eingeschüttet wurde. Nur die inneren Galerien wurden teilweise mit dem wenigen noch vorhandenen Holzmaterial gedeckt, oben aber wieder Erde aufgeschüttet; hiedurch war der Damm, abgesehen von dem Vorteile der raschen Herstellung, auch gegen Feuer vollkommen gesichert. Außerdem wurden in angemessenen Zwischenräumen mit den inneren Galerien in Verbindung stehende Ausfallstore angelegt, um das Werk gegen eventuelle neue Angriffe besser verteidigen zu können.

In wenigen Tagen war alles vollendet und die Hoffnung der Massiloten, daß die Wiederherstellung der zerstörten Werke mindestens ebenso lange dauern würde wie ihr erster Aufbau, gründlich enttäuscht. Bald waren auch ihre schweren Geschütze, die in dem nunmehrigen Nahkampfe den leichten römischen gegenüber nicht die gleiche Überlegenheit entfalten konnten wie auf große Distanzen, niedergekämpft und damit die Gefahr der Erstürmung zum zweiten Male in unmittelbare Nähe gerückt. Hiezu kam noch, daß in der Stadt die Lebensmittel auszugehen und Seuchen aufzutreten begannen. So beeilten sich denn die Belagerten abermals unter den gleichen Bedingungen wie das erstemal um Waffenstillstand anzusuchen und für Trebonius waren dieselben Gründe wie damals immer noch maßgebend genug, um seinerseits wiederum darauf einzugehen. Übrigens war Caesars Ankunft bereits unmittelbar bevorstehend.

Die Kapitulation.

Caesar kam und nahm sofort die Übergabe entgegen (25. Oktober/21. September). Die Massiloten mußten ihre Waffen, Geschütze und Schiffe ausliefern und eine Kriegsentschädigung zahlen. Im übrigen wurde der Stadt mit Rücksicht auf die wichtige Aufgabe, die ihr als der hervorragendsten Pflanzstätte hellenistischer Kultur im westlichen Mittelmeergebiete zufiel, trotz dem erbitterten Racheverlangen der Legionen die übel verdiente Verzeihung gewährt.

L. Domitius aber hatte sich, als er die Kapitulation unvermeidlich sah, auf einem Schiffe durch die Blockade des Brutus bei stürmischem Wetter durchgeschlichen und war zu Pompejus entkommen.

Caesar ließ vorerst in Massilia als Besatzung zwei Legionen, die jedoch alsbald aus gleichem Grunde wie die nach Südspanien geführten durch italische Rekrutenlegionen abgelöst wurden. Auch die Flotte scheint wenigstens teilweise dort geblieben zu sein. Die Veteranenlegionen folgten ihm nach Italien, wohin die von Ilerda rückgekehrten bereits vorausgegangen waren.

Die Meuterei in Placentia.

Auf dem Wege dahin erhielt er die Meldung, daß die IX. Legion beim Durchmarsche durch Placentia gemeutert habe und sich weigere, weiter zu marschieren.

Dem war allerdings so. Die alten Veteranen, im Vollbewußtsein ihres Wertes und ihrer Unentbehrlichkeit, dabei seit mehreren Monaten dem unmittelbaren Eindruck von Caesars Persönlichkeit entrückt, hatten sich gegen dessen Unterführer allerhand herausgenommen und unter anderem verlangt, daß ihnen die reichen oberitalischen Städte — ihre eigene Heimat — zur Plünderung überlassen würden. Da ihre Kommandanten dies selbstverständlich verweigerten, kam es zum offenen Aufruhr. Die IX. Legion, von einigen Rädelsführern aufgehetzt, weigerte sich, angeblich infolge Überanstrengung, weiter Dienst zu machen. Die Legaten waren diesen alten Grasteufeln gegenüber machtlos. Da erschien Caesar in Placentia (14. November/11. Oktober).

Er rief die Meuterer zusammen; unweigerlich gehorchten sie. Mit wenigen Worten machte er ihnen seinen Standpunkt gründlich klar, erklärte, daß er die Disziplin unbedingt zu wahren entschlossen sei und anknüpfend an die Äußerung einiger der lautesten Schreier, daß sie, wenn ihre Forderungen nicht erfüllt würden, zu Pompejus übergehen wollten, stellte er ihnen dies bereitwillig frei mit dem Bemerken, es könne ihm

nur angenehm sein, Soldaten mit derartigen Begriffen von Disziplin in den Reihen seines Gegners zu wissen.

Der Eindruck auf die im Grunde genommen nur momentan verhetzten Veteranen war ein durchschlagender. Mit aufrichtiger Reue baten sie um Verzeihung. Caesar ließ 120 Rädelsführer vorführen und diese dezimieren. Als er entdeckte, daß unter den zum Todeslos bestimmten ein Mann sich befand, der während der Meuterei gar nicht anwesend gewesen, sondern von einem ihm feindlich gesinnten Centurio fälschlich als Rädelsführer bezeichnet worden war, ließ er statt seiner den Denunzianten hinrichten.

Alle Truppen erhielten nun Marschbefehl nach Brundisium, wohin ebenfalls die ganze disponible Flotte zusammengezogen werden sollte. Caesar selbst, in seiner Abwesenheit zum Diktator ernannt, begab sich zunächst nach Rom.

XV.

Die Kämpfe um die Kornprovinzen (49 v. Chr.).

Während Caesar in Spanien, Brutus und Trebonius vor Massilia kämpften, nahmen die von Caesar noch während des italischen Feldzuges ins Werk gesetzten Operationen um die Getreidekammern Roms und Italiens einen wechselvollen Verlauf.

Wie erinnerlich, hatte Caesar nach der Kapitulation von Corfinium eine Legion unter Valerius nach Sardinien, drei Legionen unter dem jugendlichen Curio, dem der kriegserfahrene Legat Rebilus zugeteilt war, nach Sicilien dirigiert, das letztere Korps mit dem Auftrage, nach Besitznahme der Insel nach Africa überzusetzen.

Alle diese Provinzen standen unter republikanisch gesinnten Statthaltern. M. Cotta in Sardinien und M. Cato, der politische Führer der extremen Republikaner in Sicilien, befanden sich bereits auf ihren Posten; nach Africa sollte der designierte Statthalter Tubero eben abgehen.

Hier hatte aber unterdessen ein anderer Republikaner das Kommando usurpiert. Attius Varus, der bei Caesars Einmarsch in Italien bei Auximum von seinen Kohorten verlassen

worden war, hatte sich von da nach Africa geflüchtet, dort auf Grund seiner persönlichen Verbindungen und in Ermangelung eines andern Befehlshabers eigenmächtig das Kommando an sich gerissen und in kurzer Zeit zwei Legionen ausgehoben. Als nun der rechtmäßige Statthalter Tubero vor der Hauptstadt Utica eintraf, verwehrte Varus ihm die Landung und zwang ihn, unverrichteter Dinge abzuziehen. Eine charakteristische Illustration der inneren Zustände in der pompejanisch-republikanischen Partei!

Valerius in Sardinien.

Als Valerius in Sardinien landete, fand er die Provinz bereits caesarianisch: die Bevölkerung hatte schon vorher den pompejanischen Statthalter aus der Hauptstadt Caralis und der Insel vertrieben und nahm Caesars Legaten und seine Legion sympathisch auf.

Curio in Sizilien.

In Sicilien hatte M. Cato große Rüstungen an Truppen und Schiffen ins Werk gesetzt. Dennoch räumte er, als Curio ankam, freiwillig das Feld und floh zu Pompejus. So konnte Curio gleichfalls ohne Schwertstreich die Insel in Besitz nehmen und obendrein durch die Aushebungen seines Gegners die eigene Streitmacht vermehren.

Curio war einer der jüngsten Legaten Caesars, als dessen erbittertster politischer Gegner er seine Laufbahn begonnen hatte, bis der damalige gallische Prokonsul ihn durch Zahlung seiner ungeheuren Schulden auf seine Seite brachte. Unmittelbar darauf schon leistete er seinem neuen Herrn in den diplomatischen Aktionen vor dem Beginn des Bürgerkrieges unschätzbare Dienste und die hohe Meinung, die Caesar auch von den militärischen Fähigkeiten des temperamentvollen und initiativen Jünglings hatte, verschaffte ihm nun auch das selbständige Kommando.

Curio nach Afrika.

Beilage 26.

Und Curio brannte vor Begierde, sich der Hochschätzung seines Feldherrn würdig zu zeigen. Kaum hatte er Sicilien besetzt, so betrieb er mit Eifer den Übergang nach Africa. In der Meinung, daß die dortigen Streitkräfte nicht mehr zu fürchten seien als die, welche ihm bisher entgegengetreten, nebstbei die große Wichtigkeit Siciliens würdigend, ließ er von seiner indessen auf vier Legionen angewachsenen Streitmacht zwei daselbst zurück und setzte mit zwei Legionen und 500 Reitern nach Africa über, wo er an einer durch zwei steile Vorgebirge geschützten Stelle bei Aquillaria landete.

Hier traf er auf eine kleine feindliche Flottenabteilung — 10 Schiffe unter dem jüngern L. Caesar, die bisher in Clupea gelegen hatten; doch vermied letzterer den Kampf mit der Übermacht und zog sich nach Hadrumetum zurück, von Curios 12 Kriegsschiffen unter Marcius Rufus heftig verfolgt. Es gelang letzterem ein aufgefahrenes Schiff des Feindes zu zerstören, worauf er zu Curio zurückkehrte.

Die Pompejaner standen wie folgt: Attius Varus mit 2 Legionen und einem numidischen Reiterkontingent in einem festen Lager neben der Hauptstadt Utica; C. Considius mit 1 Legion in der wichtigen Hafenstadt Hadrumetum, woselbst nun auch die Flotte unter L. Caesar lag.

Einen überaus wertvollen Bundesgenossen hatten die Pompejaner an dem mächtigen und kriegerischen König Juba von Numidien gewonnen, der durch alte Bande der Gastfreundschaft Pompejus nahestand und entschlossen war, mit seiner ganzen Macht für die von jenem verteidigte Sache einzutreten.

Curio sandte die Flotte gegen Utica voraus und folgte mit den Truppen zu Lande. Nach zwei sehr starken Märschen*) gelangte er an den Fluß Bagradas, noch 16 Kilometer von Utica entfernt. Hier ließ er den Legaten Rebilus mit den Legionen im Lager zurück; er selbst ritt mit der Kavallerie zur Rekognoszierung gegen Utica vor.

Gefechte bei Utica.

Utica lag an der Küste, gegen Südosten überdies durch Sümpfe geschützt. Gegenüber diesen, dem Bagradas zu, lag, kaum 2 Kilometer Luftlinie vor der Stadt, ein ca. 50 Meter hoher, in das Meer vorspringender isolierter Bergrücken. Hier hatte einst der große P. Cornelius Scipio im Kriege mit Hannibal sein erstes Winterlager geschlagen, und der Platz hieß seitdem »castra Cornelia«. Diesen Punkt erklomm Curio mit der Kavallerie und hatte von dort die beste Aussicht auf die Stadt und die gegnerische Stellung, während der Feind ihm nicht viel anhaben konnte, da der Platz von Utica her wegen der dazwischenliegenden Sümpfe nur auf einem 9 Kilometer langen und überdies vollkommen eingesehenen Umwege erreicht werden konnte.

Curio konnte von seinem Standpunkte aus beobachten, wie eben ein großer Getreidetransport vom Lande gegen das an der Stadtmauer gelegene Lager geführt und eine aus numidischer Kavallerie und leichter Infanterie bestehende Eskorte ihm

*) Die Entfernung beträgt 100 Kilometer, also 50 Kilometer täglich.

von da entgegengeschickt wurde. Sofort dirigierte er die ihn begleitende Kavallerie dahin. Nach kurzem Gefechte jagte diese die feindliche Eskorte in die Flucht und nahm den ganzen Transport weg.

Gleichzeitig traf die Flotte vor Utica ein. Curio ließ sofort durch ein Schlachtschiff die im Hafen von Utica liegenden ca. 200 Handelsschiffe auffordern ihm zu folgen, widrigenfalls er sie als Feinde behandeln würde; und wirklich gehorchten dieselben, ehe Varus es hindern konnte, und führten den Caesarianern überdies große Vorräte, die auf ihnen deponiert und für die Truppen des Varus bestimmt waren, zu. Nach solchen Erfolgen rückte Curio in sein Lager ein und wurde von den Truppen zum Imperator ausgerufen.

Am folgenden Tage rückte Curio näher gegen Utica heran und schlug unweit der Stadt, von der feindlichen Stellung nur durch ein tief eingeschnittenes Tal getrennt, das Lager auf. Am selben Tage wollte König Juba eine bedeutende Verstärkung an Reiterei und leichtem Fußvolk in die Stadt werfen. Curio griff diese Kolonne mit seiner Kavallerie an und zersprengte sie teils, teils warf er sie mit großen Verlusten in die Stadt. Einen Angriff auf das überaus feste Lager des Varus jedoch hielt er für undurchführbar.

Pompejanische Versuche zur Sprengung des caesarianischen Heeres.

Im pompejanischen Lager gab man sich indessen der Hoffnung hin, Curios Armee ohne Kampf sprengen zu können. Man wußte, daß dieselbe aus seinerzeit für Pompejus ausgehobenen Truppen bestand, welche dann bei Corfinium kapituliert hatten. Nun dienten viele Offiziere, welche sie damals befehligt hatten und nach der Kapitulation von Caesar freigegeben worden waren, jetzt unter Attius Varus. Als am folgenden Tage beide Korps in Schlachtordnung sich gegenüberstanden, nur durch das vorerwähnte Tal getrennt, das keiner als erster überschreiten wollte, benützten die pompejanischen Offiziere die Gelegenheit, um mit den Soldaten des Curio anzuknüpfen. Diese verhielten sich zunächst in Reih und Glied wohl ablehnend; als aber Curio sodann ins Lager zurückging, begannen sie in der Tat wankelmütig zu werden.

Der Legat ließ sich nicht irre machen. Er rief die Truppen zusammen, erinnerte sie an den Fahneneid, an die bisherigen ununterbrochenen Erfolge Caesars, bewies ihnen, daß dessen Gegner für eine verlorene Sache kämpften, und erkärte endlich, er sei bereit den von ihnen erst jüngst empfangenen Imperatortitel sofort abzulegen, falls sie es etwa bereuen sollten denselben

einem Legaten Caesars verliehen zu haben. Und er wußte sie so gründlich umzustimmen, daß er ihre momentan entfachte Begeisterung zu einem Hauptschlag auszunützen beschloß. Sofort ließ er ausrücken und ging in Schlachtordnung gegen das feindliche Lager vor.

Die Schlacht bei Utica.

Die Pompejaner, voller Hoffnung, ihre Intrigen mit Erfolg fortsetzen zu können, rückten entgegen. Wieder standen sich beide Korps beiderseits jenes Tales gegenüber, wieder zauderten beide, zuerst die Tiefe zu überschreiten. Endlich schoben die Pompejaner, ihrer Sache sicher, vom linken Flügel ihre ganze Kavallerie nebst leichter Infanterie vor. Kaum waren diese Truppen ins Tal hinabgestiegen, als Curio ihnen seine ganze Kavallerie in der Front und zwei Kohorten in der Flanke entgegenwarf. Nach kurzem Kampfe wurden jene zersprengt. Unter dem unmittelbaren Eindrucke dieses von beiden Schlachtreihen aus sichtbaren Gefechtes ging Curio — auf Initiative des Rebilus — plötzlich auf der ganzen Linie über das Tal, warf die verblüfften Legionen des Feindes im ersten Anpralle über den Haufen und verfolgte sie bis an ihr Lager, wo er seine Truppen ralliierte und ins eigene Lager zurückführte. Er hatte nur einen Toten; Varus verlor 600 Tote und viele Verwundete.

Den Sturm auf das feindliche Lager hatte Curio auch jetzt nicht gewagt; Varus aber, dessen Truppen ganz aufgelöst waren und zum Teil erst in der Stadt zum Stehen gebracht werden konnten, fürchtete einen Angriff, so daß er das Lager aufzugeben beschloß und in der Nacht in die Stadt zurückging, nachdem er, um seinen Rückzug zu verheimlichen, einen Teil der Zelte nebst einem Trompeter, der die gewohnten Signale blasen mußte, bis zur Vollendung der Räumung im Lager zurückließ.

Eingreifen Jubas.

Curio aber beschloß Utica zu belagern und begann ungesäumt mit der Zernierung. Da traf die Meldung ein, daß König Juba mit seiner ganzen Macht im Anmarsche sei. Curio wollte seine zwei Legionen nicht einem offenen Kampfe mit dieser Übermacht aussetzen; er hob die Belagerung auf und ging auf die überaus feste Stellung auf dem alten scipionischen Lager zurück, in welcher er zugleich die Verbindung über das Meer deckte. Gleichzeitig sandte er den beiden in Sicilien zurückgelassenen Legionen Befehl, sofort dahin nachzukommen. In dieser taktisch wie strategisch gleich vorzüglichen Stellung gedachte er seine Verstärkungen zu erwarten und, wenn nötig, indessen einem Angriffe des Königs zu begegnen.

Juba aber sandte seinen Unterfeldherrn Suburra mit einem Teil seiner Kräfte voraus und folgte mit der Hauptkraft etwa 10 *km* dahinter. Durch Überläufer wurde dem Curio die Nachricht zumanövriert, daß der König durch innere Unruhen und Grenzbedrohungen genötigt worden sei, mit der Hauptkraft Kehrt zu machen und nur Suburra mit einem kleinen Korps auf Utica marschiere.

Curios Offensive gegen Suburra.

Und Curio ging in die Falle. Sein bisheriges Glück hatte ihn unvorsichtig gemacht; er konnte sich gar nicht vorstellen, daß es weiterhin anders kommen könnte als bisher. Mit Einbruch der Nacht sandte er seine ganze Kavallerie gegen das am Flusse Bagradas gemeldete Lager des Suburra. Die Reiter überfielen bei Morgengrauen den Feind und jagten ihn mit großen Verlusten in die Flucht, worauf sie mit vielen Gefangenen zu Curio zurückkehrten.

Dieser war aber nicht mehr zu halten gewesen. Noch in der Nacht war er unter Zurücklassung von fünf Kohorten unter Marcius Rufus aufgebrochen und kam der rückkehrenden Kavallerie bereits entgegen. Da auch die Gefangenen aussagten, daß Suburra jenes überfallene Lager befehligt hätte, nahm Curio dies als eine Bestätigung der früheren Meldung, ließ die Kavallerie, trotzdem dieselbe seit mehr als 12 Stunden in ununterbrochener Bewegung war, sofort neuerdings Kehrt machen, setzte sich selbst an ihre Spitze und ritt mit ihr voraus auf Verfolgung; die Infanterie sollte so rasch als möglich nachmarschieren.

Inzwischen aber hatte Juba die fliehenden Scharen des Suburra durch in seinem Sold stehende gallische und spanische Reiter aufnehmen lassen und war selbst mit der ganzen Hauptkraft und 60 Elefanten im Anmarsche. Suburra ralliierte nach dem Eintreffen der Verstärkungen seine Truppen und erwartete den Anmarsch der Römer, dieselben durch allmähliches langsames Zurückweichen aus dem kupierten Terrain, wo die numerische Überlegenheit und vorzügliche Beweglichkeit der leichten numidischen Kontingente nicht so gut zur Geltung kommen konnte, in die weite offene Ebene am Flusse nachziehend. Und Curio, immer noch in dem Wahne, nur die bereits geschlagenen Truppen vor sich zu haben, folgte unbedenklich nach.

Die Schlacht am Bagradas.

Doch die total erschöpfte Kavallerie konnte schließlich nicht mehr mit. Schon war ein Teil ganz zurückgeblieben, der noch halbwegs marschfähige Rest folgte weit auseinander-

gezogen; kaum noch 200 Reiter hatte Curio bei sich. Endlich machte er mitten in der Ebene Halt; und diesen Augenblick benützte Suburra, um seinerseits zum Angriff überzugehen. Indem er das Fußvolk noch immer zurückhielt, griff er mit seiner weitüberlegenen und zum großen Teil noch relativ frischen Kavallerie die römische Kolonne beiderseits umfassend an.

Curio wollte sich mit seinen 200 Reitern entgegenwerfen; aber die Pferde hatten nicht mehr die Kraft zur Attacke. Wenn sie auch stellenweise die feindlichen Reiter zurückwarfen, so waren sie doch weder im stande sie zu verfolgen noch sich der beständigen Flanken- und Rückenangriffe auf die Dauer zu erwehren. Indessen traf die römische Infanterie ein; allein auch ihr erging es nicht besser. Von Jubas inzwischen herangerückter Hauptmacht bald von allen Seiten eingeschlossen, konnte sie den überaus beweglichen feindlichen Truppen nichts anhaben, da jede frontal angegriffene Abteilung schleunig auswich, während andere den vorbrechenden Kohorten in Flanke und Rücken fielen. Bei ihrer ungeheueren numerischen Überlegenheit gelang es den Numidiern bald, das kleine römische Korps durch jene Taktik bis zur völligen Erschöpfung zu ermüden und vollends zu entmutigen.

Curio sah, daß die Schlacht verloren war; aber noch hoffte er die Armee retten zu können und suchte sich in geschlossener Masse durch die einem starken Frontalstoß niemals gewachsenen Numidier auf die vorhin verlassenen Höhen durchzuschlagen. Als er vor ihnen ankam, fand er sie von feindlicher Reiterei dicht besetzt. Nun lösten sich seine Truppen vollends auf. Ein Teil floh der feindlichen Kavallerie direkt in die Speere, der Rest wurde an Ort und Stelle zusammengehauen; nur einigen Reitern gelang es sich durchzuschlagen.

Curio hätte sich mit ihnen retten können; allein er konnte den Gedanken nicht ertragen, ohne das ihm anvertraute Heer vor seinem Feldherrn zu erscheinen. Er blieb und fand kämpfend den Tod.

Katastrophe der Lagerbesatzung.

Als Marcius Rufus, der die im Lager zurückgebliebenen 5 Kohorten befehligte, durch die wenigen entkommenen Reiter den Ausgang der Schlacht erfuhr, wollte er seine Truppen nach Sicilien retten und gab der Flotte Befehl, sich zur Einschiffung bereitzuhalten. Aber der Schrecken hatte jede Ordnung und Disziplin gelöst. Ein großer Teil der Schiffe, insbesondere die aus Utica entführten Privatschiffe, lichtete eigenmächtig, ohne die Einschiffung abzuwarten, die Anker; andere wurden durch

die ohne jede Ordnung auf sie stürzenden Soldaten derart überfüllt, daß sie sanken. Nur einem kleinen Teil der Truppen gelang es nach Sicilien zu entkommen. Die übrigen ergaben sich in der folgenden Nacht an Attius Varus. Juba aber erzwang von diesem ihre Auslieferung und ließ sie teils hinrichten, teils nach Numidien in die Sklaverei abführen, ohne daß Varus, der sie als Kriegsgefangene anständig zu behandeln entschlossen gewesen war und die Desavouierung seines gegebenen Wortes bitter empfand, es zu hindern hätte wagen können.

Juba aber hielt einen feierlichen Einzug in das entsetzte Utica, ordnete daselbst, ohne sich um Varus zu kümmern, alles nach eigenem Gutdünken und kehrte dann mit allen seinen Truppen nach Numidien zurück.

So endete der mit so großen Hoffnungen und bedeutenden Erfolgen begonnene Feldzug mit einer totalen Katastrophe und dem vollständigen Verluste von Africa, welches bis auf weiteres eine sichere Hochburg der republikanischen Partei blieb, bis drei Jahre später Caesar persönlich eben hier dem alten Regime den Gnadenstoß gab.

Ergebnisse der bisherigen Feldzüge.

Die Motive des spanisch-massilotischen Feldzuges.

Als Caesar wider seinen Willen sich genötigt sah die Verfolgung des Pompejus einzustellen, hatte er rasch entschlossen die aufgedrungene Verzögerung benützt, um in gewohnter offensiver Weise sich den Rücken zu sichern. Allerdings führte diese Nebenoperation ihn von Brundisium bis Gades, durch ganz Italien, Südgallien und Spanien und zurück und nahm fast den ganzen Rest des Jahres in Anspruch.

Ein anderer Feldherr wäre vielleicht — gleich Caesar in der richtigen Erkenntnis, daß die Verfolgung des Pompejus der Hauptzweck bleiben müsse — diesem wenigstens so gut als möglich auf den Fersen geblieben und hätte seine Kräfte in Italien bereitgehalten, um in dem Augenblick, wo die Wiederaufnahme der Verfolgung möglich wurde, auch nicht eine Stunde zu verlieren; und man muß sich sagen, daß vielleicht gerade dieses Verhalten — oder besser gesagt dieses Kalkül — speziell caesarisch gewesen wäre. Denn wenn die feindliche Armee in Spanien auch wirklich ein gefährlicher Gegner war, so war sie eben noch weit entfernt und man konnte sie schließlich auch

näher herankommen lassen, um sie dann leichter und rascher zu schlagen, als wenn man sie selbst in jenen entlegenen Ländern aufsuchte und sich dadurch in eine Operation einließ, deren Dauer nicht abzusehen war und die nebstbei dem Hauptgegner ungestörte Zeit verschaffte, sich in Ruhe und Sicherheit zum Entscheidungskampfe zu rüsten.

Es ist nicht recht glaublich, daß es bei Caesar nur rein das Bedürfnis nicht untätig zu bleiben gewesen sei, was ihn nach Spanien trieb; denn gerade er mußte sich dessen bewußt sein, daß seine Truppen in diesen Tagen vor der Entscheidung wahrlich eine Ruhepause nötiger hatten denn ein weiteres Training. Ebenso war kaum zu befürchten, daß die spanische Armee in die endgültige Entscheidung wesentlich hätte eingreifen können, wenn Caesar dieselbe so rasch forciert hätte, wie es ihm schließlich ohne Zweifel möglich geworden wäre, hätte er die Vorbereitungen zur Verfolgung persönlich in die Hand genommen. Auch am Besitze Spaniens lag für den Moment nicht viel oder eigentlich gar nichts. Der einzige oder doch der ausschlaggebendste Grund für Caesars Offensive gegen jene Armee scheint vielmehr in der Möglichkeit einer Bedrohung Galliens durch dieselbe gelegen zu sein. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Einmarsch einer starken anticaesarianischen Armee daselbst unberechenbare Folgen hätte nach sich ziehen können. Und für sein gallisches Werk war Caesar jederzeit zur äußersten Gegenwehr bereit. Wie er durch Aufbietung seiner ganzen diplomatischen Meisterschaft den Ausbruch des Krieges bis zu dem Zeitpunkte hinauszuschieben gewußt hatte, wo das Werk der Unterwerfung Galliens beendet war, so zögerte er auch jetzt nicht, selbst die zeitlebens ersehnte und jetzt unmittelbar bevorstehende Entscheidung noch einmal hinauszuschieben, um sein Lieblingswerk vor ernster Gefährdung zu bewahren. Daher auch das sofortige und mit so großem Aufwande von Mitteln verbundene Vorgehen gegen das aufständische Massilia, dessen Niederwerfung er sich vielleicht ganz gut bis zu seiner Rückkehr hätte aufsparen können, in welchem Falle ganze drei Veteranenlegionen mehr für den spanischen Krieg disponibel geworden wären; aber in Gallien oder auch nur in dessen Nähe durfte kein solcher Herd der Unruhe geduldet, mußte vielmehr, wenn er wirklich auftauchte, sofort und mit allen Mitteln isoliert und erstickt werden.

Der spanisch-massilotische Feldzug Caesars ist der beste Beweis dafür, daß Gallien für ihn mehr war als »der Exerzier-

platz, auf dem er sich und seine Legionen für den Bürgerkrieg übte.«

Gründe der Kämpfe in den Kornprovinzen.

Wesentlich andere Zwecke verfolgten die gleichzeitigen Kämpfe in den Kornprovinzen. Sie besorgten in offensiver Weise die Behauptung Roms und Italiens. Mit der Besetzung Roms war Caesar offiziell der Sieger, der Herr; seine Stellung war eine ganz andere geworden; jetzt, aber auch erst jetzt, konnte er sich mit den höchsten Würden der Republik offiziell bekleiden lassen und damit für den äußeren Schein von Staats wegen die eigentlichen Verteidiger der Republik bekämpfen. In späteren Jahrhunderten, als eben durch Caesars Werk Rom nicht mehr war als die Haupt- und Residenzstadt eines homogenen Reiches, konnte wohl auch ein Kaiser am Rhein ausgerufen oder am Euphrat gestürzt werden; anders zur Zeit dieser Feldzüge, wo Rom noch die Herrin über eine große Menge verschiedener Völker und Länder war, die weiter nichts gemeinsam hatten als eben die gemeinsame Beherrscherin; zu dieser Zeit konnte nur der Herr Roms der Herr des Reiches sein. Darum war Caesar so viel an der Behauptung der überraschend schnell in seine Gewalt gelangten Hauptstadt gelegen, deshalb jene weitläufigen Vorsorgen für ihre Sicherung. Daß er für diese Zwecke die minderwertigeren, neu ausgehobenen, teilweise nicht einmal ganz zuverlässigen Truppen wählte, ist naheliegend; seine Kerntruppen brauchte er für die Aufgaben, die er als die schließlich doch wichtigeren sich selbst vorbehielt. Das wiederverlorene Rom wäre für ihn jedenfalls ungleich leichter zurückzuerobern gewesen als das wiederverlorene Gallien, und die spanische Armee war ein weit gefährlicherer Gegner als die Truppen, welche die Pompejaner sonst wo momentan für einen Angriff auf Italien zur Verfügung hatten. Und schließlich mochte Caesar damals schon erkannt haben, daß seine Veteranen, so unvergleichlich sie in seiner Hand funktionierten, in anderen Händen eine zweischneidige Waffe werden konnten.

Ergebnis für die militärisch-politische Situation.

Das Ergebnis aller dieser Kämpfe war denn auch nicht überall das gleiche. Wo Caesar selbst focht, erreichte er, wie schließlich vorauszusehen, alles. Der ganze nördliche, größere und weitaus bedeutendere Teil des westlichen Mittelmeerbeckens von der adriatischen Küste bis an die atlantischen Gestade Spaniens war in seiner Gewalt und konnte für die nächste Zeit

mit untergeordneten Kräften festgehalten werden. Dagegen war die Eroberung der südlichen Gestade mißglückt. Für die Behauptung Roms war der Verlust Africas, so lange Sardinien und vor allem Sicilien behauptet werden konnten, nicht unmittelbar gefährlich; allein die Provinz konnte für die feindliche Partei ein wichtiger Stützpunkt werden und ward es in der Tat, zunächst wenigstens für die Flotte. Immerhin war jener Verlust nicht so schwerwiegend, daß er auf die nächsten Operationen und die Hauptentscheidung vorläufig hätte einen wesentlichen Einfluß nehmen können. Caesar unternahm denn auch jetzt nichts zur Wiedergewinnung des Verlorenen, ebenso wenig wie er die gleichzeitig auf den istrianischen Inseln erlittene Schlappe*) sofort gutzumachen gesucht hat. Für ihn war jetzt mit der Möglichkeit der Verfolgung des Pompejus das Suchen der Hauptentscheidung die einzige Aufgabe geworden, für welche er alle disponiblen Kräfte zu vereinigen gedachte.

Militärische Würdigung.

Über die spezifisch militärischen Details dieser Kämpfe ist wenig nachzutragen. Vieles hatte schon bei ihrer Schilderung hervorgehoben werden müssen, und im übrigen sprechen diese Ereignisse mehr als alle anderen für sich. Daß gerade die spanische Kampagne zu Caesars interessantesten Feldzügen gehört, daß dieses geniale In-Grund-und-Boden-Manövrieren einer quantitativ und qualitativ nahezu gleichwertigen,**) von fähigen, erprobten Generalen geführten Armee seit jeher die besondere Bewunderung aller großen Heerführer erregt hat, braucht hier nicht erst nochmals betont zu werden. Wenn etwas noch näher zu besprechen wäre, so sind dies einige aus diesem Feldzuge sich ergebende Daten betreffs der Leistungsfähigkeit von Caesars Truppen.

Über die Leistungsfähigkeit von Caesars Truppen.

Wiederholt begegnet man bei der Lektüre der Quellen jener Kriegsepoche der Notiz, daß Caesars Gegner allgemein der Meinung waren, seine Veteranen seien wohl im Kampfe

*) Die Vorgänge auf dem illyrischen Kriegsschauplatze werden der Übersichtlichkeit halber später im Zusammenhange vorgeführt werden.

**) Caesar hatte 6, Afranius 5 Legionen; doch hatten die ersteren, die den ganzen gallischen Krieg eben hinter sich hatten und nachweislich nicht ergänzt worden waren, einen viel niedrigeren Stand als die der Gegner. Man kann daher die Stärke der beiderseitigen Legionsinfanterie als ziemlich gleich, etwa 20.000—22.000 Mann, veranschlagen. An Hilfsinfanterie waren die Pompejaner anfänglich bedeutend überlegen; doch scheint sich dieses Verhältnis im Laufe des Feldzuges wesentlich verschoben zu haben. An Kavallerie war Caesar entschieden der Stärkere, 6000 gegen 5000 Reiter.

allen andern Truppen überlegen, was jedoch Marschvermögen und Widerstandsfähigkeit gegen Strapazen beträfe, seien sie infolge ihres verhältnismäßigen Alters und ihrer langjährigen Abnützung bereits minderwertig.

Man vergleiche damit die Daten, welche die spanische Kampagne liefert.

Die Truppen waren von Gallien nach Italien in fast seiner ganzen Ausdehnung, von da wieder zurück über Südgallien ohne längeren Aufenthalt nach Spanien marschiert, dies alles im Winter und zeitlichen Frühjahr, innerhalb etwas über 6 Monaten. Hier hatten sie nebst schweren Kämpfen eine Hungersnot zu überstehen, welche effektiv an ihren Kräften zehrte; trotzdem, kaum befreit, sind sie sofort im stande, den Gegner in die Defensive zu drängen und zum Verlassen seiner Stellung zu zwingen. Der Feind zieht in der Nacht ab, Caesars Legionen merken es erst am Morgen, wo jener schon einen mehrstündigen Vorsprung gewonnen hat; sie brechen auf; vom Lager bis zum Fluß 4 Kilometer; dann die überaus schwierige und gefährliche Durchfurtung; sodann ununterbrochener Vormarsch in Gefechtsformation (!) und in verschärftem Tempo, bis das durch die eigene Kavallerie im Marsche verzögerte feindliche Heer eingeholt und zum Stehen gebracht ist, vom Flusse weg noch 27 Kilometer.*) Nun Lagerarbeit im Angesichte des Feindes; in der Nacht Alarm; dann ein aufgezwungener Rasttag unter beständiger scharfer Bereitschaft bei Tag und Nacht. Am nächsten Tage ein zirka 12 Kilometer langer Marsch querfeldein über höchst schwieriges, verkarstetes Terrain, über Felsenstufen, bei deren Erklimmung die Waffen abgelegt und die Leute einer durch den andern unterstützt werden mußten, alles in einem Tempo, daß man nicht nur dem auf bequemer Straße marschierenden Feinde zuvorkam, sondern auch noch Zeit fand, vor dem erreichten Defilé in Schlachtordnung aufzumarschieren.

Nicht geringer sind die Leistungen der folgenden Tage, insbesondere wenn man berücksichtigt, daß jene Manöver, um den Feind nicht entschlüpfen zu lassen, unbedingt einen bedeutend verschärften Bereitschafts- und Sicherungsdienst erforderten.

Nicht weniger als die Legionen leistete aber auch Caesars Kavallerie. Der feindlichen vom ersten Augenblicke an im Kampfe überlegen, fiel ihr insbesondere nach dem Aufbruche von Ilerda eine ebenso wichtige wie schwierige und aufreibende

*) Nach den Stoffelschen Daten.

Rolle zu. Ihr ganzer Marsch war ein beständiger Kampf mit der feindlichen Nachhut, ein stets wechselndes Gefecht, mit zahllosen Attacken und Diversionen; und als endlich beide Teile im Lager waren, blieb der notwendige Kontakt mit dem Gegner naturgemäß Sache der Reiterei. Und dieser aufreibende Dienst, welcher die feindliche Kavallerie bereits nach den ersten Tagen außer Gefecht gesetzt hatte, blieb der caesarianischen Reiterei für alle folgenden Tage nicht geschenkt und sie leistete ihn zur vollsten Zufriedenheit des Feldherrn.

Auch im Aufklärungsdienste wurde gerade in diesem Feldzuge Hervorragendes geleistet. Nicht nur jede Bewegung der feindlichen Armee wurde ausnahmslos sehr rasch entdeckt und gemeldet; auch betreffs weitentlegener Vorgänge hinter der Front erhielt Caesar die genauesten Meldungen. Die Ausrüstung von Octogesa als beabsichtigten Stützpunkt, den Bau der Brücke daselbst, alles das erfuhr er rechtzeitig; die Vollendung der Brücke sogar gleichzeitig mit dem Feinde.

Nimmt man die in jener Gegend gewiß sehr schwierigen Rekognoszierungen des Terrains hinzu, sowie den Umstand, daß unbeschadet aller dieser Obliegenheiten der Kavallerie noch der größte Teil der Requisition und die ganze Fouragierung zukam, so wird man anerkennen müssen, daß sie sich der Legionsinfanterie vollauf ebenbürtig gezeigt hat und daß somit die ganze Armee in jenen heißen Tagen, wo es gerade weniger auf spezifische Kampftüchtigkeit als vielmehr auf absolute physische Leistungsfähigkeit ankam, geradezu einzig Dastehendes geleistet hat. Berücksichtigt man ferner, daß die spanischen Legionen des Pompejus die besten Truppen waren, welche je gegen Caesar im Felde gestanden und daß der Sieg über dieselben nicht durch eine Schlacht, sondern gerade durch Märsche und Manöver erzielt wurde, so folgt daraus, daß Caesars Gegner gar keinen Grund hatten, seine Veteranen in was immer für einer Beziehung als minder leistungsfähig zu bezeichnen.

* * *

Curio.

Zum ersten Male nach langjähriger Pause tritt uns in dieser Epoche unter den Unterfeldherren Caesars wieder eine über den Durchschnitt hervorragende militärische Individualität in Curio entgegen, dessen tragisches Ende seine Bedeutung eher zu heben als herabzudrücken geeignet ist.

Wenn Mommsen sagt, Caesar habe bei Errichtung seines staatsmännischen Werkes nur Handlanger gehabt, so gilt dies

so ziemlich auch von seinen militärischen Taten. Wenn seine Legaten fast alle wirklich Gutes und Zweckmäßiges geleistet haben, so war dies größtenteils weniger das Verdienst ihrer eigenen Begabung als vielmehr das des Oberfeldherrn, der sie vortrefflich zu schulen und vor allem höchst zweckmäßig zu verwenden verstand. Unter seiner Leitung funktionierte selbst ein militärischer Idiot wie Q. Cicero zeitweise ganz leidlich. Aber wirkliche, militärisch über den Durchschnitt hinausragende Kapazitäten finden wir unter Caesars zahlreichen Legaten höchstens vier: P. Crassus, T. Labienus, M. Antonius und C. Curio. P. Crassus, vielleicht der genialste unter ihnen, fand ein frühes Ende in der von seinem Vater verlorenen Partherschlacht bei Karrhae. T. Labienus, Caesars rechte Hand im gallischen Kriege, kam nach seinem Übergange zum Feinde nie mehr recht zur Geltung, obwohl er speziell im africanischen Kriege 47/46 v. Chr. noch bedeutende Proben seiner Begabung abzulegen Gelegenheit fand. M. Antonius war der einzige, welcher Caesar überlebte und nach dessen Tode zu einer großen selbständigen Rolle berufen ward; nicht Mangel an Begabung, sondern Mangel an innerem Halt führte später seinen Untergang herbei. Curio endlich ist gleich Crassus eine jugendlich-tragische Figur; das blinde Vertrauen zu sich selbst und zum Glück, das ihn in beispielloser Weise verwöhnt hatte, wurde seine tragische Schuld und sein Verderben.

Immerhin hat Curio in der kurzen Zeit seiner Kommandoführung Proben einer militärischen Begabung abgelegt, die seinem glänzenden diplomatischen Talente würdig sich an die Seite stellen läßt. Was ihn vor allem charakterisiert, ist sein eminent initiatives Temperament. Das blitzschnelle und vollständige Ergreifen jeder sich bietenden Gelegenheit zu einem Erfolge, die Vielseitigkeit seiner Entschlüsse, seine geradezu suggestive Siegeszuversicht in den gewagtesten Lagen sind imponderabile Elemente, die fähig sind auch dann noch den Erfolg zu erzwingen, wenn die rein theoretische Abwägung einen solchen auszuschließen scheint. In diesem Punkte glich Curio seinem großen Meister; was ihn aber von diesem trennte, war der Umstand, daß er im Taumel des Erfolges sich die Gabe der nüchternen Erwägung nicht zu bewahren vermochte. Seine Jugend und der Mangel an Kriegserfahrung waren hier wohl in erster Linie mitschuldig; letzterem ist es auch zuzuschreiben, daß er die physische Leistungsfähigkeit seiner Truppen viel zu wenig ins Kalkül zog. Für die Forderung einer derartigen Aus-

nahmsleistung, wie die Zurücklegung der hundert Kilometer von Aquillaria an den Bagradas in zwei Tagen eine war, läßt sich eine plausible Motivierung beim besten Willen nicht finden; und die übertriebene Anforderung an die Leistungsfähigkeit der Kavallerie führte schließlich in erster Linie zur Katastrophe. Allein über diesen Fehlern darf man seine übrigen Leistungen nicht vergessen. Neben dem unwiderstehlichen Drange nach Initiative, die selbst einem überlegenen Gegner gegenüber die Offensive für ganz selbstverständlich hält, ist die überaus rasche und geschickte Ausnützung aller aus der militärischen Situation oder der Konfiguration des Terrains sich ergebenden Vorteile, durchwegs im offensiven Sinne, eine Charakteristik dieses Mannes, die umsomehr ins Gewicht fällt, als sie wesentlich absticht von der sonstigen Tätigkeit vorübergehend selbständig operierender Legaten Caesars, die fast ausnahmslos unter peinlichem Anklammern an die erhaltenen Direktiven mit äußerster Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke gingen und eine tatkräftige Entscheidung lieber vermieden als erzwangen. Auch hierin zeigt Curio eine auffallende Analogie mit dem gleich ihm zu früh hinweggerafften P. Crassus, zu dessen aquitanischem Feldzug*) die wenn auch unglücklich geendeten Operationen gegen Utica ein würdiges Gegenstück bilden.

XVI.

Der Feldzug in Macedonien und Griechenland (48 v. Chr.).

Beilage 28.

Endlich stand Caesar vor der Entscheidung. Wo er abgebrochen, knüpfte er wieder an. Brundisium, derselbe Platz, wo er vor Monaten die Verfolgung seines Hauptgegners hatte einstellen müssen, ward zum Ausgangspunkt der entscheidenden Offensive ausersehen. Die Konzentrierung aller verfügbaren Legionen sowie der ganzen Flotte bei der genannten Hafenstadt war anbefohlen worden.

Caesar in Rom.

Caesar selbst eilte nach Rom voraus. In 11 Tagen ordnete er als Diktator die dringendsten innerpolitischen Angelegenheiten. Seine diesbezüglichen Verfügungen fallen nicht in den

*) Siehe p. 114.

Rahmen dieser Arbeit; zu erwähnen wäre nur die Verleihung des römischen Bürgerrechtes an die transpadanische Provinz, womit er dieser seiner treuesten politischen und militärischen Stütze in glänzendster Weise seine Dankbarkeit bezeugte.

Sodann legte er die Diktatur nieder, ließ sich zum Konsul wählen und begab sich nach Brundisium, wo seine Legionen eben einzutreffen begannen.

Die Situation.

Hier ist es am Platze, die militärische Situation beider Parteien in diesem Augenblicke zu skizzieren:

Beilage 27.

Pompejus.

Pompejus hatte sich am Ende des italischen Feldzuges mit 5 Legionen nach Dyrrhachium überschifft und war nach Zurücklassung von Besatzungen in den adriatischen Küstenplätzen weiter nach Macedonien zurückgegangen, um dort seine Streitkräfte zu reorganisieren. Er wollte nicht nur für die nächste Zeit seine Rüstungen keiner unmittelbaren Bedrohung aussetzen, sondern auch dem Oriente, der nunmehrigen Hauptquelle seiner Heeresergänzung, näher sein. Daß er auf den Orient so viel Gewicht legte, lag nicht nur in dem dazumal unerschöpflichen Reichtume jener Landstriche an lebendem und totem Kriegsmateriale, sondern auch darin, daß jene Teile des Reiches ihm mehr denn irgendwelche andere sicher waren. Seit er den Seeräuberkrieg und anschließend den Krieg gegen den großen Mithrydates dort geführt, ausgestattet mit einer Machtvollkommenheit wie kein römischer Feldherr vor ihm, beide Kriege mit dem glänzendsten Erfolge beendet und schließlich den ganzen Orient in fast souveräner Weise geordnet hatte — seit jener Zeit galt sein Name dort ungeheuer viel und er konnte wie kein anderer schon durch die Macht seiner Persönlichkeit über die dem Reiche einverleibten Provinzen nicht minder uneingeschränkt verfügen wie über die angrenzenden von Rom mehr oder weniger abhängigen Klientelstaaten.

Pompejus bewährte sich auch diesmal als der glänzende Organisator, der er immer gewesen.

Zur Zeit, als sein Gegner nach Beendigung des spanisch-massilotischen Krieges den Übergang über die Adria vorbereitete, standen ihm folgende Kräfte zur Verfügung:

a) Legionsinfanterie:

5 italische Legionen, darunter die 2 von Caesar übernommenen,

2 neue kleinasiatische Legionen,

1 neue griechische Legion,

1 aus zwei schwachen Legionen gebildete cilicische Legion,

2 aus den Trümmern der Armee des Crassus gebildete syrische Legionen (erst im Anmarsche begriffen).

Hiezu kamen noch eine Anzahl von Afranius ihm zugeführter Kohorten der aufgelösten spanischen Armee, dann die in Illyrien gefangenen und in die pompejanischen Reihen eingeteilten Kohorten des C. Antonius.

Alles zusammen 11 Legionen und eine größere Zahl zunächst uneingeteilter Kohorten mit etwa 50.000 Mann.

b) Leichte Infanterie:

Bogenschützen	3000 Mann
Schleuderer	1200 »
Summe . . .	4200 Mann

c) Kavallerie:

Gallische, germanische, italische, thracische, macedonische, griechische, kleinasiatische, syrische Reiter, zusammen zirka 7000 Pferde.

d) Flotte, unter Kommando des M. Bibulus; dieselbe gliederte sich:

1.	die ägyptische	Division	unter	Cn. Pompejus dem Sohn,
2.	» asiatische	»	»	D. Laelius u. C. Triarius,
3.	» syrische	»	»	C. Cassius,
4.	» rhodische	»	»	C. Marcellus u. C. Coponius,
5.	» liburnische	»	»	Scribonius Libo,
6.	» achaeische	»	»	M. Octavius.

Im ganzen 500—600 Schiffe.

Außer diesen für die Hauptoperationen bestimmten Kräften standen noch in Africa Attius Varus und Considius mit insgesamt 3 Legionen; die Streitmacht Jubas, im ganzen 4 nach römischem Muster organisierte Legionen und ungeheuere Scharen leichter Infanterie und Kavallerie nebst zahlreichen Elefanten, stand bereit, zu gunsten der republikanischen Sache einzugreifen.

Pompejus hatte fast ein Jahr Zeit gehabt und diese Frist gründlich benützt, um seine Rüstungen zu vollenden, fest entschlossen, nicht eher mit den Feindseligkeiten zu beginnen, als bis die Armee nicht nur konzentriert, sondern auch zusammen-

gewöhnt und dem Feldherrn in die Hand gearbeitet wäre, was bei der komplizierten Zusammensetzung derselben jedenfalls Zeit erforderte. So enthielt er sich während des ganzen Sommers jeder Aktion mit dem Landheer, obwohl er von keinem Feinde bedroht wurde und die Gelegenheit zum Angriff auf das schwach besetzte Italien, insbesondere bei der kolossalen Überlegenheit seiner Flotte, unbedingt verlockend war. Eine erfolgreiche Unternehmung der achäischen Flottendivision in den istrianischen Gewässern war die einzige Waffentat in dieser Zeit; im übrigen hielt Pompejus seine gesamten Kräfte allen Verlockungen der Lage zum Trotz ängstlich zurück, fest entschlossen, nicht eine Stunde zu früh, dann aber mit ganzer Kraft loszuschlagen.

Unermüdlich wurde unterdessen exerziert und geübt; der 59jährige Feldherr unterzog sich selbst allen Anstrengungen und schulte die Rekruten persönlich ein. Viel Ärger mochte ihm das schlechte Beispiel der zu ihm geflüchteten vornehmen Republikaner bereiten. Diese verwöhnten Großstädter konnten sich auch im Feldlager von ihrem gewohnten Luxus nicht trennen; sie wohnten in efeuumkränzten Prachtzelten, schliefen in den luxuriösesten Betten, speisten auf Gold und Silber und lamentierten dabei noch unaufhörlich über den lästigen Zwang des Lagerlebens. Und was das Schlimmste war: viele der höheren Offiziere, von Hause aus jenen Schlemmern nahestehend, machten es ihnen nach.

Die republikanischen Senatoren hatten einen eigenen Senat gebildet, der in Thessalonike (Saloniki) tagte, und beschlossen dort allerhand, nur nichts Durchführbares. Und wenn sie einmal einen vernünftigen Beschluß faßten, z. B. daß im Bürgerkriege kein Soldat außer im Kampfe getötet und keine Stadt, die nicht bewaffneten Widerstand geleistet, geplündert werden sollte, so wurden solche Beschlüsse seitens der von Labienus geführten extremen Kriegspartei einfach ignoriert, nicht zum besten der Sache. Alle diese Verhältnisse erschwerten die Arbeit des Pompejus, umsomehr, als er jenen Elementen gegenüber nicht die nötige Autorität besaß oder doch nicht die Kraft fand, sie zu gebrauchen. Umsomehr war er entschlossen, für das so erschwerte Reorganisationswerk so viel Zeit aufzuwenden, als der Gegner ihm zu konzedieren für gut fand.

Gleichzeitig unterließ er aber nichts, um für die seinerzeitige Offensive möglichst günstige Vorbedingungen sicherzustellen. Insbesondere häufte er ungeheure Mengen von Proviant zusammen und deponierte sie in erster Linie in den für

die Offensive nach Italien wichtigen Küstenplätzen Lissus, Dyrrhachium, Apollonia und Oricum.

Im Spätherbst, etwa um dieselbe Zeit, als Caesar in Brundisium eintraf, hatte Pompejus den Entschluß gefaßt, die Armee, deren Hauptquartier bisher in Berhorrhäa am Haliacmon gewesen war, an die adriatische Küste zu verschieben und dort den Winter über stehen zu bleiben, um gegen eine neuerliche Überraschung seitens seines unberechenbaren Gegners sicher zu sein. Als Hauptquartier war Dyrrhachium (Durazzo) in Aussicht genommen; dasjenige der über die ganze adriatische Küste verteilten Flotte befand sich in Corcyra (Korfu).

Tatsächlich standen demnach zu dieser Zeit:

Pompejus mit 9 Legionen samt den uneingeteilten Kohorten und dem größten Teil der Hilfstruppen und der Reiterei marschbereit am Haliacmon, Hauptquartier Berhorrhäa.

Q. Metellus Scipio mit den 2 syrischen Legionen, im Anmarsche, bei Pergamon in Kleinasien.

Detachements in den adriatischen Küstenplätzen.

Die Flotte wie oben erwähnt verteilt, jedoch mit Rücksicht auf die sehr unwirtliche Jahreszeit größtenteils untätig in den Häfen liegend; im Haupthafen Corcyra lagen allein 110 Schiffe.

Caesar hatte 12 Legionen und 1400 Reiter gegen Brundisium konzentriert, die teilweise erst im Anmarsche waren. Es waren dies seine 9 Veteranenlegionen (Nr. VI bis XIV), dann 3 jüngere, die bisher in Italien Besatzungsdienste geleistet hatten. Die Kavallerie war größtenteils die bewährte gallisch-germanische. Caesar.

Die Legionen waren durch die aufreibende spanische Kampagne, durch die forcierten Märsche und schließlich durch in Süditalien ausgebrochene Seuchen empfindlich zusammengeschmolzen; manche von ihnen wiesen kaum den halben Sollstand auf. Alle 12 Legionen zusammen zählten ungefähr 31.000 Mann.

Im übrigen hatte Caesar, wie früher erwähnt, 4 Legionen unter Q Cassius Longinus in Spanien, 2 in Massilia, 2 in Sicilien, 1 in Sardinien stehen. Die in Istrien stehenden 15 Kohorten des C. Antonius waren gleich den 2 afrikanischen Legionen des Curio vernichtet worden; doch standen noch in einzelnen dalmatinischen Städten caesarianische Detachements, so in Salona (bei Spalato). Ebenso waren zweifelsohne kleine Abteilungen in den wichtigsten Plätzen Italiens zurückgeblieben.

Caesars Flotte war noch immer ziemlich verzettelt. Ein Teil stand bei Sicilien und Sardinien zur Verfügung der dortigen Kommandanten, ein Teil jedenfalls noch vor Massilia; eine Abteilung war in Istrien vernichtet worden. Der Rest hatte längst Befehl erhalten sich im Hafen von Brundisium einzufinden, war aber noch lange nicht beisammen. Wie stark Caesars Seemacht insgesamt war, läßt sich nicht annähernd bestimmen; jedenfalls war ihre Gesamtziffer nur ein kleiner Bruchteil der pompejanischen.

Zieht man nun eine Parallele zwischen den beiderseitigen Kräften, so findet man, daß Pompejus zunächst zur See weit überlegen war. Dieser Umstand mußte vor allem bei der Eröffnung der Feindseligkeiten schwer ins Gewicht fallen, da beide Gegner durch das Meer getrennt waren, welches die pompejanische Flotte souverän beherrschte.

Weniger groß, aber immer noch bedeutend war der Unterschied in der Stärke der Landarmee. Pompejus hatte wohl nur etwa 13 Legionen*) gegen 12 Caesars, doch die seinigen hatten fast den doppelten Stand, so daß die Summe seiner Legionsinfanterie gut 50.000 Mann betrug, gegen Caesars etwas über 30.000 Mann. Dafür war freilich die Armee Caesars weitaus homogener, die kampferfahrenen Veteranen bildeten hier die Hauptmasse und nicht nur, wie bei Pompejus, einen relativ kleinen Kern. Inwieweit dieser Umstand bei längerer Kriegsdauer imstande war einen Ausgleich herbeizuführen, war insbesondere mit Rücksicht auf das eminente Organisationstalent des Pompejus immerhin diskutabel; für den Anfang jedoch konnte er zweifelsohne stark ins Gewicht fallen.

An leichter Infanterie und Kavallerie war Pompejus weit überlegen, doch war dies bei der damaligen Kriegführung weniger ausschlaggebend.

Alles in allem kann man sagen, daß Pompejus in seiner überlegenen Flotte eine sehr bedeutende Chance seinem Gegner gegenüber voraushatte; gelang es Caesar, dieses Mißverhältnis zu paralysieren und die Flotte aus dem entscheidenden Kalkül auszuscheiden, so standen die Chancen annähernd gleich.

Pläne: Pompejus.

Über die Pläne der beiden Feldherren läßt sich so viel sagen, daß Pompejus zunächst den Plan einer gemeinsamen Operation mit der spanischen Armee nicht aufgegeben hatte. Allein seine Rüstungen wurden nicht fertig oder er konnte sich

*) Mit Einschluß der uneingeteilten Kohorten.

wenigstens nicht entschließen sie als fertig anzunehmen, solange noch Zeit zur Durchführung jenes Planes gewesen wäre. Ob er sich denselben jetzt zu Lande über Oberitalien und Gallien, oder mit Hilfe der Flotte über Nordafrica gedacht hat, ist nicht zu ermitteln; beides hatte etwas für sich, und es ist müßig darüber zu diskutieren, da es doch nicht dazu kam.

Nach Auflösung der spanischen Armee konnte Pompejus mit dem bedeutenden Zeitgewinn, den sie ihm erwirkt, sich zufrieden geben; das damit verbundene Opfer wurde nebstbei noch dadurch gemindert, daß ihm ein Teil jener Truppen aus der Katastrophe erhalten blieb. So war es ihm wenigstens möglich geworden, seine Rüstungen in Ruhe und Sicherheit zu vollenden. Sein weiterer Plan war nun, über den Winter eine starke Stellung an der Küste zu nehmen und im Frühjahr mit Hilfe seiner Flotte die Offensive gegen Italien zu ergreifen.

Caesar. Caesar hatte sofort nach Beendigung des italischen Feldzuges die seinerzeitige Fortsetzung des Krieges in dem Sinne geplant, daß von Brundisium aus die Verfolgung des Gegners direkt aufgenommen und in Griechenland oder Macedonien, wo er sich eben stellte, die Entscheidung ausgekämpft werden sollte. Als er aus Spanien über Gallien zurückkehrte, hätte er allerdings am Landwege durch Illyrien näher gehabt; daß Istrien oder eigentlich nur dessen Inseln momentan verloren waren, hätte ihn wohl ebensowenig abhalten können wie die immerhin bedeutenden Schwierigkeiten eines Marsches durch die unwirtlichen und ressourcenarmen Gebiete Dalmatiens; er hätte dafür den großen Vorteil eingetauscht, seine Offensive von der Flotte unabhängig zu machen. Allein es sprachen manche Bedenken dagegen. Vor allem wußte er damals anscheinend selbst nicht, wie wenig seine Flotte sich unterdessen verstärkt oder gar, daß sie noch lange nicht in Brundisium beisammen war. Hiefür aber war der Befehl längst gegeben, auch die aus Spanien vorausgesandten Legionen hatten ebendahin Marschbefehl erhalten; ein Gegenbefehl konnte in diesem Moment leicht eine Verzögerung hervorrufen, welche die Vorteile des kürzeren Weges mehr als aufwog. Vor allem aber war es Caesar wohl um die Sicherung Roms und Italiens zu tun. Er wollte sich vorerst wieder persönlich in der Hauptstadt zeigen und seine Legionen durch das Land marschieren lassen, schließlich aber den Krieg mit Rom und Italien im Rücken beginnen und diese Unterpfänder seiner Macht nicht länger der möglichen

Offensive des Gegners bloßstellen. So unwahrscheinlich eine solche für die allernächste Zeit mit Rücksicht auf des Pompejus Charakter auch sein mußte, so war sie doch keineswegs ausgeschlossen, umsoweniger als Pompejus nicht so einzig und widerspruchslos über den Kriegsplan entschied wie Caesar und in seinem Kriegsrate die Idee der sofortigen Offensive nach Italien viele Anhänger besaß. Und schließlich konnte das bloße Faktum der Preisgabe von Rom und Italien durch Caesar daselbst einen Eindruck hervorrufen, dessen Folgen nicht abzusehen waren.

Caesar entschloß sich daher das Wagnis der Überschiffung zu unternehmen, die epirotische Küste womöglich noch vor Eintreffen der feindlichen Hauptmacht zu erreichen und dann die Entscheidung so rasch als möglich, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, zu forcieren. Gerade letzteres Moment bot abermals die Möglichkeit nicht nur der Initiative, sondern auch der Überraschung. Der Befehl zur Konzentrierung von Heer und Flotte bei Brundisium blieb somit in Kraft.

Als Caesar in Brundisium eintraf, waren weder die Legionen vollzählig zur Stelle, noch viel weniger die Flotte. Erstere waren wenigstens in nächster Zeit bestimmt zu erwarten; mit letzterer aber konnte es noch lange dauern. Es ist kein Zweifel, daß Caesar durch diese Verhältnisse überrascht wurde; allein er hatte dem Gegner bisher ohnehin so viel Zeit gelassen, daß jetzt wirklich keine mehr zu verlieren war. Wollte er auf das Moment der Überraschung nicht verzichten, so mußte er hinüber, so lange jener noch in Macedonien stand und seine Riesenflotte in den Häfen sorglos der Winterruhe pflegte. Er befand sich in einer ähnlichen Lage wie vor einem Jahre, bevor er über den Rubico ging: er stand vor der Wahl, entweder den Kampf mit einem Bruchteil der Kräfte aufzunehmen oder auf die Überraschung zu verzichten. Sein Entschluß stand keinen Augenblick in Frage.

Die Überfahrt.

Mit aller Anstrengung pferchte er ganze 7 Legionen, durchwegs Veteranen, in Summe etwa 15.000 Mann, nebst 600 Reitern auf die vorhandenen Transportschiffe. 12 Kriegsschiffe dienten als Bedeckung des Transportes. Der Rest der Armee mit dem gesamten schweren Train blieb unter M. Antonius in Brundisium zurück mit dem Befehle, sobald als nur möglich nachzufolgen.

So ging Caesar am 4. Jänner 48 v. Chr. (28. November 49) in See. Da er wußte, daß die Küstenplätze vom Feinde besetzt

seien, landete er am nächsten Morgen an einer unwirtlichen und unbewohnten Stelle südlich des akrokeraunischen Vorgebirges, Palaeste genannt, und sandte sofort die Schiffe nach Brundisium zurück, um den Rest der Armee nachzuholen. Er selbst überschritt noch am selben Tage in mehreren Kolonnen das pfadlose akrokeraunische Gebirge und erschien plötzlich vor Oricum.

Hier stand ein pompejanisches Detachement unter L. Torquatus und im Hafen 18 Schiffe der asiatischen Division unter Lucretius Vespillus und Minucius Rufus, nebst etlichen zur Deponierung von Proviant verwendeten Lastschiffen. Die Flottenführer erfuhren ziemlich spät die Landung Caesars, trauten sich aber nicht auf eigenes Risiko etwas zu unternehmen und sandten die Meldung an Bibulus nach Corcyra.

Bibulus brach sofort auf, griff die zurücksegelnde Flotte Caesars an und steckte 30 Schiffe mit Mann und Maus in Brand. Sodann alarmierte er alle Flottenabteilungen und verfügte eine strenge Blockade der ganzen Küste vom akrokeraunischen Vorgebirge bis nach Istrien, indem die einzelnen Divisionen, denen bestimmte Abschnitte zugewiesen waren, trotz des rauhen Winters unaufhörlich kreuzen mußten, um jedem feindlichen Schiffe die Landung zu verwehren. Er ermaß vollends die Folgenschwere seines Fehlers, daß er sich hatte überraschen lassen, wo er doch in erster Linie berufen gewesen wäre die Küste zu decken und bei der kolossalen Übermacht seiner Flotte dies auch spielend hätte tun können. Und jetzt hatte er durch seine Sorglosigkeit die größte Chance, die seine Partei überhaupt besaß, ausgeliefert. Er war wütend über sich selbst und fest entschlossen, wenigstens gutzumachen, was noch gutzumachen war. Er wußte, daß Caesar mit nur einem Bruchteile übergeschifft und für den Augenblick kaum im stande war, der vereinigten Armee des Pompejus die Stirne zu bieten. Wenn es ihm nun gelang, dem in Brundisium zurückgebliebenen Rest die Überfahrt gänzlich zu verwehren, so ergab sich aus der so überraschend neu geschaffenen Situation sogar eine ganz bedeutende neue Chance für die Pompejaner. Mit äußerster Energie ging Bibulus ans Werk; obgleich persönlich an kriegerische Strapazen nicht gewöhnt, verließ er nicht mehr das Schiff und setzte sich unbedenklich den sehr bedeutenden Unbilden der Witterung aus; der Ärger und die Scham über das Versäumnis, nicht minder sein langjähriger persönlicher Haß gegen Caesar ließen ihn alle Rücksicht gegen sich selbst hintansetzen.

Caesar hatte gleich nach der Landung den Vibullius Rufus, jenen Vertrauensmann des Pompejus, der seit der Kapitulation bei Ilerda in seinem Hauptquartier geblieben war, zu Pompejus mit Friedensvorschlägen gesandt, deren Hauptpunkt wieder die gleichzeitige Entlassung beider Heere war. Er wußte nur zu gut, daß Pompejus jetzt weniger Frieden machen konnte als je vorher; allein seinem Prestige und seinem Zwecke konnte diese scheinbare Friedensliebe nur förderlich sein.

Die erste Überraschung war ihm geglückt. Er stand im feindlichen Gebiet, wenn auch nur mit einem Teil seiner Kraft, dafür zunächst ohne einen ernstlichen Gegner gegenüber zu haben. Wehrlos lagen die wichtigen Küstenplätze, die Stützpunkte der beabsichtigten Offensive des Feindes, vor ihm; durch ihre Wegnahme, der scheinbar nichts im Wege stand, konnte er zunächst wieder den ganzen Plan des Gegners illusorisch machen; hatte er einmal die Küste in seiner Hand, so konnte er gerade in dieser Jahreszeit die feindliche Flotte so schikanieren, daß der Übersetzung seines zweiten Staffels und damit der Vereinigung der ganzen Armee kaum mehr ein ernstliches Hindernis im Wege stand; war dann auch dies geglückt, so konnte er dem Pompejus als ebenbürtiger Gegner zur Entscheidung gegenübertreten.

Besetzung: von Oricum;

Für den ersten Moment lag alles in der Schnelligkeit, um noch vor Ankunft der feindlichen Hauptkraft der ganzen Küste sich zu versichern. Noch am Tage der Landung erschien Caesar vor Oricum. Torquatus ergab sich, von der Bevölkerung gezwungen. Die pompejanische Flottenabteilung räumte den Hafen, nachdem sie die beladenen Proviantschiffe versenkt hatte.

von Apollonia.

Sofort brach Caesar wieder auf und rückte längs der Küste gegen Apollonia (Valona), nächst Dyrrhachium die wichtigste Stadt jener Gegend. Der pompejanische Kommandant L. Staberius wollte den Platz verteidigen, allein die Opposition der Bürgerschaft bewog ihn zur Flucht. Ohne Schwertstreich bemächtigte sich Caesar des wichtigen Platzes und hatte damit bereits zwei starke Stützpunkte an der Küste gewonnen; auch viele Städte des Binnenlandes boten ihre Unterwerfung an. Er aber marschierte unentwegt weiter auf den Hauptstützpunkt des Gegners, Dyrrhachium.

Pompejus' Anmarsch.

Unterdessen marschierte Pompejus in aller Ruhe, ohne von diesen Ereignissen eine Ahnung zu haben, von Macedonien heran. Da traf in Candavia Vibullius Rufus, der seine Reise

möglichst beschleunigt hatte, bei ihm ein und überbrachte ihm die Nachricht von dem Geschehenen. Pompejus ahnte den Plan seines Gegners, sich nach Oricum und Apollonia auch Dyrrhachiums zu bemächtigen und war entschlossen alles aufzubieten, um dies zu verhindern. In forcierten Eilmärschen, Tag und Nacht, bei Sonnenlicht und Fackelschein wurde vorgerückt. Das an solche Strapazen nicht gewohnte Heer kam dabei bedenklich auseinander; ganze Abteilungen blieben aus Erschöpfung liegen oder meuterten und desertierten; Schrecken hatte alles erfaßt, überall herrschte Unordnung; der Vormarsch glich einer Flucht; bei Passierung der unwirtlichen epirotischen Grenzpässe löste sich die Armee beinahe auf. Allein der Zweck wurde erreicht: Pompejus traf vor Caesar bei Dyrrhachium ein. Hier aber wußte Labienus durch das Mittel einer feierlichen Eidesleistung den Soldatengeist wieder aufzurichten; unter dem Eindruck der solennen militärischen Szene erschien den Soldaten jener furchtbare, überhetzte Eilmarsch, der ihre Reihen eben noch beinahe aufgelöst hatte, als eine achtunggebietende Leistung, was er schließlich bis zu einem gewissen Grade auch war, und er hob ihr Selbstvertrauen jetzt mehr, als er es früher beeinträchtigt. Für den Augenblick hatte Pompejus gewonnen.

Die Stellung am Apsus und die Küstenblockade.

Als Caesar seinen Plan vereitelt sah, machte er am Flusse Apsus Halt und schlug am Südufer sein Lager. Pompejus aber rückte ihm entgegen und setzte sich ihm gegenüber am Nordufer fest.

Caesars Situation war in diesem Augenblick keine sehr angenehme. Eine Schlacht wollte er zunächst gegen die feindliche Übermacht nicht wagen; er hatte wohl 70 Kohorten gegen vielleicht 110 des Pompejus, aber die seinen hatten einen Gesamtstand von nur 15.000 Mann gegen etwa 40.000 des Gegners. Von seinen zurückgelassenen Truppen hatte er keine Nachricht, ja er wußte nicht einmal, wie ihnen die Überfahrt durch die Vorkehrungen des Bibulus erschwert war. Er beschloß, vorläufig am Apsus stehen zu bleiben und die Ankunft der andern Heeresabteilung zu erwarten; unterdessen ließ er sich angelegen sein, durch scharfe Überwachung der in seiner Gewalt befindlichen Küstenstrecke die feindliche Flotte am Anlegen und Aufnehmen von Proviant, Holz und Süßwasser zu hindern, so daß diese, falls sie die Blockade eben des wichtigsten Abschnittes nicht aufgeben wollte, ihre dringendsten Bedürfnisse mühevoll mittels Transportschiffen aus Corcyra oder Dyrrhachium beschaffen mußte.

Untätigkeit war nie Caesars Sache gewesen. Kaum hatte er seine Armee am Apsus gut und sicher verschanzt, so marschierte

er mit einer Legion wieder nach Süden, um indessen, ohne daß der Gegner es hindern konnte, die Unterwerfung der Landschaft in seinem Rücken entgegenzunehmen und die Lieferung von Proviant zu sichern. Als er in Buthrotum, gegenüber von Corcyra, anlangte, erhielt er aus Oricum Meldung, daß die feindlichen Flottenführer Bibulus und Libo daselbst um einen Waffenstillstand angesucht hätten. Er ließ die Legion zurück und eilte voraus nach Oricum, wo er Libo empfing; Bibulus vermied die persönliche Zusammenkunft mit seinem Todfeind. Caesar überzeugte sich alsbald, daß jene keine Vollmacht hatten ihrerseits etwas zu konzedieren, sondern nur einen Waffenstillstand wollten, um ihre an Allem Mangel leidende Flotte in Oricum oder Apollonia restaurieren zu können. Er verlangte seinerseits die Aufhebung der Blockade, worauf jene nicht eingehen zu dürfen erklärten; so zerschlugen sich die Verhandlungen.

Bibulus aber verschärfte jetzt den Blockadedienst aufs äußerste. Unglaubliche Entbehrungen und Strapazen mutete er der Flotte zu. Daß er persönlich am meisten darunter litt, kümmerte ihn wenig. Er erkrankte; als er sich auch jetzt nicht schonte, verschlimmerte sich sein Zustand derart, daß er schließlich erlag. Er starb an Bord, ein Opfer seines unversöhnlichen Hasses und seines von diesem genährten Pflichteifers. Mit seinem Tode erlosch der Oberbefehl über die Flotte. Wohl hielten die einzelnen Divisionskommandanten die Blockade in ihren Abschnitten vorläufig noch mit unverminderter Energie aufrecht; aber der Mangel sowohl einer einheitlichen Leitung als auch vor allem der Furcht vor dem bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit energischen Oberkommandanten machte sich immerhin fühlbar; für Caesar erschloß sich mit dem Tode dieses nicht so sehr fähigen als unerbittlich tatkräftigen Gegners eine neue Chance.

Tatsächlich suchten die pompejanischen Flottenführer bald nach Bibulus Tode abermals einen Waffenstillstand zu erlangen. Von Caesar konnten sie, so lange sie keine Vollmacht hatten, nichts erreichen. Das hatten sie bereits erfahren; sie klopften daher bei Pompejus an, erbaten eine Vollmacht und überbrachten gleichzeitig die Bedingungen, die Caesar gestellt hatte, wurden aber vom Oberfeldherrn ziemlich indigniert abgewiesen. So blieb nichts übrig, als weiter den bisherigen Dienst zu versehen; jene strenge Durchführung der Blockade aber, wie Bibulus sie gefordert hatte, war bei dieser Jahreszeit auf die Dauer denn doch unmöglich.

Unterdessen standen sich Caesar und Pompejus am Apsus monatelang untätig gegenüber. Keiner wollte angreifen; Caesar, weil er sich numerisch zu schwach fühlte; Pompejus, der eine offene Feldschlacht jetzt gerne gewagt hätte, getraute sich doch nicht, die festen Linien Caesars anzugehen. Die rauhe Jahreszeit tat das übrige und so entwickelte sich ohne eigentliche Abmachung wenigstens zu Lande eine Art Waffenstillstand. Die Soldaten, selbst die Offiziere beider Heere verkehrten ganz freundschaftlich miteinander und immer lauter wurde die Frage ventiliert, ob denn nicht gerade jetzt der Moment gekommen sei, einen für beide Teile ehrenvollen Frieden zu schließen. Caesar, dessen Lage unter den obwaltenden Verhältnissen von Tag zu Tag bedenklicher wurde, begünstigte nach Kräften die Idee eines Waffenstillstandes. Endlich kam man soweit, daß eine förmliche Friedensverhandlung verabredet wurde. Von Caesars Seite ward der Legat Vatinius designiert; von Seite der Pompejaner sollte Terrentius Varro, der gelehrte Verteidiger Südspaniens, erscheinen, der als überzeugter Republikaner wohl unter Pompejus focht, persönlich aber Caesar sympathisch gegenüberstand. Kam diese Verhandlung zu stande, so war alle Aussicht auf ein wirkliches Übereinkommen vorhanden; das durfte die extreme Kriegspartei im republikanischen Lager nicht zugeben; sie setzte es durch, daß statt Varro ihr Vertrauensmann und Führer, der Renegat T. Labienus, entsendet wurde. Damit war allerdings die Erfolglosigkeit der Verhandlungen gesichert. Die Unterredung dauerte auch nicht lange. Labienus begann sofort den Vatinius mit deutlicher Absichtlichkeit zu provozieren und dieser fand keinen Grund, dem Verräter minder schroff zu begegnen. Die rapid steigende Gereiztheit ergriff auch das Gefolge und die zahlreichen dienstfreien Zuhörer; schon blitzten die Waffen; mit Mühe rissen die Offiziere die Soldaten zurück. Unter scharfen Drohungen ging man auseinander, und mit dem Waffenstillstand war es vorbei.

Caesar hatte seit Monaten keine Nachricht von seinen zurückgelassenen Truppen; er wußte gar nicht, ob sie überhaupt noch intakt waren. Brief auf Brief, den er sandte, blieb ohne Antwort. Da er einmal ohne jene nichts Entscheidendes unternehmen konnte, entschloß er sich das äußerste zu wagen und jenen, wie sich jetzt zeigte, schwierigsten Teil der Aufgabe selbst zu übernehmen. Das schwerste und gefährlichste Problem war, für seine Person zu ihnen hinüberzukommen. In Verkleidung, von nur wenigen Vertrauten begleitet, bestieg er des Nachts

ein Boot am Apsus und ließ sich ins Meer hinabrudern mit der Absicht, bis nach Brundisium zu fahren. Der heftige Westwind machte schon während der Flußfahrt den Fährmann verzagen; da gab sich Caesar mit den Worten: »Fürchte nichts, du fährst Caesar und sein Glück!« zu erkennen. Der Fährmann gehorchte; man kam bis zur Mündung des Flusses ins Meer. Hier aber wütete der Sturm derart, daß die vereinten Anstrengungen der Insassen das Boot nicht vorwärts bringen konnten. Mißmutig mußte Caesar das Wagnis aufgeben.

Ins Lager zurückgekehrt, wurde er von seinen Veteranen mit Vorwürfen empfangen, daß er seine Person derart aufs Spiel setze und vor allem nicht wage, mit ihnen allein zu schlagen. Er aber blieb fest und rührte sich nicht aus seinen Linien.

Die Vorgänge in Brundisium.

Indessen hatten die Dinge vor Brundisium folgenden Verlauf genommen:

M. Antonius hatte, nachdem Caesars Transportschiffe zum größten Teil nicht zurückkehrten, nicht gezögert die wenigen noch vorhandenen auszunützen, um sofort wenigstens einen Teil der Truppen nachzusenden und mit der Durchführung den Legaten Fufius Calenus betraut. Dieser hatte kaum den Hafen verlassen, als ihn ein Schreiben Caesars erreichte, worin dieser von der scharfen Blockade der Küste durch die Gegner Mitteilung machte und Vorsicht anempfahl. Sei es nun, daß Calenus dies als direkten Gegenbefehl auffaßte, sei es, daß er mit seinen wenigen Schiffen sich für zu schwach hielt die Blockade zu durchbrechen, kurz er zog sich eilig in den Hafen zurück; ein nicht von Soldaten besetztes Privatschiff, das jedenfalls mit Proviant beladen war, setzte auf eigene Verantwortung die Fahrt fort, wurde vor Oricum von Bibulus gekapert und alle Insassen hingerichtet.

Unterdessen gelangten weitere Schreiben Caesars auf Umwegen an Antonius, worin der Feldherr dringend zur Eile mahnte und dem Legaten bekanntgab, daß die Küste von Oricum bis zur Apsusmündung in seiner Gewalt und die feindliche Flotte in diesem Abschnitte in der Durchführung der Blockade wesentlich behindert sei; er möge daher so rasch als möglich in See gehen und bei Apollonia oder an der erwähnten Flußmündung landen.

Unterdessen hatten aber auch die Gegner, von der aufreibenden Blockade ermüdet, ihre Taktik zu ändern versucht. Libo, der speziell den von Caesar zu Lande beherrschten Ab-

schnitt zugewiesen hatte und demzufolge am meisten litt, kam auf die Idee, daß man den angestrebten Zweck, statt eine lange Küstenstrecke mit großer Anstrengung zu bewachen, viel leichter und bequemer erreichen könne, wenn man den Hafen, aus welchem die feindlichen Verstärkungen auslaufen mußten, blockierte. Er erschien also mit 50 Schiffen vor Brundisium und zwar ziemlich überraschend, so daß es ihm gelang einige Frachtschiffe aufzuheben und zu verbrennen. Sodann besetzte er nach kurzem Kampfe die dem Hafen gegenüberliegende kleine Insel und hielt damit die Einfahrt tatsächlich blockiert. Gleichzeitig verständigte er sowohl Pompejus wie die übrigen Flottenführer von seinen Erfolgen und fügte bei, daß die weitere Blockade der epirotischen Küste jetzt überflüssig geworden sei.

Antonius aber wußte sich zu helfen. Er ließ durch seine Truppen die Küste in weiter Ausdehnung besetzen, so daß die feindliche Flotte keine Zufuhren vom Lande beziehen konnte. Dann lockte er mittels zweier aufgetakelter Exerzierschiffe, die sich scheinbar unvorsichtig an die Hafenmündung wagten, 5 feindliche Kriegsschiffe in den Hafen, überfiel sie daselbst mit kleinen gedeckten Booten, die er mit auserlesenen Veteranen bemannt hatte, nahm eines dieser Schiffe und zwang die übrigen zu schleunigem Rückzuge. Diese Schlappe, noch mehr aber die Unmöglichkeit einer geordneten Verpflegung zwang schließlich Libo zur Aufhebung der Blockade und zur Rückkehr an die epirotische Küste.

Überfahrt des zweiten Staffels unter M. Antonius.

Jetzt erachtete Antonius den Augenblick für gekommen. Er brachte 4 Legionen — die restierenden 3 alten und eine junge — nebst 800 Reitern auf den vorhandenen Schiffen unter und lichtete bei gutem Winde die Anker (26. März/15. Februar). Schon näherte sich am folgenden Morgen der Transport dem Hafen von Apollonia, als der Kommandant der rhodischen Flotte in Dyrrhachium, Coponius, davon Kenntnis erhielt. Sofort fuhr er aus und zwang Antonius, der den Rückzug nur mit dem Winde bewerkstelligen konnte, nach Norden auszuweichen. Dieser fuhr, scharf verfolgt, bei Apollonia und Dyrrhachium vorüber — auch von den beiden Lagern am Apsus konnte man beide Flotten beobachten — und landete endlich bei Lissus (Alessio) an der Mündung des Drin, nachdem ein plötzlicher Windwechsel im letzten Momente die feindliche Flotte nicht nur an der weitern Verfolgung gehindert, sondern ihr sogar schwere Verluste beigebracht hatte. (27. März/16. Februar.)

Antonius besetzte sofort Lissus, von wo der pompejanische Kommandant Otacilius entfloh, und sandte einen Teil der Schiffe nach Brundisium zurück, um die letzte Legion nachzuholen. Der Rest, meist leichte gallische Pontons, blieb für alle Fälle bei Lissus. Zugleich sandte er sofort an Caesar Boten mit der ausführlichen Meldung über das Geschehene und setzte seine Legionen nach Süden in Marsch.

In beiden Lagern am Apsus hatte man die Flotte des Antonius vorbeisegeln gesehen; wo sie gelandet war, blieb zunächst beiden Feldherren unbekannt, bis sie endlich ziemlich gleichzeitig Meldung hievon erhielten. Sofort brachen beide auf; Pompejus in der Absicht, das Korps des Antonius vor seiner Vereinigung mit Caesar abzufangen; Caesar, um die Vereinigung möglichst rasch zu erzwingen. Pompejus war hiebei im Vorteil, da sein Gegner den unpassierbaren, durch die feindlichen Linien beherrschten Fluß vor sich hatte und deshalb zu einem Umwege gezwungen war; allein er gab in seinem Bestreben, alles recht sicher und gründlich zu machen, diesen wichtigen Vorteil aus der Hand. Statt seinen Vorsprung nach Kräften auszunützen, mit seiner vierfach überlegenen Kraft so rasch als möglich Antonius entgegenzugehen und ihn anzugreifen, wo er ihn fand, legte er ihm auf halbem Wege einen Hinterhalt und wartete, bis jener in die Falle gehen würde. Antonius aber ging nicht in die Falle. Durch Landbewohner rechtzeitig gewarnt, blieb er in fester Stellung stehen und ließ Pompejus warten, indem er gleichzeitig Caesar verständigte. Dieser aber marschierte inzwischen unbelästigt an dem noch immer in seinem Hinterhalte lauernden Pompejus vorbei und vereinigte sich endlich ungehindert mit seinem ebenso treuen als geschickten Legaten. (3. April/23. Februar.)

Pompejus aber ging auf die Kunde hievon auf Asparagium — an der großen Egnatischen Straße Dyrrhachium—Thessalonike — zurück, welcher Platz ihm gute Bewegungsfreiheit nach allen Richtungen bot, und schlug dort sein Lager.

Caesars neue Offensive; Detachierungen.

Caesar aber änderte jetzt seinen ganzen Kriegsplan. Er hatte seine Kräfte vereinigt; 10 Legionen standen in seinem Lager, eine, dieselbe, mit der er früher nach Süden marschiert war, befand sich jetzt in Oricum. Von dieser zog er jetzt gleichfalls 7 Kohorten an sich, 3 blieben dort als Besatzung und zum Schutze einiger daselbst liegender Kriegsschiffe. Dagegen nahm er jetzt andere Detachierungen in großem Stile vor. Daß

Pompejus die Schlacht gegen das vereinigte Heer nicht wagen wolle, war klar; denn sonst wäre dieser nach der Vereinigung des caesarianischen Korps nicht so eilig zurückgegangen. Caesar faßte nun den Plan, die Position seines Gegners durch Unterbindung seiner wichtigsten Verbindungen zu gefährden, um ihn dadurch zur Annahme der Schlacht zu zwingen. An der adriatischen Küste besaß Pompejus jetzt ohnehin nur mehr Dyrrhachium; ihm auch dieses zu entreißen, behielt Caesar sich selbst vor. Vorerst aber detachierte er starke Kräfte in des Pompejus Rücken, dahin, woher dieser gekommen und woher er alle seine Ergänzungen und Nachschübe bezog; während Caesar selbst mit der Hauptkraft ihn in Epirus festhielt, konnten jene Detachements ungehindert seine vitalsten Verbindungen abschneiden. Viele griechische und macedonische Gaue, von den Pompejanern schamlos ausgesogen, sympathisierten mit Caesar; es bedurfte nur der Entsendung von Truppen, um sie zum offenen Übertritt zu veranlassen und damit dem Gegner seine vornehmsten Hilfsquellen zu entziehen. Nebstbei konnten diese Detachements gleichzeitig in ausgiebiger Weise für die Verproviantierung der caesarianischen Hauptarmee Sorge tragen.

Caesar detachierte daher den L. Cassius Longinus mit der XXVII. Legion und 200 Reitern nach Thessalien, den C. Calvisius Sabinus mit 5 Kohorten nach Aetolien, den Cn. Domitius Calvinus mit 2 Veteranenlegionen, der XI. und XII., nebst 500 Reitern nach Macedonien; letzteres Detachement war darum quantitativ wie qualitativ stark gehalten, weil ihm zugleich die Aufgabe zufiel, die im Anmarsch über den Hellespont gemeldeten 2 syrischen Legionen unter Q. Metellus Scipio aufzuhalten.

Caesars Hauptarmee war nun wieder kaum viel stärker als vor der Vereinigung mit Antonius; aber seine Lage war doch eine wesentlich günstigere. Die ausgesendeten Detachements hatten große und möglicherweise entscheidende Aufgaben zu lösen, während die reduzierte Hauptkraft immer noch stark genug blieb, um Pompejus zu hindern, jene in der Durchführung ihrer Aufgaben zu stören. Nebstbei blieben diese Detachements stets in sicherer Verbindung mit der Hauptkraft und konnten, wenn nötig, in kürzester Zeit herangezogen werden; die Trennung war eine wesentlich andere als früher, wo Caesars Nebenkraft abgeschnitten und untätig bei Brundisium gestanden war. Der beste Beweis für die wesentlich verschiedene Auffassung der neuen Situation seitens beider Feldherren liegt in der Tatsache,

daß Caesar jetzt trotz des ziemlich gleichgebliebenen Kräfteverhältnisses die früher ängstlich vermiedene Schlacht suchte, während umgekehrt Pompejus, der sie früher gewünscht, ihr jetzt konstant auszuweichen bestrebt war.

Vernichtung der caesarianischen Schiffe.

Einen empfindlichen Verlust hatte Caesar um diese Zeit allerdings zu beklagen: den Verlust aller Schiffe, die er an der epirotischen Küste noch besaß. Die wenigen Kriegsschiffe lagen, wie erwähnt, in Oricum, woselbst sie der Kommandant des Platzes, Manius Acilius, im inneren Hafen am Land vertäut, den Hafen selbst durch versenkte Lastschiffe gesperrt und durch starke Werke befestigt hatte. Doch Cn. Pompejus, der älteste Sohn des Feldherrn, griff mit der ägyptischen Flottendivision den Hafen von zwei Seiten an, erstürmte die Werke, entführte 4 Schiffe und steckte die übrigen in Brand. Dann übertrug er die weitere Beobachtung der Stadt an D. Laelius mit einem Teil der asiatischen Division, segelte selbst nach Lissus, wo Antonius 30 kleinere Transportschiffe zurückgelassen hatte, forcierte den Hafen und steckte sie in Brand. Die Wegnahme der Stadt selbst gelang allerdings hier ebensowenig wie bei Oricum.

Caesar gegen Dyrrhachium.

Caesar war nun von Italien gänzlich abgeschnitten; dafür hatte er am Kriegsschauplatze selbst seine Kräfte vereinigt, eine feste neue Basis gewonnen, die Verbindungen und Stützpunkte des Gegners empfindlich eingeschränkt und ging jetzt daran, ihm seinen letzten und wichtigsten Stützpunkt an der adriatischen Küste, Dyrrhachium, zu entreißen.

Zunächst folgte er Pompejus nach Asparagium, erstürmte am Wege dahin einen von einer pompejanischen Besatzung verteidigten Platz der Parthier und schlug schließlich dem Gegner gegenüber, durch den Fluß Genusus von ihm getrennt, sein Lager; die angebotene Schlacht nahm Pompejus nicht an. Am folgenden Tag marschierte Caesar wieder ab, auf dem Wege, woher er gekommen. Pompejus hielt dies für einen aus Verpflegsrücksichten notwendig gewordenen partiellen Rückzug und blieb in seiner sorgsam ausgewählten, alle Straßen beherrschenden Stellung stehen. Indessen wandte sich Caesar, ähnlich wie einst südlich Ilerda, sobald er aus der Sicht des Feindes gelangt war, plötzlich nach Norden, überschritt das unwegsame Gebirge und marschierte auf Dyrrhachium. Pompejus erfuhr es zu spät; immer aber hatte er noch den kürzeren und vor allem den besseren Weg und verließ sich scheinbar zu sehr darauf; Caesar aber marschierte mit geringen Rasten Tag und Nacht über Stock

und Stein und traf richtig knapp vor der Vorhut des Pompejus vor Dyrrhachium ein (12. April/4. März).

Die Einschließung des pompejanischen Heeres bei Dyrrhachium.

Beilage 23.

So war denn jetzt endlich gelungen, was drei Monate früher unter beinahe günstigeren Verhältnissen mißglückt war. Pompejus war von seinem Hauptstützpunkt abgeschnitten; aber diese Stadt, auf der felsigen Spitze einer schmalen, vom Festlande durch einen Brackwassersumpf getrennten, nur auf zwei dammartigen Landstreifen zugänglichen Landenge gelegen, war durch Natur und Kunst stark befestigt und ausgiebig besetzt, konnte daher dem Angriffe Caesars lange Widerstand leisten. Wenn nun Pompejus außerhalb eine feste Stellung nahm und so mit seiner bedeutenden Übermacht Caesars Kräfte band, so konnte er diese wirksam hindern, etwas Ernstes gegen die Stadt zu unternehmen, mit der er selbst als Herr des Meeres beständig in Verbindung blieb, was wieder Caesar, der über keine Schiffe mehr verfügte, nicht zu hindern vermochte.

Pompejus besetzte also einen südlich der feindlichen Stellung am Meere gelegenen felsig abfallenden Bergrücken, Petra genannt, dessen Ausläufer überdies einen leidlichen Ankerplatz für die Flotte boten, und blieb in dieser Stellung unbeweglich stehen, in der Hoffnung, daß Caesar jetzt, zwischen ihn und die Stadt eingepfercht und an jeder entscheidenden Aktion gehindert, nichts übrigbleiben würde, als unverrichteter Dinge das Feld zu räumen.

Caesar aber war nicht gesonnen, sich ohneweiters hinausmanövrieren zu lassen. Er versuchte seinerseits Pompejus wegzubekommen. Zur Schlacht ließ letzterer sich nicht verleiten; so oft Caesar gegen ihn anrückte, rangierte er seine Schlachtordnung hart am Lagerwall, so daß die Wallgeschütze bis über das erste Treffen hinausschießen konnten und selbst dieses auf solche Weise fast unangreifbar blieb, ja auch ein Erfolg Caesars im günstigsten Falle nur ein halber sein konnte, was wahrlich nicht dem Risiko eines Angriffs unter diesen Umständen entsprach. Da griff Caesar zu einem andern Mittel. Er begann den Gegner durch vorgeschobene Detachements einzuschließen und letztere durch Werke zu einer förmlichen Zernierungslinie zu verbinden. Die Hügelreihe, welche halbkreisförmig die Stellung des Pompejus umgab, bot ihm hiezu gute Gelegenheit. Wollte Pompejus sich also nicht vollends einschließen lassen, so mußte er entweder schlagen oder rechtzeitig abziehen.

So hatte wieder Caesar die Initiative an sich gerissen. Pompejus aber entschloß sich wiederum, ihn mit seinen eigenen Mitteln zu bekämpfen. Er ließ es weder zur Schlacht kommen, noch zog er ab; er ließ sich vielmehr zwar einschließen, suchte aber vorher seine Stellung möglichst weit auszudehnen, so daß Caesar, der naturgemäß einen noch weit größeren Bogen zu besetzen genötigt war, seine Kräfte außerordentlich ausdehnen und zersplittern mußte. Da Pompejus numerisch wohl doppelt überlegen war, so mußte er bei diesem Manöver bedeutend in Vorteil kommen.

Er störte die Arbeiten des Gegners nicht wesentlich, sondern suchte sie bloß unter beständiger Belästigung durch seine leichtbewaffneten Pfeilschützen tunlichst zu verzögern, um selbst einen möglichst großen Vorsprung zu erlangen, wobei ihm die große Überzahl der Arbeitskräfte sehr zu gute kam. So besetzte er durch eine befestigte Postenkette einen Raum von über 22 Kilometer (15 römische Meilen) im Halbkreis — beide Flügel an das Meer gelehnt — womit er selbstverständlich lange vor Caesar fertig wurde. Dieser vollendete endlich auch seine Einschließungslinie, deren Länge über 25 Kilometer (17 römische Meilen) betrug. Es kamen demnach auf pompejanischer Seite 2 Mann auf den Meter der Linien, auf caesarianischer Seite nicht einmal einer. Selbstverständlich vermieden beide Feldherrn, die Truppen gleichmäßig aufzuteilen. Die Hauptkräfte standen beiderseits am nördlichen Ende der Linien, in der Richtung gegen Dyrrhachium, einander gegenüber; im übrigen waren die Linien in Abschnitte geteilt und an entsprechenden Punkten Redouten angelegt, in welchen größere oder kleinere Detachements standen, welchen die Bewachung und erste Verteidigung oblag; in Abständen befanden sich größere Lager für die Abschnittsreserven. An den exponiertesten Punkten, insbesondere an den beiden Enden der Linien am Meere, wurden dieselben zum Schutze gegen Rückenangriffe doppelt gezogen.

Vor Vollendung der Linien kam es nur ein einziges Mal zu einem größeren Kampfe. Als nämlich Caesars IX. Legion unter M. Antonius am südlichen Flügel mit der Verschanzung eines Hügels beschäftigt war, ging Pompejus mit beträchtlich überlegenen Kräften zum Angriffe vor, den er zunächst durch Pfeilschützen und leichtbewaffnetes Fußvolk, schließlich auch durch Geschütze vorbereiten ließ, während das Gros der Legionsinfanterie weiter rückwärts auf einem Hügel in Bereitschaft

stand. Caesars Legionen konnten sich wohl leicht der Feinde erwehren, waren aber dadurch eben verhindert zu arbeiten. Da der Punkt überdies sehr exponiert und ungünstig beschaffen, nämlich feindwärts flach, im Rücken aber steil war, so beschloß Caesar, der herbeikam, die Räumung und ließ die Legion zurücknehmen. Sofort ging Pompejus mit allen Truppen zur Verfolgung vor, in der Absicht, die zurückgehende Legion auf der jenseitigen Steile vollends zu zersprengen. Allein Caesar ließ daselbst in aller Eile Hurden errichten und einen Graben ziehen, den er mit Pfeilschützen besetzte und so den Rückzug der Legion deckte. Als die Pompejaner schließlich auch diese Linie passiert hatten, ließ er die Legion plötzlich Kehrt machen, warf die überraschten Feinde im ersten Anprall zurück und mitten in die eben durchschrittenen Hindernisse hinein, wodurch ihre Flucht unter großen Verlusten mit ziemlicher Auflösung endete. Die siegreiche IX. Legion aber ging, da Caesar den strittigen Punkt aufzugeben beschlossen hatte, unbehelligt in ihre neu angewiesene Aufstellung zurück.

Mit Vollendung der Linien ergab sich nun eine ganz abnormale militärische Situation. Caesar hielt mit kaum 20.000 Mann den gut doppelt so starken Gegner in freiem Felde zerniert. Letzterer wieder war trotz seiner Überlegenheit dadurch gezwungen, sich im Felde wie in einer Festung einzurichten. Dabei war die Einschließung keine vollständige, denn Caesar konnte das Meer nicht sperren, Pompejus aber sich mittels seiner Flotte die nötigen Verpflegsvorräte je nach der herrschenden Windrichtung aus Dyrrhachium oder Corcyra bequem herbeischaffen. Dennoch hatte Caesar seine Vorteile: vor allem den schwerwiegenden Eindruck, den die Tatsache überall hervorrufen mußte, daß der große Pompejus von einem nur halb so starken Gegner zerniert werde, ohne sich rühren zu können oder etwas dagegen zu wagen. Dann konnte Caesar, so lange Pompejus zu Lande eingeschlossen war, ohne Störungen durch dessen weit überlegene Kavallerie ausgesetzt zu sein, bequem requirieren und fouragieren; schließlich konnte er den Gegner unbeschadet der Vorräte in Dyrrhachium und Corcyra empfindlich schädigen: Pompejus nämlich hatte daselbst wohl ungeheure Mengen an Getreide aufgestapelt, dagegen mangelte es an Pferdefutter für seine starke Reiterei; was innerhalb der Linien wuchs, war einschließlich der grünenden Saatfelder bald von den Kavallerie- und Trainpferden aufgezehrt, frisches Futter aber war auch durch die Flotte nicht in genügender Weise zu beschaffen, so

daß die Pferde bald massenhaft fielen und der Gestank der Kadaver die Luft verpestete. Endlich tat Caesar noch ein übriges und schnitt dem Gegner das Wasser ab, indem er alle Bäche, die von außen durch die feindliche Stellung floßen, teils ableitete, teils aufstaute. In der Stellung selbst aber fanden sich nur wenige und schlechte Quellen, eigentlich mehr Tümpel, und auch die gegrabenen Notbrunnen lieferten nur spärliches und minderwertiges Wasser.

In Caesars Lagern ging es übrigens auch nicht üppig her; es mangelte an Getreide. Vieh gab es in Überfluß, aber die Legionen waren an Brotnahrung einmal gewöhnt und ersetzten sie durch eine Wurzel, die sie mit Milch bucken, warfen wohl auch den Gegnern dieses neuartige Brot in ihre Linien hinein, was Pompejus zu der Äußerung veranlaßt haben soll, er kämpfe nicht mit Menschen, sondern mit wilden Tieren, und zu dem Verbote, jene Brote im Lager herumzuzeigen. Eine wirkliche Hungersnot konnte man diesen Zustand in Caesars Heer kaum nennen; es zeigt vielleicht eher von einer uns heute nicht mehr recht verständlichen einseitigen Geschmacksrichtung der Legionen, die Wurzeln aßen und schwuren, lieber Baumrinde zu kauen als Pompejus entkommen zu lassen, während nach Caesars eigenem Zeugnis Schlachtvieh in Überfluß zur Verfügung stand. Bei all dem war, insbesondere infolge des reichlichen und sehr guten Wassers, der Gesundheitszustand der caesarianischen Truppen ein vorzüglicher, während er bei den Pompejanern infolge des spärlichen und schlechten Wassers und der massenhaften stinkenden Tierkadaver viel zu wünschen übrig ließ.

Pompejus hatte anfangs sich begnügt, die Caesarianer durch häufige Scheinangriffe und nächtliche Überfälle seiner Pfeilschützen gegen die durch Wachtfeuer markierten Nachtruhestellungen zu belästigen; als aber die Caesarianer auf den Witz kamen und in Hinkunft in sicherer Entfernung vom Feuer lagerten, verbrannten die massenhaft hinübergeschossenen Pfeile unschädlich in den trügerischen Flammen. Pompejus hatte sich verrechnet; er hatte bestimmt gehofft, die Einschließung würde für Caesar mehr Nachteile im Gefolge haben als für ihn; und jetzt mußte er daran glauben, daß sein Gegner den herrschenden Zustand doch noch viel länger werde ertragen können als er; täglich erschien es dringender geboten ein Ende zu machen. So entschloß er sich endlich zu einem ernstlichen Durchbruch. (25. Juni/16. Mai.)

Der erste Durchbruchsversuch.

Beilage 29.

Nach seiner gewohnten Art wurde derselbe möglichst gründlich vorbereitet und mit weitblickender Bedachtsamkeit angelegt, um ja keine Chance des Erfolges sich entgehen zu lassen. Vorerst sollte Caesar anderswo beschäftigt werden; in diesem Augenblick sollte, unter gleichzeitiger Demonstration an mehreren Punkten, der Durchbruch an der hiefür in Aussicht genommenen Stelle erfolgen. Es war ein wohldurchdachter, musterhaft konzipierter Plan.

Tags zuvor erhielt Caesar Meldung, daß eine Partei in Dyrrhachium gewillt sei, ihm zur Einnahme der Stadt zu verhelfen; er solle sie an bezeichneten Stellen zur angegebenen Zeit überrumpeln.*)

Indessen aber hatte Pompejus seine gesamte Reiterei, die innerhalb der Verschanzungen furchtbar litt, ohne im geringsten nützen zu können, nächtlicherweile zu Schiff nach Dyrrhachium bringen lassen.

Caesar begann der Verabredung gemäß den Angriff auf Dyrrhachium an beiden Zugängen gleichzeitig. Doch von dem versprochenen Verrat der Städter war nichts zu merken; auf beiden Dämmen fand er energischen und erfolgreichen Widerstand; endlich landete zum Überfluß noch eine pompejanische Abteilung in seinem Rücken und griff ins Gefecht ein. Jetzt kam auch noch die Meldung, daß in den Linien ein verzweifelter Kampf wüte. Caesar erkannte, daß er der Verratene war. Er gab den aussichtslosen Angriff auf und schlug sich mit seinen an drei Stellen getrennt kämpfenden Truppen nicht ohne bedeutenden Zeitverlust zum Hauptlager durch.

Während so ein bedeutender Teil der caesarianischen Streitkräfte, vor allem aber der Feldherr selber, in aussichtslosen Kämpfen festgehalten wurde, war Pompejus an drei Stellen zugleich zum Angriff auf die Einschließungslinien vorgegangen. 1 Legion hatte eine durch 3 Kohorten unter Volcatius Tullus besetzte Schanze als Angriffsobjekt zugewiesen; eine Abteilung der in seinem Solde stehenden Germanen einen anderen Teil der Linien; der Feldherr selbst führte 4 Legionen und das Gros der Leichtbewaffneten zum Hauptangriff gegen eine exponierte, von nur 1 Kohorte der VI. Legion unter Minucius verteidigte Redoute vor.

Der Angriff der Legion gegen die ersterwähnte Schanze wurde von Volcatius Tullus nach hartem Kampfe abgewiesen;

*) Die folgenden Ereignisse sind zum Teil auf Grund der hier lückenhaften Quellen in möglichst plausibler Weise rekonstruiert.

dagegen durchbrachen die Germanen des Pompejus die caesarianischen Linien, fügten den Verteidigern ziemliche Verluste bei, gingen aber dann, da sie keinen weiteren Auftrag hatten, wieder zurück. Immerhin hatten diese Angriffe den beabsichtigten Erfolg, eine Unterstützung des Hauptangriffspunktes seitens der Caesarianer durch lange Zeit zu verhindern, erreicht. Mehrere Stunden schon kämpfte die Kohorte des Minucius einen heldenhaften Kampf gegen die mindestens fünfzigfache Übermacht. Alle Nahangriffe wurden abgeschlagen; allein die Besatzung litt furchtbar unter den Wolken von Pfeilen, mit der des Pompejus Schützen aus sicherer Entfernung die auf engem Raume zusammengedrängten Verteidiger überschütteten. Bald war kein Mann unverwundet; ein längerer Widerstand schien unmöglich, und neuerdings ließ Pompejus seine ganze Macht zum entscheidenden Sturme vorgehen. Schon drangen seine Kohorten in die Schanze ein, als der beispiellose Heldenmut des Centurionen Scaeva noch einmal das Gefecht herstellte. Jetzt endlich — es dunkelte bereits — kam der Entsatz. Der Legat P. Sulla, der in Caesars Abwesenheit das Hauptlager kommandierte, traf mit der Hauptreserve von 2 Legionen vor der Redoute ein und warf die schon selbst tief erschöpften Pompejaner im ersten Anprall zurück.

Pompejus wäre nun gezwungen gewesen, seinen Rückzug quer über die tiefeingeschnittene Talsohle zwischen beiden Linien zu nehmen und fürchtete nicht mit Unrecht, seine todmüden und entmutigten Truppen könnten dabei, vom Feinde gedrängt, vollends sich auflösen. Er machte daher noch vor dem eigentlichen Abstiege auf einem Nebenrücken Halt und befestigte dort, das Tal hart hinter sich, eine Zwischenstellung, was Sulla, froh, seine Absicht erreicht zu haben und nicht gewillt, den errungenen Erfolg durch weiteren Kampf aufs Spiel zu setzen, nicht störte. Pompejus blieb auch weiterhin dort stehen und verstärkte die Stellung, beständig einen Angriff befürchtend, von Tag zu Tag durch Wälle und Türme; endlich nach fünftägigem Aufenthalt benützte er eine dunkle Nacht, um sie zu räumen und ungefährdet in die alten Linien zurückzukehren.

Als Caesar am Tage nach dem Gefecht den Kampfplatz besichtigte, überzeugte er sich, daß von der Kohorte des Minucius tatsächlich nicht ein Mann unverwundet geblieben war; vier Centurionen hatten die Augen eingebüßt. In der Redoute fand man 30.000 Pfeile, der Schild des Centurionen Scaeva wies

120 von Pfeilspitzen herrührende Kerben auf. Caesar beförderte den Helden des Tages sofort von der VIII. in die I. Rangsklasse der Centurionen und belohnte ihn mit 200.000 Sesterzen (zirka 30.000 Kronen); die ganze Kohorte erhielt doppelte Löhnung und Ration.

So hatte des Pompejus erster Durchbruchsversuch trotz partieller Erfolge im ganzen mit einem vollen Mißerfolge geendet. Selbst die Entsendung der Reiterei nach Dyrrhachium hatte nicht alles erreicht, was er sich davon versprochen. An der Abwehr von Caesars Angriff hatte sie ohne Zweifel mitgewirkt, doch weiter hinaus war sie nicht gelangt und Caesar beeilte sich, die beiden zur Stadt führenden Defilés nun seinerseits zu sperren. So war die Lage der Reiterei auf dem engen Raume bei Dyrrhachium noch schlechter als zwischen des Pompejus Linien und dieser ließ sie denn auch bald wieder zu Schiff abholen und fütterte die Pferde, so gut es ging, mit Laub und Schilf, zuletzt mit in Süßwasser ausgespültem Seegras.

Caesar aber hoffte, daß Pompejus nun endlich geneigt sein werde, die Schlacht zu wagen, und ging neuerdings täglich gegen sein Lager vor; jener aber ließ sich auch jetzt in keinen offenen Kampf ein, sondern wartete auf eine neue Gelegenheit die Zernierung zu sprengen. Und eine solche Gelegenheit bot sich ihm wirklich, bevor er gezwungen war das äußerste zu wagen.

Der zweite Durchbruchsversuch.

Eines Tages erschien in seinem Lager eine ansehnliche Kavalkade: Überläufer aus Caesars Heer. Es war dies umsomehr ein Ereignis, als bisher während dieses Feldzuges noch nicht ein einziger Mann von Caesar zu Pompejus übergegangen war, während das Umgekehrte oft genug stattfand. Jene Überläufer aber waren zwei hochgestellte allobrogische Reiterführer, Raucillus und Egus mit Namen, welche, von Caesar seit den gallischen Kriegen hoch geschätzt und viel bevorzugt, sich in letzter Zeit Unregelmäßigkeiten in der Geldgebarung gegen ihre Untergebenen hatten zu schulden kommen lassen und, als dies entdeckt wurde, beschlossen hatten zu desertieren. Nachdem ihnen vorher noch ein Mordanschlag gegen den Kommandanten der Kavallerie C. Volusenus mißglückt war, gingen sie mit vielen ihrer Untergebenen und einer großen Anzahl Pferden zu Pompejus über.

Beilage 29.

Pompejus empfing die seltenen Gäste mit offenen Armen, umsomehr als sie sich äußerst orientiert zeigten nicht nur über

die Beschaffenheit der caesarianischen Werke, sondern auch über die ganze Truppen- und Diensteinteilung, kurz über alles, was ihm zu wissen wünschenswert schien.

Von ihnen erfuhr nun Pompejus, daß am südlichen Ende der caesarianischen Verschanzungen die Arbeiten noch nicht ganz vollendet seien. Es war nämlich daselbst, wie oben erwähnt, eine doppelte Linie gezogen, um die Hauptfront gegen Rückenangriffe zu decken. Nun waren zuletzt noch dort, wo die beiden Linien ans Meer stießen, die Enden derselben durch einen Querwall verbunden und abgeschlossen. Dieser Querwall aber war, wie Pompejus jetzt erfuhr, noch unvollendet.

Das Lager, dem dieser Abschnitt zugewiesen war, befand sich weiter landeinwärts hinter den Linien. Lager- und Abschnittskommandant war der Quaestor Lentulus Marcellinus, ein etwas kränklicher Herr. Die Abschnittsbesatzung bildete die IX. Legion, dieselbe, welche zu Beginn der Blockadearbeiten weiter vorne ein Lager befestigt und es dann auf Caesars Befehl, als zu exponiert gelegen, wieder geräumt hatte. Dieses Lager hatte dann Pompejus in Besitz genommen, es aber, da er mehrere Legionen hineinzulegen beabsichtigte, bedeutend vergrößert, nämlich mit einer neuen, weiteren Umwallung rings umgeben, so daß das alte Lager wie ein Reduit im neuen stand. Zugleich hatte er es durch eine Linie mit dem nördlich vorbeifließenden Bach verbunden, um ungehindert Wasser zuführen zu können. Später aber hatte auch Pompejus den Platz aufgegeben und seine Linien weiter nördlich abgeschlossen. Das Lager mit dem Doppelwall stand nun leer zwischen den beiderseitigen Linien.

Dies war die Situation in jenem Abschnitte, wie sie Pompejus zum Teil in voller Ausführlichkeit von den beiden Deserteuren erfuhr. Auf diese Daten baute er seinen Plan für den neuen Durchbruchsversuch.

Er ließ eine große Menge Faschinen anfertigen und gab außerdem den für die Aktion in Aussicht genommenen Truppen Befehl, ihre glitzernden Helme mit Flechtwerk zu überdecken. Die Faschinen ließ er auf Schiffe bringen und mit ihnen starke Abteilungen leichter Truppen einschiffen. In der Nacht zum 6. Juli (26. Mai) umsegelten diese Schiffe das Südende von Caesars Linien, während in der Dunkelheit 60 Kohorten zum Angriff gegen die Innenfront bereitgestellt wurden.

Mit Morgengrauen begann der Angriff. In den Linien standen 2 Kohorten der IX. Legion auf Wache. Diese wurden

gleichzeitig von den 6 Legionen an der inneren, von den Leichtbewaffneten an der äußeren Linie angegriffen. Noch hielten sie sich trotz der erdrückenden Übermacht; da landete Pompejus, als er jene Kohorten bis auf den letzten Mann nach beiden Seiten hin beschäftigt sah, eine dritte Abteilung vor dem unvollendeten Querwall, erstürmte diesen und griff nun die Verteidiger beiderseits im Rücken an. Nun war ein Widerstand nicht mehr denkbar; die Caesarianer flohen, durch den engen Raum zwischen den Linien stark behindert, gegen das Lager des Marcellinus. Eben kam dieser — etwas spät — mit der Abschnittsreserve herbei; aber auch sie wurde in die Flucht mitfortgerissen und alles flutete nach dem Lager zurück. Die Verwirrung war allgemein, die meisten Centurionen tot oder verwundet, der Legionsadler, dessen Träger gefallen war, nur mit Mühe gerettet; das Lager selbst schwebte in höchster Gefahr.

Da erschien der Kommandant des nächsten Abschnittes, M. Antonius, mit 12 Kohorten auf dem Kampfplatze. Sein Eintreffen endlich brachte das Gefecht zum Stehen. Auch Caesar, durch vorbereitete Rauchsignale verständigt, eilte mit einigen Kohorten herbei.

Pompejus brach das Gefecht ab, um seinen Erfolg nicht aufs Spiel zu setzen, ging gegen das Meer zurück und ließ dort auf dem gewonnenen Terrain außerhalb Caesars Linien ein großes Lager befestigen. Fünf von den im Gefecht gestandenen Legionen waren mit der Lagerarbeit und ihrer Deckung beschäftigt; die sechste wurde, hinter einem Wäldchen gedeckt, zurückgeschickt mit dem Befehl, das zwischen den alten Linien befindliche verlassene Lager zu besetzen, um die Verbindung festzuhalten.

Als Caesar auf dem Kampfplatz eintraf, sah er sofort, daß der Durchbruch des Pompejus geglückt war. Er gab aber seinen Plan nicht auf, sondern ließ sofort dem neuen Lager des Gegners gegenüber eine Schanze errichten, jedenfalls mit der Absicht daselbst einen Stützpunkt zu gewinnen, von wo aus er die neue Stellung des Pompejus wiederum einschließen konnte.

Die Schlacht bei Dyrrhachium.

Kaum waren diese Arbeiten vollendet, als Caesar von mehreren Punkten gleichzeitig Meldung erhielt, daß man eine feindliche Legion in das mehrerwähnte alte Lager hatte einrücken sehen. Dies reifte in ihm den Plan, die vereinzelte Legion überraschend anzugreifen und sich des Lagers zu bemächtigen, wodurch er das neue Lager des Pompejus von seiner übrigen

Beilage 29.

Position abzuschneiden und damit die Scharte des Tages auszuwetzen hoffte. Er ließ nur zwei Kohorten in der neuen Schanze zurück und ging mit 33 Kohorten gedeckt in zwei Kolonnen gegen das alte Lager vor. Die Reiterei folgte der rechten Kolonne; Caesar selbst befand sich bei der linken.

Der Angriff erfolgte, wie bei Überraschungen üblich, in zwei Treffen. Der linke Flügel, wo Caesar persönlich befehligte, traf frontal auf das Lager, überrumpelte nach kurzem Kampfe um das mit einem spanischen Reiter gesperrte Tor den äußeren Frontwall und zwang die Verteidiger zum Rückzuge in das innere kleinere Werk. Auch dieses wurde überwältigt und die Besatzung bis an die rückwärtige Verschanzung zurückgedrängt.

Indessen hatte Caesars rechte Kolonne die Direktion verfehlt und war statt auf das Lager selbst auf den Wall gestoßen, der vom Lager zum Bache führte. In der Meinung, den Lagerwall vor sich zu haben, suchten die Truppen lange nach einem Tore; als sie keines fanden, gruben sie eine Bresche und durchschritten sodann die unverteidigte Linie, gänzlich desorientiert und im unklaren, wohin sie sich wenden sollten. Die Kavallerie folgte schließlich durch dieselbe Lücke und breitete sich im Vorfeld aus.

Indessen aber hatte Pompejus von dem Überfall Kenntnis erhalten, sofort die 5 mit der Lagerarbeit beschäftigten Legionen alarmiert und war, gleichfalls durch das Wäldchen gedeckt, zur Unterstützung herbeigeeilt. Er traf zuerst auf die weit vorgegangene caesarianische Kavallerie, die sich eilig zurückzog, natürlich dahin, woher sie gekommen, auf den rechten Flügel. Die Kohorten jener Kolonne, noch immer nicht orientiert und ohne jede Fühlung mit dem linken Flügel und dem Feldherrn, sahen sich plötzlich einer erdrückenden Übermacht gegenüber und entschlossen sich sofort zum Rückzug, kamen jedoch in der engen Bresche, wo sich alles staute, furchtbar ins Gedränge und erlitten dadurch allein empfindliche Verluste.

In diesem Augenblicke gewahrte man auf Caesars linkem Flügel gleichzeitig das Anrücken der feindlichen Hauptkraft und die Flucht des eigenen rechten Flügels. Instinktiv suchte jetzt alles so rasch als möglich aus den jede Entwicklung hindernden Verschanzungen herauszukommen und das freie Feld zu gewinnen; die Verwirrung steigerte sich mit jedem Augenblick und bald war auch hier alles in wilder Flucht. Umsonst warf sich Caesar persönlich den Fliehenden entgegen; eine furchtbare Panik hatte die schlachterprobten Veteranen ergriffen;

sie warfen Waffen und Feldzeichen weg und wälzten sich in heillosem Gedränge durch die Schanzen und Linien, die Vordersten mit ihren Leichen die Gräben füllend als Brücken für die Flucht der Nachfolgenden.

Zu einem eigentlichen Zusammenstoß war es kaum gekommen. Und wie so oft in der Kriegsgeschichte, kam auch hier der Sieger erst viel später zum Bewußtsein seines Sieges als der Besiegte zur Erkenntnis seiner Niederlage. Pompejus, durch das unerwartet rasche Zurückgehen der Caesarianer verblüfft, durch die vielen Linien selbst an Übersicht und Bewegungsfreiheit gehindert, wagte nicht weiter vorzugehen und ließ sogar, einen Hinterhalt befürchtend, selber zum Rückzuge blasen. So gewann Caesar Zeit, seine aufgelösten Truppen wieder halbwegs zu ralliieren und ins nächste Lager zurückzuführen. Er selbst gab sich keiner Illusion hin und gestand sich ein, daß, wenn Pompejus sich sofort auf eine energische Verfolgung eingelassen hätte, die ganze Armee verloren gewesen wäre.

Caesar verlor an diesem verhängnisvollen Tage etwa 1000 Mann, darunter 32 Centurionen und ebensoviele Feldzeichen, doch keinen Adler. Die schwersten Verluste hatte die IX. Legion, welche in beiden Kämpfen dieses Tages am meisten gelitten. Von den Gebliebenen waren die wenigsten von Feindeshand gefallen; die Mehrzahl war im Gedränge und in den Gräben erdrückt worden, viele waren gefangen; diese letzteren ließ Labienus mit Erlaubnis des Pompejus, nachdem er sie öffentlich verhöhnt hatte, insgesamt hinrichten.

Aufhebung der Einschließung.

Caesar war geschlagen, taktisch und strategisch; sein ganzer bisheriger Feldzugsplan war durchkreuzt. Weder Dyrrhachium hatte er nehmen können, noch war es ihm gelungen den Gegner auf die Dauer lahmzulegen. Unter keinen Umständen konnte er es hier sofort auf einen neuen Kampf ankommen lassen; die Einschließung aber war durchbrochen und so blieb ihm nichts übrig, als sie ganz aufzuheben. Mit raschem Entschluß ließ er alle Werke gleichzeitig räumen und vereinigte die ganze Armee weiter rückwärts auf einem Punkte, ohne daß Pompejus diesen diffizilen Moment hätte ausnützen können oder wollen.

Für Caesar war es jetzt die Hauptsache, die tief erschütterten Truppen wieder ordentlich in die Hand zu bekommen. Die kurze Frist, die durch Pompejus' Zaudern gewonnen wurde, hatte genügt, um diese alten braven Soldaten sich selbst wieder finden zu lassen. Sie empfanden nichts als grenzenlose Scham über

ihre Flucht und verlangten spontan die Dezimierung. Caesar aber begegnete ihnen mit größter Freundlichkeit, stellte ihnen gegenüber die ganze Affäre als gänzlich geringfügig und belanglos hin und begnügte sich damit, einige Fahnenträger, welche ihre Feldzeichen verloren, das Leben aber gerettet hatten, zu degradieren. Die Soldaten aber verweigerten solidarisch das Avancement in die durch die Verluste dieses Tages freigewordenen Chargenplätze; niemand sollte durch diese traurigen Ereignisse einen persönlichen Vorteil davontragen.

Gleichwie einstens bei Gergovia, so war es auch jetzt Caesars wichtigste weitere Absicht, die Truppen so rasch als möglich aus dem Bereiche des Unglücksplatzes zu entfernen. Es blieb ihm ohnehin keine andere Wahl als der Abzug, und dem Gegner vorher noch einmal die Schlacht anzubieten, wie er es bei Gergovia mit guten Gründen tun konnte, war hier nicht ratsam. Auch bezüglich der Richtung des Rückzuges hatte er eigentlich keine Wahl. Nach Italien zurück konnte er nicht, denn seine Schiffe waren längst vernichtet. Dagegen hatte sich ein namhafter Teil Griechenlands für ihn erklärt und diese fruchtbaren und ressourcenreichen Gegenden, wo er überdies bereits Truppen stehen hatte, boten seinem erschöpften Heere vorteilhafte Zufluchtstätten. Vorher aber mußte er noch seine an der Küste zurückgelassenen Detachements entsprechend sichern. Er wählte daher als erste Etappe für den Rückzug Apollonia; von da wollte er sich nach Thessalien wenden und sich dort mit den nach Macedonien und Griechenland detachierten Abteilungen vereinigen. Folgte ihm Pompejus dahin, so konnte er ihm dort, durch die inzwischen verstrichene Zeit und die erhaltenen Verstärkungen rehabilitiert, wieder mit günstigen Chancen entgegentreten; ging aber Pompejus, was nicht ausgeschlossen war, jetzt über das Meer nach Italien, so wollte er mit dem vereinigten Heere zunächst das isolierte Korps Scipios vernichten, dann auf dem Landwege über Illyrien ebendahin aufbrechen und eventuell im Angesichte Roms die Entscheidung auskämpfen.

Die in seiner Macht befindlichen Küstenplätze Oricum, Apollonia und Lissus gedachte er keineswegs aufzugeben. Sollte Pompejus sie belagern, so konnte er ihn durch den Angriff auf Scipio davon abziehen.

Vor allem aber galt es, sich der unmittelbaren Fühlung mit dem Gegner so rasch als möglich zu entziehen. In diesem Sinne disponierte Caesar den Rückzug, eine der meisterhaftesten Operationen dieser Art, welche die Kriegsgeschichte kennt.

Caesars Rückzug.

Zuerst ließ er mit Einbruch der Dunkelheit seinen ganzen Train nebst allen Verwundeten und sonst Marschunfähigen unter Bedeckung einer Legion aufbrechen mit dem bestimmten Befehl, ohne längere als die unbedingt notwendigen Rasten in einem Zuge bis Apollonia zu marschieren. Die andern Legionen standen marschbereit im Lager. Nach Mitternacht brach das Gros, bei mehreren Toren zugleich abmarschierend, in derselben Richtung auf; nach entsprechender Distanz folgte die Nachhut, 2 Legionen mit dem größten Teil der Kavallerie, unter Caesars persönlichem Befehle. Im Momente ihres Abmarsches wurde, um das Dekorum zu wahren, das Signal zum Abbrechen des Lagers gegeben.

Pompejus war, wie oben erwähnt, relativ spät zur vollen Erkenntnis seines Erfolges gekommen. Dann aber lähmte wieder die tolle Siegesfreude in seinem gefährlich zusammengewürfelten Hauptquartier für den Augenblick jedes Handeln. Seine militärisch höchst naiven Paladine hielten den Feldzug für vollkommen entschieden, sahen Caesars Armee als nicht mehr existierend an und hielten überhaupt jede weitere Kriegführung für überflüssig.

Erst als Pompejus die Meldung von Caesars nächtlichem Abmarsche erhielt, fand er die Gewalt über die Seinen wieder und entschloß sich sofort zu dem Wichtigsten: der geschlagenen Armee auf den Fersen zu folgen, um sie sobald als möglich, so lange sie noch unter dem Eindruck der erlittenen Niederlage stand, zur Schlacht zu zwingen.

Er befahl sofort den Aufbruch; aber bis alles marschbereit war, hatte Caesar längst einen bedeutenden Vorsprung. Pompejus schickte also seine gesamte Kavallerie voraus, um den Marsch des Feindes zu verzögern; allein auch diese konnte die gegnerische Nachhut erst während ihres Überganges über den Genusus gegenüber Asparagium einholen und wurde bei dem Versuche, den Übergang zu stören, von Caesars Kavallerie im Verein mit 400 Antesignanen der Nachhutlegionen mit Verlust zurückgeworfen. Caesar ging nun ungehindert über den Fluß und bezog am Südufer desselben das gleiche Lager, das er seinerzeit innegehabt. Alle Werke waren noch intakt, und dieser Umstand erlaubte ihm, seine Truppen sofort marschbereit im Lager zu halten.

Pompejus kam endlich nach und bezog gleichfalls sein altes Lager, Caesar gegenüber. Für seine Truppen gab es gleichfalls keine Lagerarbeit; dafür entsendete er sofort zahl-

reiche Requisitionskommanden weit in die Umgebung und einzelne Trupps gingen sogar gegen die Werke von Dyrrhachium zurück, um ihre in der Eile des Aufbruches zurückgelassenen Habseligkeiten nachzuholen.

Kaum aber hatte Caesar den Eindruck gewonnen, daß die feindliche Armee zum sofortigen Abmarsch nicht in der Verfassung sei, als er mit seinen marschbereit gehaltenen Truppen plötzlich wieder aufbrach und noch weitere 12 Kilometer marschierte, worauf er ein neues Lager schlug. Pompejus aber konnte aus den angeführten Gründen an diesem Tage nicht mehr marschieren.*)

Am folgenden Morgen brach Caesar abermals noch in der Dunkelheit auf, nachdem er diesmal auch die leichte Bagage schon am Abend vorher vorausgesandt hatte. Pompejus machte die größten Anstrengungen, um ihn einzuholen; umsonst; die forcierten Märsche lockerten seine Armee mehr als die des Gegners und der Vorsprung des letzteren ward trotzdem täglich größer. So stellte er am vierten Tage nach dem Abmarsch von Dyrrhachium die erfolglose Verfolgung ein. (10. Juli/30. Mai.)

Am selben Tage erreichte Caesar unbehelligt Apollonia. Er legte in diese Stadt 4, nach Oricum, wo er alle Verwundeten und Kranken zurückließ, 3 Kohorten, 1 blieb in Lissus. Dann brach er mit der Armee nach Thessalien auf, nachdem er schon vorher dem Domitius schriftlich eine Order geschickt hatte, worin er ihm alles nötige mitteilte und ihm befahl, nach Thessalien den Anschluß an das Hauptheer zu suchen.

Pompejus' weiterer Plan.

Für Pompejus war unterdessen der Moment gekommen, wo er sich für den weiteren Kriegsplan entscheiden mußte. Er hatte diesbezüglich eine weit freiere Wahl als Caesar, und da es in seinem Lager eine Menge Leute gab, die über die Kriegführung ihre eigene Meinung nicht nur haben, sondern auch aussprechen durften, so hagelte es förmlich die divergierendsten Vorschläge. Am stärksten vertreten war die Meinung, man solle von Caesar ablassen und sofort nach Italien übersetzen, um vor allem Rom wiederzugewinnen. Der Führer dieser Partei — denn von Parteien muß man sprechen, wenn von Pompejus' Hauptquartier die Rede ist — war Afranius, und er wenigstens vertrat damit gewiß seine ehrliche militärische Überzeugung.

*) Es ist interessant zu beachten, daß Caesar hier gegen Pompejus ein Manöver mit vollem Erfolge zur Anwendung brachte, welches während des spanischen Feldzuges seinen Gegnern ihm gegenüber mißglückt war (vgl. pag. 270).

Dem größten Teil seiner Nachbeter jedoch war es weniger um spezifisch militärische Interessen als vielmehr um die endliche Rückkehr nach Rom, in ihre Villen und zu den behaglichen Genüssen der Hauptstadt zu tun.

Die zweite der noch ernst zu nehmenden Richtungen, deren hervorragendster Vertreter T. Labienus gewesen zu sein scheint und die für die sofortige energische Verfolgung Caesars eintrat, war stark in der Minorität. Dennoch neigte sich Pompejus dieser Richtung zu und in ihrem Sinne faßte er seinen Entschluß.*) Zunächst wollte er Scipio zu Hilfe eilen, bei dieser Gelegenheit wenn möglich Domitius abfangen und sich dann mit allen Truppen gegen Caesar wenden.

In Dyrrhachium blieben 15 Kohorten unter M. Cato zum Schutze der adriatischen Küste zurück. Die Wahl dieses Befehlshabers hatte ihre besondere Bedeutung. Der einflußreiche, starre Republikaner konnte nach gefallener Entscheidung dem siegreichen Feldherrn unbequem werden; es war besser, wenn er im Augenblicke des für die nächste Zeit zuversichtlich erwarteten Sieges nicht zugegen war. Fiesco fürchtete Verrina.

* * *

Die gleichzeitigen Ereignisse im Innern des Landes.

Zur gleichen Zeit wie die folgenschweren Kämpfe im Gebiete von Dyrrhachium hatten sich auch auf anderen Punkten wechselvolle Ereignisse abgespielt.

Wie erwähnt, hatte Caesar nach der Vereinigung mit Antonius bedeutende Detachierungen in das Innere des Landes vorgenommen, und zwar:

L. Cassius Longinus mit der XXVII. Legion nnd 200 Reitern nach Thessalien;

C. Calvisius Sabinus mit 5 Kohorten und einigen Reitern nach Aetolien;

Cn. Domitius Calvinus mit der XI. und XII. Legion und 500 Reitern nach Macedonien.

Calvisius in Aetolien.

Calvisius war zuerst in Aetolien eingerückt und von der Bevölkerung freundlich aufgenommen worden, hatte dann die vom Gegner besetzten wichtigen Plätze Calydon und Naupactus genommen und wäre nun gerne gegen die Provinz Achaia vorgegangen, fühlte sich dazu jedoch zu schwach. Caesar entsendete daher den Fufius Calenus dahin, welchem er die Detache-

*) Dieser überaus wichtige und folgenschwere, auch seither von zahllosen berufenen und unberufenen Kritikern nach allen Richtungen ventilierte Entschluß wird unter den »Ergebnissen« ausführlich diskutiert werden.

ments sowohl des Calvisius wie des Cassius unterstellte, so daß er über $1^1/_2$ Legionen gebot, mit denen er Achaia in seine Gewalt bringen sollte.

Cassius in Thessalien.

Cassius hatte unterdessen in Thessalien die caesarianische Partei gegen die pompejanische wirksam unterstützt, war jedoch durch einen plötzlichen Vorstoß Scipios vom Haliacmon her gezwungen worden, bis auf die thessalisch-epirotischen Grenzgebirge zurückzugehen. Später wurde, wie erwähnt, sein Detachement dem Fufius Calenus unterstellt und von diesem nach Mittelgriechenland gezogen.

Calenus in Achaia.

Calenus besetzte mit dem vereinigten Korps ohne Widerstand Delphi, Theben und Orchomenos und drängte den pompejanischen Legaten Rutilius Lupus auf den Peloponnes zurück, den jener durch die Befestigung des Isthmus von Korinth sperrte. Calenus aber belagerte gleichzeitig Athen und Megara.

Domitius gegen Scipio am Haliacmon.

Unterdessen waren in Macedonien Domitius Calvinus und Metellus Scipio aneinandergeraten. Letzterer hatte in Syrien die Reste der parthischen Armee in 2 Legionen vereinigt und diese nebst einem ansehnlichen Reiterkontingent seinem Feldherrn und Schwiegersohn Pompejus zu Hilfe geführt. Sehr eitel und mäßig befähigt, war er doch gewiß vom besten Willen beseelt, hatte aber mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, bevor es ihm gelang mit seinen Truppen Europa zu erreichen. Zuerst zeigten seine Soldaten wenig Lust gegen Caesar zu marschieren und er wußte sie nur zu beschwichtigen, indem er ihnen die kleinasiatischen Städte zur Plünderung preisgab. Dann erlitt er beim Durchmarsche durch das Amanus-Gebirge seitens der dortigen Bergvölker empfindliche Schlappen, was ihn nicht hinderte sich selbst zum Imperator zu ernennen. In Kleinasien leistete er in Erpressung von Truppen, Kriegsmaterial und Geld das äußerste, was diese vielgeplagte Provinz je zu erdulden gehabt, und war gerade damit beschäftigt, die Schätze des weltberühmten Diana-Tempels zu Ephesus zu requirieren, als ihm der schriftliche Befehl des Pompejus zukam, unverzüglich zu ihm zu stoßen, da Caesar wider Erwarten in Epirus gelandet sei. Scipio ließ alles liegen und stehen und betrieb den sofortigen Weitermarsch mit nennenswertem Eifer. Einige Tage später stand er in Macedonien.

Er marschierte geradenwegs gegen Domitius, bog aber, als er nur mehr einen Tagmarsch von ihm entfernt war, nach Zurücklassung des schweren Trains unter Bedeckung von 8 Kohorten unter M. Favonius in einer stark befestigten Stellung

am Haliacmon, plötzlich nach Süden ab, um sich überraschend auf den in Thessalien stehenden Cassius zu werfen, der, erst im letzten Moment von der Ankunft des übermächtigen Gegners unterrichtet, dem Stoße knapp auswich und in das epirotische Grenzgebirge und von da nach Ambracien zurückging. Scipio folgte ihm auf dem Fuße, als er von Favonius dringende Meldung erhielt, daß Domitius mit seiner ganzen Macht das Lager am Haliacmon bedrohe. Er kehrte daher um und langte gerade noch rechtzeitig bei Favonius an, um den Plan des Domitius zu verhindern. Dieser schlug nun ihm gegenüber am anderen Ufer des Flusses sein Lager.

Nach zweitägiger Untätigkeit ging Scipio über den Fluß und schlug ein neues Lager, etwa 9 Kilometer von Domitius entfernt. Dieser rückte sofort aus dem seinen und gegen Scipio an, welcher, obwohl er ebenfalls aufmarschiert war, aus seiner schwer angreifbaren Stellung zwischen dem Lagerwall und einem schwer passierbaren Bach nicht herausging. Scipio hatte gehofft, den Gegner durch seinen Vorstoß über den Fluß zum Rückzuge zu bewegen; da dies mißlang und ihm seine neue Stellung zu exponiert vorkam, ging er in der Nacht ohne Signale wieder auf das andere Ufer zurück und befestigte dort ein neues Lager.

Einige Tage später mißglückte ihm ein Versuch, die unter Q. Varus auf Fouragierung ausgesandte Reiterei des Domitius in einen Hinterhalt zu locken, da die wohl überraschte, aber schnell gesammelte Kavallerie sofort ihrerseits zum Angriff überging und die gegnerische unter großen Verlusten in die Flucht schlug.

Nun suchte Domitius seinerseits dem Gegner eine Falle zu stellen. Er brach wie zum Rückzuge auf und legte, als er den Kontakt mit dem Gegner unterbrochen sah, einen Hinterhalt. Scipio sandte seine ganze Reiterei aus, um die Fühlung mit dem Feinde zu suchen, und hielt seine Kohorten vorläufig marschbereit zurück. Als die Vorhut der Kavallerie bereits den Platz des Hinterhaltes betrat, wurde dieser durch wiehernde Pferde verraten; sofort ging die Vorhut zurück, das Gros machte Halt; den Abteilungen des Domitius blieb nichts übrig als vorzubrechen und wenigstens die beiden vordersten Turmen, bei denen sich auch der Kommandant M. Opimius befand, abzuschneiden und gefangenzunehmen.

So schlug man sich am Haliacmon ohne Entscheidung herum. Auch ein Versuch Caesars, hinter dem Rücken des

Pompejus mit Scipio Unterhandlungen anzuknüpfen, blieb erfolglos. Indessen kam die Schlacht von Dyrrhachium mit ihren Folgen. Caesar hatte Domitius umgehend verständigt und zum Anschluß nach Thessalien befohlen; da aber die wankelmütigen griechischen Landschaften nach jener Schlacht sofort wieder von Caesar abgefallen waren, gelangte jener Befehl gar nicht zu Handen des Legaten, und dieser, durch Verpflegsschwierigkeiten gedrängt, hatte unterdessen die Stellung am Haliacmon aufgegeben und marschierte ahnungslos auf der Egnatischen Straße zurück, auf welcher eben Pompejus heranrückte. Schon waren die Teten nur einen kleinen Marsch auseinander, als die vorausgesandten gallischen Reiter des Domitius mit den ihnen wohlbekannten zu Pompejus übergegangen Allobrogen zusammentrafen und von ihnen den Sachverhalt erfuhren. Auf ihre Meldung fand Domitius gerade noch Zeit der drohenden Umklammerung auszuweichen, marschierte links ab und traf bei Aeginium mit Caesar zusammen (24. Juli/13. Juni).

Scipio aber war, von den Vorgängen bei Dyrrhachium und dem Plane des Pompejus verständigt, ohne auf letzteren zu warten, direkt nach Thessalien marschiert und hatte die mächtigste Stadt dieses Landes, Larissa, besetzt, um von hier aus die ganze Landschaft in Schach zu halten und Pompejus zu erwarten.

* * *

Caesars Marsch nach Thessalien.

Caesar war von Aeginium gegen die nächste thessalische Stadt Gnomphi gerückt, welche, wie jetzt die meisten griechischen Städte, sich für den Sieger erklärte und ihm die Tore schloß. Die braven Griechen hätten ihm einen größeren Gefallen gar nicht erweisen können: der billige Erfolg, der hier zu holen war, mußte sowohl für den Gemütszustand seiner Truppen wie als Warnung für die übrigen Städte von heilsamster Wirkung sein. Caesar nahm die Stadt im Sturme und gab sie der Plünderung preis; es war das beste Mittel zur Aufheiterung seiner Soldaten und die großen Weinvorräte, die den Siegern dabei in die Hände fielen, trugen nicht am wenigsten hiezu bei.*)

Von Gnomphi marschierte Caesar auf die nächste Stadt Metropolis. Auch diese machte anfangs Miene, die Tore zu schließen; als jedoch die Nachricht vom Schicksal Gnomphis

*) Hiebei sollen Caesars germanische Reiter, die ihrer berühmten Gewohnheit »immer noch eines zu trinken« auch auf den Trümmern von Gnomphi nicht untreu wurden, durch ihre possierlichen Räusche zur allgemeinen Heiterkeit in erster Linie beigetragen haben.

eintraf, besannen sich die Städter eines Besseren und öffneten die Tore. Die Stadt wurde mit Schonung behandelt und dieses Beispiel im Verein mit dem vorhergegangenen Gegenstück hatte die Wirkung, daß sämtliche thessalischen Städte mit Ausnahme des von Scipio besetzten Larissa sich trotz Dyrrhachium für Caesar erklärten. So gelangte die Armee in bester Verfassung in die fruchtbare thessalische Ebene, während gleichzeitig Pompejus in Larissa eintraf und sich daselbst mit Scipio vereinigte. Um der berühmten Eitelkeit seines Schwiegervaters zu schmeicheln, behandelte er ihn nicht als Legaten, sondern als Mitfeldherrn, ließ ihm ein eigenes Prätorium errichten und vor demselben, so wie vor seinem eigenen, die vorgeschriebenen Signale blasen. Faktisch übte allerdings er allein den Oberbefehl aus und wenn dies nicht in der unumschränkten Weise geschah, wie es wünschenswert gewesen wäre, so war Scipio gewiß in letzter Linie schuld daran.

Mit der vereinigten Armee zog nun Pompejus Caesar entgegen. Unweit der Stadt Pharsalus, am linken Ufer des Enipeus, dort, wo das Defilé dieses Flusses sich zur Ebene erweitert, schlug er auf den den Defiléausgang deckenden Höhen, Front nach Westen, das Lager und sicherte sofort — wohl in der Erinnerung an Dyrrhachium — die umliegenden Hügel in breiter Ausdehnung durch Redouten. Ihm gegenüber in der Ebene lagerte Caesar.

Die Chancen waren wiederum einigermaßen ausgeglichen. Caesars Armee hatte eine wesentliche Verstärkung erfahren und hatte sich physisch und moralisch vollends erholt. Auf dem Marsche durch die fruchtbaren, wohlhabenden Gegenden hatte sie keinen Mangel gelitten, ja zeitweilig im Überflusse geschwelgt. Auch für die nächste Zeit standen die Verhältnisse nicht ungünstig. Wohl begann das Getreide knapp zu werden, wie in jeder Gegend, die schon hart vor der neuen Ernte steht; allein gerade diese Aussicht auf die unmittelbar bevorstehende Ernte ließ die nächste Zukunft in jenem überaus fruchtbaren Lande recht verheißungsvoll erscheinen.

Caesar fühlte sich denn auch schon stark genug, um eine Schlacht zu wagen und rückte täglich in Gefechtsformation gegen die feindliche Stellung. Aber Pompejus war es nicht entgangen, wie Caesars Armee seit Dyrrhachium sich restauriert hatte und so zögerte er abermals, die eben erst angestrebte Entscheidungsschlacht anzunehmen und verließ seine befestigten Hänge nicht. Sein neuer Plan war, den Gegner durch Märsche

aufzureiben. Auch er war in dem Wahne befangen, daß Caesars Armee weniger marschfähig sei wie die seinige, obwohl er doch gelegentlich der Operationen vor und nach Dyrrhachium genug Gelegenheit gehabt hatte sich vom geraden Gegenteil zu überzeugen. Die Hauptschuld an seiner Verblendung trug T. Labienus, der, selbst verblendet durch seinen wütenden Haß, ihm vorrechnete, daß von Caesars erprobten und mit Recht gefürchteten gallischen Veteranen nach den seitherigen Strapazen und Verlusten gar nichts mehr übrig sein könne, man es also nunmehr mit minderwertigen Rekruten zu tun hätte. Pompejus glaubte schließlich, was er wünschte, und beharrte erst recht bei seinem Entschluß, die Schlacht zu vermeiden und die feindliche Armee durch Märsche zu sprengen, obwohl Labienus gerade das Gegenteil beabsichtigt hatte, nämlich seinen Feldherrn zur Schlacht zu reizen; und ausnahmslos alle maßgebenden Persönlichkeiten seines Hauptquartiers, denen das Kriegsleben schon längst lästig geworden, drangen stürmisch auf die Entscheidungsschlacht.

Es ist Pompejus so ziemlich allseits zum Vorwurf gemacht worden, daß er durch die endliche Nachgiebigkeit gegen diese Elemente seinen und seiner Partei Untergang verschuldet habe. Militärisch betrachtet hätte er, falls er auf seiner Meinung beharrte, auch keine besseren Chancen gehabt. Daß es gelingen würde Caesar niederzumanövrieren, seine Armee durch Anstrengungen zu sprengen, denen man sich notwendigerweise gleichzeitig selbst unterziehen mußte, das war entschieden noch unwahrscheinlicher, als ihn zu schlagen. Der beste Beweis dafür ist, daß Caesar selbst, als er Pompejus die Schlacht verweigern sah, genau den analogen Entschluß betreffs Niedermanövrierung seines Gegners faßte, und zwar, wie aus dem obigen klar hervorgeht, mit weit mehr Berechtigung und mehr Aussicht auf Erfolg wie jener. Daß es Pompejus aber hätte gelingen sollen, Caesar die Zufuhr abzuschneiden und seine Armee auf diese Weise durch Hunger zu vernichten, ist erst recht widersinnig; denn erstens hatte diese Armee schon mehr als einmal Proben abgelegt, daß sie auch solche Krisen zu überwinden verstehe; zweitens wurde gerade durch Märsche und beständigen Ortswechsel die Verpflegung auch dem Gegner erleichtert; drittens war es höchst unwahrscheinlich, daß es Pompejus gelungen wäre, den größten Meister in der Bewegung der Massen wie im Positionskriege in seinen Nachschubsverbindungen auch nur nennenswert zu belästigen, umsoweniger als Caesar, der ja jetzt

die Schlacht suchte, in seinen Bewegungen naturgemäß mehr Initiative entwickeln konnte als der der Schlacht ausweichende Gegner; viertens endlich war mit Rücksicht auf die vor der Türe stehende Ernte in einem so ausnehmend ressourcenreichen Lande ein derartiger Versuch von Hause aus höchst problematisch.

So standen sich beide Feldherren einige Tage gegenüber. Es kam nur zu kleinen Plänkeleien der Kavallerie, einmal wohl auch zu einem größeren Reitertreffen, in welchem Caesars Reiter, durch Antesignanen wirksam unterstützt, über die weit überlegene pompejanische Kavallerie die Oberhand behielten. Indessen dachten beide Feldherren an den Aufbruch und jeder von beiden hatte bezeichnenderweise denselben Plan, wie er dem Gegner beikommen wollte. Caesar hatte bereits den Aufbruch beschlossen und für den 9. August (29. Juni) den Marsch nach Scotussa, unter gleichzeitiger Umgehung der feindlichen Stellung, anbefohlen.

Unterdessen aber hatte Pompejus, der Majorität nachgebend, vielleicht auch von der Anfechtbarkeit seines bisherigen Kalküls überzeugt, abermals seinen Entschluß geändert und beschlossen, doch die Schlacht zu wagen. Und als Caesars Vorhut am Morgen des 9. August eben im Begriffe stand abzumarschieren, langte die Meldung ein, daß die feindlichen Legionen in Schlachtordnung über die Ebene vorrücken ....

Die Schlacht bei Pharsalus.

Beilage 30.

Caesar sah den entscheidenden Tag seines Lebens gekommen. Sofort sistierte er den Aufbruch, gab die Dispositionen für den Aufmarsch aus und ritt persönlich voraus, um die Aufstellung des Gegners zu rekognoszieren.

Pompejus hatte seine Armee folgend aufmarschieren lassen:

Die Legionen waren in 3 Korps, jedes in 3 Treffen formiert, gegliedert. Den rechten Flügel, der sich an den schwer passierbaren Enipeus lehnte, kommandierte Lentulus Spinther; den Kern dieses Korps bildeten die spanischen Kohorten und die cilicische Legion. Das Zentrum befehligte Scipio; hier standen u. a. auch dessen beide syrische Legionen. Das Korps des linken Flügels führte Domitius Ahenobarbus; hier bildeten die beiden einst von Caesar übernommenen Legionen, die I. und III., die Hauptkraft. Die ganze Kavallerie unter Labienus schloß an den linken Flügel an; hinter ihr waren die leichten Hilfskontingente bereitgestellt.

Pompejus hatte mit Absicht die Truppen so verteilt, daß die verläßlichsten Truppenkörper auf den äußersten Flügeln, sowie in der Mitte des Zentrums als spezielle Stützpunkte placiert, die übrigen zwischen sie eingeschoben wurden. Aus analogem Grunde hatte er seine 2000 Evocaten über die ganze Front aufgeteilt.

Im ganzen standen in der Schlachtordnung 110 Kohorten mit zusammen 45.000 Mann, ferner 7000 Reiter und etwa 4200 leichtbewaffnete Schützen und Schleuderer. 7 Kohorten waren als Besatzung im Lager und in den Redouten zurückgeblieben.

Pompejus selbst hatte seinen Standpunkt am linken Flügel, zwischen den Legionen und der Kavallerie, gewählt. Sein Plan war, mit der Infanterie den Kampf frontal hinzuhalten, gleichzeitig mit seiner gesamten weit überlegenen Kavallerie den rechten Flügel Caesars zu umgehen, durch einen Flanken- und Rückenangriff diesen Flügel ins Wanken zu bringen und von hier aus die ganze Linie aufzurollen. Deshalb hatte er seinen rechten Flügel an den Fluß gelehnt, um die ganze Kavallerie auf dem linken vereinigen zu können; deshalb standen die Bogenschützen und Schleuderer hinter der Kavallerie bereit, um bei der beabsichtigten Umgehung durch ihre Geschosse die Verwirrung in den feindlichen Reihen zu steigern; deshalb befahl er schließlich den Legionen, nicht, wie üblich, beim Angriffe dem Gegner entgegenzustürmen, sondern den Anprall stehenden Fußes zu erwarten. Er hoffte hiebei auch, die Caesarianer, die infolge dieser Maßregel den doppelten Raum zu durcheilen hatten, würden dadurch verhältnismäßig ermüdet, atemlos und wohl auch etwas gelockert an seine Front ankommen, wo sie dann von fest geschlossenen frischen Abteilungen empfangen werden konnten.*)

Caesar hatte, die Aufstellung des Gegners rekognoszierend, dessen Plan vollkommen durchschaut und sofort seine Gegenmaßregeln entworfen. Seine Legionen ordnete er gleichfalls in 3 Korps, jedes in 3 Treffen formiert. Den rechten Flügel, wo die X. Legion stand, befehligte P. Sulla, das Zentrum Cn. Domitius Calvinus, den linken Flügel am Flusse M. Antonius; dort stand die in den Kämpfen bei Dyrrhachium

*) Caesar kritisiert gegen seine sonstige Gewohnheit diese Maßregel seines Gegners sehr scharf, indem er ausdrücklich betont, daß der Verzicht auf die lebendige Kraft des Anlaufes, den berauschenden Elan der Offensive, durch die von Pompejus angestrebten Vorteile nicht aufgewogen wird. (Caes. bell. civ. III. 92.)

furchtbar zusammengeschmolzene IX. Legion und hart neben ihr ohne Legionsintervalle die ebenfalls dezimierte VIII., so daß beide gewissermaßen nur einen Truppenkörper bildeten. Das gesamte dritte Treffen aller drei Korps wurde ausdrücklich als einheitliche Hauptreserve zur ausschließlichen Disposition des Feldherrn bestimmt. Außerdem zog Caesar aus demselben 6 Kohorten, je eine von je einer Legion, und stellte sie schräg hinter den rechten Flügel. Die gesamte Reiterei stand anschließend an jenen Flügel vor den letzterwähnten Kohorten, diese verdeckend. Caesar selbst nahm seinen Standpunkt am rechten Flügel der X. Legion, gerade Pompejus gegenüber; bei ihm standen auch seine 120 Evocaten.

Die Armee zählte in der Front 80 Kohorten mit zusammen 22.000 Mann und 1000 Reiter. Im Lager waren 2 Kohorten und wahrscheinlich auch die wenigen leichtbewaffneten Kontingente zurückgeblieben.

Nach kurzer, feuriger Ansprache an seine Lieblingslegion gab Caesar den Befehl zur Vorrückung.

Die Evocaten, durch ihres Führers Crastinus begeisternde Worte entflammt, brachen zuerst vorwärts; die X. Legion und die ganze Front folgten. Alle fühlten, daß der entscheidende Augenblick in der Laufbahn ihres Feldherrn wie in der ihren gekommen war. Alles brannte vor Kampfbegierde; vom Eindrucke der Schlappe von Dyrrhachium war nur mehr der glühende Wunsch zurückgeblieben, die Schmach jenes Tages gründlich zu tilgen. Es war eine jener Stimmungen, in denen es eine Niederlage nicht gibt, weil niemand an sie glaubt. Die caesarianischen Legionen wußten, daß sie siegen würden; was kümmerte sie die deutlich sichtbare Überzahl der Feinde: das war ein großer, aus den verschiedensten Elementen zusammengewürfelter Haufen, sie selbst aber waren alle zusammen ein Körper und eine Seele, ein einheitliches organisches Gebilde, dessen sämtliche Glieder in unleugbarer suggestiver Übereinstimmung als ganzes empfanden und handelten.

Und dieser suggestive Kontakt zeigte sich schon im ersten Stadium des Angriffs, bevor noch der Zusammenprall erfolgte. Kaum merkten die Cäsarianer, daß die Gegner den Angriff stehend erwarteten, als die ganze Front die Absicht wie die möglichen Folgen jener Maßregel erfaßte und ohne Befehl spontan die entsprechende Gegenmaßregel ergriff: das ganze anstürmende Treffen fiel auf halbem Wege in Schritt, ließ eine

kleine Atempause verstreichen und setzte erst dann den so auf die gewohnte Distanz reduzierten Anlauf fort.

Beiderseits gab es nun eine einzige Pilensalve, dann blitzten die Schwerter. Die Pompejaner aber hatten den Anprall gut ausgehalten und bald war auf der ganzen Linie ein erbittertes Handgemenge im Gange.

Jetzt warf sich Labienus mit seinen siebenfach überlegenen Reitermassen geschlossen auf die caesarianische Kavallerie. Diese war, wie vorauszusehen, dem übermächtigen Stoße nicht gewachsen und ging, nach des Feldherrn eigener Weisung, sehr bald, aber in guter Ordnung zurück. Die Krisis war da. Labienus ließ von der geworfenen Reiterei ab und entwickelte die bisher zur Attacke eng geschlossenen Abteilungen in breiter Formation nach rechts, um die vollständige Umfassung der rechten Flanke der gegnerischen Infanterie vorzubereiten. Gleichzeitig schob sich hinter ihm die ganze Masse der Schleuderer und Bogenschützen vor.

In diesem Moment erfolgte das Unerwarte: Caesars »viertes Treffen«, jene bereitgestellten sechs Kohorten, warf sich auf Befehl des Feldherrn plötzlich und überraschend auf die im Aufmarsche begriffene Reiterei, welche, gänzlich verblüfft, dem vehementen Angriffe dieser Kerntruppen auch nicht einen Augenblick Widerstand zu leisten vermochte. In wilder Flucht jagte des Pompejus Hoffnung gegen die Berge, mit ihr Labienus, der Tags vorher im Kriegsrat feierlich geschworen hatte, nicht anders denn als Sieger das Schlachtfeld zu verlassen.

Des Pompejus Plan war gescheitert; Caesars Gegenplan trat in sein Recht.

Die siegreichen Kohorten warfen sich nach Zersprengung der Reiterei auf die leichtbewaffneten Kontingente und hieben sie fast vollzählig zusammen. Ungedeckt lag die feindliche Flanke nun vor ihnen; ungehindert umgingen sie dieselbe und warfen sich, von der rasch gewendeten Kavallerie wirksam unterstützt, dem linken Flügel der gegnerischen Legionen in Flanke und Rücken.

Auf diesen Moment hatte Caesar gewartet. In dem Augenblicke, als der Rückenangriff seiner Umgehungskolonne sich fühlbar zu machen begann, warf er das bisher zurückgehaltene dritte Treffen auf der ganzen Linie gleichzeitig in die Front. Es war seine letzte Reserve; aber sie brachte die Entscheidung. Der linke Flügel des Pompejus, durch den Angriff in Flanke und Rücken ins Wanken gebracht, konnte dem a tempo ge-

führten vehementen Frontalstoß nicht standhalten, geriet in Unordnung und flutete auf das Zentrum zurück, dieses in den Rückzug mit fortreißend. Unaufhaltsam drängten die Caesarianer nach; schließlich blieb auch dem rechten Flügel des Pompejus, der sich bisher ohne greifbaren Erfolg mit dem weit schwächeren Korps des M. Antonius herumgeschlagen hatte, nur mehr der rasche Rückzug ins Lager übrig. Die Schlacht war entschieden.

Pompejus selbst hatte als Erster das Schlachtfeld verlassen, noch bevor die Entscheidung gefallen war. Allein es war in seiner Natur tief begründet, daß er das Scheitern seines Schlachtplanes als mit dem Verluste der Schlacht gleichbedeutend nahm. Kaum sah er das Fiasko des Reiterangriffes, so verließ er, unbekümmert um den noch ungebrochenen Widerstand seiner Legionen, die Front, ritt ins Lager, ermahnte die Wachen, dasselbe im äußersten Falle mannhaft zu verteidigen, und begab sich in das Praetorium, mit jener bittern ironischen Neugierde den Ausgang abwartend, welche den einer als unvermeidlich erkannten Katastrophe entgegensehenden Menschen stets beschleicht.*)

Vom Morgen bis Mittag, bei furchtbarer Hitze, hatte die Schlacht getobt. Allein Caesar war noch nicht fertig. Während sein Gegner tatenlos und verzweifelnd in seinem Zelte saß, führte er seine siegestrunkenen Legionen zum Sturme auf das Lager. Die Lagerwachen und einige thracische Kohorten widerstanden mannhaft, allein die große Menge der aus der Schlacht Geflohenen dachte mehr an weitere Flucht als an erneuten Kampf. Nach kurzem Gefechte ward das vordere Tor erstürmt; in demselben Augenblicke wälzte sich auch schon der ganze aufgelöste Haufe zum Hintertor hinaus, an der Spitze der Feldherr, der nach Ablegung der Zeichen seiner Würde sich aufs Pferd geschwungen hatte und mit wenigen Begleitern ventre à terre nach Larissa jagte.

Das Gros des pompejanischen Heeres sammelte sich auf der hinter dem Lager aufsteigenden Höhe, während Caesars Legionen sich in dem eroberten Lager vor Staunen kaum fassen konnten über den Luxus, der sich hier ihren Augen bot. Doch Caesar ließ ihnen weder Zeit zum Staunen noch zum Plündern. Er war entschlossen, mit der ganzen feindlichen Armee ein Ende zu machen und begann die Höhe, auf welcher diese sich gesammelt hatte, mit Werken einzuschließen. Da jedoch diese Höhe kein Wasser hatte, entschlossen sich die Pompejaner

*) »Summae rei diffidens et tamen eventum exspectans.« (Caes. b. c. III. 94.)

rechtzeitig sie zu räumen und zogen sich längs der Kammlinie zurück, in der Hoffnung, den Weg nach Larissa zu gewinnen. Caesar fand es nicht mehr nötig, gegen diese erschütterten Heerestrümmer seine ganze, ehrlich abgemüdete Armee aufzubieten. Er legte zwei Legionen in das eroberte Lager des Pompejus, zwei schickte er in das eigene Lager zurück; mit den übrigen vier folgte er dem Marsche der Pompejaner am Fuße der Höhen, kam ihnen auf dem bequemeren Wege bald zuvor und verlegte ihnen den Übergang über den Enipeus. Notgedrungen machten jene auf dem letzten Hügel vor dem Flusse Halt. Es war schon gegen Abend; doch fand Caesar noch Zeit, eine Schanzenlinie zwischen den Feinden und dem Flusse aufzuwerfen. Jetzt blieb ihnen nichts übrig als zu kapitulieren. Am folgenden Morgen streckten sie die Waffen. Es waren immer noch 24.000 Mann; 15.000 waren gefallen, der Rest war entkommen, darunter alle namhaften Führer mit Ausnahme des L. Domitius Ahenobarbus, der auf der Flucht von einer Reiterabteilung eingeholt und zusammengehauen worden war. Acht Adler und 180 andere Feldzeichen wurden vor Caesar niedergelegt. Er selbst hatte 200 Tote, darunter 30 Centurionen, und etwa 1000 Verwundete verloren.*) Auch der tapfere Evocatenführer Crastinus war gefallen und Caesar ließ ihm als besondere Auszeichnung ein eigenes Grabmal auf dem Schlachtfelde errichten.

Nach Entgegennahme der Kapitulation sandte er die vier Legionen, welche nun über 24 Stunden gekämpft und gearbeitet hatten, in die beiden Lager zur Ruhe; die vier andern zog er an sich und marschierte mit ihnen noch am selben Tage nach Larissa.

So endete die Schlacht von Pharsalus, der große, entscheidende Moment im Geschicke Caesars wie in der Geschichte Roms und der kultivierten Welt. Man mag mit Recht das definitive Ende der römischen Republik, die Caesar bewußt seiner Kulturidee zum Opfer brachte, vom Tage von Thapsus datieren; die Entscheidung war bei Pharsalus gefallen. Hier kämpfte die Republik noch um ihre Existenz, dort nur mehr um ein ehrenvolles Ende; wenn Thapsus zur Schlußkatastrophe des großen weltgeschichtlichen Dramas wurde, so war Pharsalus der dramatische Wendepunkt, von welchem ab die Katastrophe nur mehr eine unausweichliche Folge blieb.

*) Diese Auffassung eliminiert den scheinbaren Widerspruch der Verlustziffern bei Caesar und Asinius Pollio.

Die Verfolgung des Pompejus.

Beilage 31.

Die Entscheidung war gefallen; noch galt es, sie voll auszunützen. Als wichtigstes Moment erschien dem Sieger die Verfolgung des fliehenden Feldherrn, der einzigen ernst zu nehmenden militärischen Individualität unter seinen Gegnern. Eine Armee brauchte er freilich nicht dazu; zu viele Truppen wären hiebei nur hinderlich gewesen. Er nahm also nur die Reiterei und eine Legion, die VI., mit sich.

Aus den gefangenen Pompejanern bildete er neue Legionen und sandte drei derselben unter Cn. Domitius Calvinus nach Kleinasien, wo bei der Unsicherheit der Lage alles drüber und drunter ging; mehr als einer der zahllosen kleinen Vasallenkönige dieses Landes fischte im Trüben tapfer drauf los. Dort also sollte Domitius Ordnung machen. Vor Athen und Megara stand noch Calenus mit 15 Kohorten. Nach Illyrien, wo die Pompejaner den caesarianischen Statthalter Cornificius hart bedrängten, wurde aus Italien A. Gabinius mit 15 Kohorten dirigiert. Die Hauptkraft des Heeres, die alten Veteranenlegionen, sollte M. Antonius nach Italien zur wohlverdienten Rast zurückführen und daselbst, wie im Vorjahre, das militärische Kommando in Caesars Vertretung übernehmen.

Und nun begann Caesar jene fabelhafte Hetzjagd, in welcher er seinen flüchtigen Gegner mit rastloser Hast durch drei Weltteile jagte.

Pompejus hatte noch am Abend nach der verlorenen Schlacht Larissa passiert und war mit wenigen Getreuen bis ins Tempetal geritten, wo er nächtigte. Hier an der Peneusmündung bestieg er mit den beiden Lentulus, Favonius und dem im letzten Augenblick sich anschließenden Galaterkönig Dejotarus ein kleines Boot, traf später ein römisches Getreideschiff, das ihn aufnahm und nach Amphipolis brachte, wo er über Nacht vor Anker blieb, sich mit Geld versah und, um die Bevölkerung über seine Niederlage zu täuschen, eine Aushebung anordnete. Doch schon nahte Caesar, und Pompejus floh weiter nach Mytilenae, wo er seine Gemahlin und seinen jüngeren Sohn Sextus an Bord nahm, während Dejotarus sich verabschiedete. Nach zweitägiger, durch das Wetter aufgezwungener Rast ging die Flucht weiter über Attalia nach Syedra in Cilicien, wo er mit seinen auf etwa 60 Köpfe angewachsenen Vertrauten einen Kriegsrat abhielt. Sein Vorschlag ging dahin, zum Partherkönig zu flüchten. Schon vor dem Kriege hatte dieser Todfeind Roms ihm das Bündnis angetragen und Pompejus hätte vielleicht nicht gezaudert sich mit dem Reichsfeind und Sieger von Karrhae zu verbinden,

wenn derselbe nicht als Siegespreis gerade jene Provinz Mesopotamien verlangt hätte, die Pompejus selbst seinerzeit zum Reiche gebracht. Damals hatte der über das Scheitern der Verhandlungen erboste König sogar an des Pompejus Gesandten sich vergriffen; und jetzt stimmte derselbe Pompejus ohne Vorbehalt und Bedingung für die Flucht nach Parthien! Er drang nicht durch, vielleicht nur deshalb, weil die Nachricht eintraf, daß Antiochia und damit jedenfalls ganz Syrien sich für den Sieger erklärt habe und daher der Weg nach Parthien für die Flüchtigen nicht mehr sicher war. So schwankte man zwischen Juba von Numidien, dem grimmen Besieger Curios, und dem jugendlichen Ptolomäus von Aegypten, dessen Vater Gastfreund des Pompejus gewesen war und der selbst den Feldherrn der Republik während des Krieges durch seine Flotte nicht unwesentlich unterstützt hatte. Auch stand seit längerer Zeit eine ehemalige römische Heeresabteilung, die Gabinius seinerzeit dahin geführt, in Aegypten. Dieser letzte Plan war der näherliegende und drang durch. Über Paphos auf Cypern segelte man nach Aegypten. Dort gab es eben einen Bürgerkrieg. Der 13jährige König Ptolomäus Dionysus hatte auf Betreiben der faktischen Regenten, des Eunuchen Pothinus, des Feldherrn Achillas und des Hofmeisters Theodotus — durchwegs Existenzen von jener ausgesuchten Verworfenheit, wie sie nur eine durch Hyperkultur entsittlichte Großstadt hervorzubringen vermag — seine nach dem väterlichen Testament zur Mitregentin eingesetzte 16jährige Schwester Kleopatra vertrieben und diese rüstete sich, die verlorene Herrschaft mit Waffengewalt wieder zu gewinnen. Am Berge Casius bei Pelusium standen sich beide Heere in einiger Entfernung gegenüber. Hier ging Pompejus vor Anker und bat durch eine Gesandtschaft den König um Aufnahme. Die drei Allmächtigen berieten, was zu tun sei. Eine römische Einmischung war ihnen in diesem Augenblick umso unangenehmer, als der Vater der feindlichen Königskinder die römische Republik zum Garanten seines Testaments eingesetzt hatte; eine Einflußnahme von dieser Seite konnte somit nur zum Nachteile ihrer ehrgeizig-egoistischen Pläne ausschlagen und sie schien früher oder später unvermeidlich, ob sie nun den flüchtigen Pompejus aufnahmen oder ihn zurückwiesen. Die weiten Gewissen der drei Ehrenmänner fanden indes bald den Ausweg aus diesem Dilemma: der unerwünschte, gefährliche Flüchtling sollte ermordet werden, denn »Tote beißen nicht«, wie Theodotus geistreich bemerkte. Als Pompejus, der Einladung des Königs folgend

Tod des Pompejus.

ein Boot bestieg, um sich ans Land rudern zu lassen, wurde er im Angesichte der Seinigen von Achillas und dem römischen Kriegstribun Septimius, der im Seeräuberkrieg als Centurio unter ihm gedient hatte, meuchlings erdolcht, während gleichzeitig aegyptische Kriegsschiffe sich auf die Verfolgung der pompejanischen Fahrzeuge machten, welche jedoch entkamen. (28. September/16. August.)

Dem toten Imperator wurde der Kopf abgeschnitten, der Körper geplündert und am Strand liegen gelassen. Später wurde die Leiche von zwei ehemaligen Getreuen des großen Toten am Ufer verbrannt und die Asche in einem bescheidenen Grabhügel beigesetzt.

Caesar hatte unterdessen die Verfolgung mit der Reiterei und der VI. Legion aufgenommen. Mit ersterer jagte er selbst voraus, die letztere folgte, so rasch sie konnte. In drei Tagen ritt er von Larissa bis Amphipolis, ca. 250 *km*, wo er erfuhr, daß Pompejus eben zu Schiff nach Asien gegangen. Wieder einmal stellte sich Caesar der Mangel an Schiffen hindernd entgegen. Er marschierte also in Eilmärschen längs der Küste bis an den Hellespont, wo er auf kleinen Barken mühsam übersetzte. Hiebei traf er zufällig auf die aus zehn Kriegsschiffen bestehende pompejanische Flottendivision unter L. Cassius, welche im Auftrage der überlebenden Republikaner nach Pontus schiffen sollte, um mit dem König Pharnaces ein Bündnis zu schließen. Wenn es nun auch kaum logisch ist anzunehmen, Cassius hätte hier Caesar wehrlos vertilgen können — denn in der schmalen Meerenge konnte letzterer wohl ohne Schwierigkeit rechtzeitig das Land gewinnen und war dann unter dem Schutze einer Legion für die Schiffe unangreifbar — so hätte der pompejanische Admiral doch ebenso unzweifelhaft ihm die Überfuhr so lange verwehren können, als es ihm beliebte. Allein Caesar, der stets mit dem moralischen Eindruck rechnete, ließ sofort den übermächtigen Gegner zur Übergabe auffordern, und dieser, ganz überrascht darüber, wen er vor sich hatte, kapitulierte wirklich im ersten Schrecken.

Jetzt hatte Caesar Schiffe; aber der Vorsprung des Gegners war nicht mehr einzuholen. Caesar nützte also die Zeit, ordnete die Verhältnisse Asiens wenigstens an der Küste und suchte, so gut es ihm in der Eile möglich war, dem in letzter Zeit furchtbar hergenommenen Lande die geschlagenen Wunden zu heilen; es mußte sich auch erheblich lohnen, sich in diesen trotz des

Elendes der letzten Jahre überaus leistungsfähigen Provinzen jene Sympathien zu erwerben, wie sie gerade jetzt der Kontrast ihm bot. Die Ordnung im Innern sollte Domitius mit seinen drei Legionen besorgen. Caesar zog unterdessen noch die XXVII. Legion von Calenus aus Achaia an sich. Mit seiner durch die zu ihm übergegangenen rhodischen und andere asiatische Schiffe verstärkten Flotte ging er über Rhodus nach Aegypten. Seine Streitmacht betrug 2 schwache Legionen mit zusammen 3200 Mann, 800 Reiter und 35 Kriegsschiffe. Mit dieser »Armee« ging der Sieger von Pharsalus, der unbestrittene Herr des großen römischen Weltreiches, an der Rhede von Alexandria vor Anker.

Die aegyptischen Machthaber erwarteten ihn bereits. Ihnen mußte alles daran gelegen sein ihn vom Lande fernzuhalten, und so hielten sie ihm sofort das blutige Haupt und den Siegelring Pompejus' entgegen, um ihm nahezulegen, daß es für ihn hier nichts mehr zu tun gab. Caesar nahm den Ring mit Tränen in den Augen in Empfang; von dem entstellten Haupte seines einstigen Freundes und großen Gegners wandte er sich mit Abscheu ab; die Mörder mochten schon jetzt erkennen, daß der römische Imperator in diesem Punkte anderer Meinung war, als der aegyptische Eunuch und der griechische Philosoph ihm zugemutet. Caesar ließ das Haupt mit dem Lorbeerkranze schmücken, mit kostbaren Spezereien verbrennen und die Asche in einem Heiligtume der Nemesis beisetzen. Dann ging er zum Schrecken des aegyptischen Regierungssyndikates mit allen Truppen dennoch ans Land.

* * *

Gleichzeitige Ereignisse.

Für Caesars persönliche Geschichte beginnt mit seiner Landung in Aegypten ein neuer Abschnitt. Bevor wir diesen in Angriff nehmen, müssen wir noch eine ganze Reihe von Begebenheiten nachtragen, die sich mehr oder weniger gleichzeitig mit den zuletzt erwähnten Ereignissen abgespielt haben und des Zusammenhanges wegen erst jetzt zur Darstellung gelangen.

Calenus in Achaia.

In Achaia hatte Caesars Legat Calenus zur Zeit der pharsalischen Schlacht Athen und Megara belagert. Athen ergab sich auf die Nachricht von der Entscheidung und Caesar begnadigte die Stadt, wie er ausdrücklich sagte, mit Rücksicht auf ihre großen Toten. Megara widerstand noch einige Zeit; als es endlich fiel, wurden die Bürger zwar zur Strafe in die

Sklaverei verkauft, jedoch nur an spezielle Vertraute Caesars und Calenus' um ganz niedrige Summen und mit dem Rechte, sich um dieselbe Summe wieder loszukaufen, so daß die Strafe eigentlich nur eine formelle war. Caesar bewies auch hier wieder jene planmäßige Schonung gegen das hellenische Wesen, die in seinem Lebensplane begründet war und die er schon vor Massilia bewährt hatte. Er ahnte wohl nicht, daß eine unverhältnismäßig schwerere Belastungsprobe dieser grundsätzlichen Milde ihm unmittelbar bevorstand.

Nach dem Falle von Megara wandte sich Calenus gegen Patrae, wo die in Dyrrhachium und Corcyra gesammelten Republikaner unter Cato vorübergehend sich festgesetzt hatten. Sein Nahen genügte, um sie zu verscheuchen.

Mit der Besetzung von Patrae war Griechenland vom Feinde frei. Calenus gab nun die XXVII. Legion zu Schiffe an Caesar nach Asien ab; die restlichen fünf Kohorten dürften in Achaia als Garnison geblieben sein.

Hier wären noch einige Unternehmungen der pompejanischen Flotte aus der Zeit knapp vor der pharsalischen Schlacht zu verzeichnen.

Laelius vor Brundisium.

Nach des Antonius Übergang war noch eine Legion in Brundisium zurückgeblieben und wahrscheinlich durch weitere Zuzüge noch verstärkt worden. Caesar hatte Vatinius beauftragt, diese Truppen bei Gelegenheit nachzubringen. Der pompejanische Admiral D. Laelius aber blockierte mit Eintritt der günstigen Jahreszeit wie einst Libo den Hafen von Brundisium durch Besetzung der vorliegenden Insel. Er erlitt zwar, als er sich zu weit vorwagte, Verluste, doch blieb die Absperrung vom Lande durch des Vatinius Posten diesmal ohne Erfolg, da zu dieser Jahreszeit das Wasser und die sonstigen Bedürfnisse ohne Schwierigkeit von Corcyra und Dyrrhachium zugeführt werden konnten. So währte die Blockade bis zur Schlacht von Pharsalus; erst auf die Nachricht von derselben zog Laelius ab.

Cassius bei Sicilien.

Um etwa dieselbe Zeit gelang es dem C. Cassius, mit der vereinigten syrischen, phönicischen und cilicischen Division Caesars sicilische Flotte nahezu zu vernichten, indem er zuerst die größere Abteilung derselben, 35 Kriegsschiffe unter M. Pomponius, bei Messana überraschte und in Brand steckte und beinahe auch die von einer Legion besetzte Stadt genommen hätte; dann wandte er sich gegen die andere Abteilung unter P. Sulpicius bei Vibo und brachte ihr ebenfalls durch über-

raschende Brandlegung schwere Verluste bei, mußte aber zuletzt unter ziemlichen Verlusten selbst zurückgehen.

Die Reste der Pompejaner.

Beilage 31.

Unterdessen hatten sich die noch wehrhaften Reste der pompejanischen Armee und der größte Teil der Flotte an der Küste von Epirus gesammelt. Dort kommandierte in Dyrrhachium M. Cato mit 15 Kohorten. Labienus hatte, mit wenigen Reitern ohne Unterbrechung fliehend, zuerst die Nachricht von der verlorenen Schlacht dahin gebracht. Sofort brach Cato auf und schiffte nach Corcyra, das als Inselstadt für den Augenblick mehr Sicherheit bot; man konnte nicht wissen, wohin der Sieger sich wenden würde. Hier wurde zugewartet und noch zahlreiche Flüchtlinge fanden sich ein. An bedeutenden Persönlichkeiten waren hier vereinigt: Cato, Labienus, Afranius, Varro, dann die Flottenführer M. Octavius, Laelius, C. Cassius und Cn. Pompejus der Sohn; ferner der ebenso unentbehrliche wie unbrauchbare politische Advokat M. Tullius Cicero. Die Flotte war noch zirka 300 Schiffe stark, die Truppen zirka 10.000 Mann. Die rhodische, aegyptische und ein Teil der asiatischen Eskadre war bereits abberufen worden.

Man hielt Kriegsrat. Cato, obwohl von allen im vorhinein als Führer anerkannt, brachte in seiner pedantischen Art dennoch zunächst die Kommandofrage aufs Tapet und bot den Oberbefehl genau nach dem Range demjenigen an, der wohl der unfähigste war: Cicero. Dieser hatte nämlich früher einmal als Prokonsul in Cilicien harmlose Scharmützel der ihm unterstellten Truppen mit eingeborenen Räuberbanden aus sicherer Entfernung angesehen und genoß seither einen höheren militärischen Rang als Cato, der es in seiner Karriere nur zum Proprätor gebracht hatte. Natürlich konnte dem nichts weniger als persönlich tapferen Advokaten, der nebstbei grundsätzlich mit der Macht ging und dessen einzige Sorge in diesem Augenblicke war, wie er mit guter Art seinen Frieden mit dem Sieger werde machen können, nichts in solche Verlegenheit bringen, wie die Zumutung der Kommandoübernahme. Er wußte sich in seinem Schrecken auch so wenig zu verstellen, daß den übrigen seine wahre Gesinnung nicht verborgen bleiben konnte und der temperamentvolle Cn. Pompejus schon den Dolch gegen den Verräter zückte. Cato deckte ihn mit seinem Leibe und Cicero beeilte sich, die Armee zu verlassen. Cato behielt das Kommando.

Einen definitiven Beschluß des Kriegsrates hemmte die Ungewißheit über das Schicksal des Oberfeldherrn. Es wurde

daher vorläufig beschlossen, mit der Hauptkraft sich im Peloponnes zu halten; M. Octavius sollte in Illyrien, wo er schon einmal siegreich gewesen, für die republikanische Sache eine neue Basis schaffen; L. Cassius wurde mit der bereits erwähnten Mission an König Pharnaces von Pontu betraut.

Cato mit dem Landheer ging zur See nach Patrae, um von hier aus den Peloponnes zu halten. Doch die endlich eingetroffenen bestimmten Nachrichten, daß Pompejus sich nach Ägypten gewendet, ließen die bisherigen Pläne als wenig aussichtsvoll erscheinen. Dazu kam die Meldung vom Anrücken des Calenus, was Cato bewog, in See zu gehen und nach Lybien zu schiffen, um die Fühlung mit Pompejus herzustellen.

Cato nahm Phycus im Sturm und traf bald darauf mit Sextus Pompejus zusammen, der ihm die erschütternde Kunde vom Tode seines Vaters brachte. Diese Nachricht hatte wieder den Abfall der starken cilicischen Flottendivision und anderer Kontingente zur Folge. Cato sandte Labienus mit einem Detachement gegen Cyrene, doch wurde derselbe nicht eingelassen; erst als Cato selbst mit der ganzen Macht erschien, öffnete die Stadt ihre Tore.

Hier erfuhr Cato, daß Scipio, der Ranghöchste nach Pompejus, in Africa gelandet sei und sich in Jubas Schutz begeben habe. Hier war allerdings der beste, momentan eigentlich der einzig mögliche Zufluchtsort für die geschlagene Partei und so entschloß sich denn auch Cato, seine Truppen dorthin zu führen. Nachdem der Versuch, zur See den Anschluß zu finden, durch einen Sturm vereitelt wurde, marschierte Cato auf dem Landwege unter bedeutenden Schwierigkeiten und Verlusten um die große Syrte nach Leptis major, wo er überwinterte. Im folgenden Frühjahre wurde sodann die Vereinigung mit Scipio und Juba bewirkt.

XVII.

Die Kämpfe in Illyrien (49—47 v. Chr.).

Beilage 32.

Etwa in der Zeit von der Kapitulation der Pompejaner bei Ilerda bis zu Caesars Landung in Alexandria, dann weiter bis etwa zur Beendigung des alexandrinischen Krieges spielt sich an den illyrischen Gestaden eine Reihe von Ereignissen ab, die

mit den Begebenheiten auf dem Hauptkriegsschauplatze nur in losem Zusammenhange stehen und der Übersichtlichkeit halber hier einheitlich dargestellt werden sollen.

C. Antonius und Dolabella auf Curicta.

Während Caesar in Spanien kämpfte, stand in Istrien als vorgeschobener Posten zum Schutze der italischen Nordgrenze C. Antonius, der jüngere Bruder des damaligen ersten Legaten Caesars, mit zwei Rekrutenlegionen; ihm zugeteilt war eine Flotte von 40 Schiffen unter Dolabella. Antonius hatte — warum ist nicht ganz klar — seine ganze Streitmacht auf die Insel Curicta (Veglia) verlegt; in der schmalen Meerenge zwischen dieser Insel und dem Festlande (heute Kanal Maltempo) lag die Flotte. Gegen diese Gruppe richtete sich nun der einzige Angriff, den die Pompejaner im Sommer dieses Jahres unternahmen. Octavius mit der griechischen, Scribonius Libo mit der illyrischen Eskader gingen zuerst von beiden Seiten gegen die Meerenge vor, schlossen die Schiffe des Dolabella ein und vernichteten sie. Antonius war von jeder Verbindung mit dem Festlande abgeschnitten und seine Truppen der Gefahr der Aushungerung ausgesetzt. Die Caesarianer in Italien versuchten den Entsatz zu Wasser und zu Lande; allein das Landkorps unter Basilus und Sallustius konnte der feindlichen Flotte nichts anhaben und die Verbindung mit den Abgeschnittenen nicht erzwingen und noch weniger konnte die kleine caesarianische Flotte unter Hortensius gegen Octavius etwas ausrichten. Beide mußten unverrichteter Dinge abziehen. Antonius, von jeder äußeren Hilfe abgeschnitten, suchte auf Flößen seine Truppen über die Meerenge zu bringen. Der Versuch mißlang; nur zwei Flöße gewannen das Ufer, eines wurde gekapert und seine Bemannung, eine ganze Kohorte, gab sich selbst den Tod; der Rest, noch 15 Kohorten, streckte die Waffen und wurde von Libo zu Schiff nach Macedonien gebracht, wo man die Legionare in des Pompejus Heer einreihte.

Octavius und Cornificius.

Octavius blieb in den illyrischen Gewässern zurück, um diese Provinz für Pompejus zu gewinnen. Der größte Teil der Küste, auch die starke Inselstadt Issa (Lissa), trat auf seine Seite, und letztere wurde sein Hauptstützpunkt. Nur Salona (bei Spalato) erklärte sich für Caesar. Octavius belagerte die Stadt zu Wasser und zu Lande; die Verteidiger aber wehrten sich hartnäckig und zersprengten schließlich in einem Ausfall das Landkorps des Feindes, der dadurch gezwungen wurde die Belagerung aufzugeben und, da gleichzeitig die Kunde von Caesars Landung in Epirus eintraf, nach Dyrrhachium zum Anschluß an die übrige Flotte absegelte.

Indessen blieb auch jetzt die Mehrheit der Seestädte pompejanisch gesinnt und die Delmater, die Bergvölker des inneren Landes, schon seit früheren Zeiten in einer Art chronischem Aufstande begriffen, schlossen sich gleichfalls an Pompejus an, wohl weil Caesar seinerzeit als Prokonsul von Illyrien ihren Raubzügen mehrmals energisch entgegengetreten war. Der caesarische Statthalter Cornificius führte mit insgesamt zirka zwei Legionen den schwierigen Gebirgskrieg mit wechselndem Erfolge. Nach der Schlacht von Pharsalus aber erschien die Flotte des Octavius wieder in Illyrien und Cornificius gelangte trotz kleinerer Erfolge bei Jader (Zara) bald in ziemliche Bedrängnis.

Gabinius.

Indessen dirigierte Caesar den A. Gabinius mit 15 Kohorten und starker Reiterei aus Italien auf dem Landwege nach Illyrien. Dieser übernahm den Oberbefehl und eröffnete noch im Spätherbst die Offensive gegen die neuerdings überall losbrechenden dalmatischen Bergvölker, wurde aber nach einigen Teilerfolgen zum Rückzuge auf Salona gezwungen, auf demselben angegriffen und vernichtend geschlagen. Mit schwachen Resten seines Heeres rettete er sich nach Salona, wo er bald darauf starb.

Cornificius sah sich nun der Übermacht der Feinde ausgeliefert; indessen wurde ihm eine unerwartete Hilfe.

Vatinius.

In Brundisium stand noch immer Vatinius mit einigen Kriegsschiffen, vielen Transportschiffen und den Truppen, die er seinerzeit Caesar hätte nachführen sollen, was jetzt, wo er endlich freie Fahrt hatte, überflüssig geworden war. Als er von der schwierigen Lage in Illyrien erfuhr, beschloß er auf eigene Verantwortung helfend einzugreifen. Da er zu wenig Kriegsschiffe hatte, schrieb er zunächst an Calenus nach Achaia um solche; doch dieser konnte ihm nicht rasch genug welche verschaffen und so ließ er denn seine Transportschiffe zur Not adaptieren, bemannte sie mit seinen Truppen, hauptsächlich mit den zahlreichen in Brundisium verbliebenen Rekonvaleszenten der Veteranenlegionen, und segelte nach Illyrien, wo er zunächst das von Octavius belagerte Epidaurus (Ragusa vecchia) entsetzte und jenen schließlich in einer Seeschlacht bei der Insel Tauris (Tarcola) vollständig schlug. Octavius räumte nun auch Issa und floh mit den Resten seiner Flotte nach Africa. Vatinius aber nahm zunächst die Unterwerfung von Issa entgegen und kehrte dann nach Brundisium zurück. In Illyrien aber herrschte von nun an leidliche Ruhe.

Seeschlacht bei Tauris.

Ergebnisse der bisherigen Kämpfe.

Caesar hatte mit der Schlacht bei Pharsalus ohne Zweifel den Krieg für beendet gehalten. Nur den feindlichen Feldherrn, den einzigen Mann der Gegenpartei, der diesen Namen verdiente, wollte er noch unschädlich machen. Der Dolch des Mörders kam ihm zuvor.

Die Lage.

Und doch war es noch nicht so weit, als Caesar wähnen mochte. Die siebenhundertjährige Republik stand zu fest, das Alte war zu stark, das Neue zu fremd, als daß der Übergang mit einem großen Schlage hätte vollzogen sein können. Es ist wahr, die Republik hatte in ihrem letzten großen Kampfe nur einen Feldherrn gehabt und diesen hatte sie nun verloren; aber das Heer, das auf den Feldern von Pharsalus verblutet, war nicht das einzige und nicht das letzte. Materie zum Kriegführen hatte die Republik immer noch so viel, daß alle bisherigen Verluste, inklusive Corfinium, Ilerda und Pharsalus, als solche nicht in Betracht kamen. Der leitende Geist freilich fehlte diesem Körper. Und so konnte die Republik wohl noch kämpfen, aber nicht mehr siegen; sie glich dem tödlich getroffenen Leibe der zählebigen Schlange, welche mit abgeschlagenem Kopfe noch stundenlang in wütenden Zuckungen um sich schlägt.

Viel trug zur Stärkung der momentan gebrochenen Widerstandsfähigkeit freilich der Umstand bei, daß Caesar wider seinen Willen fast ein volles Jahr im Orient festgehalten und damit verhindert wurde, im Herzen des Reiches den Erfolg von Pharsalus unmittelbar auszunützen. Wie die Dinge sich gestaltet hätten, wenn der Sieger nach dem Tode des Pompejus sofort nach Rom hätte kommen können, bleibt eine offene Frage. Ganz ohne weitere Kämpfe wäre es wohl auch nicht abgegangen, jedenfalls aber wäre das Ende rascher dagewesen.

Die Entscheidung freilich war bereits unwiderruflich gefallen. Caesar war der Herr, in aller Form vom souveränen Volke zum Konsul erwählt, nach Pharsalus zum Diktator ernannt; die letzten Vertreter der überlebten Republik waren somit nur offene Rebellen gegen ein verfassungsgemäß sanktioniertes und bereits in Kraft getretenes neues System.

Pompejus.

Mit ihrem letzten Feldherrn hatte die glorreiche römische Republik geendet. Pompejus verdiente diesen Namen. Er war keiner von der Klasse eines Alexander, Caesar oder Na-

poleon; aber er war eine jener militärischen Kapazitäten, welche mit einer guten Waffe in der Hand zuversichtlich Großes leisten können. Kaum je in der Geschichte findet man den in Worten so schwer definierbaren Unterschied zwischen Talent und Genie so prononciert gekennzeichnet wie in der so naheliegenden Parallele zwischen den beiden alten Rivalen Pompejus und Caesar.

Charakteristik.

Pompejus war hochbegabt und wußte es; darum strebte er auch nach dem Höchsten, ohne aber eine klare Vorstellung davon zu haben und ohne den richtigen Weg zu dem ohnehin unklaren Ziele zu erkennen. Er war ein Feldherr und als solcher bedeutend; allein seine Begabung reichte nicht so weit, um ihn erkennen zu lassen, daß er auf anderen Gebieten weniger begabt war. Er machte Politik und das so stümperhaft wie nur möglich; ein Menschenalter hindurch war er offiziell der erste Mann in Rom und spielte gerade als solcher die denkbar kläglichste Rolle. Ein glücklicher Feldherr konnte in Rom damals alles erreichen, auch die Herrschaft. Pompejus war mehr als einmal nahe daran gewesen, aber der Politiker verdarb mit ergötzlicher Regelmäßigkeit, was der Feldherr gewonnen. So mußte er schließlich notwendig dem Gegner unterliegen, der mit sicherster, nüchternster Beurteilung seiner eigenen Fähigkeiten dem klar erkannten Ziele mit gleicher Konsequenz wie Geschmeidigkeit zustrebte.

Die letzte Entscheidung freilich lag beim Schwert; aber gerade im Feldherrntum beider Männer tritt der anfangs erwähnte Kontrast am grellsten hervor.

Pompejus war das militärische Talent κατ' ἐξοχήν; er war ein Feldherr, freilich nur ein Feldherr. Mancher große Feldherr der Geschichte ist gescheitert, weil die Verhältnisse, in denen er wirkte, ihm nicht erlaubten zugleich Staatsmann zu sein; der Feldherr Pompejus ist zu grunde gegangen, weil er auch da, wo die Verhältnisse es gestattet und gefordert hätten, als Staatsmann versagte.

Sein militärischer Scharfblick war geübt und sicher, er kannte und beherrschte alle theoretischen und praktischen Axiome der Kriegskunst gründlich: aber nie hätte er es gewagt, sich über sie hinwegzusetzen, seine eigene Individualität über die anerkannt bewährte Doktrin und Tradition zu stellen. Das Erprobte, Sichere, streng aus den gültigen Regeln Deduzierte war ihm heilig; und mit großem, praktischem Geschick baute er darauf seine großangelegten, meist von Hause aus bis ins

kleinste Detail ausgearbeiteten, theoretisch im weitesten Sinne unanfechtbaren Pläne auf. Darin liegt vor allem seine Charakteristik. Zu solchen Entwürfen brauchte er Zeit; die plötzliche Notwendigkeit rascher, entscheidender Entschlüsse war ihm immer unbequem, und die charakteristische ausführliche Detailarbeit seiner Entwürfe brachte es mit sich, daß der ganze komplizierte Mechanismus nur zu leicht durch die geringfügigste unvorhergesehene Störung ins Stocken geraten konnte und dann seiner Natur nach nicht schnell genug wieder in Gang zu bringen war. So kam es, daß Pompejus gegen geistig nicht überlegene, vor allem gegen nicht sehr initiative Gegner nicht nur sicher, sondern auch schön operierte. Auch ein mit effektiver Übermacht geführter Krieg kann ein Musterfeldzug sein und die Kriege des Pompejus gegen die Seeräuber wie gegen Mithrydates wird man wohl ebenso als solche anerkennen müssen, wie etwa den Krieg Deutschlands gegen Frankreich im Jahre 1870/71. Es sind große, mustergültige Kriegstaten, aber genial sind sie nicht; liegt es doch nur zu oft im innersten Wesen des Genialen, daß es von der Mustergültigkeit bedenklich abweicht.

Darum war Pompejus auch in dem Augenblicke der Initiative beraubt und mehr weniger ratlos, sobald das kleinste Rad in dem komplizierten Uhrwerk seines Planes versagte. So kam es, daß er gegen Caesar trotz seiner beständigen Übermacht nicht einen Augenblick die Offensive festhalten konnte. Den Plan zur Eröffnung des Krieges im Jahre 49 hat er so schön ausgedacht, und statt dessen mußte er, ohne auch nur geschlagen zu haben, mit schwachen Trümmern seines Heeres über das Meer fliehen. Nun bleibt ihm fast ein volles Jahr zur Vorbereitung und als es endlich unter für ihn recht günstigen Verhältnissen losgeht, läßt er sich zuerst von Caesar, so lange dieser sich zur Entscheidung zu schwach fühlt, willenlos am Fleck festhalten und endlich, als der verstärkte Gegner zur Offensive übergeht, von dessen kaum halb so starker Armee im freien Felde blockieren. Ein glücklicher Zufall rettet ihn noch einmal und gibt ihm volle Freiheit der Entschließung und Bewegung: er faßt einen richtigen Entschluß, entwirft einen tadellosen Plan, und doch läßt er sich von dem eben erst geschlagenen Feind im Handumdrehen die Initiative wieder entreißen.

Wenn man des Pompejus Handlungen in diesem Lichte betrachtet, so gewinnt man leicht den Eindruck, als ob der Pompejus von Luceria, Dyrrhachium und Pharsalus nicht mehr der Pompejus des Seeräuber- und mithrydatischen Krieges ge-

wesen wäre. Dem ist nicht so. Der Unterschied liegt einzig darin, daß er in Caesar einen Gegner gegen sich hatte, der den schwachen Punkt seines Systems kannte und auszunützen verstand. In diesem Sinne gleicht Pompejus jenem bekannten General, der bei der Manöverkritik seine Schlappe mit den Worten entschuldigte: »Ich bin geschlagen worden, weil mein Gegner das Reglement nicht befolgt hat.« Des Pompejus Entschlüsse, Pläne und Dispositionen waren allerdings, um den Ausdruck festzuhalten, höchst reglementmäßig, ja noch mehr, sie waren in den meisten Fällen glänzend, großzügig und weitblickend. Darum brauchen wir nicht auf die Feldzüge seiner Glanzzeit zurückzugreifen, um ihn gebührend zu würdigen; auch sein Kampf mit Caesar bietet für den unparteiischen Beurteiler Momente genug, welche die Klauen des alten Löwen noch wohl erkennen lassen.

Der italische Feldzug.

Sein erster Feldzugsplan vor Ausbruch des italischen Krieges ist bereits an anderem Orte ausführlich gewürdigt worden; man denke sich nur in jenem Momente an Caesars Stelle einen anderen und suche zu beurteilen, welchen Verlauf die Dinge dann wohl genommen hätten; als Gegenspiel denke man sich etwa 1870 Napoleon I. an die Stelle seines Neffen: würden wir wohl auch dann heute den Moltkeschen Feldzugsplan mit seinen grandiosen Vorarbeiten und seiner großzügigen Durchführung zu bewundern und an- und nachzubeten Gelegenheit haben?

Vielleicht das Hervorragendste, was Pompejus in dieser Kriegsphase gezeigt, war die Raschheit der Erkenntnis vom Scheitern dieses seines Planes. Für uns, die wir den Ausgang kennen, ist es leicht im nachhinein die Lage zu beurteilen; man denke sich aber in die Lage des Feldherrn, der jenen Plan selbst entworfen, mit seiner Durchführbarkeit bestimmt gerechnet; und jetzt tritt ein Ereignis ein, welches in seinen Plan vorläufig nicht paßt: was wäre näherliegend als der Versuch, jenes unliebsame Ereignis so rasch als möglich zu paralysieren? Wir wissen heute, daß dies in jenem Moment nicht mehr möglich war; daß aber Pompejus das, was wir heute aus der Vogelperspektive der Zeit mühelos mit Sicherheit erkennen, damals, selbst mitten in den Ereignissen stehend, ebenso erkannte und, was mehr ist, sich eingestand und ohne Zögern aus dieser Erkenntnis die ebenso nötigen wie unangenehmen Konsequenzen zog, um durch ein kleineres Übel das größere zu verhindern: das war eine militärische Tat, die allein genügt, um ihn von oberflächlicher Unterschätzung zu bewahren.

Pompejus Entschluß nach der Schlacht von Dyrrhachium.

Anschließend daran ist es wohl hier am Platze jenes folgenschweren Entschlusses zu gedenken, den Pompejus nach der siegreichen Schlacht bei Dyrrhachium betreffs des weiteren Kriegsplanes faßte. Mit diesem Entschlusse haben sich unzählige Geschichtsschreiber alter und neuer Zeit beschäftigt, und die überwiegende Mehrheit derselben ist zu dem Schlusse gelangt, daß der sofortige Übergang nach Italien und die Wiedergewinnung Roms in diesem Falle das richtigere gewesen wäre. Es ist daher geboten, diese Frage eingehend zu erörtern.

Daß es in Pompejus Macht stand, sofort nach Italien überzusetzen und auf Rom zu marschieren, daß ihm hiebei gar kein nennenswertes Hindernis hätte entgegengestellt werden können, ist zweifellos. In ganz Italien und zumal in Rom waren die überzeugten Republikaner noch stark in der Majorität, Stadt und Land wären ihm — in Abwesenheit Caesars und durch seinen letzten Erfolg geblendet — ohne Schwertstreich zugefallen. Wie schwer der Besitz Roms und Italiens damals in die Wagschale fiel, ist seinerzeit gezeigt worden. Es stand somit Pompejus frei, ungehindert einen großen und schwerwiegenden Erfolg zu erringen.

Es fragt sich nur, ob dieser Erfolg auch der entscheidende war. Wenn Pompejus Rom und Italien im Besitze hatte, stand er dann eigentlich erst auf demselben Standpunkte, auf dem Caesar vor einem halben Jahre gestanden; die Entscheidung hatte er damit nicht herbeigeführt, ja nicht einmal näher gerückt, vielmehr hinausgeschoben. Ebensowenig wie der Besitz Roms und Italiens Caesar davon dispensiert hatte, die Entscheidung auf einem anderen Schlachtfelde mit Mühe und Gefahr suchen zu müssen, ebensowenig konnte dies Pompejus erspart bleiben.

Vor allem aber war zu bedenken, daß Pompejus unmittelbar nach dem siegreichen Schlage dem geschlagenen Gegner keinen größeren Gefallen hätte tun können, als von ihm abzulassen und überdies ein gewaltiges Hindernis zwischen sich und ihn zu legen. Caesar hatte auch seinerzeit von der Verfolgung des flüchtigen Pompejus abgelassen, aber, wie er ausdrücklich hervorhebt, allein und ausschließlich aus momentan absolutem Unvermögen ihm zu folgen. Sollte nun Pompejus dasselbe tun, obwohl für ihn eine zwingende Notwendigkeit nicht bestand? Für Caesar hatte sich damals die Einstellung der Verfolgung als ein notwendiges Übel ergeben; für Pompejus wäre sie ein nicht notwendiges gewesen.

Denn: Caesar war geschlagen, seine Armee erschüttert. Er, der bisher stets nach einer Entscheidungsschlacht gestrebt, hatte sein ganzes Genie und seine vollste Energie aufgeboten, um sich einem ernstlichen Kampfe zu entziehen. Aber gerade diese Energie, mit der er seine Armee der unmittelbaren Verfolgung zu entziehen wußte, zeigte klar, daß diese Armee wohl geschlagen und erschüttert, aber noch lange nicht gebrochen war, und es war vorauszusehen, daß es diesen langerprobten Elitetruppen nicht schwer fallen würde, sich, wenn unbelästigt, in kurzer Zeit von dem erlittenen Schlage vollständig zu erholen. Pompejus konnte also sicher sein, wenn er jetzt von seinem Gegner abließ, demselben später unter Umständen entgegentreten zu müssen, unter welchen der momentane Besitz oder Verlust Roms wenig in Betracht kam und gewiß nicht den Ausschlag gab.

Und noch eines: wenn Pompejus jetzt nach Italien ging, gab er ganz Griechenland, Macedonien und den Orient, kurz gerade jene Gebiete, in denen seine momentane Macht wurzelte, dem eben geschlagenen Feinde wehrlos preis. Caesar konnte ungehindert das isolierte Korps Scipios vernichten, er konnte alle jene Landstriche, die bisher Pompejus unterstützt hatten, besetzen, aus ihnen neue Kräfte ziehen und, wenn er wollte, an ihnen Rache nehmen; und alles dies sollte Pompejus gerade in dem Augenblicke ruhig geschehen lassen, wo er Sieger war? Wenn die Rückeroberung Roms eine für sich allein wirklich entscheidende Tat gewesen wäre, dann hätte ein solches Opfer vielleicht als ein heroischer Entschluß, eine Art genialer Hintansetzung von Nebeninteressen gegenüber dem Hauptzweck gerechtfertigt werden können. So aber, wie die Aussichten tatsächlich standen, hätte die Aufopferung Scipios und der ganzen bisherigen Basis eine ungeheuerliche Selbstschädigung nicht nur scheinen müssen, sondern wäre es auch gewesen.

Eine endgültige Entscheidung gab es für Pompejus nur in der Vernichtung von Caesars Armee und der definitiven, fraglosen Unschädlichmachung des Führers selbst. Wie schwer es war diesem Gegner einen Erfolg abzuringen, hatte Pompejus genugsam erfahren müssen. Und jetzt endlich hatte er einen Vorteil wirklich errungen, der ihn naturgemäß dem definitiven Erfolg näher brachte, ihm denselben unbedingt erleichterte, wenn er es verstand, die Entscheidung zu erzwingen, bevor der Eindruck jenes ersten Erfolges bei Freund und Feind verloren ging. Pompejus war ein guter Soldat und erprobter Feld-

herr, er beherrschte die Grundgesetze seines Berufes theoretisch und praktisch vollkommen: ihm mußte die Vernichtung der feindlichen Armee als der einzige Endzweck des Krieges und die rasche und energische Ausnützung des Sieges von Dyrrhachium als eine Gelegenheit hiezu erscheinen, wie sie sich vielleicht, wenn man sie jetzt entschlüpfen ließ, nie wieder bot. Und so war sein Entschluß, Caesar zu folgen, militärisch nicht nur richtig, sondern der einzig richtige.

Die Durchbruchsversuche.

Allein nicht nur als Stratege, auch als Taktiker hat Pompejus in diesem Kriege schöne Beweise seines Talentes gegeben. Ein typisches Paradigma für seine Kampfesweise ist der erste Durchbruchsversuch bei Dyrrhachium. Diese weitläufige, vorbedenkende, alle Eventualitäten in Rücksicht ziehende, wenn auch recht komplizierte Anlage ist eigentlich beinahe ein Meisterstück und wäre auch beinahe gelungen. Und gleich fürsorglich und kunstvoll durchgeführt erscheint der schwierige Rückzug der Hauptkolonne nach diesem Kampfe.

Der zweite, gelungene Durchbruchsversuch war einfacher angelegt und überdies von glücklichen Zufällen beeinflußt. Immerhin zeigt insbesondere der erste Angriff dieses Tages durch seine gründliche Vorbereitung, die Wahl der Stunde, endlich das genaue Klappen und zweckmäßige Ineinandergreifen der drei Angriffsgruppen von gediegener militärischer Praxis in Anlage und Durchführung.

Befremdend bleibt es nur, daß Pompejus den Durchbruch an jener Stelle nicht schon früher versucht hat. Da er das Meer beherrschte, blieb jenes jederzeit umgehbare Ende der feindlichen Verschanzung die Achillesferse des Gegners auch dann, wenn die Werke fertig waren; anderseits konnten gerade diese Werke vom Schiffe aus jederzeit genugsam rekognosziert werden, ohne daß man hiezu auf die Mitteilungen von Überläufern angewiesen gewesen wäre.

Pharsalus.

Weniger kann man sich mit Pompejus' Taktik in der Schlacht bei Pharsalus befreunden. Das streng defensive Verhalten der Infanterie hat Caesar selbst ausdrücklich getadelt. Noch fragwürdiger erscheint der Entschluß, die Entscheidung der Schlacht in die Hände der Kavallerie zu legen. Pompejus mußte doch genug Erfahrung haben um zu wissen, wie wenig Chancen damals auch die beste Kavallerie gegen gute Legionsinfanterie besaß; und nun gar gegen Caesars Veteranen! Es ist

möglich, ja ziemlich sicher, daß Pompejus dieselben damals bedeutend unterschätzte; aber gerade unter dieser Voraussetzung hätte er seiner doppelt überlegenen Infanteriemasse weit mehr Chancen zumuten müssen als der besten Kavallerie. Die Schlacht war für Pompejus auf Grund dieses Planes nicht zu gewinnen; auch wenn Caesar nicht sein »viertes Treffen« gebildet hätte, ist gar nicht anzunehmen, daß die am rechten Flügel kämpfende X. Legion sich durch den Flanken- und Rückenangriff der Reiterei sonderlich hätte irritieren lassen. Einige Kohorten des immer noch verfügbaren normalen dritten Treffens hätten schließlich die Krisis leicht gewendet. Wenn Caesar dennoch bei Pharsalus — nach seiner eigenen ausdrücklichen Angabe erst nach gewonnenem Einblick in die Absicht des Feindes — es gewissermaßen diesem nachmacht und gegen seine sonstige Art eine im vorhinein bis ins Detail vorbestimmte Schlacht schlägt, so erscheint dies beinahe wie eine feine Ironisierung des Gegners.

Am schärfsten aber charakterisiert gerade Pompejus' schwächste Seite sein Verhalten in der Schlacht. Wir haben gesehen, wie er in dem Augenblicke, da er seine Kavallerie geschlagen sah, die Schlacht verloren gab und das Schlachtfeld verließ, unbekümmert darum, daß auf der ganzen Linie der Legionen der Kampf noch unentschieden wogte. Allein er hatte eben mit der Kavallerie gewinnen wollen, und der bewährte Meister im bedächtigen Vorausanlegen trefflicher, weitblickender Pläne war absolut außer stande, wenn sein Plan einmal nicht klappte, im drängenden Momente der Entscheidung einen rasch improvisierten Entschluß an seine Stelle zu setzen. Er sah die Ereignisse nur mit den Augen seiner vorgefaßten Schlachtidee; mit ihrem Fiasko war für ihn die Schlacht subjektiv verloren, mochte sie objektiv betrachtet noch so günstig stehen; oder mit anderen Worten: der Feldherr gab sich geschlagen in einem Momente, wo es die Truppe noch nicht war. Es soll damit nicht behauptet werden, daß Pompejus, wenn er geblieben wäre, die Schlacht noch hätte gewinnen können; aber sie vorzeitig verloren zu geben, war auf alle Fälle ungerechtfertigt; abgesehen von dem schlechten, ja verhängnisvollen Eindruck, den seine Entfernung gerade im entscheidenden Moment am entscheidenden Punkte hervorrufen mußte. Zum mindesten hätte er, wenn er schon die Schlacht aufgab, das Gefecht regelrecht abbrechen und für einen geordneten und gesicherten Rückzug Sorge tragen müssen und wohl auch können.

Pompejus' Bedeutung.

Rom hat nicht deswegen eine größere und glänzendere Reihe bedeutender Feldherren aufzuweisen als jedes andere Volk der Geschichte, weil es mehr militärisch begabte Männer hervorgebracht hätte, sondern weil es in der innersten Natur dieser Republik lag, die vorhandenen militärischen Fähigkeiten ihrer Söhne besser als irgend ein anderer Staat zur Entwicklung und Verwertung gelangen zu lassen. Darum hat auch in der Person vieler römischer Feldherren nicht deren individuelle Begabung, sondern der Geist und die Kraft ihres Vaterlandes Großes geleistet. Nicht Scipio, — Rom hat über Hannibal gesiegt. Deshalb konnte auch Pompejus, so lange das mächtige alte Rom in seiner Person kämpfte, Großes vollbringen. Gegen Caesar aber kämpfte nicht mehr Rom, sondern nur dessen überlebte und damit kraftlose Regierungsform. Und weil er eine verlorene Sache vertrat, mußte Pompejus unterliegen.

Pompejus war kein Caesar, auch kein Vercingetorix. Aber er verdient es, als ein tüchtiger, erfahrener und in vieler Hinsicht nachahmenswerter Feldherr anerkannt zu werden, als eine ganze, würdige Erscheinung in der stolzen Reihe der großen Soldaten seiner glorreichen Vaterstadt.

Caesar.

Und nun zu Caesar.

Charakteristik im Gegensatz zu Pompejus.

War die weitestgehende Vorbereitung der Feldzugs- und Schlachtenpläne des Pompejus stärkste und zugleich schwächste Seite, so repräsentiert Caesar in diesem Punkte das gerade Gegenteil. An Stelle der kombinierten und komplizierten Entwürfe tritt bei ihm ausnahmslos die rasche und volle Entscheidung im letzten Moment. Caesar kannte sich und wußte, daß es ihm gegeben war die folgenschwersten Maßnahmen eben in dem Augenblick, wo es darauf ankam, richtig zu ergreifen, und darum machte er sich im vorhinein keine Sorge darüber. Ein unvorhergesehenes Ereignis konnte ihn nicht beirren, da es bei ihm keine Rechnung gab, durch die es hätte einen Strich machen können. Diese Unabhängigkeit von den eigenen Plänen war vielleicht der größte Vorteil, den Caesar gegen seine Gegner auszuspielen in der Lage war; freilich setzte sie neben einem geradezu divinatorischen Scharfblick eine ganz exzeptionelle, blitzartige Entschlußfähigkeit voraus, und darin liegt eben das spezifisch geniale Moment. Darum konnte man Caesars Plan wohl durchkreuzen, nicht aber dadurch einen ausschlaggebenden Erfolg erringen, weil eine Durchkreuzung für ihn eben weniger empfindlich war; darum

wurde auch ein notorischer Mißerfolg und die daraus geschaffene Situation für ihn im selben Augenblick zum Ausgangspunkt einer neuen, erfolgversprechenden Idee.

Die Feldzugseröffnung.

Caesar kämpfte im griechisch-macedonischen Feldzuge den entscheidenden Kampf seines Lebens. Er ist auch hier der alte, d. h. der immer neue. Jedesmal tut er das, was sein Gegner am wenigsten erwartet; er weiß, wie leicht gerade Pompejus aus dem Kontakt zu bringen ist. Zum zweitenmal eröffnet er den Krieg im Winter und zum zweitenmal läßt Pompejus sich überraschen; es genügt hiezu, diesmal nicht, wie das letztemal, gegen Ende des Winters, sondern gleich zu dessen Beginn loszuschlagen, eben als der Feind, durch die letzte Erfahrung gewitzigt, im Begriffe war, seine Streitkräfte diesmal »rechtzeitig« in die ins Auge gefaßte Situation zu bringen.

Mit gewohnter Kühnheit eröffnet er den Feldzug mit einem Bruchteil der Armee, das Risiko der Trennung im Interesse der Schnelligkeit auf sich nehmend; aber die Trennung ist diesmal eine gefährlichere als im Jahre zuvor, wo die gallischen Legionen wohl weit waren, ihrem Anschluß jedoch kein weiteres Hindernis in den Weg gelegt werden konnte. Diesmal liegt das Meer zwischen beiden Heeresgruppen und dieses beherrscht der Feind; auch die feindliche Landmacht ist diesmal, wenn auch nicht gleich zur Stelle, so doch fertig organisiert und konzentriert. Die Überraschung gelingt wohl, allein ihre Folgen sind beschränkte. Die Trennung dauert zu lange; Caesar bietet alles auf, die verhängnisvolle feindliche Küstenblockade unschädlich zu machen; es gelingt zum Teil, aber es dauert lange. Während dieser Frist hält Caesar den übermächtigen Gegner in starker Stellung fest; er rührt sich nicht und jener ist froh, daß er sich nicht zu rühren braucht. Caesar fühlt dennoch, daß er den Gegner an energischer Offensive nicht hindern kann, wenn dieser will; daher die dringende, diesmal wirklich beinahe nervöse Sorge um den Anschluß der anderen Heeresabteilung; er wagt sein Leben: aber der Feind rührt sich nicht. Nie, auch nicht nach Gergovia und Dyrrhachium, war Caesars Lage so exponiert und gefährlich wie in den bangen Monaten am Apsus. Wie, wenn Pompejus damals dasselbe versucht hätte, was Caesar später unter ungleich schwierigeren Umständen bei Dyrrhachium unternahm! — Endlich bringt sein fähigster Legat das sehnlichst erwartete Korps. Nun hat Caesar seine Macht beisammen und im nächsten Augenblick ist der immer noch übermächtige Gegner in die Defensive gedrängt, im freien Felde belagert.

Die Einschließung bei Dyrrhachium.

Vieles ist über die Einschließung bei Dyrrhachium gesagt und geschrieben worden. Sie ist mißglückt; dies allein ist kein Grund, die Idee als solche zu verurteilen. Einen überlegenen, schlagfertigen Feind einzuschließen und obendrein in einer Situation, wo man den Kreis nicht vollständig schließen kann, ist entschieden ein seltenes Wagnis, eine ganz aparte Idee; und doch wäre es beinahe gelungen; der Zustand im Lager des Pompejus ist bekannt und beglaubigt. Wie nun, wenn der zweite Durchbruchsversuch ebenso mißglückt wäre wie der erste? Wenn der Verrat der beiden Überläufer dem Pompejus nicht rechtzeitig den einzigen Ausweg gewiesen hätte? oder wenn Marcellinus mit der Abschnittsreserve rechtzeitig zur Stelle war? Wie lange hätte das pompejanische Heer wohl noch schlagfertig bleiben können? — Wenn Pompejus diesen einen Versuch nicht rechtzeitig wagte — und alles spricht dafür, daß nur jener Verrat ihn dazu veranlaßt — oder wenn auch dieser Versuch fehlschlug, so konnte er vielleicht bald überhaupt nicht mehr schlagen und dann war ein zweites Ilerda unvermeidlich. Ein Teil des Heeres hätte sich wohl zu Schiff salvieren können, wie einst aus Brundisium; allein für den Moment wäre ebenso wie damals die Potenz der Kampffähigkeit dieser geretteten Trümmer für die nächste Zeit gebrochen gewesen und für Caesar war die Verfolgung jetzt, wo er keinen nennenswerten Gegner mehr im Rücken hatte, auch ohne Schiffe ein wesentlich leichteres Problem.

Die Einschließung von Dyrrhachium war ein eminent gefährliches Wagnis, aber nicht ein Fehler. Und wie stets bei Caesar, so stand auch hier der erhoffte und, wie sich deutlich zeigt, durchaus mögliche Erfolg in vollem Verhältnis zur Größe des Risikos.

Der Rückzug nach der Schlacht bei Dyrrhachium.

Ein blendendes Meisterstück caesarischer Strategie ist sein Rückzug nach der Schlacht bei Dyrrhachium. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß die geschlagene Armee nach der Schlacht rascher marschiert als die siegreiche und es daher für den Besiegten leichter ist, sich der feindlichen Einwirkung zu entziehen, als für den Sieger, die Fühlung aufrecht zu erhalten. Allein in solchem Falle geht die vermehrte Geschwindigkeit unbedingt auf Rechnung des inneren Gefüges. Die geschlagene Armee, die aus Angst vor dem soeben als überlegen erkannten Feinde größere Marschleistungen als dieser zustandebringt, ist notgedrungen in ihrem innersten Gefüge gelockert. Nicht durch rastloses Drauflosmarschieren aber entzog

sich Caesar der Verfolgung des Pompejus, sondern durch ein planvolles Manöver, dessen exakte Durchführung eine nichts weniger als gelockerte, sondern vielmehr eine mehr denn je in der Hand des Führers gefestigte Truppe voraussetzte. Und so mußte gerade in diesem Falle der Rückzug nicht nur die Absicht des Feindes vereiteln, sondern auch gleichzeitig das Selbstvertrauen der Truppe heben, das eventuell gelockerte Gefüge geradezu wieder festigen, was bei einer Armee, die vor dem Feinde mit Glück davongelaufen ist, nichts weniger als der Fall sein kann. Ein Rückzug, wie der Caesars von Dyrrhachium nach Apollonia, bedeutet keinen bloß negativen, sondern einen prononciert positiven Erfolg.

Die entscheidende Waffentat in Caesars Laufbahn ist Pharsalus; und die Charakteristik dieser Schlacht in ihrer genial-einfachen Anlage, ihrer ideal-exakten Durchführung und ihrer bis zum erschöpfendsten Erfolge gesteigerten Vollendung ist ihrer Bedeutung würdig: neben Leuktra, Cannae und Austerlitz das klarste, lichteste, in seiner harmonisch abgerundeten Vollständigkeit idealste Schlachtenbild der Geschichte. Pharsalus.

Seit langem gilt Caesar als der Begründer der modernen Reserventaktik und wird diese Neuerung von der pharsalischen Schlacht datiert, ersteres mit Recht, letzteres mit Unrecht, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß vielleicht die maßgebenden Lehrmeister von Caesars Schlachten nur diese eine im Detail kannten. Wir haben bereits im gallischen Kriege Beispiele einer für damalige Zeit originellen Verwendung einheitlicher Hauptreserven kennen gelernt, so die des dritten Treffens in den Schlachten gegen die Helvetier und Germanen, dann die Verwendung einer ganzen geschlossenen Legion als Aufnahmsreserve bei Gergovia. Bei Pharsalus allerdings tritt das Reserventprinzip schon deshalb klarer hervor, weil die Reserve erstens im vorhinein als solche ausgeschieden und zweitens kombiniert ist: ein Teil führt gegen den feindlichen Hauptangriff den Gegenstoß und geht dann selbst zur Gegenumfassung über, der andere Teil — und dessen Bedeutung wird in den meisten Beurteilungen übersehen — führt durch das kraftvolle frontale Vorreißen der bereits im Kampfe befindlichen Abteilungen im geeigneten Momente die Entscheidung herbei. Dieses stereotype dritte Treffen spielt in dieser Schlacht eine ebenso wichtige Rolle wie das neu erfundene vierte; seine Verwendung — nicht wie traditionell in dem Augenblick, wo für

die eigenen Truppen, sondern in dem Momente, wo für den Gegner die Krisis eingetreten war — ist ebenso originell caesarisch, wie die aus dem exzentrisch geführten Gegenstoß sich entwickelnde Umgehungsbewegung. Beide arbeiten zusammen: das »vierte« Treffen überwindet zuerst die eigene Krisis und schafft dann dem Gegner eine solche; das »dritte« nützt dann als die eigentliche Hauptreserve diese Krisis aus, indem es gerade im richtigen Augenblick machtvoll und einheitlich eingreift. In dem Zusammenwirken und Ineinandergreifen dieser beiden Reserven liegt die Schlachtidee, nicht aber, wie man meistens lesen kann, speziell in der Gegenoffensive des einen ad hoc erfundenen Treffens.

Außer der Anlage und den taktischen Vorgängen in der Schlacht selbst bietet Pharsalus wohl das glänzendste Beispiel der Ausnützung eines errungenen Erfolges auf dem Schlachtfelde; das glänzendste deshalb, weil in keinem anderen Falle die Ausnützung so schwierig war und dennoch gelang. Die Schlacht war gewonnen, aber damit die feindliche Armee noch lange nicht vernichtet, wie dies in den gallisch-germanischen Schlachten und ebenso später bei Zela, Thapsus und Munda größtenteils der Fall war. Die hohe Bedeutung des römischen Lagers als Rückhalt für die geschlagene Armee trat bei Pharsalus in ihr Recht und seine Erstürmung unmittelbar nach den Anstrengungen der Schlacht war eine nicht viel geringere Anforderung als die Schlacht selbst. Der größte Teil der Armee stand an dem heißen Sommertage vom Morgen bis zum Abend im Kampfe, mußte dann noch marschieren, schon in der Dämmerung Verschanzungen anlegen und schließlich die Nacht über in Gefechtsbereitschaft bleiben, eine Leistung, wie sie nur solchen Truppen, wie den von Caesar geschulten Legionen, zugemutet werden konnte.

Die Verfolgung.

Ein originelles Bild bietet schließlich die mit echt caesarischer Energie und Schnellkraft durchgeführte Verfolgung — nicht einer geschlagenen Armee, sondern des allein flüchtenden Feldherrn, ein interessantes Pendant zu der Verfolgung des geschlagenen Darius Codomanus durch Alexander. Selbst nur von einer Handvoll Leute begleitet, jagt Caesar den fliehenden Pompejus durch Macedonien und Kleinasien bis nach Ägypten. Es ist zweifellos, daß er die Endgültigkeit der Entscheidung von der Unschädlichmachung des Pompejus für abhängig hielt; wie

er sich diese Unschädlichmachung dachte, oder mit anderen Worten, was er mit seinem Gegner gemacht hätte, wenn ihm derselbe lebend in die Hände gefallen wäre, bleibt eine offene Frage. Daß Meuchelmörder ihm zuvorkommen würden, konnte er nicht ahnen; die Vermutung, er hätte darauf gerechnet, daß Pompejus, in die Enge getrieben, Hand an sich legen würde, ist vielleicht nicht ausgeschlossen. Was er mit ihm getan hätte, wenn er ihn lebend hätte fangen können, ist kaum zu erraten. Pompejus im Triumph aufzuführen und dann hinzurichten, wie es mit Vercingetorix geschah, ging nicht an, nicht nur deshalb, weil er römischer Bürger war; anderseits ist nicht anzunehmen, daß Pompejus für Caesar weiter eine ernstliche Gefahr bedeutet hätte, wenn er ihn einmal in der Gewalt gehabt; er war gefährlich nur als Feldherr der Republik, so lange diese mit allen ihren unerschöpflichen Hilfsquellen hinter ihm stand; sie stand aber nur so lange hinter ihm, als sie Vertrauen zu ihm hatte, und dieses mußte jetzt wohl genug erschüttert sein. Caesar und Pompejus waren sich einst ernstlich nahe gestanden; es war immerhin möglich, daß ein persönliches Kompromiß zustande kam. Über den Kopf wachsen konnte der Besiegte dem Sieger nicht mehr und einen formellen Mitregenten konnte Caesar sich schon gefallen lassen. — Immerhin bleibt dies alles vage Vermutuug und die interessante Frage über Caesars letzte Absicht bei dieser Verfolgung für immer offen.*)

»Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.« Im griechisch-macedonischen Feldzug kämpfte Caesar um die Entscheidung seines Lebens und sie fiel. Darum ist auch dieser Feldzug der bedeutendste in der Geschichte des großen Feldherrn. In seiner vollsten Vielseitigkeit leuchtet uns in den wechselvollen Phasen dieses Krieges das universelle Genie Caesars; wir sehen ihn in Glück und Unglück, in waghalsigster Offensive und auf schwierigstem Rückzug, wir erkennen ihn als Meister in stürmischem Losgehen auf die Entscheidung wie in kunstvollstem Positionskriege, als weitblickenden Strategen wie als brillanten Taktiker: immer anders, immer neu und immer gleich groß, gerade in der diametralsten Vielseitigkeit seiner Erscheinung.

*) Drumann, G. R. III, p. 526, 530. — Mommsen, R. G. III, p. 436 f.

Die Pazifizierung des Orients (48—47 v. Chr.).

Nach gefallener Entscheidung sah sich Caesar unvorhergesehenerweise in die Wirren hineingezogen, welche im damaligen Orient, wenn auch nicht immer in heller Blüte, so doch stets latent waren und durch den bereits zwei Jahre währenden Bürgerkrieg neue Nahrung erhalten hatten.

Während Pompejus in Asien rüstete, alle verfügbaren Truppen aus Asien und Africa an sich zog und auch zahlreiche asiatische Kleinfürsten zur Heeresfolge aufrief, trieben es andere derselben in jenen Ländern nach der bekannten Art der Mäuse, wenn der Kater nicht zu Hause ist. Die Folge war demnach eine heillose Unordnung, und um die zerfahrenen Verhältnisse in absehbarer Zeit ins rechte Geleise zu bringen, bedurfte es einer starken Hand. Caesar war gewohnt, das, woran er einmal gerührt, auch zu Ende zu führen; nun ihn die Verfolgung des Pompejus einmal in den Orient geführt hatte, wollte er denselben nicht wieder verlassen, ohne daselbst gründlich Ordnung gemacht zu haben. Ein ernstlicher Widerstand gegen den Sieger von Pharsalus schien ja so absurd, daß eine wesentliche Verzögerung hiebei kaum zu erwarten stand. Schon während der Fahrt längs der asiatischen Küste hatte sich Gelegenheit geboten, manches für den erwähnten Zweck zu tun; jetzt wollte Caesar zunächst in Ägypten, wohin die Verfolgung ihn geführt hatte, nach dem Rechten sehen, und unterdessen sollte Domitius im Innern Kleinasiens die Ordnung wieder herstellen. So konnte alles in Kürze erledigt sein.

Es kam aber anders.

Die Situation.

Beilage 33.

Zuvor noch einen Überblick über die Gesamtsituation und Kräfteverteilung in den Tagen, als Pompejus ermordet ward und Caesar in Alexandria landete:

Caesar war nach Pharsalus offiziell und faktisch Herr des römischen Reiches, Konsul und Diktator zugleich. Seine Streitkräfte waren wie folgt verteilt:

2 schwache Legionen (VI. und XXVII.) unter Caesar selbst in Alexandria;

3 Legionen (XXXVI., XXXVII. und noch eine) unter Domitius in Kleinasien;

3—4 Legionen unter Cornificius und Gabinius in Illyrien;

8 Veteranenlegionen (VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.) unter M. Antonius eben in Italien eingetroffen;

zirka 5 Legionen in Massilia, Sardinien und Sicilien;

zirka 4 Legionen unter Lepidus in Nordspanien;

5 Legionen unter Cassius in Südspanien.

Endlich die Könige Bogud und Bocchus mit kriegsbereiten Kräften in Mauretanien.

Gegen Caesar im Felde standen:

A. Römische Pompejaner und Republikaner:

Cato mit zirka 10.000 Mann und 300 Schiffen auf der Fahrt nach Africa;

Octavius mit einer Flottendivision in den illyrischen Gewässern;

3 Legionen unter Varus und Considius in Africa.

B. Nichtrömische Gegner:

König Juba in Numidien mit 4 Legionen und zahlreichen leichten Truppen;

König Pharnaces in Kleinarmenien, Cappadocien und Pontus;

die ägyptische Armee, zirka 20.000 Mann, unter Achillas bei Pelusium.

Im ganzen waren demnach in diesem Augenblicke die Streitkräfte Caesars denen seiner Gegner weit überlegen. Allerdings waren sie stark zersplittert, was bei der Ausdehnung des zu behauptenden Raumes nicht zu vermeiden war und überdies mit Rücksicht auf die gegnerische Situation momentan nicht gefährlich schien.

XVIII.

Der alexandrinische Krieg (48—47 v. Chr.).

Beilage 34 u. 35.

Alexandria.

Alexandria, die stolze Schöpfung des großen Alexander, die machtvoll blühende Hauptstadt des Hellenismus, lag auf

einem schmalen Streifen Landes, der sich westlich des Nil-Deltas zwischen dem Meere und dem See Mareotis hinzieht. Der Westseite der Stadt gegenüber lag die Insel Pharus, mit der Stadt durch einen 7 Stadien (1290 Meter) langen Damm, »Heptastadion« genannt, verbunden. Die beiden Enden des Dammes waren als Brücken gebildet, zwischen deren hochgewölbten Bogen mittelgroße Schiffe verkehren konnten. Vor beiden Enden befanden sich als Brückenköpfe starke Kastelle.

Auf der Insel Pharus lag außer einem Dorfe noch auf der scharf vorspringenden Nordostecke das Wahrzeichen der Stadt, ein in kolossalen Dimensionen gehaltener, mit überaus starken Werken befestigter Leuchtturm, gleichfalls »Pharus« genannt.

Vom östlichen Drittel der Stadt ragte eine spitze Halbinsel, Lochias genannt, ins Meer. Zwischen dieser und der Insel Pharus respektive dem Heptastadion befand sich der Haupthafen. Die Einfahrt in denselben war durch kleinere Inseln und Untiefen auf den Raum hart am Leuchtturm beschränkt, so daß sie von diesem aus leicht gesperrt werden konnte.

Im östlichen Winkel dieses großen Hafens, hart an der Basis der Lochias, befand sich, durch Molen abgesperrt, der kleine königliche Privathafen.

Westlich des Heptastadions, zwischen diesem, der Insel und der Stadt, lag der Eunostus-Hafen, dessen Einfahrt gleichfalls durch Untiefen auf den Raum nahe der Insel nebst wenigen andern schmalen Passagen beschränkt war.

Die Stadt selbst war durch ein System geradlinig geführter Gassen in regelmäßige Vierecke abgeteilt und fast durchwegs aus Stein gebaut. Die hervorragendsten Gebäude lagen in der Mitte am Haupthafen und südlich davon, so der ausgedehnte Komplex der Königsburg, das Theater und die Bibliothek.

Da die Stadt selbst kein Trinkwasser besaß, wurde dieses aus dem See Mareotis durch Kanäle und Filtrierapparate zugeleitet und durch ein weitverzweigtes Röhrennetz alle öffentlichen und die meisten Privatgebäude direkt damit versorgt.

Die Bevölkerung, etwa eine halbe Million Köpfe stark, bestand aus einem bunten Gemisch von Griechen, Ägyptern, Juden, allerhand Mischlingen und mehr oder weniger akklimatisierten Angehörigen aller damals bekannten Nationen. Diese Zusammensetzung der Bevölkerung läßt bereits deutlich auf ihren Charakter schließen; die Alexandriner waren wohlhabend, dabei als echtes Handelsvolk schlau bis zur Perfidie, mißtrauisch

und wankelmütig, im übrigen ausgesprochen dynastisch gesinnt bei gleichzeitiger höchster Eifersucht auf ihre politischen Freiheiten.

Die Ereignisse bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten.

Als Caesar gelandet war (2. Oktober/27. August) und trotz der Meldung vom Tode des Pompejus keine Miene machte wieder in See zu gehen, ja den Mördern nichts weniger als dankbar und gnädig entgegenkam, entstand alsbald eine merkliche Mißstimmung, die noch weitere Nahrung darin fand, daß er als römischer Konsul sich die »fasces«, die Zeichen seiner Würde, von den Lictoren beim Einzuge in die Stadt vorantragen ließ. Der hiebei entstandene Volksauflauf hatte an und für sich wenig zu bedeuten, doch bot er immerhin ein wohl zu beachtendes Symptom.

Caesar ließ sich ohneweiters in der Königsburg Quartiere anweisen und seine Truppen in der Nähe unterbringen. Seine Schiffe lagen im großen Hafen, etwas abseits der am Lande vertäuten ägyptischen Flotte. Der Konsul wollte, weil er schon einmal da war, als Repräsentant des vom Vater der hadernden Königskinder zum Garanten des Testaments eingesetzten römischen Volkes zuerst den Thronstreit schlichten und dann so rasch als möglich nach Rom reisen. Er lud den jungen König sowie Kleopatra vor. Nebstdem kündigte er einen Teil einer seitens Ägyptens dem römischen Staate schuldigen Summe im Betrage von 10 Millionen Drachmen; er brauchte Bargeld für seine Legionen.

Der König erschien und nahm in der Burg Wohnung. Bald darauf erschien auch Kleopatra, nicht öffentlich, sondern bei Nacht in Verkleidung. So trat das berückendste, verführerischeste Weib des Altertums in der Maske der unschuldig Verfolgten als Bittende vor den allmächtigen Schutzherrn. Caesar war von Jugend auf immer empfänglich gewesen für weibliche Reize; die seltene orientalische Pikanterie der ägyptischen Königstochter drängte das Theatralische ihrer Ankunft in den Hintergrund; sie hatte seine Sympathie, seine leicht entflammte Liebe gewonnen. Da sie übrigens weiter nichts verlangte als was nach dem väterlichen Testament ihr gutes Recht war, so brauchte Caesar ihr zu Gefallen nur das zu tun, was er ohnehin zu tun bereits entschlossen war.

Als Caesar am Morgen nach Kleopatras Ankunft dem königlichen Knaben seine Schwester und Feindin zuführte, lief

dieser wütend aus der Burg; Caesar ließ ihn durch seine Soldaten mit sanfter Gewalt einfangen und zurückbringen. Die Menge nahm eine drohende Haltung an; doch gelang es Caesar für diesmal noch, durch eine Ansprache und diverse Versprechungen das Volk zu besänftigen. Am folgenden Tage versöhnte er feierlich die feindlichen Geschwister. Damit schien seine Aufgabe erfüllt; zur Bekräftigung sollte ein solennes Bankett stattfinden und auf demselben der neue Friede wie die alte Freundschaft besiegelt werden.

So wäre alles zur Zufriedenheit erledigt gewesen. Allein es gab Männer, denen eine solche Lösung gewaltig gegen den Strich ging. Pothinus, der allmächtige Eunuch, derselbe, der zur Befestigung seiner Herrschaft Pompejus hatte ermorden lassen, bangte ernstlich für seine Stellung, wenn der von ihm beherrschte königliche Knabe nicht mehr offizieller Alleinherrscher war. Seine früheren Bundesgenossen, vor allem Achillas, mußte die gemeinsame Gefahr notwendig ihm verbinden. Er suchte also der neugeschaffenen Situation ein Ende zu bereiten, bevor sie definitiv befestigt und, wie vorauszusehen, mit seinem Sturze besiegelt war.

Zuerst suchte er gelegentlich des Versöhnungsbankettes Caesar zu vergiften; der Plan wurde verraten, der Anstifter jedoch nicht entdeckt. Nun blieb nichts übrig als offene Gewalt. Hiezu brauchte er erstens das Volk und zweitens die Armee.

Um ersteres seinen Plänen dienstbar zu machen, mußte die Schuldforderung Caesars herhalten. Der junge König kümmerte sich begreiflicherweise ebensowenig wie Kleopatra in diesen Tagen um derlei Finanzangelegenheiten und so konnte Pothinus dieses auf ihm lastende Geschäft durchführen wie er wollte. Er ließ alles Gold und Silber von der königlichen Tafel wegnehmen und ebenso wie die kostbarsten Tempelschätze der Stadt recht demonstrativ durch die Straßen nach dem Münzamt tragen. Dem erstaunten Volke wurde gesagt, dies alles benötige man, um die Forderung des römischen Konsuls zu begleichen; der König müsse nun statt auf Gold und Silber auf Holz und Lehm speisen; selbst die Götter müßten ihre tausendjährigen Weihgeschenke hergeben.

Die Komödie verfehlte bei den sanguinischen Alexandrinern ihre Wirkung nicht. Die Erbitterung stieg von Tag zu Tag; in allen Stadtteilen kamen meuchlerische Attentate auf die sorglos durch die Straßen bummelnden Legionare vor, so daß Caesar, der bisher selbst ohne Bedeckung die Stadt besichtigt und mehr

als einmal sich unter die auf freien Plätzen den Vorträgen der Philosophen lauschende Menge gemischt hatte, es geraten fand, die Truppen zu konsignieren.

Indessen aber hatte Pothinus an Achillas, der mit dem Heere immer noch bei Pelusium stand, geschrieben und ihn unter Hinweis auf die gemeinsame Gefahr aufgefordert, mit der Armee auf die Stadt zu marschieren. Achillas bedachte sich nicht lange und brach auf.

Der Beginn der Feindseligkeiten.

Caesars Lage war ernst. Mit seinen 3200 Mann und 800 Reitern sah er sich mitten in einer großen Stadt einer vieltausendköpfigen wütenden Volksmasse und überdies einer sechsfach überlegenen, gut organisierten Armee gegenüber. Mit dem städtischen Pöbel allein wäre noch leichter fertig zu werden gewesen; es galt also zunächst die Armee sich vom Halse zu halten.

Der König, in seinem eigenen Palaste natürlich von nun an strenge bewacht, mußte auf Caesars Geheiß im eigenen Namen dem Achillas befehlen, die Vorrückung einzustellen. Dieser aber erkannte unschwer, aus welchem Loche der Wind blies und ließ die Überbringer des Befehles niedermachen. Damit war die letzte Brücke abgebrochen.

Noch wäre es für Caesar Zeit gewesen, der Gefahr zu entgehen und mittels der Flotte rechtzeitig die Stadt zu räumen, um später mit verstärkter Macht Rache zu nehmen. Allein dem Sieger von Alesia und Pharsalus widerstrebte der Gedanke an einen Rückzug vor diesem Gesindel. Er nahm den nach menschlichem Ermessen aussichtslosen Kampf auf; in die so ungleich beschwerten Wagschalen warf er sein Genie zu gunsten seiner Sache, und die Wage stand auf gleich.

Er dachte an alles. Augenblicklich gingen dringende Boten an das nächste Korps, an Domitius nach Kleinasien, mit dem Befehl, ihm alles, was er an Truppen entbehren konnte, unverzüglich nach Alexandria zu senden. Gleiche Befehle ergingen an alle kleinasiatischen und syrischen Städte und Kleinstaaten, die nach Pharsalus sämtlich sich für ihn erklärt hatten.

Um aber allen Verstärkungen, die aus jener Richtung zu erwarten standen, sicher die Hand reichen zu können, mußte er, da die Verbindung zu Lande auf keinen Fall zu halten war, sich den Seeweg unter jeder Bedingung offen halten. Alles war erwogen und vorbereitet, als es nur zu bald zum Kampfe kam.

Der erste Kampf.

Konzentrisch griff Achillas mit seinen übermächtigen Streitkräften die Stadt an. Caesar hatte, um Zeit zu gewinnen, die

wichtigsten Ausgänge mit vorgeschobenen Detachements besetzt, die den ersten Anprall aushielten und sich endlich, von der Übermacht gedrängt, Schritt für Schritt gegen die Königsburg zurückzogen. Hier aber hatte Caesar mit äußerster Anspannung der Kräfte seiner Legionare eine sturmfreie Stellung geschaffen. Die Königsburg nebst anderen festen Bauwerken zunächst derselben und des Hafens war mit jener raffinierten Befestigungskunst, wie nur Caesar sie zu erdenken und nur seine Veteranen sie in kürzester Zeit auszuführen verstanden, in eine Festung umgewandelt worden, an der die wütendsten Angriffe der von allen Seiten vordringenden Ägypter machtlos abprallten. Und während sich die Feinde hier erfolglos die Köpfe einrannten, während ihre ganze Aufmerksamkeit und Energie auf diese Kämpfe konzentriert war, führte Caesar seinen Hauptcoup aus: Die aus 72 erstklassigen Kriegsschiffen bestehende Flotte der mächtigen Seestadt ging, während niemand auf den Hafen achtete, in Flammen auf.*) Gleichzeitig überrumpelte ein unbemerkt eingeschifftes Detachement vom Hafen aus das Sperrfort beim Leuchtturm Pharus. Damit war die Seemacht der Ägypter für die nächste Zeit lahmgelegt, Caesar aber im Besitze des Hafens und der offenen Verbindung mit dem zu erwartenden Hilfskorps. Zu Lande in unangreifbarer Stellung, zur See im Besitze freier Hand, konnte er in relativer Sicherheit der nächsten Zeit entgegensehen und das Eintreffen der Verstärkungen abwarten.

Die Stellung Caesars hatte die Form eines mit der Schmalseite an den Hafen stoßenden Rechteckes und umfaßte, wie bereits angedeutet, die Königsburg, die anschließenden Gebäude bis zum Hafen und dort als Hauptstützpunkt das massiv gebaute Theater; ferner den Leuchtturm Pharus mit seinen Werken. Die Schiffe lagen im Haupthafen an der Stadtseite. Die Ägypter waren Herren aller übrigen Teile der Stadt rund um die Stellung Caesars; in ihrer Gewalt befand sich ferner das Heptastadion und die Insel Pharus mit Ausnahme des Turmes, dann der Hafen Eunostus sowie die Halbinsel Lochias mit dem königlichen Privathafen.

Die Ereignisse nach dem ersten Kampfe.

Nach dem Kampfe suchten beide Parteien sich zu verstärken. Caesar ließ noch in der Nacht die Befestigungen weiter ausbauen und armieren, Verbindungen und Zugänge herstellen und teilte die ganze Stellung in Abschnitte und Rayone, wobei

*) Bei diesem Anlasse verbrannte durch einen unglücklichen Zufall auch die weltberühmte alexandrinische Bibliothek.

besonders auf die Wasserversorgung Rücksicht genommen wurde. In seiner Gewalt befand sich der König nebst Kleopatra und deren jüngere Schwester Arsinoë, dann Pothinus und der ebenso einflußreiche wie begabte und ehrgeizige Erzieher der Arsinoë, der Eunuch Ganymedes.

Die Ägypter ihrerseits betrieben mit größtem Eifer ihre weiteren Rüstungen. Das ganze Land wurde aufgeboten, die Bürger und das Proletariat, selbst die Sklaven bewaffnet. Die Truppenzahl wuchs rapid; ebenso wurden mit großem Aufwande die großartigsten Belagerungsmaschinen hergestellt, in den nicht in Caesars Besitz befindlichen Häfen eilig Schiffe gebaut.

Während dieser Tage unterhielt Pothinus, der eigentliche Urheber des Krieges, eine beständige geheime Verbindung mit Achillas, um ihn über die Maßnahmen Caesars genauestens zu informieren. Caesar hatte den Eunuchen längst durchschaut; er ließ ihn scharf bewachen und bald gelang es, seine Verräterei ans Licht zu bringen; er wurde verhaftet und hingerichtet. Den ersten der Mörder des Pompejus hatte die Nemesis, in deren Tempel die Asche des großen Toten ruhte, ereilt.

In denselben Tagen fiel ihr noch ein zweites Opfer.

Arsinoë, ganz beherrscht von ihrem Erzieher und Günstling Ganymedes, hatte mit diesem unbemerkt die Burg verlassen und war zu ihren Landsleuten geflüchtet, wo sie als einzig anwesender Repräsentant des königlichen Geschlechtes nominell die Leitung des Krieges übernahm. Das hätte nun an und für sich nicht viel Bedeutung gehabt; Ganymedes jedoch hatte das ganze nur inszeniert, um selbst an die Spitze des Heeres zu gelangen. Er und Achillas waren nebeneinander auf die Dauer unmöglich. Zuerst buhlten beide Rivalen mit viel Geld und guten Worten um die Gunst des Heeres; endlich machte die unternehmende Prinzessin kurzen Prozeß, ließ den Achillas festnehmen und hinrichten (Mitte Dezember/Anfang Oktober 48). Ganymedes war nun in ihrem Namen Oberfeldherr der Ägypter. Ganymedes.

Caesar war es kaum gelungen, sich in seinem Stadtteil unangreifbar festzusetzen, als er, seinem Naturell und seiner Erkenntnis folgend, bereits wieder zur Offensive überging. Trotz der Überlegenheit seiner Gegner, trotzdem diese ihn eingeschlossen hielten, entwickelte sich doch alsbald das paradoxe Bild einer Zernierung, bei welcher der Eingeschlossene konstant der Angreifer, der Einschließende aber der Verteidiger war. Von einer Erstürmung der Stellung Caesars konnte längst keine Caesars Taktik.

Rede mehr sein; im Gegenteil wurde es nunmehr Caesars Plan und Zweck, von seiner Festung aus die umschließenden Stadtteile zu erobern und so den Feind niederzuwerfen. Bald ging er auf allen Punkten offensiv vor; seine gedeckten Sturmböcke demolierten die nächsten vom Feinde besetzten Häuser, vertrieben die Verteidiger, und aus dem eroberten Schutt entstanden sofort neue vorgeschobene Schanzen, so daß die Ägypter, auf die Verteidigung beschränkt, sich gezwungen sahen, ihrerseits ihre Stützpunkte gleich den Römern zu befestigen. Sie ahmten in der Ausführung der Werke ihre Gegner mit Erfolg nach und errichteten an den tiefer liegenden Stellen, um nicht überhöht zu werden, gewaltige Türme. Auf beiden Seiten waren die schweren Geschütze in ununterbrochener Tätigkeit.

Ganymedes versucht das Trinkwasser abzuschneiden.

Als der fähige Ganymedes den Oberbefehl über die Ägypter übernahm, schien es allerdings, als sollte eine schwere Krisis für die Römer hereinbrechen. Der neue Feldherr kam nämlich auf den Gedanken, den Eingeschlossenen das Trinkwasser zu entziehen. Er ließ zu diesem Zwecke in die in die innere Stadt führende Wasserleitung, welche derzeit Caesars Truppen einzig mit Trinkwasser versorgte, mittels Pumpwerken Meerwasser leiten und so das Wasser ungenießbar machen. Die Entdeckung rief in Caesars Lager eine richtige Panik hervor; man sprach bereits von der Räumung der Stadt. Caesar war nicht dieser Ansicht. In allen praktischen Wissenschaften bewandert wie kaum ein zweiter seiner Zeit, vermutete er ganz richtig, daß so nahe am Gestade zwischen Meer und See unterirdische Wasseradern vorhanden sein müßten; im schlimmsten Falle konnte er als Herr der Flotte das nötige Trinkwasser zur See von außen beschaffen. Zunächst aber ließ er graben und fand seine Vermutung bestätigt: in kurzer Zeit war eine ausgiebige Wasserader gefunden und damit die drohende Gefahr beseitigt.

Zwei Tage später erhielt Caesar die erste wesentliche Verstärkung.

Landung der XXXVII. Legion und die Seeschlacht am Chersones.

Domitius hatte auf Caesars Befehl, trotzdem er selbst genug Arbeit vor sich hatte, nicht gezögert von seinen drei Legionen zwei sofort abzusenden; die eine — die XXXVII. — zur See, die andere — jedenfalls aus Mangel an weiteren Schiffen — auf dem Landwege. Die erstere auf Transportschiffen verladene Legion wurde unweit Alexandria durch widrige Winde — es war Ende Dezember, nach unserem Kalender etwa Mitte Oktober — an der Weiterfahrt verhindert und gezwungen, in der Nähe

der Halbinsel Chersones, zirka 25 Kilometer westlich der Stadt, vor Anker zu gehen. Nachdem sie einige Zeit fruchtlos hier gewartet hatte und bereits Wassermangel litt, setzte sie durch ein Frachtschiff Caesar in Kenntnis ihrer Lage.

Caesar ließ seine sämtlichen Truppen in den Werken zurück und fuhr mit der gesamten, nur mit der Schiffsbedienung bemannten Flotte nach dem Chersones aus. Dort nahm er, da der Wind immer noch, wenn auch bereits schwächer, aus Osten wehte, die Transportschiffe ins Schlepptau und ruderte mit ihnen stadtwärts. Indessen hatten aber die Agypter durch Matrosen, die von Caesar zum Wasserholen ausgesandt und von ihnen gefangen worden waren, in Erfahrung gebracht, daß die caesarianische Flotte ohne Kampftruppen ausgeschifft sei und beschlossen, die nach ihrer Meinung überaus günstige Gelegenheit nicht unbenützt zu lassen. Sie machten rasch die bisher fertiggestellten Schiffe gefechtsklar und legten sich Caesar auf seiner Rückfahrt vor.

Caesar wünschte unter diesen Umständen keinen Kampf, schon aus dem Grunde, weil die Nacht nahe bevorstand und er die Gegend nicht kannte, und ging mit allen Schiffen vor Anker. Hiebei isolierte sich jedoch auf seinem rechten Flügel ein rhodisches Schiff und wurde sofort von mehreren feindlichen Fahrzeugen angegriffen, so daß Caesar sich genötigt sah den Kampf aufzunehmen. Die rhodischen Matrosen erwiesen sich ihrer Aufgabe auch ohne Legionsbesatzung gewachsen; sie jagten die feindlichen Schiffe in die Flucht, nahmen eines davon und rammten ein zweites; die hereinbrechende Dunkelheit rettete den fliehenden Rest. Ungehindert brachte Caesar seine siegreiche Flotte mit der XXXVII. Legion im Schlepptau in die Stadt.

Die Sperrung des Eunostus.

Ganymedes erkannte, daß er zunächst im stande sein müsse auf dem Meere Caesar das Gleichgewicht zu halten, wenn er überhaupt etwas ausrichten wollte. Um zunächst ungestört rüsten zu können, ließ er den in seiner Gewalt befindlichen Eunostushafen bis auf eine schmale, leicht zu verteidigende Durchfahrt durch Verschüttung absperren. Caesar war diese selbstgewählte Defensive des Gegners willkommen; er tat ein übriges, indem er den von Ganymedes freigelassenen schmalen Zugang seinerseits durch Versenkung eines Frachtschiffes sperrte, so daß die ägyptische Flotte nicht heraus und die zu ihrer Verstärkung herangezogenen Nilschiffe nicht hinein konnten; um einen ge-

waltsamen Bruch der Sperre zu verhindern, kreuzten Caesars Schlachtschiffe vor der bedrohten Stelle.

Das war für Ganymedes allerdings zu viel. Um sich Luft zu machen, sandte er unvermerkt kleinere Schiffe durch die Bögen des Heptastadions in den Haupthafen und legte, während die caesarianische Schlachtflotte vor dem Eunostus kreuzte, Feuer an die im Hafen vertäuten Transportschiffe. Ein großer Teil verbrannte; gleichzeitig war es ihm unter bedeutenden Schwierigkeiten gelungen, die Nilschiffe mit Ausnützung der vom Strome zur Stadt führenden Kanäle von der Landseite in den Eunostus zu bringen.

Die Seeschlacht im Eunostus.

Caesar hob nun die Blockade des Eunostus auf und Ganymedes, der seine Flotte jetzt stark genug glaubte, beeilte sich die Hafeneinfahrt frei zu machen. Beide Teile waren zur Schlacht entschlossen.

Caesar verfügte über 34 Schiffe: 9 rhodische, 8 pontische, 5 lycische, 12 asiatische; davon 10 große Schlachtschiffe, der Rest kleinere Fahrzeuge. Die Ägypter hatten 27 große und zahlreiche kleinere Schiffe zur Verfügung.

Caesar ging zum Angriff vor; er schiffte um Pharus herum und entwickelte die Flotte vor dem Eunostus: am rechten Flügel die 9 rhodischen, am linken die 8 pontischen Schiffe, dazwischen 800 Schritte Entwicklungsintervall; die übrigen Schiffe standen gruppenweise im zweiten Treffen. Ihm gegenüber stellte Ganymedes seine Flotte ebenfalls in zwei Treffen auf, im ersten 22 Schiffe, den Rest im zweiten. Vor den Schlachtschiffen ließ er zahlreiche kleine Fahrzeuge mit Pechkränzen und Brandraketen gegen die römische Flotte vorgehen.

Zwischen den beiden Fronten befanden sich die zahlreichen Untiefen, welche den Hafen abgrenzten; jede der beiden Flotten wartete, bis die andere den schwierigen Durchgang wagen würde. Endlich ließ Caesar 4 rhodische Schiffe unter Euphranor den Angriff eröffnen. Sofort fiel die ganze feindliche Macht über die scheinbar isolierten Schiffe her; allein diese manövrierten mit erstaunlicher Geschicklichkeit, so daß nie eines dem Gegner die ungedeckte Breitseite zeigte, und hielten sich so lange, bis das Gros der Flotte Caesars den schwierigen Durchgang passiert hatte und gegen die bereits engagierten alexandrinischen Schiffe vorging. Bord an Bord wurde in hartem Handgemenge gekämpft; schließlich siegte die überlegene Kampftüchtigkeit der Legionen. Zwei feindliche Schiffe wurden genommen, drei in den Grund gebohrt; der Rest zog sich unter dem Schutze der am Molo placierten Geschütze zurück.

Caesar hatte in einem riskierten Kampfe den Sieg errungen, aber außer dem relativ geringen Verlust der Feinde nicht viel damit erreicht; der Eunostushafen konnte so lange nicht genommen werden, als die Insel Pharus und vor allem das Heptastadion im feindlichen Besitze waren. Der Kampf um Pharus und das Heptastadion.

Caesar fühlte sich zu energischer Offensive bereits stark genug; er beschloß, zunächst durch einen Handstreich die Insel und den Damm, in der Folge auch den Eunostushafen in seinen Besitz zu bringen und dann von der Land- und Seeseite zugleich zum konzentrischen Angriff auf die noch in der Hand der Feinde befindlichen Stadtteile überzugehen. (Anfang Februar 47/Ende November 48.)

Er setzte 10 Kohorten und eine Anzahl seiner gallischen Reiter, als leichte Infanterie formiert, auf kleinere Schiffe und Kähne und ließ durch sie die Insel Pharus von der einen, durch die Schlachtflotte von der andern Seite gleichzeitig angreifen. Die ägyptische Besatzung, durch 5 Kriegsschiffe und zahlreiche kleine Fahrzeuge unterstützt, schlug sich hartnäckig; doch endlich siegten die Römer, warfen die Feinde vom Ufer zurück und ließen sie auch in den zur Verteidigung hergerichteten Gebäuden des Dorfes nicht festen Fuß fassen; 600 Mann wurden gefangen, viele getötet; der Rest rettete sich durch Schwimmen.

Caesar ließ die Häuser demolieren, den Brückenkopf des Heptastadions auf der Inselseite in stand setzen und besetzen. Damit endete in später Stunde an diesem Tage der Kampf.

Am folgenden Morgen eröffnete Caesar den Angriff gegen den stadtseitigen Brückenkopf von der Seeseite und vom Damme selbst aus. Die Schanze wurde gestürmt und die Brücke durch einen Wall gegen die Stadt zu abgesperrt; gleichzeitig die passierbare Durchfahrt unter der Brücke durch Versenken von Steinen verstopft.

Während die Römer mit diesen Arbeiten beschäftigt waren, ging die ganze Macht der Alexandriner plötzlich von der Stadt und vom Eunostus her zum Gegenangriff auf die verlorenen Positionen über. Die drei auf dem Damme placierten Kohorten — mehr hatten dort nicht Raum — hielten den Angriff standhaft aus; ihnen schloß sich eine Anzahl Matrosen an, die, ohne einheitliches Kommando, mit allerhand Geschossen bewaffnet, erfolgreich die feindlichen Schiffe vom Lande abhielten. Da gelang es den Feinden, unbemerkt eine kleine Abteilung im Rücken der Kämpfenden zu landen; sie traf überraschend auf die Matrosen und jagte sie in die Flucht. Hiedurch ward Raum

gewonnen; rasch landeten neue Abteilungen und griffen die exponierten Kohorten im Rücken an. Deren Stellung, von drei Seiten angegriffen, war nun nicht mehr zu halten; sie drängten zurück auf die Schiffe, doch die meisten derselben hatten, um nicht von den vordringenden Feinden genommen zu werden, sich vom Ufer entfernt. Die wenigen, die noch am Ufer lagen, waren alsbald von Flüchtigen derart überfüllt, daß einige sanken; ein Teil der Mannschaft rettete sich durch Schwimmen; der Rest wurde umringt und zusammengehauen.

Caesar selbst, der den Kampf vom Heptastadion aus geleitet hatte, mußte, als er den Damm verloren sah, auf seinem am Ufer liegenden Schiffe Rettung suchen, fand dasselbe aber bereits so überfüllt, daß es jeden Augenblick zu sinken drohte. Rasch entschlossen warf er sich ins Wasser und schwamm, seinen purpurnen Feldherrnmantel opfernd, zu einem entfernten Kriegsschiffe, von wo aus er Kähne zur Aufnahme der Flüchtigen beorderte. Der Damm war und blieb verloren; außerdem hatte Caesar einen Verlust von 400 Legionaren und etwas mehr Matrosen zu beklagen.

Das schlimmste an dem Mißerfolg dieses Tages war, daß die Alexandriner nunmehr erkannt hatten, wo der gefährlichste Punkt ihrer Stellung sich befand. Sie errichteten auf der Stadtseite des Heptastadions ein überaus starkes Kastell und armierten es mit den schwersten Geschützen. Die unter die Brücke versenkten Steine räumten sie hinweg und machten so die Durchfahrt wieder frei. Auf dem Heptastadion aber errichteten sie eine Siegessäule und hingen Caesars aus dem Wasser gezogenen Feldherrnmantel daran auf.

Auslieferung des Königs.

Für die nächste Zeit waren beide Teile zur Offensive unfähig; Caesar konnte nach der erlittenen Schlappe seinen Truppen nicht sofort neue mehr minder gewagte Angriffsunternehmungen zumuten; den Alexandrinern aber bot sich trotz ihres Sieges kein weiteres Objekt, das sie mit nur einiger Aussicht auf Erfolg hätten angreifen dürfen. Die beiderseitige Untätigkeit führte naturgemäß zu Verhandlungen. Die Alexandriner erbaten sich die Auslieferung ihres Königs. Caesar fand keinen Anlaß das Ansuchen abzuschlagen und ließ den Knaben ziehen; möglicherweise war auch Kleopatra dabei im Spiele, die einsehen mochte, daß der ihr immerhin unbequeme Bruder in den Reihen der Seinigen gefährdeter war als in Caesars Gewahrsam. Daß die Ägypter nach Auslieferung ihres Königs die Feindselig-

keiten, wie sie versprachen, einstellen würden, glaubte Caesar ebensowenig wie sie selbst; aber vielleicht konnte die Gegenwart des jungen Fürsten neuerdings Umwälzungen in den Kommandoverhältnissen der Alexandriner zur Folge haben und das konnte den Römern nur zu gute kommen. So geschah es auch; vom Tage der Auslieferung des Königs verschwindet Ganymedes tatsächlich vom Schauplatz und der König selbst tritt als faktischer Kommandant an die Spitze des Heeres; wie die folgenden Ereignisse zeigen werden, nicht eben zu dessen Vorteil.

Das Seegefecht an der canobischen Nilmündung.

Ein Erfolg war den Ägyptern allerdings noch beschieden. Zum zweiten Male nahte der Stadt eine zu Caesars Verstärkung und Verproviantierung bestimmte Transportflotte, diesmal von Osten. Möglicherweise war die andere von Domitius gesandte Legion dabei. Diese Flotte hatten die Ägypter an der canobischen Nilmündung durch Feuersignale ans Land gelockt und ihr durch einen Überfall Schaden zugefügt. Als Caesar davon Kenntnis erhielt, entsendete er einen Teil der Flotte unter Tiberius Nero zur Einholung des Transportes. Er selbst blieb zurück, da er vor allem auf den bewährten Befehlshaber der rhodischen Eskadre, Euphranor, volles Vertrauen setzte. Die ägyptische Flotte stellte sich zur Schlacht. Euphranor eröffnete mit seinem Schiffe den Kampf, rammte ein feindliches Schiff und verfolgte die nächsten, welche zurückgingen; da indessen die übrigen Schiffe seinem Ungestüm nicht rasch genug folgten, wurde sein zu weit vorgewagtes Fahrzeug von der feindlichen Übermacht plötzlich angegriffen und zum Sinken gebracht. Vielleicht war auch Eifersucht seitens Neros im Spiele; tatsächlich brach dieser nach dem Verluste des einen Schiffes den Kampf ab und ging unverrichteter Dinge zurück. Die im Stiche gelassene Transportflotte jedoch scheint sich auf eigene Faust nach Syrien durchgeschlagen zu haben.

Der Anmarsch des Entsatzheeres.

Indes eine ausgiebigere Hilfe war nahe.

Mithrydates von Pergamum, angeblich ein natürlicher Sohn des gleichnamigen großen pontischen Königs, ein unternehmender, kühner und begabter Fürst, hatte auf Caesars Gebot die Organisierung der asiatischen Hilfskontingente übernommen und mit ebensoviel Geschick wie Energie durchgeführt. In Ascalon war die ansehnliche Armee konzentriert worden, Asiaten und Syrier, auch ein starkes Kontingent Juden befand sich darunter. Mit diesem Korps rückte Mithrydates nun längs

der Küste gegen Ägypten vor, zur See von einer Flotte begleitet. Ob dieselbe mit derjenigen identisch ist, welche den von Tiberius Nero vergebens unterstützten Landungsversuch gemacht, bleibt dahingestellt.

Als Mithrydates vor Pelusium, dem stark befestigten Schlüssel Ägyptens am damaligen östlichen Nilarm ankam, suchte er mit seiner Flotte den Strom hinaufzufahren, fand denselben jedoch durch versenkte Schiffe gesperrt. Er ließ nun in der Nacht einen Teil seiner Schiffe über das Land in einen Kanal, der oberhalb der Stadt aus dem Nil abzweigte und nicht ganz bis ans Meer reichte, überführen, fuhr mit einem Teil der Truppen bis in den Strom hinauf, griff nun die an der Stromsperre stehende ägyptische Abteilung in Front und Rücken an, zersprengte sie und ließ die Sperre beseitigen. Nun fuhr er mit der gesamten Flotte vor Pelusium, griff diese Stadt von der Land- und Wasserseite zugleich an und erstürmte sie. (9. März-27. Dezember.)

Der Weg nach Ägypten lag nun offen. Mithrydates wollte jedoch den Marsch durch das vielfach von Wasseradern durchschnittene Terrain im Innern des Deltas vermeiden und entschloß sich, dasselbe zu umgehen. Noch vor Erreichung der Südspitze des Deltas schlug er ein ägyptisches Korps bei Castra Judaeorum, überschritt sodann bei Memphis den vereinigten Nil und marschierte am Westufer des canobischen Armes gegen Alexandria.

Als er sich bereits der Südspitze der Mareotis näherte, entschloß sich endlich Ptolomaeus, der drohenden Gefahr selbst entgegenzutreten. Mit dem größten Teile seiner Kräfte fuhr er den canobischen Nil-Arm aufwärts in der Absicht, das Entsatzheer in dem schwierigen Terrain zwischen Strom und See zu erdrücken oder doch sein Vorrücken zu hemmen.

Caesar geht dem Entsatzheere entgegen.

Caesar hatte gleichzeitig die Meldung von des Mithrydates Anrücken und dem Gegenzuge des Königs erhalten. (24. März-11. Jänner.) Die Entscheidung war da. Es entsprach Caesars Naturell, dieselbe nicht untätig abzuwarten. Jetzt, wo der Entscheidungsgang außerhalb des Stadtgebietes bevorstand, hatte seine bisher mit solcher Zähigkeit festgehaltene und mit so viel Aufwand an Kunst und Arbeit befestigte Stellung in der Stadt für ihn jeden Wert verloren; augenblicklich entschloß er sich sie zu räumen. Mit Einbruch der Dunkelheit ging er mit allen Truppen zu Schiff, segelte zuerst, um die Ägypter zu täuschen,

hinter dem König gegen Osten, ließ dann alle Lichter verlöschen und fuhr unbemerkt zurück, an Alexandria vorbei an den Chersones, dorthin, wo er seinerzeit die XXXVII. Legion abgeholt hatte. Hier ging er ans Land und marschierte noch in derselben Nacht um die Mareotis herum, Mithrydates entgegen.

Der König hatte allerdings den kürzeren Weg gehabt; doch in der Meinung, Caesar hinter sich zu haben, wagte er nicht zu weit vorzugehen und schlug in größerer Entfernung von Mithrydates in einer von Natur starken Stellung auf einem Plateau zwischen Nil und Mareotis sein Lager. So konnte Caesar am folgenden Morgen ungestört mit dem Entsatzheere sich vereinigen und marschierte nun mit der ganzen Armee gegen den Feind.

Die Schlacht am Nil.

Beilage 36.

Zwischen beiden Heeren, etwa 10 Kilometer vom ägyptischen Lager, befand sich ein schmaler, steilufriger Wasserlauf, anscheinend ein Kanal. Dorthin hatte Ptolomaeus einen Teil seiner Truppen nebst der ganzen Reiterei vorgeschoben, um Caesar den Übergang zu verwehren. Hier kam es zuerst zum Kampfe. Der erste Versuch der Legionen, den Wasserlauf frontal zu forcieren, mißlang. Doch die Legionare wußten sich zu helfen. Sie fällten große am Ufer stehende Bäume, welche umgelegt mit ihren Gipfeln bis an das andere Ufer reichten und so natürliche Brücken bildeten, die rasch durch Aufwerfen von Astwerk und Erde gangbar gemacht wurden. Gleichzeitig gelang es einer germanischen Reiterabteilung, an einer flachen Stelle den Kanal zu durchschwimmen und dem Feinde in die Flanke zu kommen. Der doppelte Angriff warf die Ägypter in wilde Flucht und rieb dieses Korps beinahe auf. Unmittelbar vom Schlachtfelde rückte Caesar gegen das feindliche Lager vor. Aber einerseits die von Natur überaus feste Lage desselben, anderseits die große Ermüdung der Truppen, die seit dem vorhergehenden Abende nicht zur Ruhe gekommen waren, bewog ihn, für diesen Tag es genug sein zu lassen und den Hauptangriff auf den kommenden Morgen zu verschieben. Dem Lager des Königs gegenüber schlug er das seinige auf.

Erster Tag.

Zweiter Tag.

Am folgenden Tage, dem 26. März (13. Jänner), begann der Entscheidungskampf. Caesar hatte die feindliche Stellung genau rekognosziert. Ihre linke Flanke deckte der Nil, die rechte der überaus steil abfallende Hang des Plateaus, den Rücken der Sumpf. Die Front war glacisartig, mäßig ansteigend, dafür entsprechend stark befestigt. In einiger Entfernung vor dem Lager befand sich eine Schanze, die Ptolomaeus zur Deckung

einer dahinter liegenden Ortschaft aufgeworfen und durch Linien mit dem Lager verbunden hatte. Caesar, dem der direkte Angriff auf das feste Lager gewagt schien, faßte den Plan, zuerst jene Schanze anzugreifen und zu versuchen, nach ihrer Erstürmung mit der fliehenden Besatzung zugleich ins Hauptlager zu dringen. Er ging daher mit seinen sämtlichen Truppen gegen das Werk vor, erstürmte es und drängte die Besatzung gegen das Lager; hier aber fand er erbitterten Widerstand; der Kampf kam zum Stehen und die Angreifer erlitten insbesonders durch die Geschütze der Schiffe, welche im Nil gegen ihre rechte Flanke vorgegangen waren, empfindliche Verluste. Allerdings konnten die Ägypter die Front nur mit Anspannung aller ihrer Kräfte halten und waren gezwungen, die Besatzungen der nicht angegriffenen Stellen bis unter das unumgänglich notwendige Ausmaß zu restringieren. Rasch die Sachlage überblickend, machte Caesar diesen Umstand sich zunutze. Er sandte den Tribunen Carfulenus mit einigen Kohorten gedeckt gegen die durch die Steilheit des Hanges allerdings überaus feste und am höchsten gelegene Westfront des Lagers. Diese Diversion brachte die Entscheidung. Die wenigen Verteidiger wurden überrascht und bald überwältigt, die in der Front kämpfenden, im Rücken bedroht, wandten sich zur Flucht. Von beiden Seiten drangen die Römer in die Stellung ein. Ein Teil der Ägypter rettete sich auf die Schiffe, deren viele, von Flüchtigen überfüllt, sanken; unter den hiebei Ertrunkenen befand sich auch der König. Der Rest wurde niedergehauen.

Die Unterwerfung von Alexandria.

Vom Schlachtfelde weg ritt der Sieger an der Spitze der Reiterei noch am selben Tage nach der Stadt, die durch fünf Monate mit beispielloser Erbitterung gegen ihn gekämpft und die jetzt wehrlos vor ihm lag. Mitten durch die nun verlassenen Werke der Feinde hielt er seinen Einzug in die alte Königsburg der Ptolomaeer, die bisher sein Kriegslager gewesen. Die Alexandriner hatten allen Grund, auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Mit solcher Erbitterung hatte keine Stadt, auch Massilia nicht, gegen Caesar gekämpft. Sie hatte gewagt, dem sieggewohnten Feldherrn auf seinem Wege Halt zu gebieten, hatte ihn in eine Gefahr gebracht, wie er vielleicht noch keine bestanden; und jetzt lag diese Stadt wehrlos zu seinen Füßen, der Rache des Siegers preisgegeben. Allein Caesar blieb sich treu. Was er vor Beginn der Feindseligkeiten betreffs Ägyptens beschlossen hatte, daran änderte auch der Krieg nichts. Und die Stadt selbst mußte aus demselben Grunde ungeschwächt be-

stehen bleiben wie Massilia und Athen. Keine Rache, nicht einmal eine Strafe hatte sie zu ertragen. Ägypten blieb nominell frei, Kleopatra erhielt gemäß dem Testamente ihres Vaters die Regierung, an Stelle des toten Ptolomaeus wurde ihr der jüngste Bruder als formeller Gemahl und Mitregent beigegeben. Arsinoë, die allenfalls gefährlich werden konnte, wurde nach Rom geschafft.

Caesar ließ sich Muße mit der Ordnung der Dinge. Was er bisher an Zeit verloren, war so uneinbringlich, daß es auf etwas mehr oder weniger kaum mehr ankam. Zum ersten Male seit dem Übergange über den Rubico, gönnte er sich selbst einige Ruhe. Glänzende Feste an der Seite der schönen Königin, eine pompöse Entdeckungsfahrt nilaufwärts — damit verbrachte er über zwei Monate. Dann aber war es Zeit, wieder an ernstere Aufgaben zu denken. Aus Kleinasien, Rom, Africa und Spanien kamen Nachrichten, welche ein energisches Eingreifen des Oberfeldherrn dringend erheischten. Für Caesars klaren, zielbewußten Geist war Alexandria nicht jenes Capua geworden wie später für Antonius; sobald es sein mußte, machte er dem holden Schäferspiel ein Ende. Die Ereignisse riefen ihn zunächst nach Asien. Er nahm die VI. Legion mit sich, die XXVII. und XXXVIII. ließ er in Alexandria zum Schutze des neuen Regimes zurück. Zur See verließ er die Stadt, die für seinen großen Rivalen ein Grab geworden war und für ihn es beinahe gleichfalls geworden wäre.

XIX.

Der Krieg gegen Pharnaces (48–47 v. Chr.).

Beilage 37.

Als nach Ausbruch des Bürgerkrieges in Kleinasien unter den römischen Provinzen und Klientelstaaten die Anarchie ausbrach, war es vor allem der bosporanische König Pharnaces, der Sohn des großen Mithrydates, der mit Schlauheit und Kühnheit sich die Verhältnisse zu nutze gemacht hatte. Er war es, der seinerzeit seinen Vater zum Selbstmord getrieben, in der Hoffnung, hiefür von Rom entschädigt zu werden; er sah sich getäuscht. Pompejus, damals Feldherr Roms, ließ ihm nur das

bosporanische Reich am Nordufer des Schwarzen Meeres als Königtum. Es ist begreiflich, daß der enttäuschte König und Vatermörder gegen den Urheber dieser Maßregel keine sonderliche Dankbarkeit im Herzen trug. Deshalb war auch er der einzige der mit Rom in Kontakt stehenden asiatischen Kleinfürsten, welcher im Bürgerkriege Pompejus die Heeresfolge verweigerte. Für Caesar zu kämpfen fiel ihm ebensowenig ein; er nützte als »tertius gaudens« den Streit der beiden Mächtigen. Ohne Widerstand zu finden, besetzte er Kleinarmenien und Cappadocien. Ersteres Land hatte Pompejus seinerzeit an König Dejotarus von Galatien gegeben, einem Manne von derart lächerlicher Schwäche des politischen Charakters, wie sie uns in jener Zeit nur mehr in der Persönlichkeit Ciceros entgegentritt; diese beiden einander würdigen Männer waren denn auch intime Freunde. Nach der Katastrophe von Pharsalus benahm sich Dejotarus ganz analog wie Cicero: wie jener mit Cato bis Corcyra ging, dann aber das Hasenpanier ergriff, um die Gnade des Siegers zu erbetteln, ebenso floh Dejotarus, so lange ihm eben nichts anderes übrig blieb als zu fliehen, mit dem unglücklichen Feldherrn bis Mitylene; dort aber empfahl er sich und ging in sein Reich, gleichfalls entschlossen, seinen Frieden mit Caesar je eher je lieber zu machen.

Als er daheim ankam, fand er die schönsten seiner Provinzen von Pharnaces besetzt und erhob schleunigst Klage beim caesarianischen Statthalter Domitius, jedenfalls das drastischeste Mittel, seine nunmehrige Zugehörigkeit zur siegreichen Partei zu dokumentieren. Domitius, von Caesar mit der Ordnung der Dinge in Kleinasien betraut, ließ Pharnaces auffordern, Cappadocien und Kleinarmenien zu räumen.

Feldzug des Domitius gegen Pharnaces.

Der kluge Bosporaner wählte den Mittelweg: er räumte das exponierte und daher schwer haltbare Cappadocien, konzentrierte sich aber in Kleinarmenien und verlangte, die Entscheidung solle Caesar überlassen bleiben. In seiner Widerspenstigkeit bestärkte ihn die Nachricht, daß Caesar in Alexandria in Bedrängnis sei und Domitius zwei von seinen drei Legionen dahin habe abgeben müssen.

Domitius aber konnte oder wollte nicht mehr zurück. Er konzentrierte in der pontischen Stadt Comana,*) was er erraffen konnte: die ihm verbliebene, aus pompejanischen Veteranen bestehende XXXVI. Legion, zwei nach römischem Reglement ausgebildete Legionen des Dejotarus, eine in aller Eile in der

*) Wohl zu unterscheiden von Comana in Cappadocien.

Provinz Pontus ausgehobene Legion, Hilfstruppen aus Cilicien und 200 Reiter. Mit diesem gemischten Korps marschierte er, um einen Hinterhalt zu vermeiden, auf dem Kamme des von Comana gegen Nicopolis ziehenden bewaldeten Höhenzuges gegen den Feind.

Pharnaces hatte seine durch langjährige Kämpfe im bosporanischen Reich gestählte Armee bei Nicopolis versammelt. Diese Stadt lag in einem fruchtbaren Talkessel zwischen bewaldeten Höhenzügen. Domitius war indessen bis auf zirka 10 Kilometer an die Stadt herangerückt und hatte im Gebirge, durch einen schwer passierbaren Engpaß von der Ebene getrennt, sein Lager geschlagen. Pharnaces legte, wie der Legat richtig vermutete, bei diesem Passe einen Hinterhalt; um die Römer in Sicherheit zu wiegen, mußten in der Ebene von Nicopolis die Bauern auf den Feldern arbeiten, als ob kein Feind in der Nähe wäre; auch ließ er viel Vieh umhertreiben, um die Gegner zu Requisitionen zu verleiten. Endlich knüpfte er abermals Verhandlungen an. Domitius ließ sich gerade durch letztere bewegen, vorläufig keine Feindseligkeiten zu unternehmen, dabei auch nicht weiter vorzugehen, und Pharnaces mußte daher fürchten, daß mit der Zeit sein Hinterhalt entdeckt werden könnte. Er nahm daher seine Truppen vor die Stadt zurück und brach die Verhandlungen ab. Jetzt ging Domitius vor und schlug sein Lager unweit der Stadt, obwohl Pharnaces seine Truppen drohend aufmarschieren ließ (Dezember/Oktober 48).

Die Schlacht bei Nicopolis.

Beilage 38.

In der folgenden Nacht gelang es dem König, Boten mit einem Schreiben Caesars an Domitius aufzufangen, worin letzterer dringend aufgefordert wurde nach Ägypten zu marschieren. Daraus konnte Pharnaces entnehmen, daß dem Gegner nichts übrig bleiben würde, als sofort zu schlagen oder unverrichteter Dinge abzuziehen. Er ließ von der Stadtmauer weg im Abstand seiner Frontbreite zwei Gräben in der Richtung gegen den Feind ziehen und rückte unter ihrem Schutze am folgenden Tage vor; die Infanterie mit beiden Flanken an die Gräben gelehnt, in der Front ein zusammenhängendes Treffen, hinter dem Zentrum sowie hinter jedem Flügel je eine Reserve in drei Treffen. Die Reiterei stand beiderseits auswärts der Gräben.

Domitius blieb nichts übrig als die Schlacht anzunehmen. Er nahm die beiden Legionen des Dejotarus in die Mitte, jedoch in verengter Front; die hiebei ersparten Kohorten der normalen Treffen stellte er weiter rückwärts als spezielle Reserve auf.

Am rechten Flügel, mit der Direktion bereits außerhalb des die feindliche Flanke deckenden Grabens, stand die XXXVI., am linken ebenso die pontische Legion.

In dieser Formation erfolgte der Zusammenstoß. Die XXXVI. Legion zersprengte die feindliche Kavallerie, drang bis zur Stadtmauer vor und überschritt dort den Graben, um den Feind im Rücken zu fassen. Unterdessen hatte auch am andern Flügel die pontische Legion die feindliche Reiterei geworfen, ging aber nicht, wie die XXXVI., weiter vor, um erst außerhalb des Bereiches der feindlichen Linien den Graben zu überschreiten, sondern versuchte dies direkt gegen die feindliche Flanke. Pharnaces aber warf ihr seinerseits die Reserven dieses Flügels in Flanke und Rücken und rieb die im Graben eingezwängten Kohorten fast vollständig auf. Gleichzeitig setzte er in der Front zum Durchbruch an und sprengte die galatischen Legionen mühelos auseinander.

So war die Schlacht entschieden, bevor die XXXVI. Legion ihre Umgehung zur Wirkung bringen konnte. Gegen diese richtete sich nun der Angriff des ganzen pontischen Heeres; aber die kriegstüchtigen Veteranen des Pompejus bildeten rasch ein Karree und schlugen sich mit mäßigen Verlusten in die Berge durch.

Hier sammelte Domitius die Trümmer seines Heeres und führte sie über das Gebirge in die Provinz Asia zurück. Pharnaces aber sah nun ganz Kleinasien wehrlos vor sich und beeilte sich, vor allem die römische Provinz Pontus, das Stammland seiner Dynastie, zu okkupieren. Wenn seine Macht sich nicht im Fluge noch weiter ausbreitete, als seine Truppen sie trugen, so war hauptsächlich seine ungeheuere Grausamkeit daran schuld, welche er in willkürlichster Laune Schuldige und Unschuldige fühlen ließ. Die Gräuel, die er in allen besetzten Landstrichen, am entsetzlichsten in der pontischen Stadt Amisus verübte, schreckten die Asiaten ab, in ihm den Befreier vom römischen Joch zu erblicken. Immerhin besetzte er ungehindert nicht nur Pontus, sondern auch abermals Cappadocien, dann Paphlagonien und Bithynien. Am weiteren Vordringen hinderte ihn nur der plötzliche Aufstand seines im bosporanischen Reich zurückgelassenen Statthalters Asander, der, die Verwicklung des Königs in den Krieg mit Rom benützend und dessen schließliche Niederlage voraussehend, auf diese Weise das Reich seines Herrn für sich zu gewinnen hoffte. Eben als Pharnaces sich gegen den Empörer wenden wollte, erhielt er die Nachricht

vom Falle Alexandrias und sah sich dadurch gezwungen, vorläufig noch in Kleinasien zu bleiben und abzuwarten, was Caesar jetzt tun werde.

Der Feldzug Caesars gegen Pharnaces.

So standen die Dinge, als Caesar (20. Juni/8. April) Alexandria verließ. Aber nicht nur hier gab es harte Arbeit. Aus allen Teilen des Reiches kamen üble Nachrichten. In Africa hatten die Pompejaner im Verein mit König Juba eine stattliche Armee aufgestellt, in Italien aber herrschte die wildeste Anarchie und was das Schlimmste war, die alten Legionen in Campanien waren in hellem Aufruhr. Selbst in Spanien waren die seinerzeit von Varro übernommenen Legionen wieder abgefallen und schlugen sich mit den treugebliebenen Truppen herum. Caesars Anwesenheit war im Okzident dringender denn je. Allein es widerstrebte seinem Charakter, das einmal in Angriff genommene Werk der Ordnung des Orients unvollendet zurückzulassen. Mit der auf weniger als 1000 Mann zusammengeschmolzenen VI. Legion ging er in See. Beinahe vom Schiffe aus ordnete er im Fluge die Verhältnisse Judäas und Syriens; nur in der Hauptstadt der letzteren Provinz, dem stolzen Antiochia, verweilte er wenige Tage. In Tarsus in Cilicien ging er definitiv ans Land (9. Juli/26. April) und marschierte über den Taurus nach Cappadocien und von da nach Galatien, überall die Ordnung herstellend und Frieden zurücklassend. An der galatischen Grenze kam ihm Dejotarus entgegen, im Aufzuge eines armen Sünders und mit den unglaublichsten Ausreden seine Parteinahme für Pompejus entschuldigend. Caesar begnügte sich, dem traurigen König das Leere seiner Ausflüchte nahezulegen und verlangte vor allem Truppen. An der galatisch-pontischen Grenze konzentrierte er seine Kräfte. Dejotarus stellte eine aus den Trümmern der zwei bei Nicopolis zersprengten gebildete Legion und etwas Reiterei; die XXXVI. und eine neugebildete pontische Legion führte Domitius herbei. Caesar verfügte also auch jetzt nicht über mehr Truppen als Domitius bei Nicopolis gehabt, und drei Viertel davon war dazumal bereits von Pharnaces geschlagen worden. Aber an ihrer Spitze stand diesmal Caesar. Mochte die Führung des Unbesiegbaren auch die Truppen zu einem höhern Grade der Kampfesfreudigkeit und Zuversicht erheben, so war sich auch der Gegner dieser Veränderung wohl bewußt. Pharnaces war entschlossen, wenn irgend möglich nicht zu schlagen und hoffte alles von der ihm wohlbekannten Situation im Okzident, die es Caesar

unmöglich machen mußte lange in Asien zu verweilen. Er begann daher sofort Verhandlungen, sandte eine Gesandtschaft, um Caesar eine goldene Krone nebst der Hand seiner Tochter anzubieten; gleichzeitig berief er sich auf seine loyale Gesinnung, da er als der einzige asiatische Fürst im Bürgerkriege nicht für Pompejus Partei ergriffen hatte und erklärte sich schließlich bereit, allen Befehlen Caesars zu gehorchen.

Caesar blieb die Absicht des schlauen Gegners nicht verborgen. Er nahm die Krone, verzichtete auf die Tochter, erklärte, daß die Parteinahme während des Bürgerkrieges den König keineswegs berechtige römische Provinzen und Gebiete verbündeter Staaten eigenmächtig zu besetzen und verlangte die unverzügliche Räumung aller annektierten Länder. Vor allem aber ließ er sich nicht aufhalten, sondern rückte ungeachtet der Verhandlungen unaufhaltsam vor.

Pharnaces blieb bei seiner Methode. Er erklärte sich zu allem bereit, nur verlangte er hiezu einen längeren Termin. Caesar seinerseits brach auch jetzt die Verhandlungen nicht ab, marschierte aber, was seine gemischten Truppen leisten konnten und stand vier Tage nach Überschreitung der pontischen Grenze dem König auf etwa $7^1/_2$ Kilometer unweit der Stadt Zela*) gegenüber.

Pharnaces hatte sein Lager auf einem dominierenden, in der Front durch einen steilen Talgraben geschützten Hügel. Dort hatte einst sein Vater den römischen Legaten Triarius geschlagen und ein Siegeszeichen bezeichnete noch den Platz. Hier hatte nun der Sohn die Armee zusammengezogen. Ihre Stärke ist nicht bekannt; vermutlich war sie den Truppen Caesars an Zahl um einiges, an durchschnittlichem Gefechtswert wesentlich überlegen.

Die Schlacht bei Zela.

Beilage 39.

Caesar dachte nicht daran, die überaus feste Stellung des Gegners direkt anzugreifen und beschloß, seinerseits den Feind zu einem gewagten Angriffe zu verlocken. Zu diesem Zwecke rückte er an die feindliche Stellung an und machte ihr knapp gegenüber, nur durch den erwähnten Talgraben getrennt, Halt, woselbst er sofort mit dem Lagerschlagen beginnen ließ. Um keine Zeit zu verlieren und seine beschränkten Streitkräfte nicht zersplittern zu müssen, hatte er das zur Lagerarbeit nötige Material bereits ins frühere Lager heranschaffen und sodann durch Arbeiterabteilungen hinter den Truppen vom alten auf den neuen Lagerplatz transportieren lassen. Hier wurde nun

*) Auch Ziela oder Zelia, heute Zileh.

unter dem Schutze des ersten Treffens durch die übrigen die Lagerarbeit begonnen.

Diesen Augenblick erkor sich Pharnaces, die Schwäche der römischen Streitkräfte erkennend und auf die Nachwirkung des Sieges von Nicopolis vertrauend, zum Angriff. Seine Streitwagen vor der Front, überschritt er plötzlich und rasch das Tal und griff die römische Linie an.

Caesar rief sofort die arbeitenden Kohorten unter die Waffen. Unterdessen hatte das erste Treffen den Angriff der Streitwagen abgewiesen; als die feindliche Infanterie oben anlangte, war bereits das ganze römische Heer kampfbereit.

Der Anprall der in tiefer Front formierten pontischen Armee war überaus heftig und im ersten Augenblicke wankten manche Kohorten; doch das Terrain war für die Römer. Der Kampf kam zum Stehen. Auch jetzt dauerte es lange, bis die Entscheidung fiel. Endlich gewann die VI. Legion am rechten Flügel Terrain und drängte den Feind über den Abhang hinab; im Zentrum und am linken Flügel dauerte das Handgemenge noch lange ohne Entscheidung mit großer Erbitterung fort, bis schließlich die Niederlage des linken Flügels das bosporanische Heer auch hier zum Rückzuge zwang.

Die enge Talsohle ward, wie Caesar richtig vorausgesehen, den zurückgehenden Abteilungen zum Verderben. In der schmalen Schlucht zusammengepfercht und von der Höhe herab mit Heftigkeit verfolgt, endete ihr Rückzug mit voller Auflösung. Nach blutigem Gemetzel auf dem Grunde des Tales führte Caesar seine Truppen durch den zersprengten Feind zum Sturme auf das Lager. Der Widerstand war schwach; immerhin rettete er einem Teile der Flüchtigen, darunter dem Könige, das Leben.

Vier Stunden hatte die Schlacht gedauert; ihr Datum war der 2. August (20. Mai), derselbe Tag, an welchem zwei Jahre vorher die spanische Armee am Sicoris kapituliert hatte.

Ende des Feldzuges.

Es entsprach Caesars Charakter, das Siegesdenkmal des Mithrydates nicht anzutasten; doch errichtete er das seinige hart neben dem des alten großen Feindes der Römer. Die ganze überaus reiche Beute überließ er den Soldaten. Die VI. Legion erhielt Marschbefehl nach Italien zum Anschluß an die übrigen Veteranenlegionen; die beiden Legionen des Domitius blieben unter Caelius Vinicianus in Pontus; die Truppen des Dejotarus wurden entlassen. Caesar selbst eilte mit einer kleinen Reiterabteilung zur Küste, während Domitius mit einer andern die Verfolgung des flüchtigen Königs aufnahm.

Auf dem Wege ordnete der Sieger auch hier die Verhältnisse. Das Reich des Pharnaces erhielt Mithrydates von Pergamum für seine treuen und energischen Dienste in Ägypten, desgleichen einen großen Teil der seinerzeit dem Dejotarus verliehenen gallograecischen Fürstentümer. Letzterer König wurde auf sein Erbreich Galatien beschränkt. Im übrigen blieb so ziemlich alles, wie es vor dem Kriege gewesen. Ohne sich wesentlich aufhalten zu lassen, ritt Caesar zur bithynischen Küste, schiffte sich ein und traf nach vorübergehendem kurzem Aufenthalte in Athen etwa Ende September (Mitte Juli) in Tarent ein, von wo er sich über Brundisium nach Rom begab.

Pharnaces wurde von Domitius bis an die Küste bei Synope verfolgt, wo er, nachdem er die Pferde der ihn begleitenden Reiter hatte schlachten lassen, zu Schiffe nach der Krim entkam. Bald darauf fand er sein Ende im Kampfe gegen Asander.

Ergebnisse der Kämpfe im Orient.

»Veni, vidi, vici.« Mit diesem bekannten Wortspiel charakterisierte Caesar die überraschend schnelle Abwicklung des pontischen Krieges. Auf seine Gesamttätigkeit im Orient konnte diese Charakteristik allerdings keine Anwendung finden.

Als Caesar in Ägypten landete, um hier wie überall die Verhältnisse en passant zu ordnen, schienen Komplikationen und Verzögerungen nicht zu befürchten, pompejanische Intrigen am allerwenigsten, waren es doch die Mörder des Pompejus, mit denen er es jetzt zu tun hatte. Auch stand ihm dort, wie seinerzeit ausgeführt, das Recht, ja die Pflicht zu, in den Thronstreit einzugreifen. Die Kronprätendenten selbst waren am wenigsten zu fürchten; tatsächlich ging der Krieg, nachdem bereits alles geordnet schien, von jenen Elementen aus, deren Existenz eben durch eine Ordnung der Dinge an sich gefährdet war. Nicht Ptolomaeus und Kleopatra — Pothinus und Achillas waren die Urheber, und nicht aus Besorgnis um die Freiheit des Vaterlandes, sondern aus Angst um die eigene usurpierte Macht hatten diese fragwürdigen Subjekte zuerst Pompejus ermordet und dann Caesar dasselbe Schicksal zugedacht. Sie waren es, deren verzweifelte Waghalsigkeit den Sieger von Pharsalus zwang, »mit Juden und Beduinen gegen einen Stadtpöbel zu kämpfen«.*) Ptolomaeus hatte als Kind ohnehin keinen Willen

*) Mommsen, R. G. III., p. 443.

und noch weniger konnte Kleopatra den Krieg wollen. Die vielfach vermerkte Ansicht, daß Caesar nur ihr zu Liebe diesen Krieg heraufbeschworen, um gewissermaßen einen Vorwand für einen längeren Aufenthalt in Alexandria zu bekommen, ist ebenso absurd wie lächerlich naiv. Nichts konnte Caesar in diesem Augenblicke ungelegener sein als eine langwierige Verwicklung im Orient; überdies war er für eine solche nicht gerüstet; die Kräfte, die er bei sich hatte, mußten jeden ernstlichen Kampf als äußerstes Wagnis erscheinen lassen. Er wollte friedlich ordnen und es war ihm dies bereits gelungen, als von anderer Seite der Krieg provoziert wurde. Und diese Provokation erfolgte in einer Weise, daß es für Caesar nichts anderes gab, als den Handschuh aufzunehmen, trotzdem ihm dies höchst ungelegen kam und trotzdem er nicht gerüstet war.

Für diejenigen, deren höchste Lust darin besteht Erhabenes in den Staub zu ziehen, bietet der alexandrinische Krieg mit seinen pikanten Nebenumständen eine unerschöpfliche Quelle, geifernd ihr Mütchen zu kühlen. Nicht nur, daß Caesar angeblich nur Kleopatra zuliebe eingriff, obendrein widerrechtlich eingriff, nicht nur daß er unbekümmert um Rom und seine Lebensaufgabe einen überflüssigen Krieg vom Zaune brach und das Leben seiner treuen Legionare auf den Schiffen und Wällen der äußersten Gefahr preisgab, um während dessen in der luxuriösen Königsburg wüste Orgien mit der Geliebten feiern zu können; auch der phantastisch-anekdotenhafte Kram wird breitgetreten, daß Caesar sich schließlich von Ägypten gar nicht mehr habe trennen können, daß er, statt die Pompejaner zu verfolgen, allerhand Feldzüge nilaufwärts in unbekannte Länder geplant habe und schließlich nur durch die Weigerung seiner Soldaten, hiebei mitzutun, davon hätte abgebracht werden können. Solche Phantastereien richten sich selbst. Daß die Eroberung der Gegenden am oberen Nil nie in Caesars Programm lag, ist ebenso einleuchtend, wie die Gewißheit, daß er bei einer derartigen Unternehmung ins Innere Afrikas auf die Begleitung der Kleopatra hätte verzichten müssen. Also wozu dann?! — Solche abenteuerliche Eroberungsgelüste überliefern übrigens antike Schriftsteller von der Klasse eines Plutarch, Dio Cassius und Appian auch von seinen letzten Plänen und es ist psychologisch erklärlich, daß jene Skribenten, die nur sahen, wie Caesar in dieser Hinsicht ganz Unglaubliches zu leisten vermochte, nicht aber, daß ein bestimmter und scharf begrenzter Plan diesen Leistungen zu grunde lag, in ihrer Phantasie dem Eroberer

Galliens Entwürfe zumuteten, welche, selbst wenn sie durchführbar gewesen wären, niemals in seinem Sinne gelegen sein konnten.

Ebensowenig hält die von mehreren Schriftstellern verfochtene Ansicht, daß die Pompejaner »Rom am Nil hätten erobern können«*), vor ruhiger Erwägung stand. Caesar war in Alexandria einen Augenblick in äußerster Gefahr, aber diese Gefahr drohte ihm einzig und allein von den Alexandrinern und in diesem Augenblicke, so lange sie noch andauerte, konnten die Pompejaner noch keine Ahnung davon haben. Mit dem Momente, da Caesar den ersten Angriff abgewiesen, sich in der Stadt eine unangreifbare Stellung geschaffen und die Beherrschung der See sichergestellt hatte, war die eigentliche Gefahr vorbei; Beweis die Tatsache, daß nach Überwindung dieser Krisis Caesar fast durchwegs in ausgesprochener Offensive sich behaupten konnte. In jenem kritischen Augenblicke aber wären die Pompejaner, auch wenn sie gewollt hätten, zum Eingreifen weder bereit noch fähig gewesen. Später aber hätte auch eine ausgiebige Verstärkung der Alexandriner, die ohnehin an Menschenmaterial am wenigsten Mangel litten, keine wesentliche Hilfe bedeutet. Am meisten wäre noch die Flotte ins Gewicht gefallen; aber für diesen Zweck hatten die Pompejaner selbst keine mehr. Die Hälfte ihrer einst so stattlichen Seemacht war nach Pharsalus abgefallen, ein Teil der verbliebenen Schiffe kämpfte in Illyrien, der Rest ging zum größten Teil bei dem Versuche Catos, von Cyrene zu Schiff die Provinz Africa zu erreichen, zu grunde.

Ein Eingreifen jener Kräfte, über welche die Pompejaner in dem Augenblicke verfügten, wo ein Eingreifen überhaupt denkbar war, hätte nicht die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt, wohl aber den Nachteil, daß man nicht zugleich rüsten und kämpfen konnte. Ohne ausgiebige Rüstungen, verbunden mit entsprechender Rehabilitierungspause, waren aber die aus der Katastrophe von Pharsalus geretteten Trümmer zu einer entscheidenden Aktion sicher nicht fähig. Vom militärischen Standpunkte — und da die Entscheidung einmal bei den Waffen lag, so war dieser Standpunkt der einzig maßgebende — erschien die tätige Ausnützung der durch den alexandrinischen Krieg den Republikanern unerwartet gebotenen Frist zu ausgiebigen Rüstungen entschieden richtiger, dankbarer und zweckmäßiger, als der sehr problematische Versuch eines Eingreifens in die Ereignisse von Alexandria.

*) Drumann, G. R. III., p. 549.

Daß unbeschadet aller Richtigstellungen der alexandrinische Krieg infolge des persönlichen Verhältnisses zwischen Caesar und Kleopatra eines pikanten Reizes nicht entbehrt, soll umsoweniger geleugnet werden, als gerade diese Episode zur Charakteristik dieses Mannes nicht unwesentlich beiträgt. Es ist ein bedeutsamer Zufall, der hier eine der größten Männergestalten der Geschichte mit einer ihrer markantesten Frauenfiguren zusammenführt. Viele Frauen haben in der Weltgeschichte eine mehr oder minder bedeutende Rolle gespielt, wenige aber sind gerade in ihrer Eigenschaft als Weib zu derart verhängnisvollem Wirken gekommen, wie eben Kleopatra. Von diskutabler Schönheit und doch von sinnbestrickendstem Reiz, leidenschaftlich und doch auch kühl berechnend, stolz und hingebungsvoll, geistreich und verblendet, vereinigte sie in sich alle jene Gegensätze und Widersprüche, welche die Natur des Weibes ausmachen. Auf dem Throne geboren, war sie doch die geborene Maitresse; als solche, nicht als Königin, ist sie berühmt geworden in der Geschichte; als solche verdunkelt sie alle ihre Nachfolgerinnen von Theodora bis zu den französischen Königsmaitressen und bis herab auf Lola Montez, die trotz der Verschiedenheit der Herkunft vielleicht noch am meisten innere Analogie mit der ägyptischen Königin aufzuweisen hat. Kleopatra ist die markanteste Illustration des »Dämon Weib«, die uns in der Geschichte entgegentritt. Das Zusammentreffen eines solchen Weibes mit einem solchen Manne mußte ein für die Charakteristik beider hochinteressantes Ereignis werden. Kleopatra.

Caesar war als ganzer Mann und als Sohn seiner Zeit für außergewöhnliche weibliche Reize nichts weniger als unempfänglich. Allein er besaß genug innere Kraft, um ihren Einflüssen keinen größeren Wirkungskreis einzuräumen, als ohne Schaden möglich war. Nie hatte ein Weib den geringsten Einfluß auf seinen Willen oder gar auf seine Pläne; auch Kleopatra nicht. Er hatte eine viel zu hohe Meinung von seiner eigenen Entschlußfähigkeit und einen viel zu großen Ernst für seine Lebensaufgabe, als daß er irgend jemandem, sei es Mann oder Weib, den geringsten Einfluß über sich gestattet hätte. Er konnte genießen wie irgend einer, aber nie hatte der Genuß Herrschaft über ihn; er konnte leidenschaftlich lieben wie hassen, aber niemals wurde er zum Sklaven seiner Leidenschaft. So blieb dieselbe Kleopatra, die noch später als verblühendes Weib einem der begabtesten Männer seiner Zeit zum Verhängnis werden sollte, für Caesar in den Tagen ihrer höchsten Blüte nicht mehr als eine pikante Episode. —

Militärische Ergebnisse; der alexandrinische Krieg.

Bezüglich der rein militärischen Seite der orientalischen Feldzüge ist nicht mehr viel nachzutragen. Der alexandrinische Krieg bietet ein schönes Beispiel für den Kampf geringer Kräfte gegen eine erdrückende Übermacht. Die Art und Weise, wie Caesar die plötzlich hereinbrechende Gefahr nicht nur sofort erkennt, sondern auch im selben Augenblicke alles bedenkt, was die Lage zu bedenken gibt; wie er nicht nur dem direkten Angriffe erfolgreich zu begegnen weiß, sondern, während die Feinde im Vertrauen auf ihre Übermacht mit mehr Wucht als Planmäßigkeit angreifen, durch kühnen Griff die Herrschaft über das Meer an sich reißt und damit seinen Gegnern ihre beste Waffe auf immer entwindet: — diese Ereignisse gleich zu Beginn des Krieges bilden für sich ein Prachtstück echt caesarischer Kriegskunst. Und noch origineller ist, was nun folgt: das ist keine »offensive Verteidigung« mehr, das ist wirkliche, rückhaltsfreie Offensive des Eingeschlossenen gegen die Einschließenden; nicht nur für vorübergehende Momente, sondern durchwegs war der Belagerte der Angreifer, der Belagernde der Verteidiger, und die Offensivstöße Caesars hatten nichts weniger als den defensiven Zweck, die Belagerung zu stören und ihre Fortschritte zu hemmen, sondern er beabsichtigte mit ihnen geradezu die Unterwerfung und Vernichtung des Gegners; er verteidigte sich nicht in der City von Alexandria, sondern sie diente ihm nur als Operationsbasis zur Unterwerfung des Aufstandes. Deshalb hatte seine Stellung in dem Augenblicke auch keinen Wert mehr für ihn, als sich ihm außerhalb derselben günstigere Chancen für diesen Zweck eröffneten; daher die plötzliche, durchaus nicht erzwungene Räumung in einem Momente, wo die Entscheidung noch nicht gefallen war; nicht eine bisher verteidigte Position, sondern einen überflüssig gewordenen Stützpunkt hat Caesar aufgegeben, als er Mithrydates entgegenzog; und der Erfolg entsprach auch im vollsten Maße dieser in ihrem innersten Wesen offensiven Operation.

Bemerkenswert sind die Leistungen der Truppen während dieser beiden letzten Tage. Am ersten desselben die nächtliche Schiffahrt bis zum Chersones, von da ein nächtlicher Marsch von mindestens 45—52 Kilometer*) bis zur Vereinigung mit Mithrydates. Dann sofortiger Vormarsch, harter Kampf um den

*) Hier ist angenommen, daß die Mareotis damals einen kleineren Umfang hatte wie heute; beim jetzigen Stande des Ufers ergäbe sich für den Umgehungsmarsch eine Strecke von 75—80 Kilometer, was wohl schon mit Rücksicht auf die Zeit nicht denkbar ist. (Vgl. Judeich, C. i. O., p. 104—106.)

Kanal, noch einige Kilometer Vorrückung und dann Lagerarbeit. Also innerhalb 24 Stunden eine Schiffahrt, alles in allem gut 60 Kilometer Marsch, ein scharfes Gefecht und ein Lagerschlag. Am folgenden Tage zuerst Angriff auf das vorgeschobene Kastell, dann nach dessen Erstürmung der kombinierte Hauptangriff gegen die überstarke Stellung der Ägypter; schließlich wenigstens für die Reiterei noch am selben Tage Rückmarsch nach Alexandria. Alles in allem in 48 Stunden gut 100 Kilometer Marsch mit zwei scharfen, langwierigen Gefechten.

Der pontische Krieg; Pharnaces.

Im Gegensatze zu den komplizierten Ereignissen des alexandrinischen Krieges bietet der fünftägige pontische Feldzug das Bild einer raschen, friktionslosen Abwicklung. Übrigens erscheint Pharnaces als ein nicht zu unterschätzender Gegner; vor allem war er ein geriebener Diplomat, der Politik und Strategie wirksam zu verbinden verstand. In Caesar fand er freilich gerade in diesem Punkte seinen Meister; die unaufhaltsame Vorrückung während der Verhandlungen war für Caesar immer ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel, um die nur auf Zeitgewinn abzielenden diplomatischen Kniffe des Gegners zu durchkreuzen.

Auch als Feldherr erscheint Pharnaces als eine bedeutende Figur. Nicht daß er Domitius schlug, sondern wie er ihn schlug, ist höcht bemerkenswert. Die dreifache Reserve, zum offensiven Gegenstoße an den Flügeln, zum gleichzeitigen Durchbruch in der Mitte bereitgestellt, ist geradezu caesarisch, man könnte sagen auch napoleonisch; auf dem kaum einen Kilometer breiten Schlachtfelde von Nicopolis spielte sich eigentlich genau dasselbe ab wie auf den Riesenschlachtfeldern von Austerlitz und Wagram: Versagen des vom Feinde zum Hauptangriffsobjekt gemachten Flügels, wodurch jener Angriff zum Luftstoß wird, dann energische Gegenoffensive ebendaselbst und gleichzeitig der Durchbruch — genau dasselbe war der leitende Gedanke der beiden erwähnten napoleonischen Schlachten. Es ist darum auch sehr wahrscheinlich, daß Pharnaces auch bei Zela ein planmäßiges Vorgehen befolgte und nicht so rein frontal und barbarisch angriff, wie die Quellen es überliefern, die auch von der eigentlichen Leitung des Gefechtes durch Caesar eigentlich nichts berichten; und wir können annehmen, daß uns durch die Oberflächlichkeit dieser Schlachtendarstellung Momente verloren gegangen sind, die zu den interessantesten in dieser für die Entwicklung der Kriegskunst so hochbedeutenden Epoche zählen dürften.

Das Gesamtergebnis.

Das Gesamtergebnis beider Feldzüge zusammengefaßt ergibt:

Caesar ließ, wie er gewollt, den Orient in seinem Sinne geordnet zurück. Auf die Details einzugehen, übersteigt den Rahmen dieser Arbeit. So viel sei erwähnt, daß im allgemeinen die altgewohnten Verhältnisse hergestellt wurden, daß durch die Machtstellung des Mithrydates von Pergamum ein verläßlicher Grenzposten im Osten des Reiches geschaffen ward und daß den hellenistischen Kulturzentren Athen, Antiochia und Alexandria ohne Rücksicht auf ihre vorhergehende Stellung gegen Caesar jener Wirkungskreis eingeräumt wurde, der ihnen in der mehrerwähnten Absicht Caesars zukam.

Alle diese Errungenschaften aber waren mit schweren Opfern erkauft. Die langwierige Dauer speziell des alexandrinischen Krieges hatte den nach Pharsalus so gut wie wehrlosen republikanischen Elementen Muße gegeben sich neu zu organisieren. Als Caesar endlich nach einjährigem Aufenthalte im Orient nach Rom zurückkehrte, stand in Africa ein stattliches republikanisches Heer bereit, den Kampf gegen den Usurpator mit kaum geringeren Mitteln als seinerzeit Pompejus aufzunehmen. Und um das Übel voll zu machen, standen die durch die lange Abwesenheit des Feldherrn demselben aus der Hand gekommenen Legionen in Spanien und Italien im Begriffe den Gehorsam zu verweigern. Als Caesar, ein Sieger ohne Heer, in Rom eintraf, sah er sich genötigt, nicht nur den Krieg, sondern geradezu die Organisierung der Armee von vorne zu beginnen.

Die Kämpfe gegen die Reste der Republikaner und Pompejaner (47—45 v. Chr.).

Republikaner und Pompejaner.

Zur Zeit, als die gewaltsame Auseinandersetzung zwischen der Republik und Caesar unmittelbar bevorstand, hatte die Ahnung von der Größe der Gefahr zwei Machtgruppen zusammengeführt, welche im übrigen nicht nur keine gemeinsamen, sondern geradezu entgegengesetzte Interessen besaßen. Pompejus strebte nicht minder wie Caesar nach der Herrschaft, er war ebenso der natürliche Feind der Republik wie dieser; aber er hatte persönlich nichts hinter sich, worauf er im Kampfe sich hätte stützen können; er war nie Parteihaupt gewesen, sondern immer nur der Bundesgenosse bald der einen, bald der anderen Partei; und in diesem Momente brauchte er die Republik wie diese ihn. Denn sie trat wieder in den Kampf ohne einen bewährten militärischen Führer; und daß im Kriege gegen Caesar der beste Feldherr gerade gut genug war, darüber machte man sich keine Illusionen mehr. Die Wahl mußte auf Pompejus fallen, die gemeinsame Gefahr die beiden gleichzeitig bedrohten Gegner für die Dauer des Kampfes verbinden; im stillen hoffte jeder Teil, nach dem Siege gelegentlich der dann unvermeidlichen Auseinandersetzung das Heft in der Hand zu behalten. Für Caesar aber schaffte dieses widernatürliche Bündnis die Möglichkeit, beide Gegner mit einem Schlage abzutun.

Bei Pharsalus war dieser Schlag gefallen. Als aber dann die lange ungestörte Frist die zu Boden geworfenen Gegner wieder neu erstarken ließ, war das Bündnis nicht mehr das frühere. Die wenigen Repräsentanten der spezifisch pompejanischen Tradition — eigentlich nur die beiden Söhne des toten Feldherrn — besaßen in den Augen der Republikaner nicht den Wert, der das bedenkliche Risiko dieses Bündnisses weiterhin hätte aufwiegen können. Die Trennung der Interessen trat nun

schroff zutage: die Republikaner kämpften für die Republik oder besser gesagt für die Oligarchie; die Pompejaner hatten vorläufig nur die persönliche Rache auf ihren Schild geschrieben und mancher Republikaner hatte allen Grund zu fürchten, daß diese nicht nur Caesar galt. Einen offenen Bruch verhinderte derzeit noch der gemeinsame Feind; aber die Lockerung des Bündnisses war nicht zu verkennen.

In Africa rüstete und kämpfte nur die Republik. Der junge Sextus Pompejus, der bisher am Kampfe nicht teilgenommen, focht in ihren Reihen, aber ohne die geringste Rolle zu spielen; er diente vielmehr als Geisel. Sein älterer Bruder Cnaeus Pompejus aber, der berufene Hüter der pompejanischen Tradition, suchte sich und seiner Sache bereits ein neues Schlachtfeld. In Spanien, wo weniger die republikanischen als die pompejanischen Sympathien unter Caesars Gegnern überwogen und durch die letzten Ereignisse neue Nahrung erhalten hatten, schuf er sich die Basis für seinen Rachekrieg.

XX.

Beilage 41.

Der Feldzug gegen die Republikaner in Africa (47—46 v. Chr.).

Die Situation: Die Republikaner.

Wir haben die Trümmer der republikanischen Armee in dem Augenblick verlassen, als sie nach längeren Irrfahrten endlich in Africa in zwei Gruppen die Winterquartiere bezogen. Bei Leptis major*) stand Cato mit zirka 10.000 Mann; bei ihm befanden sich die beiden Söhne des Pompejus, ferner Labienus, Afranius, Petrejus u. a.; bei Utica hatte Scipio mit wenigen Flüchtlingen Anschluß gefunden an die Legionen des Attius Varus, welche seinerzeit Juba am Bagradas vor der Vernichtung durch Curio gerettet hatte.

Beilage 40.

Die Vereinigung beider Gruppen erfolgte augenscheinlich im Frühjahre 47 v. Chr. in der Provinz Africa. Gleichzeitig wurden, durch Caesars Isolierung in Alexandria begünstigt, umfassende Rüstungen ins Werk gesetzt. Eine willkommene

*) Zwischen den beiden Syrten, nicht zu verwechseln mit Leptis minor in der Provinz Africa.

Verstärkung fanden die Republikaner an König Juba von Numidien, der allerdings nach den Ereignissen des Jahres 49 v. Chr. auf die Bundesgenossenschaft der Gegner Caesars angewiesen war. An Menschenmaterial fehlte es nicht. Während des Jahres, durch welches die Rüstungen ungestört fortgesetzt werden konnten, brachte die Republik 10 Legionen auf: hiezu kamen noch die 4 nach römischem Muster organisierten Legionen Jubas und eine unermeßliche Menge leichter Hilfsvölker, Infanterie und Kavallerie; an derlei Material hatte Africa jederzeit besonderen Überfluß. Übrigens wurde ein Teil der numidischen Kavallerie unter Labienus' Leitung gleichfalls nach römischer Art aufgezäumt und einexerziert.

Allerdings hatten die Pompejaner gelegentlich ihrer Rüstungen zu Mitteln gegriffen, welche ihnen die Bevölkerung des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes im höchsten Grade entfremden mußten. Bei der Aushebung von Mannschaften, der Eintreibung von Verpflegsmitteln, der massenhaften Vernichtung der nicht mit Beschlag belegten Vorräte wurde mit einem solchen Aufwande von Gewalttätigkeit und Rücksichtslosigkeit vorgegangen, daß die gequälte und zur Verzweiflung gebrachte Bevölkerung in jedem Gegner dieser Machthaber einen Befreier erblicken und dadurch notwendig auf Caesars Seite gedrängt werden mußte, ein Umstand, der gerade in jenen Landstrichen schwer ins Gewicht fiel.

Als die Armee endlich schlagfertig war, entstand eine neue Schwierigkeit in der Frage des Oberbefehls. Es gab beinahe mehr Prätendenten denn Legionen. Vor allem verlangte Juba das Kommando als der Sieger am Bagradas und Retter Africas; Attius Varus beanspruchte dasselbe als allerdings selbsternannter Statthalter der Provinz, in der man stand; Scipio endlich als militärisch Rangältester, den sogar der Generalissimus Pompejus als Mitkommandierenden anerkannt hatte. Cn. Pompejus der Sohn, die geänderte Sachlage erkennend, hatte bereitwillig einem Winke Catos Folge geleistet und war nach Spanien aufgebrochen, um dort den Kampf gegen Caesar zu organisieren. Afranius und Petrejus kamen den vorgenannten gegenüber nicht in Betracht, ebensowenig Labienus, der vielleicht der fähigste unter allen anwesenden Führern war, allein als Renegat mehr Mißtrauen als Sympathie genoß.

Der einzige, dessen persönliche und politische Autorität seiner eventuellen Kandidatur ohne Schwierigkeit zum Erfolge verholfen hätte, M. Cato, kandidierte eben nicht. Auch er war

militärisch nicht fähig; aber nicht deswegen hatte er beschlossen abzulehnen. Der pedantische Republikaner, der »lieber die Republik von Rechts wegen zugrunde gehen ließ, als sie auf illegale Weise rettete«,*) gebrauchte seine Autorität nur, um die Entscheidung wie einst in Corcyra streng nach der Rangliste zu gunsten Scipios zu fällen. Die übrigen Römer fügten sich dem nicht diskutabeln Beweisgrund; Jubas Kandidatur aber hatte Cato schon vorher mit unzweideutiger Drastik zurückzuweisen gewußt.

Was den Kriegsplan anbetraf, so konnte man sich denn doch nicht entschließen die Offensive gegen Italien zu ergreifen, obgleich diese Frage ohne Zweifel diskutiert wurde. Allein es war immerhin ein schweres Risiko, mit den kaum auf die Beine gebrachten zusammengewürfelten Truppen über die See gegen das fest in Caesars Hand befindliche Herz des Reiches, wo die alten gallischen Veteranenlegionen standen, vorzugehen. Auch wäre dies ohne eine Teilung der Kräfte, zum mindesten ohne eine empfindliche Trennung von der Basis und dem bisherigen Reservoir der Rüstungen nicht möglich gewesen. Vor allem aber wies die spezifische Beschaffenheit der in Africa rekrutierten Kontingente, welche die wichtigste Waffe der Republikaner bildeten, gebieterisch auf die Verwendung auf dem africanischen Kriegsschauplatze hin.

Man beschloß daher, in Africa den Angriff Caesars abzuwarten. Die Hauptkraft des Heeres, zirka 8 Legionen unter Scipio, wurde bei Utica konzentriert. Considius stand mit 2 Legionen bei Hadrumetum, kleinere Detachements in den übrigen wichtigeren Küstenplätzen. Die Flotte unter Octavius und Varus lag größtenteils vor Utica, kleinere Abteilungen vor Hadrumetum und Thapsus. Juba mit seinen Legionen und einem Teile der leichtbewaffneten Truppen sowie allen Elefanten blieb vorläufig in Numidien; er wollte, wie vor zwei Jahren, seine römischen Bundesgenossen erst ins Gedränge kommen lassen, um dann die Lorbeeren des Retters in der Not zu pflücken.

Caesar.

Caesar hatte schon nach Curios Niederlage den Plan zu einer Wiedereroberung Africas von Spanien aus entworfen, die Ausführung dringender Ereignisse halber aber vorläufig verschoben. Erst nach der Schlacht bei Pharsalus erging umgehend der Befehl an den spanischen Statthalter Cassius Longinus,

*) Mommsen, R. G. III., p. 447.

mit seinen 5 Legionen über die Meerenge zu setzen, sich mit den beiden mauretanischen Königen Bocchus und Bogud zu vereinigen und sodann gegen Juba und die Republikaner in Utica zu marschieren. Die Ausführung dieses Befehls wurde durch einen gegen die Person des Cassius gerichteten Militäraufstand verhindert, der solche Dimensionen annahm, daß sogar König Bogud nach Spanien vorrücken mußte, um Caesars Interessen zu wahren.*) Wohl war, nachdem Caesar den nicht schuldfreien Kommandanten desavouiert und den bewährten Trebonius als seinen Nachfolger nach Spanien gesandt hatte, eine scheinbare Ruhe eingetreten; doch lagen die Dinge noch lange nicht so, daß man die zweifelhaft gesinnte Provinz ganz von Truppen hätte entblößen und den Plan, Africa von Spanien aus zu erobern, aufrecht erhalten können. Doch wurde die V. Legion**) von Spanien nach Sicilien gezogen.

Indessen war auch die Macht der Republikaner in Africa derart erstarkt, daß Caesars Hauptkraft zu ihrer Bekämpfung nötig wurde. Als aber der Imperator aus Asien bei seiner Armee in Italien eintraf, fand er dieselbe in einer Verfassung, die das Schlimmste befürchten ließ. Caesars Veteranen waren bei aller Vorzüglichkeit eben eine Waffe, die nur der Arm des Meisters, der sie geschmiedet, auch zu führen vermochte. In den Händen anderer wurde sie zu einem höchst schwierigen Instrument, dessen Gebrauch für den waghalsigen Zauberlehrling gefährlicher werden konnte als für den Feind. Diese alten Knasterbärte waren sich ihrer hohen Qualität und ihrer Unentbehrlichkeit voll bewußt; unter Caesars Augen die schärfste Disziplin wahrend, hielten sie sich für viel zu gut, um sich in Caesars Abwesenheit von anderen kommandieren zu lassen. So kam es, daß, während die vom Schlachtfeld von Pharsalus rückgekehrten Legionen auf Caesars Befehl in Campanien der Ruhe pflegten, ein Zustand der Disziplinlosigkeit einriß, der allen schlechten Einflüssen Tür und Tor öffnete. Die höhern Offiziere waren der Aufgabe nicht gewachsen, diesen Soldaten gegenüber ihr Ansehen zur Geltung zu bringen; die lange Abwesenheit Caesars machte selbst dessen Autorität erblassen. Abermals, wie einst bei Placentia, fanden jene Elemente Gehör, welche die unzweifelhafte Unentbehrlichkeit zu Erpressungen am Feldherrn auszunützen beabsichtigten. Allerdings hatte Caesar seinen Legionen

Die Meutereien der Veteranenlegionen in Campanien.

*) Die Details dieser Ereignisse werden des Zusammenhanges halber gelegentlich der spanischen Revolution nachgetragen werden.

**) Über die Herkunft dieser V. Legion siehe Anhang pag. 522.

bisher geradezu übermenschliche Leistungen zugemutet, ihnen auch glänzende, noch nie dagewesene Belohnungen dafür in Aussicht gestellt. Aber wie oft schon hatte er ihnen in kritischen Augenblicken feierlich erklärt, daß dieser bevorstehende Kampf der letzte sein würde und immer war dann doch der Krieg rastlos weitergegangen. Und nun war selbst jetzt, nach der Entscheidungsschlacht von Pharsalus, wo Freund und Feind den Krieg für beendet gehalten, ein neuer, ganz unabsehbarer Feldzug in Aussicht gestellt. Die Truppen hatten geglaubt, in Italien nunmehr auf Caesars baldige Rückkehr und damit auf den wohlverdienten Triumph und die endliche Entlassung zu warten; statt dessen hieß es jetzt zu neuen Kämpfen und Strapazen nach Africa aufbrechen — fast das einzige Land, wo sie zufällig noch nicht geblutet. Nicht, daß die alten Soldaten, denen das Kriegshandwerk längst in Fleisch und Blut übergegangen war, ernstlich kriegsmüde gewesen wären; aber sie wußten, daß sie das gute Recht hatten es zu sein, und daraus wollten sie Kapital schlagen. Sie forderten also die längst versprochene Entlassung oder als Kompensation eine entsprechende Erhöhung der ihnen in Aussicht gestellten Belohnungen. Die Legaten, welche die bedenkliche Bewegung einzudämmen sich bemühten, wurden verlacht. Antonius selbst, der zweimal in ihrer Mitte erschien, vermochte nichts auszurichten und berichtete in diesem Sinne an Caesar.

Als der Imperator endlich in Rom eintraf, hatte die Gärung ihren Höhepunkt erreicht. Die Rädelsführer sahen die Entscheidung nahen und trieben die Sache auf die Spitze, um im kritischen Augenblick, wenn es galt dem alten Feldherrn selbst ins Auge zu sehen, die Massen leichter in der Hand zu behalten. Caesar sandte Legaten zu ihnen, um sie zu fragen, was sie eigentlich wollten. Sie wurden mit Steinwürfen empfangen; die Soldaten erklärten nur mit Caesar selbst unterhandeln zu wollen und brachen gegen Rom auf. Einige ihrer Offiziere hatten sich bereits einschüchtern lassen und mit den Meuterern gemeinsame Sache gemacht; die übrigen, die sich dem Aufbruch widersetzten, wurden niedergeschlagen.

Caesar ließ durch die Garnison der Hauptstadt, die im Angesichte des Feldherrn unweigerlich gehorchte, die Tore besetzen, um eine Plünderung zu verhindern. Er selbst begab sich ohne Bedeckung, allen Warnungen seiner Umgebung zum Trotz, in das am Marsfelde aufgeschlagene Lager der Rebellen.

Das plötzliche unerwartete Erscheinen des Feldherrn mitten unter seinen meuterischen Truppen, der lang entbehrte Anblick

des vergötterten Imperators, für den seine alten Krieger im Grunde ihres Herzens jetzt noch ebenso bereit waren zu leben und zu sterben wie einst in jener denkwürdigen Nacht am Rubico, die Reminiszenzen an ihre gemeinsame glorreiche Vergangenheit, die sein Anblick in ihnen wachrief — all dies mochte in jenem Augenblicke in überwältigender Weise zusammenwirken. Dieselbe Soldateska, die eben noch in den wildesten Drohungen gegen das geheiligte Haupt des Feldherrn sich ergangen, leistete korporativ in strammster Weise die vorgeschriebene soldatische Ehrenbezeigung. Caesar bestieg die Feldherrntribüne; sie nahmen in Reih und Glied vor derselben Aufstellung. Er fragte, was sie wollten? Die verwegensten Schreier nahmen ihren letzten Mut zusammen und verlangten im Namen aller die versprochene Entlassung. Caesar gewährte sie augenblicklich. Er fügte bei — ohne daß sie dazugekommen wären ihn daran zu erinnern — daß er ihnen die in Aussicht gestellten wohlverdienten Belohnungen selbstverständlich auszahlen würde; nur hätte er jetzt keine Zeit dazu, erst müsse er den Feldzug in Africa abtun. Wenn er diesen mit seinen neuen Truppen beendet hätte und dann mit denselben triumphieren würde, sollten sie sich bei ihm darum melden. Auf die Teilnahme am Triumphe müßten sie allerdings, als vorher entlassen, verzichten. — Wie ein kalter Wasserstrahl trafen diese Worte die Veteranen; als Caesar überdies zum Schlusse an Stelle seiner gewohnten Ansprache »Kameraden« das Wort »Bürger« fallen ließ und ihnen damit das jähe Ende ihrer ganzen bisherigen ruhmvollen Existenz, den schroffen Wechsel vom stolzesten Soldaten des Erdkreises zum gewöhnlichen Bürger und Bauer, vom gefeierten Welteroberer zum verachteten Proletarier in krassester, unvermitteltester Weise zum Bewußtsein brachte, da war der Bann gebrochen. In dieser Stimmung vermochte kein Soldat mehr mit seinem Feldherrn in hinterlistiger Weise zu schachern und zu paktieren, keiner ohne rückhaltlose Reue ihm ins Auge zu sehen. Stürmisch flehten die Legionen um Verzeihung; Caesar möge sie strafen, wie er wolle, nur möge er ihnen wieder erlauben, seine Soldaten zu heißen. Caesar ließ sich bitten: er brauche sie nicht, er habe jetzt genug andere Truppen zur Verfügung; es sei ihm auch nicht leid um solche Soldaten, die nach so langer Dienstzeit so weit sich vergessen könnten. Es schmerze ihn nur, daß auch seine X. Legion nicht besser sei als die übrigen.

Die Zehner verlangten, augenblicklich dezimiert zu werden; er schlug es ab — sie seien ja nicht mehr seine Soldaten —

und wandte sich zum Gehen. Einige höhere Offiziere hielten ihn auf und legten ein letztes Wort zu gunsten der reuigen Truppen ein. Langsam, Schritt für Schritt, ließ Caesar sich erweichen und gewährte den aufatmenden Legionen aus Gnade, was er nach ihrer früheren Meinung von ihnen hätte erbitten und erkaufen sollen. Von einer Bestrafung in großem Stile stand er ab. Die Maßregelung der Rädelsführer behielt er sich für einen späteren Zeitpunkt vor.

»Ein größeres psychologisches Meisterstück kennt die Geschichte nicht und keines, das vollständiger gelungen wäre.«*)

* * *

Die Situation der Streitkräfte Caesars war in diesem Zeitpunkte, so weit sie sich feststellen läßt, folgende:

In Italien (Rom und Kampanien) 8 Veteranenlegionen (VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.).

Die VI. Legion im Marsche von Kleinasien nach Italien.

Die V. (spanische) Legion und 5 italische Rekrutenlegionen (XXIV.?, XXV., XXVI., XXVIII., XXIX.) in Italien, respektive Sicilien.

2 Legionen (XXVII., XXXVII.) unter Rufius in Alexandria.

2 Legionen (XXXVI. und die pontische) unter Caelius in Kleinasien.

Zirka 4 Legionen unter Lepidus in Nordspanien.

4 teilweise verdächtige Legionen (vernacula, II., XXI., XXX.) unter Trebonius in Südspanien.

Ferner einzelne Besatzungen in Massilia, Italien, Illyrien, Griechenland und Syrien.

Die Flotte war in den süditalischen und sicilischen Häfen konzentriert.

Als Ausgangspunkt für die Expedition nach Africa war Lilybäum in Aussicht genommen.

Als Verbündete Caesars kamen die beiden mauretanischen Könige Bocchus und Bogud in Betracht. Im letzten Moment kam noch ein weiterer Bundesgenosse hinzu, der Caesar sogar sehr wesentliche Dienste leistete: P. Sittius, ein kühner Desperado, der vormals in der catilinarischen Verschwörung kompromittiert worden war und nun als verwegener und geschickter Bandenführer im Dienste der africanischen Despoten sein Brot verdiente. War es nun die persönliche und politische Sympathie des alten Catilinariers für Caesar — der bekanntlich

*) Mommsen, R. G. III., p. 452.

jener Verschwörung auch nicht fremd gewesen war und im Grunde genommen auch jetzt noch dieselben Ziele, wenn auch mit anderen Mitteln, verfolgte — oder war es die instinktive Erkenntnis, daß es rentabler sei für als gegen Caesar zu kämpfen — kurz Sittius griff mit seinen ziemlich bedeutenden Streitkräften — er besaß auch eine Flotte — so energisch zu Caesars Gunsten in den Kampf ein, daß er bald einen ganz wesentlichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse nahm.

Konzentrierung der Armee.

Mit Nachdruck betrieb Caesar die Konzentrierung der für Africa bestimmten Truppen bei Lilybäum. Es wurden dahin instradiert: die V. (spanische) Legion, die XXIV. (?), XXV., XXVI., XXVIII. und XXIX. italische Rekrutenlegion, schließlich die IX., X., XIII. und XIV. gallische Veteranenlegion, nebst zirka 3000 Reitern. Die in Italien stehenden Truppen gingen über Rhegium—Messana, wo sie überschifft wurden, nach Lilybäum. Mitte Dezember (Ende Oktober 47) traf Caesar selbst dort ein. Die V., sowie die 5 Rekrutenlegionen und 2000 Reiter waren zur Stelle. Wie die Truppen kamen, gingen sie an Bord; die Infanterie auf die Kriegsschiffe, die Kavallerie auf die Transportschiffe. Am 25. Dezember (31. Oktober) ging er mit diesen 6 Legionen und 2000 Reitern mit auf ein Minimum reduziertem Train in See. Der Statthalter von Sicilien, Alienus, erhielt Befehl, die Nachsendung der übrigen Truppen zu leiten.

Der erste Transport.

Die Landung und die ersten Operationen.

Ein besonderer Platz war für die Landung nicht in Aussicht genommen. Caesar wußte, daß die Hafenstädte vom Feinde besetzt waren; detaillierte Nachrichten lagen nicht vor. Es galt demnach, erst an Ort und Stelle einen Platz für die ungestörte Landung ausfindig zu machen.

Während viertägiger Fahrt wurde die Transportflotte durch widrige Herbststürme getrennt. Caesar selbst fuhr mit einem Bruchteile, der im ganzen 23 Kohorten verschiedener Legionen und 150 Reiter umfaßte, an der Ostküste der Provinz hinab und ging in der Nähe der von Considius mit zwei Legionen besetzten Stadt Hadrumetum vor Anker, um die übrigen Schiffe zu erwarten. Allein diese kamen nicht; sie wußten gar nicht den Ort, wo der Feldherr zu landen beabsichtigte.

Die Fahrt der caesarischen Schiffe war vom Lande aus beobachtet worden und alsbald traf Cn. Piso mit 3000 maurischen Kriegern und starker Reiterei bei Hadrumetum ein; aber weder er noch Considius wagten etwas Ernstliches zu unter-

nehmen, als Caesar endlich Anstalt machte, ans Land zu gehen.

Er schlug unweit der Stadt ein Lager und hielt seine Truppen in demselben konsigniert, während er persönlich zu Pferd die Gegend rekognoszierte.

Die auffallende Zurückhaltung des Considius ermutigte Caesar, ihn im Wege seines Legaten Plancus zur Übergabe auffordern zu lassen. So weit war Considius aber doch noch nicht eingeschüchtert. Er ermannte sich — nicht zu einer kriegerischen Tat, sondern zu einer völkerrechtswidrigen Grausamkeit und ließ den Überbringer des Schreibens hinrichten. Dieses selbst sandte er uneröffnet an Scipio.

Eine Nacht und einen Tag blieb Caesar vor Hadrumetum stehen, um auf die Antwort des Kommandanten sowie auf die abgeirrten Schiffe zu warten; keines von beiden traf ein. Gegen die Stadt selbst etwas Ernstliches zu unternehmen, fühlte er sich zu schwach; es konnte ihm die Nähe derselben nur unangenehm sein, umsomehr als vage Meldungen vom Anrücken stärkerer feindlicher Kräfte einlangten. Er brach daher am dritten Tage seines Aufenthaltes auf, um längs der Küste nach Süden zu marschieren. Sein Plan war, sich zunächst an der Küste einen der geringen Stärke seiner Truppen angepaßten Stützpunkt zur Deckung der Seeverbindung mit Sicilien zu schaffen. Da die starke Seefestung Hadrumetum für ihn momentan nicht zu haben war, beschloß er, die beiden kleineren, aber günstig gelegenen Städte Ruspina und Leptis minor in seine Gewalt zu bringen.

Kaum hatte Caesar das Lager von Hadrumetum verlassen, als Considius sich endlich zur Verfolgung aufraffte. Ein gleichzeitig von Juba behufs Soldfassung nach Hadrumetum gesandtes Kavalleriedetachement schloß sich ihm an. Zuerst besetzten diese Truppen das verlassene Lager; dann begannen die Reiter Caesars Nachhut zu belästigen. Einige Male von dessen geringer Reiterei erfolgreich abgewiesen und durch die aus Kohorten der V. Legion gebildete Nachhut an jedem Erfolge gehindert, ließen sie mehr und mehr von der Verfolgung ab und Caesar gelangte ohne wesentliche Verzögerung nach Ruspina, das er besetzte.

Am folgenden Tag rückte er ungestört weiter bis Leptis. Die Grausamkeit, mit der die Republikaner vorher in der Provinz gehaust, trug ihre Früchte für Caesar. Schon auf diesem Marsche kamen Gesandte mehrerer Städte, ihn als Befreier zu

begrüßen und ihm Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen. Freudig öffnete wie erst Ruspina so jetzt auch Leptis seine Tore. Caesar nützte diese Stimmung in seiner Art; er lagerte vor der Stadt und verbot seinen Soldaten sie zu betreten. Durch solches Beispiel von Manneszucht und Schonung der Verbündeten sicherte er sich die rasch gewonnenen Sympathien der Städte.

Vorläufig war er hier sicher und auch mit Lebensmitteln genug versorgt; dennoch war seine Lage, so lange der Rest des Transportes nicht eintraf, eine recht mißliche. Einige Schiffe, die in Leptis Anschluß fanden, fielen nicht sonderlich in die Wagschale; sie brachten aber wenigstens die Meldung, daß das Gros des verirrten Transportes gegen Utica gesegelt sei. Auf eine baldige Vereinigung war also gar nicht zu hoffen. Dabei waren in Ermangelung genügender Reiterei auch keine verläßlichen Nachrichten über den Feind zu erhalten. Wenn dieser jetzt unvermutet mit ganzer Macht vorging — und mit dieser Möglichkeit war wohl zu rechnen — so blieb nichts übrig, als sofort die Provinz zu räumen. Um diese Maßregel, falls sie notwendig werden sollte, nicht zu sehr zu verzögern, ließ Caesar die Kavallerie gleich wieder einschiffen. Einen Teil der Flotte schickte er nach Sicilien zurück, um wenigstens von dort frische Truppen zu bringen, einen anderen unter Sallustius Crispus gegen die vom Feinde besetzte Insel Cercina, wo große Proviantmengen deponiert sein sollten. Zehn Kriegsschiffe sandte er aus, den verirrten Transport zu suchen.

Indessen mußte er jetzt für eine Stellung sich entscheiden, in der er das Eintreffen der Verstärkungen decken und abwarten konnte. Er entschloß sich für Ruspina, dessen Lage auf der Spitze einer durch eine rings abgeschlossene Erhebung gebildeten Halbinsel es sowohl zur Defensive gegen die Landseite, wie als festen Stützpunkt zur See besonders geeignet erscheinen ließ. Nach eintägigem Verweilen vor Leptis kehrte er dahin zurück. Nach Leptis selbst legte er eine Besatzung von sechs Kohorten unter Saserna. Die Stadt war für ihn zu wichtig, um sie aufzugeben; anderseits war seine Macht zu gering, um ihr bei einer ernstlichen Bedrohung offensiv zu Hilfe kommen zu können. Er mußte ihr daher eine Besatzung geben, die stark genug war, für sich allein durch längere Zeit Widerstand zu leisten. Dies erklärt diese bedeutende Zersplitterung der ohnehin minimalen Kräfte.

In Ruspina traf ihn noch immer keine Nachricht von den fehlenden Transportschiffen. Er beschloß daher, sich selbst Ge-

wißheit zu verschaffen. P. Saserna, der Bruder des Kommandanten von Leptis, blieb mit zehn Kohorten in Ruspina zurück; Caesar selbst mit den restlichen sieben Kohorten ging noch am selben Abend zu Schiff, entschlossen, am nächsten Morgen selbst zur Suche nach den Verirrten aufzubrechen. Diese Maßregel erwies sich jedoch glücklicherweise im letzten Augenblick als überflüssig; kaum hatte Caesar bei Morgengrauen die Anker gelichtet, als der heißersehnte Transport endlich in Sicht kam (4. Jänner/8. November).

Caesar hatte nun 54 Kohorten und 2000 Reiter bei Ruspina vereinigt, sechs Kohorten standen in Leptis. Mit dieser Macht konnte er, obwohl er bei der Minderwertigkeit seiner Rekruten eine Entscheidungsschlacht derzeit noch nicht zu wagen beabsichtigte, immerhin in der Provinz festen Fuß fassen und mit Ruhe und Sicherheit das Eintreffen weiterer Transporte von Veteranenlegionen abwarten, deren Ankunft ihn endlich in stand setzen sollte, offensiv die Entscheidung zu erzwingen.

Erste Stellung: Ruspina.

Sein Plan richtete sich zunächst auf die ausgiebige und kunstvolle Befestigung der Halbinsel von Ruspina. Dieselbe sollte in eine vom Lande aus unangreifbare, die Aktionsfreiheit zur See vollkommen gewährleistende Festung, eine Basisstellung par excellence, umgewandelt werden. Leptis mit seiner ausreichenden Besatzung konnte vorläufig sich selbst überlassen bleiben.

Vor Durchführung der Arbeit galt es jedoch, die künftige Festung im vorhinein ausgiebig zu verproviantieren. Zu diesem Zwecke unternahm Caesar noch am Tage des Eintreffens des Transportes mit drei Rekrutenlegionen, 400 Reitern und 150 Bogenschützen einen Requisitionszug in die vorliegende Ebene.

Unterdessen war die Nachricht von Caesars Landung ins feindliche Hauptquartier gelangt. Scipio brach auf; allein die Hauptmacht der Legionen war, zumal in jener Jahreszeit, zu schwerfällig, um sofort zur Stelle zu sein. Dagegen ging ein starkes Kontingent leichter Truppen unter T. Labienus, bestehend aus 1600 schweren gallischen und germanischen, 7000 leichten numidischen Reitern und 30.000 Mann leichtbewaffneter Infanterie, gefolgt von einem zweiten Detachement von 1600 Reitern unter Petrejus, gegen Ruspina voraus.

Als Caesar, auf der erwähnten Requisition begriffen, die Ebene durchstreifte, meldeten ihm seine Patrouillen die An-

näherung dieser feindlichen Kräfte. Die Entfernung von Ruspina war zu groß, als daß ein Rückzug ohne Kampf möglich gewesen wäre. Caesar mußte sich demnach zu einem solchen bereit machen.

Das Treffen bei Ruspina.

Beilage 42.

Labienus entwickelte eine lange Front, aus Fußvolk und Reiterei gemischt. Die schwere Kavallerie war auf beide Flügel verteilt. Seine naheliegende Absicht war die vollständige Überflügelung der Caesarianer. So wie die Legionen des Crassus seinerzeit bei Karrhae durch die leichten, pfeilgewaltigen Massen der Parther, so sollten Caesars auf den Nahkampf geschulte Kohorten durch die ungeheure Übermacht der leichten Numidier zunächst allseits eingeschlossen und durch einen Hagel weittragender Geschosse bei gleichzeitigem Ausweichen vor jedem Handgemenge so lange belästigt und ermüdet werden, bis sie zu ernstlichem Widerstande nicht mehr fähig waren.

Obwohl Caesar das feindliche Zentrum anfangs irrtümlich für Legionsinfanterie hielt, durchschaute er doch den Plan. Er war kein Crassus. Statt wie dieser der feindlichen Übermacht gegenüber von Hause aus ein Karree zu bilden, tat er gerade das Gegenteil, sogar so extrem als möglich, und etwas noch nicht Dagewesenes: eine Aufstellung aller 30 Kohorten in einem Treffen; die wenigen Reiter wurden überdies weit vor und auswärts der Flügel vorgeschoben. So schuf er eine immerhin respektable Front, welche dem Feinde die Überflügelung wesentlich erschwerte oder doch dieselbe verzögerte. Den Verzicht auf jede Reserve mußte die Qualität der Truppen ersetzen.

Eine Zeitlang standen die Fronten einander gegenüber; dann eröffnete die Kavallerie des Labienus den Angriff. Ziemlich lange hielten sich Caesars vorgeschobene Reiter gegen die ungeheure Übermacht; schließlich wichen sie Schritt für Schritt hinter die Flügel der Infanterie zurück. Jetzt erst kamen die Fronten zum Zusammenstoß.

Frontal konnten die Numidier, so lange die Überflügelung nicht ausgeführt war, den Kohorten nicht viel anhaben, zumal Caesar ihre Lieblingstaktik, einzelne seiner Abteilungen durch verstellte Flucht zum isolierten Vorprellen zu veranlassen und dann zu umzingeln, durch das Verbot des Vorstoßens illusorisch machte. Als aber endlich die Überflügelung gelungen war, wurde die Lage kritischer. Die noch nicht kriegsharten Kohorten begannen durch das Erscheinen der Kavallerie im Rücken ängstlich zu werden; die Flügel gingen schon zurück, alles drängte gegen die Mitte. An Offensive dachte niemand mehr;

alles blickte auf den Feldherrn, der in seiner bekannten heiteren Ruhe die Ereignisse an sich herankommen ließ. Sein Anblick hielt die Soldaten aufrecht und verhinderte die Katastrophe; sie sahen es ihm an, daß er noch seinen Plan hatte, und hielten aus . . . .

Und Caesar hatte seinen Plan. Die Überflügelung war nicht mehr zu verhindern, die Möglichkeit der weiteren Ausdehnung für den Gegner konnte nicht paralysiert werden. Wenn aber Caesar durch Zusammenschieben der eigenen auch die feindliche Linie zur Verengung veranlaßte und dann plötzlich, ehe jene dem Gedankengange seines Planes zu folgen vermochten, überraschend sich wieder ausdehnte, damit wenigstens für einen Augenblick den Gegner des Überlegenheitsmomentes der Frontausdehnung beraubte, und noch in eben diesem Augenblick, bevor jener das frühere Verhältnis wieder hergestellt hatte, die Entscheidung erzwang, — dann konnte er jenes Grundmoment der feindlichen Überlegenheit eben für den entscheidenden Augenblick ausgeschaltet und damit den Feind seiner vornehmsten Chance beraubt haben.

Ohne ernstlichen Widerstand ließ er das Zusammenschieben der Flügel geschehen, bis der Ring des Feindes sich geschlossen und damit auf engen Raum zusammengezogen hatte. Diesen Augenblick hatte er abgewartet. Jetzt gab er den bange harrenden Kohorten den Befehl, in plötzlicher rascher Offensive in der Richtung der Flügel die frühere Front wieder herzustellen. Im nächsten Moment war der dichte Knäuel der Numidier durchbrochen und in zwei Teile getrennt, und beide Flügel der caesarischen Front ragten merklich hinaus über die zwei feindlichen Klumpen, die in der ersten Verblüffung nicht sofort daran dachten, in gleicher Schnelligkeit der expansiven Bewegung zu folgen. Diese momentane Situation augenblicklich ausnützend, ließ Caesar jede zweite Kohorte die Front verkehren und sofort in beiden Richtungen offensiv vorgehen. Die zuvor zwischen die Kohorten zurückgenommene Kavallerie brach zugleich in der Richtung beider Flügel vor.

Die von einander getrennten Gruppen des feindlichen Korps, verblüfft durch das unerwartete Manöver, verzagt durch die verlorene Verbindung, und jede für sich zu schwach, um neuerdings die Überflügelung zu versuchen, wandten sich zur Flucht. Beide Fronten Caesars verfolgten ihren Teil scharf, die eine gegen Ruspina, die andere hinaus in die Ebene; erst nach vollständiger Zersprengung ward die Verfolgung eingestellt und die Wiedervereinigung bewirkt.

Noch war für diesen Tag der Kampf nicht zu Ende. Eben als die Niederlage des Labienus besiegelt war, traf Petrejus mit seinen Reitern auf dem Schlachtfelde ein. Rasch sammelte er einen großen Teil der Flüchtigen und griff nun seinerseits die gegen Ruspina zurückmarschierenden Caesarianer an. Die Pferde der caesarianischen Kavallerie waren durch die Anstrengungen des Tages beinahe kampfunfähig; Caesar nahm daher die Reiterei zwischen die Kohorten, erwartete am Hügelrande den feindlichen Angriff und warf die gegnerischen Massen, durch das Terrain begünstigt, in plötzlichem Anlaufe in die Flucht. Dann endlich ging er ungehindert in seine Stellung zurück.

Dieser Tag kostete den Republikanern nebst der ominösen ersten Niederlage empfindliche Verluste. Petrejus war schwer verwundet; auch Labienus, dessen verwundetes Pferd sich mit ihm überschlagen hatte, mußte vom Platze getragen werden. Die Hauptsache aber war die Lehre für die Republikaner, daß Caesar auch ohne seine Veteranen der alte war. Taktisch war das Treffen nicht mehr als ein unter erschwerenden Umständen mit großem Geschick erkämpfter Rückzug; der moralische Erfolg aber war ein sehr positiver: die Bevölkerung, die bisher schon aus angedeuteten Gründen mit Caesar sympathisiert hatte, erblickte von diesem Tage in ihm nicht nur den ersehnten Befreier, sondern auch den voraussichtlichen Sieger, und machte umso eifriger seine Sache zu ihrer eigenen. Ja selbst in den Reihen der feindlichen Armee wirkte dieses Ereignis in gleichem Sinne. Vor allem waren es die gaetulischen Landeskinder, die schon jetzt infolge der unverhohlenen Stellungnahme ihrer Heimatsgemeinden in Massen zu Caesar übergingen; aber auch in den Legionen der Republikaner war das Vertrauen in die Führung erschüttert und der Respekt vor dem gefürchteten Unbesiegbaren gewaltig gekräftigt.

Caesar selbst ging nach dem Kampfe sofort mit aller Energie an die Herrichtung der entworfenen Position, welche rings um die Stadt Ruspina über den die Halbinsel bildenden Hügel, auf dem das Hauptlager sich befand, sich hinzog und mit beiden Flügeln an das Meer gelehnt war. Der ebenfalls in den Bereich dieser Stellung einbezogene, von der Stadt etwas abgelegene Hafen wurde durch neue Anlagen erweitert. Die Werke selbst wurden fortgesetzt verstärkt, mit allen jenen raffinierten Mitteln, wie sie eben Caesar zu ersinnen verstand. Ihre Sturmfreiheit stand alsbald außer Frage.

Drei Kohorten versahen jederzeit den Wachdienst. Im Innern wurden Werkstätten zur Herstellung von Waffen und Kriegswerkzeugen eingerichtet und das Material hiezu größtenteils aus Sicilien und Sardinien beschafft. Mit dem nicht allzu reichlich vorhandenen Getreide wurde äußerst sparsam und planmäßig gewirtschaftet. Den zur Requisition längs der Küste und nach den Inseln entsendeten Transportschiffen wurden Kriegsschiffe zum Schutze beigegeben, auch erhielten besondere Flottenabteilungen den Befehl, in der Nähe der feindlichen Kriegshäfen zu kreuzen, um das Ausfahren der gegnerischen Seestreitkräfte zu hindern. Überhaupt ward der Sicherung der allerdings hochwichtigen Seeverbindung die schärfste Aufmerksamkeit zugewendet.

Um dem Feinde mit gleichen Waffen begegnen zu können, ließ Caesar einen Teil seiner Matrosen als leichte Infanterie bewaffnen und einexerzieren und gab ihnen auch Kavallerie bei. Auf diese Weise schuf er sich selbst jene gemischte Waffe, in welcher die Hauptstärke seiner Gegner wurzelte, allerdings ohne ihre Zahl auch nur annähernd erreichen zu können.

In dieser Stellung blieb Caesar unbeweglich bis zum 25. Jänner (29. November), also fast einen Monat. Mit der eifrigen Tätigkeit im Innern, den emsigen Requisitionen und sonstigen Verfügungen im Rücken und zur See kontrastierte seltsam die absolute Untätigkeit in der eigentlichen Front. Dies änderte sich erst recht nicht, als wenige Tage nach dem Treffen die feindliche Hauptarmee unter Scipio vor Ruspina eintraf.

Der republikanische Oberfeldherr war gleich nach Empfang der Nachricht von Caesars Landung von Utica, wo eine starke Besatzung unter M. Cato zurückblieb, aufgebrochen, hatte einige Tage in Hadrumetum gerastet und sich sodann nach einem Nachtmarsche mit Labienus vereinigt. Etwa 5 Kilometer von Caesars Stellung bezog er ein Lager. Seine Streitkräfte beliefen sich auf 8 Legionen und 3000 Reiter ohne das Korps des Labienus.

Auch Juba war im Anzuge. Der ungemein selbstbewußte König hatte wohl zuerst die Absicht gehabt, erst im letzten Momente als Deus ex machina auf dem Plan zu erscheinen; die Nachricht von der geringen Stärke des caesarianischen Landungskorps und seiner ganz defensiven Haltung ließ ihn jedoch befürchten, Scipio könnte mit allem allein fertig werden und ihm das Nachsehen lassen. Er brach daher mit allen Truppen und Elefanten auf.

A tempo fielen Sittius und König Bocchus von Westen in sein Reich ein; eine Hiobspost jagte die andere; als ihm endlich gar die Einnahme seiner Hauptstadt Cirta (Constantine) durch Bocchus gemeldet wurde, sah er sich, nicht mehr weit vom Lager Scipios entfernt, doch veranlaßt umzukehren. In seiner Eifersucht konnte er es dabei nicht unterlassen, seinen Bundesgenossen auf die Dauer seiner Abwesenheit, soweit es in seiner Macht stand, zu schwächen, um ihm einen Erfolg in der Zwischenzeit tunlichst zu erschweren. Er entzog ihm den größten Teil der vorher beigestellten leichten Truppen und ließ ihm dafür 30 noch unabgerichtete Elefanten zurück.

Scipio hatte mit diesen Bestien mehr Scherereien als Nutzen. Um ihnen die wichtigsten Grundbegriffe ihrer Pflicht und vor allem das Vermögen, Freund und Feind zu unterscheiden, beizubringen, führte er vor dem Lager in der Ebene täglich förmliche Übungen mit Gegenseitigkeit auf, denen die Caesarianer von ihren Höhen mit dem Interesse eines Manöverpublikums gemächlich zusahen.

Auch Caesar hatte sich aus Sicilien Elefanten angeschafft, aber nicht für die Schlacht. Diese überlebte, für Freund und Feind gleich gefährliche Waffengattung hatte nicht seine Sympathie. Er verwendete die Tiere nur dazu, um seine Soldaten im Kampfe mit ihnen zu schulen. Eine ganz spezielle Ausbildung hierin erhielt auf ihre eigene Bitte die V. Legion, welche denn auch in der Folge vorzüglich zum Kampfe gegen diese Tiere verwendet wurde.

Für Caesar in seiner unangreifbaren Stellung blieb es vorläufig gleichgültig, ob Juba eintraf oder nicht; ihm direkt anhaben konnte auch das vereinigte Heer nichts; um ihm aber umgekehrt jede Bewegungsfreiheit außerhalb seiner Linien unmöglich zu machen, dazu genügten Scipios Truppen vollauf. Die schon vorher schwierige Requisition zu Lande war nun ganz unmöglich, der Raum innerhalb der Linien ausgesaugt, und die Vorräte begannen knapp zu werden. Getreide brachten ab und zu die ausgesandten Schiffe; aber an Futter mangelte es und die Reiter Caesars fütterten ihre halbverhungerten Tiere mit in Süßwasser ausgeschwemmtem Seetang.

Auf die Versuche Scipios, ihn zur Schlacht zu verleiten, reagierte Caesar nicht. Viel zu zielbewußt und viel zu wenig empfindlich, um durch prahlerische Herausforderungen seiner Gegner sich imponieren oder beirren zu lassen, wußte er sehr gut, daß dieser Gegner gar nicht erst ein umgekehrtes Kräfte-

verhältnis, sondern nur eine halbwegs gleiche Verteilung der Kräfte abwarten würde, um seinerseits alles zur Vermeidung der jetzt so stolz angebotenen Schlacht zu tun. Wenn jener einmal gar zu provokatorisch an die Verschanzungen heranging, begnügte sich Caesar mit der Alarmierung und Bereitstellung der Truppen innerhalb der Linien. Da dem Feind bei der Sturmfreiheit der Werke schließlich doch nichts übrig blieb, als wieder abzuziehen, so hatte es zudem äußerlich den Anschein, als genüge die Alarmierung der Caesarianer, um ihn zum Rückzuge zu veranlassen. Dabei hielt es Caesar gar nicht der Mühe wert, sich persönlich zur Front zu verfügen, sondern er disponierte einfach in seinem Feldherrnzelt. Die Sache klappte auch so; seinen Rekruten aber imponierte seine Ruhe und seine Sicherheit im par distance-Disponieren ungeheuer und Scipio, der jedesmal unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte, hatte den moralischen Echec auf seiner Seite.

Indessen kam es auf etlichen anderen Punkten zu mehr oder weniger unbedeutenden Ereignissen. Ein Versuch des Labienus, das von Saserna mit 6 Kohorten besetzte Leptis zu nehmen, mißlang vollständig. Dafür gelang es Caesar, einige Kohorten unter C. Messius durch das vom Feinde beherrschte Gebiet durchzubringen und in die Stadt Accilla, die ihn um eine Besatzung ersucht hatte, zu werfen. Zur Verfolgung dieses Detachements brach Considius mit 8 Kohorten der Besatzung von Hadrumetum auf, kam jedoch zu spät, fand die Stadt bereits besetzt und wurde abgewiesen. Durch einen Teil der leichten Truppen des Labienus verstärkt, begann er die Belagerung, doch Messius zerstörte in einem Ausfall seine ganzen Werke, vernichtete seine Vorräte und zwang ihn zum Abzuge.

Der zweite Transport.

Gegen Ende Jänner (Ende November) traf endlich der zweite Transport aus Sicilien, umfassend die XIII. und XIV. Legion nebst 800 gallischen Reitern, im Hafen von Ruspina ein. Gleichzeitig kehrte Salustius Crispus nach glücklich durchgeführter Mission von Cercina, wo er den feindlichen Befehlshaber C. Decimus zur Flucht genötigt hatte, mit großen Getreidevorräten zu Caesar zurück.

Caesar verfügte nun über 8 Legionen, darunter drei altgediente, und nahe an 3000 Reiter. Das war immerhin eine Kraft, die ihm erlaubte selbst zur Offensive überzugehen und auch die Entscheidungsschlacht nicht zu scheuen. Allerdings hatte er noch weitere Truppen zu erwarten. Aber die Position

von Ruspina war nun für die verstärkte Armee doch zu eng geworden und vor allem deckte sie zu wenig Land, was die Verpflegung erschwerte. Bisher hatten die Kräfte für eine weitläufigere Stellung nicht ausgereicht; jetzt konnte er sich eine solche schon leisten. Ohne entsprechende Basisstellung wollte er nicht bleiben; denn einerseits waren seine Verbindungen zur See von zu großer Wichtigkeit, anderseits war für den Fall, daß der Feind, wie zu erwarten stand, nun nach der Verschiebung des Kräfteverhältnisses die Schlacht vermeiden und dafür eine Art kleinen Krieg ins Werk setzen würde, eine Land und Meer in gleicher Weise beherrschende feste Basis an der Küste nicht allein von größtem Vorteil, sondern geradezu eine Notwendigkeit. Caesar beschloß daher den Stellungskrieg wie bisher, nur in größerem Maßstabe, fortzusetzen, allerdings mit dem Vorbehalt, die Entscheidungsschlacht unter halbwegs akzeptablen Umständen jederzeit anzunehmen.

Zweite Stellung: Uzitta.

Als Basis seiner neuen Stellung erwählte er jenen Höhenzug, der den Meerbusen zwischen Ruspina und Leptis halbkreisförmig in einer Ausdehnung von etwa 20 Kilometer amphitheatralisch umschloß. Die gegen das Landinnere steil abfallenden Hänge bildeten eine prächtige Defensivfront; die Flügel waren durch die stark befestigten und besetzten Festungen Ruspina einer-, Leptis und Accilla anderseits vortrefflich gesichert. Die weite Frontausdehnung der Stellung garantierte eine große Bewegungsfreiheit, deckte viel Land und begünstigte die Offensive in jeder Richtung.

Der Vormarsch aus der alten Stellung in die neugewählte war vom Feinde leicht zu hindern. Caesar brach daher, nach Voraussendung wohlinstruierter Patrouillen, noch in der Nacht vom 25. auf den 26. Jänner (29./30. November) auf und marschierte von Ruspina hart am Ufer, das gegnerische Lager umgehend, bis gegen die Mitte des erwähnten Höhenkreises. Auf den markantesten Kuppen desselben standen alte Wachtürme. Caesar ließ dieselben durch vorgeschobene Abteilungen besetzen und sofort zur Verteidigung einrichten. Auf der äußersten Kuppe stand ein größerer feindlicher Posten. Caesar, dessen Marsch bisher unbemerkt geblieben war, wollte nicht durch einen Angriff auf denselben den Feind vorzeitig alarmieren und ließ daher zunächst das bereits gewonnene Terrain durch Linien in Anschluß an die Position von Ruspina sichern. Während seine Legionen daran arbeiteten, kamen aber Scipio und Labienus,

die endlich erfahren hatten, was vorging, mit der ganzen Reiterei und einem Teile des Fußvolkes, das sie hinter der Reiterei im zweiten Treffen aufstellten, angerückt. Caesar ließ die Arbeit fortsetzen, bis der Gegner auf ca. 2500 Schritt heran war; dann rief er die Legionen unter die Waffen und ließ gleichzeitig, da ein weiteres Geheimhalten nicht mehr möglich war, durch spanische Kavallerie und leichte Infanterie den isolierten feindlichen Posten von seiner Höhe vertreiben. Labienus wollte demselben zu Hilfe kommen und rückte mit dem rechten Flügel seiner Reiterei dahin ab; Caesar aber entsendete sofort das Gros der seinigen, welcher es, durch ein ausgedehntes Gehöft gedeckt, gelang, die Reiter des Labienus überraschend im Rücken anzugreifen und vollkommen zu zersprengen. Labienus selbst wurde nur durch den Todesmut seiner gallisch-germanischen Leibeskorte, die sich für ihren Führer opferte, gerettet.

Nach diesem Echec ging Scipio schleunigst nach dem Lager zurück; Caesar aber richtete sich ungestört in seiner neuen Stellung ein.

Von diesem Tage an waren die Rollen gewechselt. Caesar war der angreifende Teil geworden, Scipio, obwohl numerisch noch immer überlegen, in die Defensive gedrängt. Die Qualität der Legionsinfanterie war allerdings auf Seite Scipios eine womöglich noch geringere als in Caesars vorwiegend aus Rekruten bestehender Armee; allein auf diesem Kriegsschauplatze fielen die eingeborenen leichten Truppen schwer ins Gewicht und in dieser Waffe besaß Scipio eine entschiedene Überlegenheit. Dies war auch der Grund, weshalb Caesar auch jetzt, wo er die Entscheidungsschlacht wünschte, auf eine großzügige Offensive verzichtete und sich darauf beschränkte, den Positionskrieg in offensivem Sinne zu führen; auch verbot ihm die Rücksicht auf seine überaus vitalen Seeverbindungen, sich von seiner sicheren Position an der Küste allzu weit zu entfernen. Nur hier konnte seiner Absicht gemäß die Entscheidung forciert werden; wenn der Gegner es verstand, ihr hier auszuweichen, so konnte der Krieg lange dauern.

Das Gros Scipios stand noch im alten Lager westlich Ruspina; eine starke Besatzung aber hatte er in die feste Stadt Uzitta geworfen, die etwa in der Mitte von Caesars neuer Stellung in der Ebene lag.

Am folgenden Tage ging Caesar seinerseits daran, den Gegner zur Schlacht zu verlocken; er vereinigte die Truppen und ließ sie vor den Höhen in der Ebene aufmarschieren. Scipio aber

rührte sich nicht. Um ihn zum Vorgehen zu zwingen, rückte Caesar gegen Uzitta vor. Nun kam Scipio allerdings heraus und marschierte in vier Treffen, das erste aus der Reiterei und den Elefanten, die übrigen aus Infanterie gebildet, heran. Caesar, in der Meinung, es werde zur Schlacht kommen, ließ sofort die Vorbewegung einstellen und die Front gegen die feindliche Armee entwickeln. Scipio aber hatte es anders gemeint. Statt gegen Caesar vorzugehen, zog er sich im Flankenmarsch hinter die Stadt und machte nun, die Festung vor der Mitte zwischen sich und Caesar, gegen dessen Armee Front. Das Manöver war für seinen Zweck sehr geschickt; denn griff Caesar nun die Stadt an, wozu er bei ihrer Stärke unbedingt den größten Teil seiner Kräfte einsetzen mußte, so konnte Scipio mit der Armee diesen Angriff in der Flanke fassen; wollte jener aber die Armee angreifen, so mußte er seine Truppen beiderseits der Stadt teilen und beide Teile konnten dann wieder von dieser aus in Flanke und Rücken genommen werden. Caesar gab für diesen Tag auch jedes weitere Manöver auf und ging am Abend in seine Stellung zurück. Scipio aber bezog auf dem Hügelzuge hinter Uzitta ein neues Lager.

In der neuen Position begann Caesar sich zunächst wie in der alten einzurichten. Weitläufige Werke, teils fortlaufende Linien, teils ganze Systeme von Redouten entstanden und sicherten die Stellung. Ein Übelstand machte sich indessen bemerkbar: die äußerste Restringierung des Trains bei der Überfahrt hatte die Zurücklassung der Winterzelte bedingt. Als nun eines Nachts ein gräuliches Unwetter mit grobem Hagelschlag niederging, wurde beinahe die ganze provisorische Lagereinrichtung und ein großer Teil der Lebensmittelvorräte vernichtet. Dabei ereignete es sich in dieser Wetternacht, daß die Speerspitzen der V. Legion, welche wahrscheinlich auf dem höchsten Punkte der Stellung lagerte, im Elmsfeuer erglühten, was der abergläubischen Soldateska einen heillosen Schrecken einjagte. Glücklicherweise blieb dieses Wetter mit seinen gespenstischen Begleiterscheinungen vereinzelt.

Scipio hatte sofort nach dem Beginn der Offensive Caesars alles aufgeboten, um Juba zur Wiedervereinigung zu bewegen. Aber erst auf die Zusicherung bedeutender Länderzubußen hin war der König, nach Zurücklassung eines beträchtlichen Teiles seiner Kräfte unter Suburra an der Westgrenze des Reiches, mit 3 Legionen, 8000 schweren Reitern, einem großen Kontingent leichter Infanterie und 30 Elefanten bei Scipio ein-

getroffen, hatte in dessen Nachbarschaft ein eigenes Lager bezogen und quälte seinen Bundesgenossen durch seine unerhörte Arroganz.

In Caesars Lager hatten übertriebene Nachrichten von der Stärke der anrückenden Africaner unter den Rekruten große Bestürzung hervorgerufen. Caesar bekämpfte diese wirksam damit, daß er der Armee dieselbe Nachricht in offizieller Form mit noch größeren Übertreibungen bekanntmachte und damit die Schwarzseherei der Sensationshascher sarkastisch brandmarkte.*)

Nach ihrer Vereinigung begannen Scipio und Juba ihrerseits auch ins freie Feld zu rücken, aber vorsichtig zwischen Lager und Stadt. Caesar ignorierte diese Schaustellungen, die zu keinem Ziele führten, und entwarf einen Plan, um sich von seiner Stellung aus der tatsächlich für ihn höchst lästigen Stadt Uzitta zu bemächtigen. Ein Handstreich war bei ihrer Stärke und der Nähe der feindlichen Armee ausgeschlossen, ebenso eine ungedeckte Belagerung. Caesar gedachte daher sich zuerst einen gesicherten Raum zu schaffen, innerhalb dessen er den belagerungsmäßigen Angriff ungefährdet eröffnen könnte. Seine gegenwärtige Front lief über die Höhen, mehrere Kilometer von der Stadt entfernt; er brauchte also einen Zwischenpunkt. Er erkor dazu einen in die Ebene gegen Uzitta vorspringenden Hügel. Indessen kam Labienus hinter den Plan, besetzte den Hügel und legte in dem Tal, das denselben von den nächsten Werken Caesars trennte und dessen Nordseite ein dichtes Wäldchen bedeckte, einen Hinterhalt. Als Caesar, die Reiterei voraus, anrückte, begann den Numidiern in der Tiefe der engen Schlucht bange zu werden; sie suchten eine höhere Stellung und verrieten sich dabei. Sofort griff Caesars Reiterei an, jagte sie in die Flucht und nahm unter einem auch den Hügel selbst, wo Caesar sofort eine Schanze errichtete.

Von hier aus eröffnete er nun zwei Linien senkrecht auf seine Front quer durch die Ebene in der Richtung auf die beiden äußersten Flankenpunkte von Uzitta. Ein Teil der Legionen arbeitete, der andere deckte unter Waffen das Werk. Schüchterne

---

*) »Es diene zur Kenntnis, daß in den allernächsten Tagen der König eintreffen wird mit 10 Legionen, 30.000 Reitern, 100.000 Leichtbewaffneten und 300 Elefanten. Es haben demnach alle anderen Versionen zu verstummen und ist mir, der ich verläßliche Nachricht habe, unbedingt Glauben zu schenken, widrigenfalls ich die Zuwiderhandelnden auf ein altes Wrack setzen und nach allen Windrichtungen expedieren lasse.« (Suet. Div. Jul. 66.) — Ein origineller Armeebefehl!

Versuche des Feindes, die Arbeit zu stören, wurden leicht abgewiesen.

Bald darauf (Ende Februar/Dezember) erhielt Caesar neuerdings Verstärkungen. Der dritte Transport, umfassend die IX. und X. Legion, landete nach einigen Irrfahrten — sie hatte irrtümlich die caesarianische vor Thapsus kreuzende Flotte für eine feindliche gehalten — glücklich bei Ruspina. Caesar nahm die Gelegenheit wahr, das angekündigte Strafgericht über die Rebellen der X. Legion zu verhängen. Es fiel milde genug aus: einige der Haupträdelsführer, desgleichen etliche nicht ganz verläßliche Elemente des Offiziers- und Unteroffizierskorps wurden in feierlicher Weise ihrer Charge für verlustig erklärt und aus der Armee entfernt. Der dritte Transport.

Während Caesar so seine Armee auf 10 Legionen verstärkte, gelang es ihm die feindliche zu schwächen. Durch seine Konfidenten hatte er die Juba untertänigen Gaetuler zum Aufstande gebracht. Der König, der schon einen großen Teil seiner Truppen gegen Bocchus und Sittius hatte verwenden müssen, sah sich abermals genötigt, 6 Kohorten zur Unterdrückung des Aufstandes zu detachieren.

Die beiderseitigen Streitkräfte standen nun wie folgt:

Caesar: 10 Legionen, davon 9 in der Stellung vor Uzitta, eine verteilt in Ruspina, Leptis und Accilla; zusammen etwa 40.000 Legionare, ferner gegen 3000 Reiter und etliche leichte Kontingente.

Caesars Flotte lag teils vor Ruspina und Leptis, teils kreuzte sie vor den feindlichen Häfen Hadrumetum und Thapsus.

Scipio und Juba: Hauptarmee ca. 8 Legionen Scipios und 2 Legionen 4 Kohorten Jubas im Lager bei Uzitta; Considius mit etwa 1 Legion in Hadrumetum, Vergilius mit etlichen Kohorten in Thapsus, Cato ebenso in Utica. Die ganze Menge leichter Infanterie und Kavallerie befand sich bei der Hauptarmee, ebenso 60 Elefanten.

1 Legion Jubas war unter Suburra an die Westgrenze Numidiens, 6 Kohorten ins Gebiet der Gaetuler detachiert.

Die Flotte lag zum größten Teile unter Varus und Octavius in Utica; kleinere Teile lagen in Hadrumetum und Thapsus zur Disposition der dortigen Kommandanten.

Caesar hatte endlich seine Werke bis auf Pfeilschußweite an Uzitta herangebracht. Er schloß sie hier durch ein Lager ab

und legte 5 Legionen in dasselbe; zugleich eröffnete er eine heftige Beschießung der Stadt. So hoffte er endlich die Gegner zur ersehnten Schlacht zwingen zu können oder aber die Stadt zu nehmen und damit ihre Stellung unhaltbar zu machen.

Der Aufmarsch vor Uzitta.

Beilage 43.

Und wirklich ließ Scipio am folgenden Morgen alles aufmarschieren. Südlich der Stadt, diese vor seinem linken Flügel, stellte er die Truppen auf einem Rideau hinter einem teilweise versumpften Bache in endlos langer Schlachtordnung auf; die Beschaffenheit seines Materials wies eben auf eine derartige Taktik hin.

In der Front standen die Legionskohorten, und zwar in einem einzigen Treffen. Dahinter in zweiter Linie, aber nur auf beiden Flügeln, die numidische Infanterie. Beiderseits anschließend standen in gleichen Abständen die Elefanten, hinter ihnen gleichfalls leichtbewaffnetes Fußvolk. Der linke Flügel war, wie erwähnt, durch das von mehreren Kohorten besetzte Uzitta gedeckt; auf dem rechten stand anschließend an die Elefanten die ganze schwere Kavallerie. Die große Masse der leichten numidischen Reiterei nebst leichter Infanterie stand 2000 Schritte auswärts dieses Flügels in einer Flankenstellung.

Scipios Plan war, den Angriff Caesars in dieser Position abzuwarten und ihn, falls er erfolgte, am linken Flügel von Uzitta aus, am rechten durch das Flügelkorps in die Flanke zu nehmen.

Caesar war natürlich zum Kampfe entschlossen, doch nur unter der Bedingung, daß der Feind aus seiner Stellung heraus und über Uzitta vorging; einer Flankierung von der Festung aus wollte er sich unter keinen Umständen aussetzen. Der weiten Ausdehnung des Gegners begegnete er durch dasselbe Mittel wie einst bei Ruspina; indessen gestatteten ihm seine jetzigen Kräfte eine planmäßigere Aufstellung. Er stellte die Legionen mit der X. am linken Flügel, auf den rechten der gegnerischen Infanterielinie gerichtet, je zwei Veteranen- und zwei Rekrutenlegionen abwechselnd; die linke Hälfte dieser Legionslinie war in drei, die rechte in zwei Treffen formiert. Den immer noch erübrigenden leeren Raum bis gegenüber dem feindlichen linken Flügel bei Uzitta füllte er durch einzelne dem zweiten Treffen der Hauptgruppe entnommene Kohorten nebst einem Teile der leichten Infanterie aus. Dieser Flügel lehnte sich an die Linien, welche das Lager vor Uzitta mit der rückwärtigen Stellung verbanden. Am linken Flügel, der feindlichen regulären Kavallerie gegenüber, stand die seinige

nebst dem übrigen Teile der leichten Infanterie. Ganz links vorgeschoben, der feindlichen Flankenstellung gegenüber, stand die V. Legion.

Caesars Absicht war zu warten, bis der Feind über die Linie von Uzitta vorrückte, dann, während der rechte Flügel an die Werke gelehnt das Gefecht hinhielt und die V. Legion die Umfassung der linken Flanke offensiv verhinderte, mit dem linken Flügel seiner Legionen die feindliche Front zu durchbrechen und aufzurollen.

Indes es kam nicht zur Schlacht, da der Feind aus seiner Stellung nicht vorging. Erst als Caesar endlich gegen Abend seine Truppen einrücken ließ, versuchte die feindliche leichte Kavallerie einen Überfall auf das Lager am Fuße der Hügel, während Labienus mit der regulären Kavallerie die Legionen aufzuhalten suchte, damit sie nicht an die bedrohte Stelle Hilfe bringen könnten. Caesars leichte Infanterie und Reiterei, die sich den Numidiern entgegenwarf, geriet in einen Sumpf und wurde geworfen, erreichte aber damit den Zweck, den Legionen freie Hand zu wahren, so daß der gegnerische Angriff auf das Lager mißglückte. Auf diese Weise endete dieser Tag, von welchem beide Teile die Entscheidung erwartet hatten, ohne sie zu bringen.

In der Folge setzte Caesar seine Schanzarbeiten vor Uzitta eifrig fort, mit der Absicht, die Stadt allmählich ganz zu isolieren. Scipio aber legte Gegenverschanzungen an, um seine Verbindung mit der Festung zu decken. So vergingen die nächsten Tage unter beiderseitigen Schanzarbeiten rund um Uzitta.

Vorgänge zur See.

Während dieser Vorgänge zu Lande hatte Caesar nicht verabsäumt, den Vorgängen und Verhältnissen an der für ihn so wichtigen Küste sein vollstes Augenmerk zuzuwenden. Er erwartete ja immer noch so vieles aus Sicilien und Italien: Truppen, Verpflegsvorräte und Kriegsmaterial. Es galt also nicht nur die Häfen, die schon im eigenen Besitze waren, zu halten, sondern auch die feindlichen Flotten zu verhindern die einzelnen Transporte auf offener See zu gefährden.

Im allgemeinen war Caesar diesmal wesentlich günstiger dran als seinerzeit während des macedonischen Feldzuges. Seine Flotte war nicht schwächer als die gegnerische und derselben an Kriegstüchtigkeit entschieden überlegen; auch kam ihm die Jahreszeit zustatten. Bei seiner Energie und seinem Vertrauen zum Glück hatte er auch seine Flotte daran zu gewöhnen ge-

wußt, zwischen Sommer und Winter keinen Unterschied zu machen; seine Gegner jedoch hatten sich von dieser traditionellen Unterscheidung noch immer nicht ganz zu emanzipieren vermocht.

Freilich gelangten die winterlichen Transporte Caesars nicht glatt und friktionslos an ihren Bestimmungsort. Verzögerungen waren das mindeste; häufig wurden einzelne Schiffe verschlagen und fielen in die Hände der Feinde. So hatte Vergilius, der Kommandant von Thapsus, ein Schiff aus Caesars erstem Transport mit zwei Tribunen und einem Centurio der V. Legion abgefangen, die an Scipio ausgeliefert und hingerichtet wurden. Vom zweiten Transport fiel ein Schiff nächst Aegimurum in die Gewalt des Varus, ein zweites abermals bei Thapsus in die Hände des Vergilius. In ersterem befand sich ein Centurio der XIV. Legion nebst einigen Veteranen und auch Rekruten. Sie wurden lebend an Scipio eingeliefert, der ihnen das Ansinnen stellte in seine Reihen zu treten. Mit Entrüstung wies der Centurio die Zumutung zurück, seinen Imperator, in dessen Armee er durch Jahre eine Charge bekleidet, zu verraten, und wagte dem feindlichen Feldherrn ins Gesicht die Behauptung, er getraue sich mit zehn seiner Veteranen es mit der besten Kohorte der republikanischen Armee aufzunehmen. Scipio ließ ihn und die Veteranen hinrichten und die Rekruten in seine Legionen einreihen.

Caesar hatte, wie oben erwähnt, Abteilungen seiner Kriegsflotte in der Nähe der feindlichen Flottenstationen kreuzen lassen. Nach den vorgenannten Ereignissen zog er die Kommandanten derselben, die solches nicht zu verhindern gewußt hatten, strenge zur Verantwortung und beorderte zugleich stärkere Abteilungen an die gefährlichsten Stellen, und zwar den L. Cispius mit 27 Kriegsschiffen vor Thapsus und den Q. Aquila mit 13 solchen vor Hadrumetum. Der Rest der Flotte mit den Transportschiffen lag vor Leptis verankert. Indessen gelang es Aquila nicht sofort, bei dem stürmischen Wetter das Vorgebirge von Ruspina zu passieren und er ging in einer kleinen Bucht südlich davon vor Anker.

In der Zwischenzeit hatte aber Attius Varus bereits nach der Nachricht von der Landung des zweiten Transportes Caesars endlich die Indienststellung der in Utica liegenden Flotte angeordnet und war mit derselben unbemerkt nach Hadrumetum gesegelt, welcher Punkt für eine Bedrohung der feindlichen Verbindungen weit günstiger gelegen war als Utica.

Hier erhielt er, während die Caesarianer von seiner Gegenwart nichts ahnten, die Meldung von Caesars letzten Verfügungen und Aquilas provisorischer Landung in der Bucht südlich Ruspina. Er ging nachts in See, umging unbemerkt die Eskader Aquilas, überfiel beim Morgengrauen die Flotte vor Leptis, verbrannte einige Transportschiffe, nahm zwei Kriegsschiffe weg und kehrte dann wieder um, um Aquila im Rücken anzufallen.

Jetzt griff aber Caesar selbst ein. Augenblicklich nach Erhalt der Meldung ritt er nach Leptis, wo er ohne Verzug mit allen Schiffen in See ging. Er vereinigte sich mit Aquila, von dem Varus, um nicht zwischen zwei Feuer zu geraten, schleunig abließ, jagte die Feinde bis vor das Vorgebirge und nahm eines ihrer Schiffe nebst einem der vor Leptis entführten. Varus gelang es trotz des sich erhebenden Gegenwindes das Kap zu umschiffen. Caesar, dem es nicht mehr gelang, blieb an Ort und Stelle vor Anker, ging dann am folgenden Tage weiter bis Hadrumetum, verbrannte die vor dem Hafen liegenden Transportschiffe und jagte die übrigen in den befestigten Hafen hinein. Dann ging er, da der Feind sich nicht mehr in die offene See herauswagte, nach Leptis zurück.

Die Blockade von Hadrumetum und Thapsus wurde für die ganze Folgezeit strenge aufrechterhalten. Nachdem hiebei in dem erstgenannten Hafen auch das Gros der feindlichen Flotte eingeschlossen war, so blieb Caesar tatsächlich von diesem Tage an unbeschränkter Herr des Meeres.

War dieser Erfolg zur See ein rascher und vollständiger, so gingen die Ereignisse zu Lande um so langsamer vorwärts. Wohl war Caesar unangreifbar; aber seine Gegner waren es auch. Die Belagerung von Uzitta, durch die Gegenmaßnahmen der Feinde wesentlich erschwert, kam nicht vom Fleck; die Verpflegsschwierigkeiten mehrten sich in dem vollkommen ausgesogenen Lande. Immer mehr ward es zu einer Notwendigkeit, die bisherige Stellung mit einer noch unberührten Gegend zu vertauschen. Besonders mangelte es an Pferdefutter; Getreide fand sich noch, insbesondere als Caesar in Erfahrung brachte, daß die Einwohner vor dem Kriege große Vorräte in verdeckten unterirdischen Kellern mitten in den Feldern versteckt hatten. Caesar ließ solche Stellen aufspüren und entsendete starke Requisitionskommanden, um die Vorräte einzuholen. Ein Hinterhalt, den Labienus bei einer solchen Gelegenheit legte, mißglückte

dadurch, daß er verraten wurde und Caesar gleich mit der stattlichen Kraft von drei alten Legionen am Platze erschien, die im Hinterhalt lauernden Numidier mit seiner Kavallerie überfiel und das ganze Detachement zum Rückzuge zwang. Damals ließ Juba alle Numidier, die sich im Hinterhalte hatten überfallen lassen und dann entflohen waren, ans Kreuz schlagen.

Trotz dieser Erfolge sah sich Caesar durch den zunehmenden Ressourcenmangel veranlaßt, die bisherige Stellung aufzugeben. Er ließ daher etwa Mitte März (Mitte Jänner) eines Morgens noch vor Tagesgrauen die alten Werke in Brand stecken und marschierte in Gefechtsformation, den Train in der linken Flanke, südwärts in die fruchtbare Ebene nächst der Stadt Aggar, wo er ein Lager schlug und sofort in großem Maßstabe requirieren und fouragieren ließ.

Dritte Stellung: Aggar.

Scipio folgte westlich von Caesars Marschlinie über die Höhen und schlug etwa 10 Kilometer von Caesar entfernt drei Lager auf. Vor seiner Front lag wie ehemals Uzitta jetzt die befestigte Stadt Tegea.

Die neue Stellung Caesars war wesentlich verschieden von den beiden ersten. Sie war keine großangelegte Defensivstellung mehr; eine direkte Deckung der Küstenstützpunkte war nicht mehr notwendig, Caesar war stark genug, sie gegebenen Falls offensiv zu schützen. Eine solche Gelegenheit konnte ihm nur angenehm sein, da sie die ersehnte Entscheidung herbeiführen mußte. Das Lager bei Aggar, durch keine weiteren Werke ergänzt, bildete nur den Ausgangspunkt für eine Reihe in engem Rahmen gehaltener Offensivoperationen, durch welche Caesar seinen Endzweck, die Entscheidungsschlacht, früher oder später herbeizuführen hoffte. Um diesem Stützpunkte immerhin eine entsprechende Festigkeit zu geben, verlegte Caesar das Lager aus der Ebene auf einen dominierenden Hügel hinter der Stadt.

Erster Offensivstoß: Zeta.

Der erste Offensivstoß galt der Stadt Zeta, welche etwa 20 Kilometer im Westen, also in der Richtung über Scipios Lager hinaus, lag. Scipio hatte zwei Legionen entsendet, die in der Gegend um jene Stadt requirieren sollten. Caesar marschierte nun nach Zurücklassung einer Lagerbesatzung an Scipios Lager vorbei und bemächtigte sich der Stadt Zeta mit ihrer ganzen Besatzung nebst 22 Kamelen. Als er nun vorrückte, um die beiden fouragierenden Legionen anzugreifen, erschien Scipio mit der Hauptkraft in seinem Rücken. Caesar entzog sich rechtzeitig der Schlinge und trat nach Zurücklassung einer Besatzung

unter Oppius in Zeta auf demselben Wege, den er gekommen, den Rückmarsch an.

Dieser Weg führte aber nicht nur am feindlichen Lager vorbei, sondern auch durch eine wasserlose Wüste. Mit Berücksichtigung dieses Umstandes hatte der unermüdliche Labienus den Plan gefaßt, Caesars nach bedeutender Marsch- und Gefechtsleistung spät am Nachmittage zurückkehrende Truppen durch Verzögerung des Marsches zu zwingen, in jener wasserlosen Gegend mit Sonnenuntergang ein Lager zu schlagen, was in der Folge leicht zur Katastrophe führen konnte. Seine leichten Kontingente warfen sich auf Caesars Nachhutkavallerie und zwangen ihn ein ums anderemal Halt zu machen und die Legionen zum Gegenangriff aufmarschieren zu lassen.

Die caesarianischen Kavalleriepferde, seit dem frühesten Morgen ohne Futter und Wasser marschierend, fielen in Massen; Caesar schob Kohorten in die Nachhut, schied die Antesignanen zum Flankenschutz aus und erreichte endlich spät nachts, ohne einen Mann verloren zu haben, aber allerdings mit todmüden Truppen, das Lager bei Aggar. Dieselben hatten an diesem Tage, vom frühesten Morgen bis in die Nacht marschierend und kämpfend, ohne einen Bissen Nahrung oder einen Schluck Wasser, mindestens 50 Kilometer zurückgelegt.

Für den Verlust Zetas entschädigte sich Juba durch die Erstürmung und vollständige Zerstörung der benachbarten Stadt Vaga, welche ebenfalls mit Caesar sympathisierte, deren Verhandlungen aber vorzeitig dem Gegner verraten wurden.

Zweiter Offensivstoß: Sarsura—Thysdrus.

Nachdem Caesar unterdessen mehrmals erfolglos versucht hatte, den Gegner zur Schlacht zu verleiten, brach er zu einem zweiten Offensivstoße auf. Diesmal galt derselbe der Stadt Sarsura, wo sich eine Besatzung und ein Magazin Scipios befand.

Er brach diesmal das Lager ganz ab und marschierte mit allem Train und ausgeschiedenen Antesignanen, welche auch diesmal die immer wieder erneuten Versuche des Labienus zur Störung des Marsches verhinderten.

Caesar erstürmte Sarsura und bemächtigte sich der dort aufgestapelten Vorräte. Nachdem er daselbst genächtigt, ging er am nächsten Tage weiter gegen Thysdrus, fand jedoch diese Stadt von Considius stark besetzt und die Verhältnisse für eine Belagerung infolge des Wassermangels in der Umgegend höchst schwierig. Er kehrte daher um und traf nach viertägiger Abwesenheit wieder vor Aggar ein, wo er sein altes Lager be-

zog. Auch Scipio, der in respektvoller Entfernung gefolgt war, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, kehrte in die Stellung hinter Tegea zurück.

In den nächsten Tagen ließ Caesar noch die von Juba abgefallene numidische Stadt Thabena durch den Tribun Marcius Crispus mit 3 Kohorten nebst etwas leichter Infanterie und einigen Geschützen besetzen. In seiner Gewalt befanden sich nun folgende Städte des Kriegsschauplatzes: Ruspina, Leptis, Accilla, Aggar, Zeta, Sarsura und Thabena.

Der vierte Transport.

Zur selben Zeit erhielt er noch bedeutende Verstärkungen. Aus Sicilien kam ein vierter Transport, der zwar keine neuen Truppenkörper brachte, dafür aber Ersatzmannschaften, im ganzen zirka 4000 Legionare, 1000 Leichtbewaffnete und 400 Reiter.

Dritter Offensivstoß: Thapsus.

Da Scipio jetzt natürlich noch weniger als vorher auf Caesars Provokationen reagierte und es höchstens auf unbedeutende Reiterscharmützel ankommen ließ, beschloß Caesar einen neuen Offensivstoß, diesmal aber gegen einen der wichtigsten Stützpunkte der feindlichen Macht, gegen die starke Seefestung Thapsus. Dieselbe lag auf der äußersten Spitze einer stumpfwinkligen Halbinsel, in deren Innerem ein großer Brackwassersee sich ausdehnte, so daß die Stadt beiderseits des Sees nur durch je einen mäßig breiten Landstreifen mit dem Hinterlande verbunden war. Hier beschloß Caesar die Entscheidung zu erzwingen. Die Umstände waren günstig: die hohe Wichtigkeit der Stadt mußte den Gegner denn doch zur Annahme der Schlacht veranlassen und der defiléartige Charakter der Gegend ihn dabei hindern, von seiner Hauptstärke, den ungeheuren Massen leichter Truppen, entsprechenden Gebrauch zu machen. Wenn es hier wirklich zur Schlacht kam, so lag die Entscheidung nur bei den Legionen.

Caesar brach also in der Nacht zum 4. April (4. Februar) aus dem Lager bei Aggar auf, erschien noch vor Morgengrauen unerwartet vor Thapsus und begann sofort mit der Eröffnung der Linien, indem er die Stadt durch eine halbkreisförmige Lageranlage gegen das Defilé absperrte.

Scipio tat, was er mußte. Er brach auf und marschierte zunächst längs der Höhen um das Südufer des Sees, entschlossen, der Stadt Entsatz zu bringen.

Caesar hatte dies vorausgesehen. Das südliche Defilé war ihm selbst für eine Schlacht zu schmal; er wollte den Gegner

auf dem nördlichen fassen, wo er die Legionen besser zur Entwicklung bringen konnte. Als daher Scipio am folgenden Tage von Süden anrückte, fand er die schmalste, nur 3000 Schritt breite Stelle durch eine von drei Kohorten besetzte Schanze gesperrt. Er kehrte also um und marschierte eine Nacht und einen Tag um den See herum; am Beginn der nördlichen Landzunge schlugen er und Juba je ein Lager; und noch in der nächsten Nacht begannen beide am Nordufer des Sees den Vormarsch gegen die Stadt. Noch im Defilé, etwa 6 Kilometer vor Caesars Stellung, begannen sie mit Morgengrauen das Lager zu schlagen und glaubten so den Gegner zwischen sich und der Stadt eingeschlossen zu haben.

Caesar sah seinen Plan geglückt. Der Feind glaubte ihn in der Falle und saß selber darin. Es war eine Gelegenheit zum Vernichtungsschlage, wie sie sich selten bot.

Caesar entsendete sofort einen Teil der vor Thapsus kreuzenden Flotte mit dem Befehle, im Rücken des Feindes eine Landung zu bewirken und daselbst überraschend zu demonstrieren. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Diversion wollte er dann in der Front den Angriff eröffnen. Im Lager ließ er den Prokonsul Asprenas mit 2 Legionen zurück, um eventuelle Ausfälle der Besatzung abzuweisen, und ließ die Hauptkraft feindwärts aufmarschieren.

Die Schlacht bei Thapsus.

Beilage 44.

Scipio entwickelte sich in dem etwa 3 Kilometer breiten Defilé vor dem noch in der Arbeit begriffenen Lager. Seine gewohnte breite Front gestattete ihm das Terrain nicht; so standen denn seine Legionen vom See bis zum Meer, die Elefanten aus Platzmangel nicht auswärts, sondern vor den beiden Flügeln; von der Reiterei konnte an den Flügeln nur ein geringer Teil Platz finden, die große Masse und die ganze leichte Infanterie kam gar nicht zur Verwendung. Während die vorderen Treffen unter Waffen standen, waren die rückwärtigen noch mit der Lagerarbeit beschäftigt. Im ganzen standen in der Schlachtlinie zirka 11 Legionen mit zusammen 50.000 Mann, vielleicht 1000 Reiter und 60 Elefanten.

Caesar konnte infolge der geringeren Zahl seiner Streitkräfte sich bequemer gliedern. Der feindlichen Mitte gegenüber standen 6 Legionen, rechts die X. und XIII., links die IX. und XIV., in der Mitte zwei Rekrutenlegionen, alles in drei Treffen. Beiderseits auswärts, den Elefanten gegenüber, standen je 5 Kohorten der V. Legion nebst Schleuderern und Bogenschützen

und etwas Reiterei. Es standen in der Schlacht somit 7 Legionen mit zirka 30.000 Mann und einige hundert Mann leichte Truppen und Reiter.

Noch war das feindliche Lager nicht fertig, die Truppen nicht vollends kampfbereit. Caesars Veteranen, die günstige Situation für den Angriff erkennend, waren kaum zu halten. Allein der Feldherr zögerte. Er wartete auf die Wirkung der ins Werk gesetzten Diversion; vielleicht schien ihm auch die feindliche Front noch zu nahe an ihrem Lager und hoffte er, daß sie nach Vollendung desselben sich weiter von ihm entfernen würde.*) Da zwangen die Veteranen der X. Legion ihren Trompeter, das Angriffssignal zu blasen; sofort nahm es die ganze Front ab; vergebens versuchten die Offiziere die Truppen zu zügeln. Ein Gegenbefehl konnte jetzt, wenn er überhaupt gehört wurde, nur Verwirrung anrichten; Caesar schwang sich aufs Pferd und führte persönlich die X. Legion gegen den Feind . . .

Es hatte immerhin einige Zeit gedauert, bis das von der X. Legion gegebene Signal bis zum linken Flügel sich fortgepflanzt hatte. So kam der rechte weit früher und ziemlich isoliert an den Feind. Gleichzeitig warfen sich hier die Schleuderer und Bogenschützen den Elefanten entgegen und brachten sie durch einen Hagel von Geschossen in Verwirrung; sie kehrten um, rannten die hinter ihnen stehenden maurischen Reiter und einige Kohorten nieder und brachen bis in das erst halbfertige Lager. Sofort warfen sich die Kohorten der V. Legion, die bereits beim Angriff auf die Elefanten rühmlich mitgetan, in die Lücke; die X. Legion zersprengte gleichzeitig die Front des linken Flügels, drang bis ins Lager und wandte sich von hier aus dem feindlichen Zentrum in den Rücken.

Damit war die Schlacht entschieden. In regelloser Flucht flutete die africanische Armee über die Landzunge hin bis zu den Lagern des Vortages; die Caesarianer unaufhaltsam nach. In dem näheren Lager Scipios suchten die Fliehenden sich zu sammeln und Widerstand zu leisten; aber gerade dieser Aufenthalt besiegelte die Katastrophe. Während sie sich hier zur

*) Für letztere Auffassung sprechen die Worte des Bellum Africanum: »sibi eruptione pugnari non placere«. Unter »eruptione pugnari« versteht sich hier ein Handstreich gegen den noch nicht vollends kampfbereiten Feind im Gegensatz zur rangierten Schlacht, zu deren Charakteristik es eben auch gehörte, daß der Gegner sich vom Lager entsprechend weit, d. h. bis in ein für beide Teile gleich riskantes Verhältnis, entfernte. Analoge Erwägungen hatten seinerzeit bei den Operationen südlich Ilerda und vor der Schlacht bei Pharsalus eine Rolle gespielt.

Gegenwehr einrichteten, umging eine Kolonne Caesars ihre Stellung und okkupierte das ehemalige Lager Jubas in ihrem Rücken. Und als sie endlich, aus dem ersten Lager geworfen, dahin fliehen wollten, fanden sie es vom Feinde besetzt und sich vollends abgeschnitten. Was noch lebte, wurde auf einem Hügel zusammengedrängt und niedergemacht. Caesars Soldaten verspürten keine Lust, abermals einen Feind zu schonen, der sich dann wieder irgendwo zu einer neuen Armee verstärken und den Krieg ins Endlose fortschleppen konnte. Sie wollten gründlich ein Ende machen und, einmal losgelassen, gaben sie nicht nur keinem Feinde Pardon, sondern schlugen auch einige ihrer Offiziere, die für verdächtig galten, nieder. Caesar selbst stand dieser elementaren Orgie der Rache machtlos gegenüber. Erst als der letzte Mann der africanischen Armee niedergemacht war, konnte er die Truppen wieder sammeln.

50.000 Feinde deckten das Schlachtfeld; nur der größte Teil der Reiterei und wahrscheinlich auch der leichten Truppen, die am Kampfe gar nicht teilgenommen hatten, war entkommen, mit ihnen allerdings auch zunächst alle namhafteren Führer. Die 60 Elefanten wurden sämtlich erbeutet.

Caesar hatte 50 Tote und einige hundert Verwundete.

Während der Schlacht hatte die Besatzung von Thapsus tatsächlich einen Ausfall versucht, indem sie zu Schiff die Einschließungslinie zu umgehen trachtete, wurde aber beim Landungsversuch von der Lagerbesatzung abgewiesen.

Die von Caesar geplante Demonstration der Flotte im Rücken der Feinde scheint nicht zum Ausdruck gekommen zu sein; die vorzeitige Eröffnung der Schlacht und deren überaus rasche Entscheidung waren ihr zuvorgekommen.

Die Ausnützung des Sieges.

Die Entscheidung war also endlich gefallen. Die letzte Armee, welche die Republik gegen die Monarchie ins Feld zu stellen vermocht hatte, war vernichtet. In der Ausnützung des Erfolges entwickelte Caesar die gewohnte Energie. Noch am Tage der Schlacht traf er wieder vor Thapsus ein und forderte Vergilius zur Übergabe auf, indem er zum Zeichen seines Sieges die gefangenen Elefanten in voller Ausrüstung vor den Stadttoren aufmarschieren ließ. Vergilius verweigerte die Antwort.

Am folgenden Tage fand ein Dankopfer verbunden mit der feierlichen Belohnung der in der Schlacht besonders ausgezeichneten Soldaten statt. Die V. Legion erhielt zur Erinnerung an

den Tag von Thapsus das Recht, einen Elefanten im Feldzeichen zu führen; es war die letzte große Schlacht des Altertums gewesen, in welcher diese Bestien zur Verwendung gelangt sind.

Dann brach Caesar auf. Der Legat Rebilus blieb mit 3 Legionen vor Thapsus zurück; Domitius mit 2 Legionen marschierte auf Thysdrus gegen Considius; Caesar selbst mit dem Rest der Armee, die Kavallerie unter Messala weit voraus, direkt auf die Hauptstadt Utica.

Hier hatte seit Scipios Abmarsch Cato das Kommando geführt und mit Umsicht und Strenge die Verteidigungsausrüstung der Stadt sowie den Nachschub zur Armee geleitet. Einen Teil der Bewohner, die ziemlich offenkundig für Caesar Partei zu ergreifen begannen, hatte er aus der Stadt verwiesen und vor derselben in ein Lager gesperrt.

Als nun die Nachricht von der Schlacht einlangte, dachte er zunächst an Verteidigung. Als aber die vom Schlachtfelde geflohene Kavallerie, nach Verübung gräulicher Frevel während der Flucht, in vollkommen disziplinlosem Zustand vor der Stadt eintraf und, nachdem sie das Lager der ausgewiesenen Bewohner vergebens zu nehmen versucht, die Stadt selbst zu plündern begann, mußte Cato einsehen, daß mit solchen Truppen an einen Widerstand nicht zu denken war. Durch Geld bewog er wenigstens die Plünderer zum Abzuge nach Numidien; er selbst riet den Bürgern, ihren Frieden mit Caesar zu machen. Seine Lebensaufgabe sah er beendet. Die Republik war vernichtet; ihr hatte er sein Leben geweiht, mit ihrem Untergange war es wertlos geworden. Er starb am 12. April (11. Februar) 46 v. Chr. durch eigene Hand, mit allem Aufwand jener theatralischen Republikanerhaftigkeit, die jederzeit seine Handlungen charakterisiert hatte.

Catos Tod.

Cato war kein Genie, kaum ein Talent. Nicht seine Fähigkeiten erhoben ihn zu der Rolle, die er spielte, sondern seine freilich mehr gesuchte und künstliche als natürliche Originalität. Infolge seiner Popularität ward er zum Führer, nicht umgekehrt. Von Natur aus pedantisch bis zum Extrem, ohne das geringste Verständnis für das lebendig-organische Wirken der Zeit, mit einer ans Lächerliche grenzenden Starrköpfigkeit an den alten Überlieferungen festhaltend, mit seiner bornierten Begriffsstützigkeit unbedingt entschlossen, dem toten Buchstaben der Tradition alles, aber auch alles zum Opfer zu bringen, lebte und starb er als der würdige letzte Repräsentant einer überlebten, nicht mehr lebensfähigen Epoche.

Caesar nahm auf seinem Vormarsche widerstandlos Uzitta und die mächtige Hafenstadt Hadrumetum, wo Licinius Regulus mit einer Legion zurückblieb, und rückte sodann in Utica ein, welches Messala mit der Kavallerie schon vorher ohne Widerstand besetzt hatte. Catos Nachfolger L. Caesar brachte seinem siegreichen Vetter die offizielle Unterwerfung der Stadt auf halbem Wege entgegen.

Von Utica aus unternahm Caesar nach einigen Tagen noch eine Expedition mit der Reiterei nach Numidien zur Stadt Zama, welche dem flüchtigen Juba die Tore verschlossen und Caesar um Hilfe gebeten hatte, und kehrte sodann, nachdem er Numidien zur römischen Provinz erklärt und den Sallustius Crispus als Proconsul eingesetzt, nach Utica zurück.

Um dieselbe Zeit fiel auch Thysdrus, dessen Kommandant Considius die Stadt beim Anrücken des Domitius verlassen hatte und auf der Flucht von seinen Begleitern ermordet und ausgeraubt worden war, ohne Schwertstreich in die Hände der Caesarianer. Bald darauf kapitulierte auch Vergilius in Thapsus, zu Lande und zur See angegriffen, unter ehrenhaften Bedingungen.

Unterdessen hatte auch der Krieg im Westen definitiv für Caesar entschieden. Sittius hatte Suburra geschlagen und mit seinem ganzen Korps vernichtet, und war nun mit allen seinen Truppen im Anmarsche zu Caesar. Er kam gerade zurecht, um einen Teil der flüchtigen republikanischen Anführer abzufassen. Seine Landtruppen fingen den Afranius und Faustus Sulla; dieselben wurden an Caesar ausgeliefert und von dessen Soldaten sofort erschlagen; der mitgefangenen Gemahlin des letzteren, einer Tochter des Pompejus, sowie deren Kindern gestattete Caesar Freiheit und Heimkehr.

Um dieselbe Zeit fiel der Flotte des Sittius der feindliche Oberfeldherr Scipio, der zu Schiff nach Spanien flüchten wollte, bei Hippo Regius in die Hände und starb, als er keine Rettung sah, durch eigene Hand.

Juba war mit Petrejus vom Schlachtfelde nach Zama geflohen, wo er seine Schätze und seinen ganzen Harem vor dem Feldzuge zurückgelassen hatte. Dort hatte er auch einen Scheiterhaufen errichten lassen mit der Bestimmung, im Falle seiner Niederlage auf demselben nicht nur sich und seine ganze Familie, sondern zur Erhöhung der Feierlichkeit auch die gesamte Bürgerschaft der Stadt zu verbrennen. Begreiflicherweise verspürten die Einwohner wenig Lust sich an dieser Feier zu beteiligen

und schlossen ihrem flüchtigen König die Tore. Juba begab sich also mit Petrejus auf ein Landgut und nach einem üppigen Abschiedsmahle beschlossen beide, im Zweikampfe den Tod zu suchen. Petrejus fiel von des Königs Schwert; dieser, selbst verwundet, ließ sich von einem Sklaven töten.

So überlebten von den im Felde gestandenen namhaften Häuptern der Gegner Caesars den africanischen Feldzug nur mehr die beiden Söhne des Pompejus, Attius Varus und Labienus.

Caesar verweilte zur Ordnung der africanischen Angelegenheiten längere Zeit in Utica. Der größte Teil Numidiens ward römische Provinz. In Mauretanien blieben Caesars Verbündete Bogud und Bocchus im vermehrten Besitze ihrer Macht. Auch der brave Sittius erhielt für sich und seine Truppen ein eigenes Gebiet.

Gegen die auf gegnerischer Seite gestandenen Städte der Provinz Africa ging der Sieger mit gewohnter Milde vor; wußte er doch, daß jene Parteinahme größtenteils eine unfreiwillige gewesen war. Da er für die bevorstehende Entlohnung seiner Veteranen, für die Triumphe und die hiebei unvermeidlichen Volksfeste Geld benötigte, so bestanden die verhängten Strafen durchwegs in übrigens relativ milden und unter günstigen Bedingungen zahlbaren Geldbußen.

Mitte Juni (April) verließ Caesar Africa und traf nach längerem durch Stürme verzögertem Aufenthalte in Sardinien gegen Ende Juli (Mai) in Rom ein.

Ergebnisse des africanischen Feldzuges.

Politisches Ergebnis.

Das faktische Schlußergebnis dieses Feldzuges war der effektive Abschluß des Kampfes um die Herrschaft. Die bei Pharsalus bereits tödlich verwundete Republik hatte auf dem Schlachtfelde von Thapsus endgültig verblutet. Sie hatte keinen Feldherrn und keine Armee mehr, sie hörte überhaupt auf zu existieren. Mit dem 9. August 48 war die Monarchie begründet worden; mit dem 6. April 46 trat sie in ihre Rechte. Caesar hatte den Zweck erreicht, um dessentwillen er zum Schwert gegriffen; er konnte es nun mit dem Szepter vertauschen, daß ihm die Macht gab, sein Werk auf friedlichem Wege zur Vollendung zu bringen.

Als unumschränkter und unbestrittener Herr, als der erste Monarch Roms und der erste Kaiser der Geschichte betrat der Sieger von Thapsus die Hauptstadt der Welt.

Der Einzug entsprach dem Herrn der Welt. Der Senat hatte ihn zum Diktator auf zehn Jahre ernannt und eine vierzigtägige Dankesfeier angeordnet; Festlichkeiten von nie gekannter Pracht und Mannigfaltigkeit wurden vorbereitet. Den Höhepunkt aber bildeten die Triumphe, die der Sieger in zwölfjährigen Kämpfen an der Spitze seines unüberwindlichen Heeres hielt. Die Triumphe.

Es waren ihrer vier: über Gallien, Ägypten, Pontus und Numidien. Über die besiegten Mitbürger zu triumphieren, verbot ihm vorläufig die Tradition und sein persönlicher Takt.

Der erste und glänzendste Triumph war der gallische. Auf kostbarem, von Schimmeln gezogenem Triumphwagen, unter Vorantritt von 72 Liktoren, zu beiden Seiten begleitet von je 20 reich geschirrten Elefanten, die ungeheure Kronleuchter trugen, zog der Sieger von Alesia die Straße zum Kapitol hinauf. Hinter ihm die Symbole seines Sieges, Statuen des Rheins, der Rhône, des Ozeans, Bilder seiner Schlachten und seltene Beutestücke; dann die edelsten Gefangenen, unter ihnen die hehre Heldengestalt des Vercingetorix. Dann folgten die Legionen, jene unvergleichlichen Truppen, die in endlosen Kämpfen in allen Teilen des Reiches, von der Themse bis zum Nil, vom Atlantischen Ozean bis zum Gestade des Schwarzen Meeres, unter ungeheueren Anstrengungen und Entbehrungen, unter einzig dastehenden Heldentaten hundertmal ihr Leben gewagt für den einen, der sie heute zum Triumphe führte. Sie trugen die Schätze mit sich, die ihnen jetzt endlich als Belohnung und Auszeichnung zukommen sollten: 60.000 Talente in Gold und 2822 goldene Kronen. Dabei sangen sie nach alter Sitte wüste, haarsträubende Spottlieder auf ihren Feldherrn:

»Ihr Römer, wahrt eurer Weiber Ehr',
Den glatzköpf'gen Don Juan führen wir her. —
In Gallien tat'st du dein Geld verlumpen,
Jetzt bleibt dir nichts übrig, als wieder zu pumpen!« *)

Dieses nebstbei gesagt sehr gemäßigt übersetzte Beispiel ist übrigens noch eines der zahmsten Schandlieder, welche der

*) Nach Suet. Div. Jul. c. 51. — Die letztere Anspielung bezieht sich auf die Tatsache, daß Caesar vor dem ersten spanischen Feldzuge sich genötigt gesehen hatte, das zur Besoldung der Legionen nötige Geld von seinen Offizieren und Centurionen auszuleihen, wobei er allerdings nach seiner eigenen Aussage auch den Zweck verfolgte, ihre Interessen umso fester an die seinigen zu ketten.

Imperator damals von seinen Soldaten zu hören bekam. Er kannte sie und nahm es nicht übel: es war das Recht des Triumphes.

Zur selben Stunde, als der Feldherr im kapitolinischen Tempel das Siegesopfer darbrachte, fiel am Fuße des Kapitols das Haupt des Vercingetorix. —

Die übrigen drei Triumphe waren analog arrangiert. Statuen des Nils und des Leuchtturmes von Pharus, Bilder der Hinrichtung des Pothinus, des fliehenden Pharnaces mit der bekannten Inschrift »veni, vidi, vici«, edle Gefangene, wie Kleopatras Schwester Arsinoë und der jugendliche Sohn Jubas zierten die Aufzüge und befriedigten die Schaulust der Massen.

Entlassung der Veteranen.

Dann endlich entließ Caesar seine Veteranen. Jeder Legionar erhielt 5000 Denare, jeder Centurio 10.000, jeder Tribun oder Praefectus equitum 20.000. Außerdem wurden unzählige Ehrenzeichen für besonders hervorragende Leistungen verliehen. Die verabschiedeten Krieger erhielten Land zugewiesen. Viele, die auf ihre alten Tage keinen neuen Beruf mehr zu ergreifen Lust hatten, blieben freiwillig bei den Fahnen zurück.

Auf die Triumphe folgten Festlichkeiten, wie Rom sie noch nie gesehen. Szenische Darbietungen, Kämpfe wilder Tiere und Gladiatoren, Kampfspiele, ganze Schlachten zu Wasser und zu Lande darstellend, wechselten mit feierlichen Opfern und der festlichen Einweihung der herrlichen Monumentalbauten, mit denen Roms größter Sohn seine Vaterstadt schmückte. Mit einem Glanz und Prunk, wie ihn die Tiberstadt noch nicht erlebt, hielt die Monarchie ihren Einzug . . . .

Caesars Reformen.

Und mitten unter den rauschenden Festlichkeiten arbeitete der neue Monarch bereits unermüdlich am Ausbau seines Werkes. Reformen von unermeßlicher Tragweite wurden in unglaublich kurzer Zeit entworfen und durchgeführt, das ganze politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben wurde auf vielfach ganz neuer Basis gründlich reorganisiert. Es würde weitaus den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, auf Caesars Friedenstätigkeit detailliert einzugehen;*) erwähnt mag werden, daß mit dem 1. Jänner 45 der neue Julianische Kalender in Kraft trat.

* * *

Militärische Ergebnisse.

Militärisch erscheint Caesars africanischer Feldzug insbesondere deshalb bedeutungsvoll, weil er in auffallendem

*) Die ausführliche Würdigung siehe bei Mommsen, R. G., III. Bd., XI. und XII. Kapitel.

Kontraste zu den vorhergehenden steht. Derselbe Feldherr, der die großzügigen Operationen in Gallien geführt, die waghalsige Offensive des italischen Feldzuges und die kunstvoll kühnen Manöver am Sicoris zu stande gebracht, ist auf einmal ein bedächtiger, zurückhaltender Kriegskünstler geworden. Fast sieht es aus, als hätte Caesar gleich so manchen andern Feldherren mit den Jahren seine impulsive Schnellkraft eingebüßt und wäre auf seine alten Tage zu jener greisenhaften Kriegführung übergegangen, welche wir mit dem Namen »Positionskrieg« zu bezeichen und zu verurteilen gewohnt sind.

Caesar und der »Positionskrieg«.

Und doch ist dem nicht so. Man darf nicht übersehen, daß der Begriff des Positionskrieges, wie wir ihn für gewisse Feldzüge des XVII. und XVIII. Jahrhunderts anwenden, auf keinen Feldzug Caesars paßt, auch auf jene nicht, auf die er auf den ersten Blick zu passen scheint. Der Unterschied ist auch hier nicht ein gradueller, sondern ein prinzipieller. Die Kriegskünstler jener Epoche wollten keine Entscheidungsschlacht, überhaupt keine durchschlagende Entscheidung; das Risiko einer solchen stand in ihren Augen mit dem erstrebten Zwecke nicht im Einklange. Caesar betrieb Vernichtungsstrategie im extremsten Sinne des Wortes auch dort, wo er mit kunstvollen Positionsmanövern arbeitete; er bezweckte auch mit ihnen nichts anderes als eben die Vernichtung des Gegners, d. h. er wollte durch jene Mittel die Schlacht eben unter Umständen herbeiführen, unter welchen sie zur Vernichtungsschlacht wurde, oder aber die feindliche Armee ohne eine Schlacht, aber darum nicht minder vernichten. Thapsus wie Ilerda sind beide planmäßig herbeigeführte typische Endresultate einer ganz extremen Vernichtungsstrategie, welche schon als solche, trotz mancher äußerlicher Ähnlichkeit, mit dem »Positionskrieg« der neueren Zeit gar nichts gemein hat.

Die Vernichtung des Gegners war also für Caesar immer der letzte und einzige Zweck des Feldzuges; alles andere war ihm nur Mittel zu diesem Zweck, und die Mittel konnten und mußten unter den verschiedensten Verhältnissen auch naturgemäß denkbarst verschieden sein. Caesar war aber eben jedes Mittel recht, welches zum Zweck führte; er scheute sich auch nicht, unter Umständen eines anzuwenden, das vielleicht auf Grund früherer Erfahrungen verpönt war. Der Vorteil, der ihm aus dieser Vorurteilslosigkeit erwuchs, liegt auf der Hand: wo ein anderer sich vielleicht auf Grund dieses eventuell sogar be-

rechtigten Vorurteiles gescheut hätte, zu einem zufällig gerade in diesem einen Falle ganz ausnahmsweise wirklich probaten Mittel zu greifen, dort ließ sich Caesar in seiner nüchtern-praktischen Erwägung nicht irre machen und sich das momentan beste Mittel allen Doktrinen zum Trotz nicht entgehen. Der psychologische Grund für diese Tatsache liegt darin, daß Caesar die schärfste Unterscheidung zwischen Mittel und Zweck nie auch nur auf einen Augenblick aus dem Auge verlor und seine Mittel ausschließlich danach beurteilte, ob und inwieweit sie zur Erreichung seines von ihnen klar unterschiedenen Zweckes tauglich waren oder nicht. In dieser strengen und sicheren Auseinanderhaltung liegt ein spezifisch geniales Moment: es ist ein Kriterium der Mittelmäßigkeit, daß ihr immerfort das Mittel zum Zweck wird.

Wenn wir heute den Positionskrieg verurteilen, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir damit über seinen schwächlichen Zweck, nicht aber über das zu diesem Zweck angewandte Mittel den Stab brechen. Caesars Zweck aber war immer die volle Vernichtung des Gegners, somit der allezeit als der vollkommenste und richtigste anerkannte Zweck; daß er zu diesem Zwecke jederzeit denjenigen Vorgang als Mittel wählte, welcher im konkreten Falle am besten dazu taugte, auch dann, wenn eben derselbe Vorgang, zum Selbstzweck erhoben, minderwertig gewesen wäre: das charakterisiert nur in der vollen Übereinstimmung zwischen Mittel und Zweck den von diesem Standpunkte aus höchsten Grad der Vollkommenheit und legt aufs deutlichste den prinzipiellen Unterschied zwischen dem heute geläufigen Begriff des Positionskrieges und den in äußerlichen Merkmalen mit diesem Begriffe übereinstimmenden Feldzügen Caesars dar.

Und daß Caesar speziell im africanischen Feldzuge seinen Zweck durch die geschilderten Positionsmanöver anstrebte, hatte guten Grund. Zuerst lag derselbe in der Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes. Africa war kein Land, wo große Märsche unter feindlicher Einwirkung auf die Dauer möglich waren. Die große Ressourcenarmut, insbesondere aber der Wassermangel der weiten Wüstenstrecken bannte die Operationen notgedrungen auf den engsten Umkreis der wenigen ergiebigeren Landstriche. Nur hier konnte die Armee dauernd verpflegt und in kampffähigem Zustand erhalten, hier mußte die Entscheidung ausgekämpft werden.

Das zweite Moment war für Caesar die vitale Notwendigkeit der Deckung der Seeverbindungen, wenigstens bis zu dem Moment, wo alle für den Kriegsschauplatz bestimmten Truppen daselbst vereinigt waren. Aber auch dann noch waren viele wichtige Nachschübe zu erwarten und das Aufgeben der Seeverbindung wäre schon aus diesem Grunde untunlich gewesen.

Ein dritter Grund lag in der Beschaffenheit beider Armeen. Caesars Heer bestand im Anfang aus fünf Sechstel, gegen Ende zur Hälfte aus Rekruten. Solche Stücke wie südlich Ilerda oder zwischen Dyrrhachium und Pharsalus konnte er mit ihnen eo ipso nicht wagen. Allerdings waren die Legionen der Gegner vielleicht noch minderwertiger; aber diese verfügten nebstbei über eine andere Waffe, die gerade auf diesem Kriegsschauplatze zu entscheidender Bedeutung gelangen konnte; diesen unermeßlichen Scharen leichter Truppen aber konnte Caesar weder qualitativ noch quantitativ auch nur annähernd Ebenbürtiges entgegenstellen. Die Römer hatten erst vor kurzem bei Karrhae die Furchtbarkeit dieser Waffe in solchem Terrain kennen gelernt und Caesar hatte bei Ruspina erfahren, daß seine Gegner diesen Vorteil auszunützen entschlossen waren. Bei der Unmöglichkeit gleichem mit gleichem zu begegnen gab es nur zwei Mittel, sich zu wahren: den Stellungskrieg und die Herbeiführung der Schlacht auf einem Terrain, wo jene Waffe nicht zur Geltung kommen konnte. Die Entscheidung konnte nur das letztere bringen; und es ist klar, daß es im Interesse des Gegners lag, dieselbe tunlichst zu verzögern, wie im Interesse Caesars, sie unter anderen Umständen nicht anzunehmen. Bei der wiederholt betonten Schwierigkeit in der damaligen Kriegführung, einen Gegner, der nicht wollte, zur Schlacht zu zwingen, konnte unter diesen Umständen der Feldzug zu einer harten Geduldprobe werden; Caesar aber wäre der letzte gewesen, der die Geduld verloren hätte, wo sie am Platze war. Der Feldherr, der zu eilen verstand wie kein zweiter, kannte doch die Übereilung nicht. So stellte sich denn der Erfolg etwas spät ein, aber dafür so vollständig, daß die Verzögerung reichlich aufgewogen erschien. Und darum war es Caesar zu tun gewesen.

Tatsache ist, daß Caesars unerwartet zögernde Kriegführung von seinen Gegnern durchaus nicht als eine Abschwächung seiner Leistungsfähigkeit, sondern einzig als eine unheimliche Neuerung empfunden wurde; diese für sie unerklärliche und

doch eben sicher nicht grundlose Zurückhaltung schuf ihnen ein empfindliches Unbehagen.*)

Eventualitäten.

Man hat wiederholt Caesars africanischen Feldzug als ganz besonders vom Glücke oder, genauer gesagt, von der Unfähigkeit seiner Gegner begünstigt hingestellt und die Ansicht ausgesprochen, daß es bei einigermaßen besserer Führung seitens der Republikaner erstens Caesar niemals gelungen wäre, in Africa zu landen; daß ferner später, wenn Juba nicht durch Sittius und Bogud verhindert worden wäre sich mit Scipio schon vor Ruspina zu vereinigen, Caesar dort unfehlbar vernichtet worden wäre, und daß schließlich in der letzten Phase des Krieges die Verlegung des Schauplatzes in das Innere des Landes für Caesar ganz gewiß hätte zur Katastrophe führen müssen.**)

Hiezu wäre zu bedenken, daß es erstens außer einer ungestörten Landung auch eine durch Kampf erzwungene gibt; was den Römern in den punischen Kriegen ohne einen Caesar gelungen, hätte diesem selbst unmöglich sein sollen? Man vergesse nicht, daß Caesar damals bereits Herr des weitaus größten Teiles des Reiches und seine Seemacht der seiner Gegner quantitativ jedenfalls ebenbürtig, qualitativ entschieden überlegen war.

Was den zweiten Fall anbelangt, so ist bereits darauf hingewiesen worden, daß Caesars Stellung bei Ruspina eben danach angelegt war, eine feindliche Übermacht gar nicht zur Wirkung kommen zu lassen. In gar keiner Phase des ganzen Feldzuges hätte Scipio von einer noch so ausgiebigen Verstärkung so wenig Vorteil gehabt wie gerade vor Ruspina.

Was endlich die dritte Hypothese betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß für die Gegner Caesars der Kontakt mit der Küste eine ebenso vitale Bedingung war wie für Caesar selbst; eine Verlegung des Kriegsschauplatzes in das Innere des Landes wäre gleichbedeutend gewesen mit der Aufgabe der Küste und Caesar hätte unterdessen seine Gegner in der selbstgesuchten Wüste ruhig hungern und dursten lassen, inzwischen eine Reihe ebenso leichter wie schwerwiegender Erfolge durch Wegnahme der Hauptstützpunkte Thapsus, Hadrumetum und vor allem Utica einheimsen und schließlich ruhig warten können, bis die gegnerische Armee im Innern Numidiens zu grunde

*) b. Afr. c. 35.

**) Die beiden ersten Ansichten bei Drumann, die dritte bei Mommsen.

ging oder aber notgedrungen zurückkehrte, um sich unter weit ungünstigeren Bedingungen, als sie früher gehabt, zur Schlacht zu stellen.*)

Und schließlich darf man billigerweise nicht vergessen, daß, wenn auch hier oder dort die Verhältnisse sich schwieriger gestaltet hätten, eben ein Caesar ihnen gegenüberstand. Und wer wagt zu beurteilen, was ein Caesar in dieser oder jener Lage getan hätte oder nicht hätte tun können?

Es ist nicht nur ein schwieriges, sondern ein absolut unfruchtbares Beginnen, über Ereignisse zu diskutieren, die gar nie geschehen sind, und sich den Kopf zu zerbrechen, wie das oder jenes sich gestaltet hätte, wenn jenes oder das anders gekommen wäre. Im konkreten Falle wäre das »Kopfzerbrechen« Caesars Sache gewesen, und die hätte man ihm wohl getrost überlassen können.

Caesars Gegner.

Auch auf Seite der Gegner Caesars ist manches beachtenswert. Es zeigt sich in diesem Feldzuge dieselbe Erscheinung, wie in den späteren Jahren der gallischen Kriege: die klar erkannte taktische Überlegenheit des Imperators bringt seine Gegner auf die Idee, die Entscheidung unter hartnäckiger Vermeidung einer Hauptschlacht anzustreben. In Gallien finden wir nach der im zweiten Kriegsjahre geschlagenen Nervierschlacht eigentlich keine große offene Feldschlacht mehr; auch Vercingetorix schlug keine solche; immerhin war es bei dem ungestümen Temperamente und dem primitiven Kriegswesen der Gallier relativ leicht, sie auf irgend eine Weise zu einem Kampfe zu verleiten, der vielleicht, ohne große Dimensionen annehmen zu müssen, entscheidend werden konnte. Die naiven Mittel des herausfordernden Übermutes wie der erheuchelten Furcht führten schließlich immer und immer wieder zum Ziele. Anders stand dies im Kampfe mit Römern selbst bei der hohen Ausbildung derselben in der Kunst des Krieges. Hier konnte auch ein mäßiger Feldherr bei einiger Konsequenz auf unabsehbare Zeit der Entscheidung ausweichen und den Krieg in die Länge ziehen. Die Kunst dessen, der die Schlacht wollte, bestand nun

*) Daß sich die römische Armee Scipios — 10 durchaus nicht aus auserlesenem Material bestehende Legionen! — auf die Dauer ohne Möglichkeit der Festhaltung der Verbindungen mit der Küste im Innern Numidiens hätte halten können, wird kein vernünftiger Militär glauben. Für Juba wäre dies eventuell möglich gewesen; mit diesem aber hätte Caesar nach Vernichtung der Armee Scipios wohl weniger Federlesens gemacht wie seinerzeit Marius mit Jugurtha.

darin, den Gegner vor eine Situation zu stellen, wo ihm nichts übrig blieb, als ebenfalls die Schlacht zu wollen. So Caesar bei Thapsus.

Übrigens ist die relativ lange Zeit, durch welche Caesars Gegner seine diesbezüglichen Versuche zu vereiteln wußten — besonders vor Uzitta — immerhin anerkennenswert, ebenso das Geschick und die Energie, mit welcher die hiedurch gewonnene Zeit von ihnen zum Suchen der Entscheidung in ihrem Sinne ausgenützt wurde. Das Temperament der Hauptpersonen Scipio und Labienus ergänzte sich dabei in glücklichster Weise; das vorsichtige Zögern des ersteren war ebenso in voller Übereinstimmung mit der Gesamtidee wie die unermüdliche Tätigkeit des letzteren.

XXI.

Die pompejanische Revolution in Spanien (48—45 v. Chr.).

Beilage 45.

Wir haben gesehen, daß mit dem africanischen Kriege der Kampf Caesars um die Herrschaft eigentlich zu Ende war. Wenn wir seinen letzten Feldzug hier noch einfügen, so sind wir insofern dazu berechtigt, als sich nicht nur tiefliegende innere Beziehungen zwischen ihm und den vorhergehenden Ereignissen nachweisen lassen, sondern er auch in seinen Anfängen chronologisch wie meritorisch mit diesen übereinfällt.

Republikaner und Pompejaner.

Die Republik war zu Boden geschmettert, Caesar hatte seinen Zweck erreicht; allein der neue Monarch hatte noch Gegner aus der früheren Zeit, die, wenn sie auch notgedrungen mit der Republik gemeinsame Sache gemacht, sich doch mit ihr nicht identifizierten. Jetzt, wo diese vernichtet war, hatten jene darum keinen Grund, auch ihrerseits die Waffen niederzulegen, soweit sie überhaupt noch wehrhaft waren.

Pompejus war Caesars Rivale gewesen. Gegen Caesar hatte er sich mit der Republik verbündet, die er im Grunde genommen ebenso bedrohte; in ihren Reihen war er gefallen. Seine Söhne konnten nicht daran denken, den Plan des toten Vaters in seiner Dynastie zu verwirklichen, sie kämpften nur um die Rache gegen Caesar, nicht für ein System, am wenigsten für

die Republik. Der Rachekrieg entsprach dem Naturell des berufenen Repräsentanten pompejanischer Tradition, des Cn. Pompejus: gleich feurig wie energisch, gleich extrem in Liebe und Haß, dabei hart bis zur äußersten Grausamkeit, war er der fleischgewordene Racheengel.

Als Kriegsschauplatz gab es für die Pompejaner keine andere oder doch keine bessere Wahl als Spanien. Nirgends waren die pompejanischen Sympathien so tief eingewurzelt wie in diesem Lande, das der große Pompejus in den Tagen seines Ruhmes beruhigt und geordnet. Die Bevölkerung war kriegerisch und verwendbar wie kaum eine zweite des römischen Reiches; dazu kam, daß zwischen dem caesarianischen System und dem Lande, ja sogar innerhalb der im Lande stehenden Armee tiefgehende Differenzen entstanden waren, die bereits einmal zum offenen Aufruhr geführt hatten; hier war der Boden so günstig wie nur denkbar für die pompejanische Sache, hier und nirgends anders mußte die letzte Phase des Kampfes zwischen Caesar und Pompejus ausgekämpft werden.

Der Militäraufstand gegen Q. Cassius Longinus.

Die Vorgeschichte der letzten großen Ereignisse datiert weit zurück, bis unmittelbar nach Caesars Rückkehr aus Spanien nach der Kapitulation des Terrentius Varro.

Damals war der Proprätor Q. Cassius Longinus in Südspanien zurückgeblieben. Er verfügte zunächst über vier Legionen: die XXI. und XXX., bestehend aus neu ausgehobenen italischen Truppen, dann die II. und die »vernacula« (d. h. »die Einheimische«), welche von Varro übernommen waren. Die erstere derselben bestand aus Italikern, war aber durch die lange Garnisonierung in Spanien stark akklimatisiert; die letztere war in Spanien rekrutiert. Hiezu hatte Cassius noch eine fünfte Legion, die auch die Nummer V erhielt, aus altgedienten spanischen Legionaren aufgestellt.

Cassius hatte sich als politischer Intrigant in Caesars Diensten wohl bewährt und auch hervorragende militärische Begabung bewiesen; seine Habsucht jedoch, der er jedes Opfer brachte, machte ihn verhaßt, zumal in den Provinzen, die das Unglück hatten ihm unterstellt zu sein. Spanien hatte sein System bereits einmal während seiner Quästur verkostet; als er jetzt, wie nicht anders zu erwarten war, seine gewohnten Erpressungen und Gewalttätigkeiten wieder ins Werk setzte, stieg die Mißstimmung in der ganzen Provinz bald so hoch, daß die Parteinahme des Landes für die Sache Caesars ernstlich gefährdet schien.

Cassius stützte sich auf die Legionen. Da er aber einsah, daß sein persönliches Wesen nicht geeignet war ihm die wirkliche Zuneigung der Truppen zu erringen, so warb er um ihre Sympathie durch allerhand ganz unmotivierte Begünstigungen, wodurch er seinen eigentlichen Zweck nur allzubald verriet und seiner Sache jedenfalls weniger nützte, als er die Disziplin untergrub. Auch kleine Unternehmungen gegen die lusitanischen Bergvölker, zu denen Cassius die Veranlassung vom Zaune brach, um seine Truppen sich in die Hand zu arbeiten, gaben diesen nur Gelegenheit, die klar erkannte Abhängigkeit des Führers von ihnen in einer aller Disziplin hohnsprechenden Weise auszunützen.

Im Frühjahre 48 erhielt er von Caesar aus Epirus schriftlichen Befehl, mit seinen Legionen nach Africa überzusetzen und an Juba die Niederlage Curios zu rächen. Mit großer Energie, aber auch mit gewohnter Rücksichtslosigkeit betrieb er die Vorbereitungen. Er konzentrierte die Legionen in einem Lager vor der Hauptstadt Corduba und ordnete die gewaltsame Aushebung einer starken Reiterei an. Seine Gewaltmaßregeln trieben die Unzufriedenen zur Verschwörung, der bevorstehende Abmarsch die Verschworenen zur Eile; es erfolgte gegen Ende August (Juni) 48 in Corduba ein Attentat, in dem Cassius schwer verwundet wurde.

Als die Nachricht aus der Stadt ins Lager gelangte, zweifelten die XXI. und XXX. Legion nicht einen Moment an ihrer Soldatenpflicht und besetzten augenblicklich die Stadt. Die V. Legion schloß sich ihnen an, endlich folgte auch die II.; nur die »vernacula« blieb untätig, scheinbar neutral, im Lager zurück.

Über die Verschworenen wurde ein blutiges Strafgericht verhängt; allein auch hier schlug die Habgier des Proprätors durch: seinen grimmigsten Feinden, die nach dem Gesetze zweifellos den Tod verdient, gestattete er, sich mit entsprechenden Summen loszukaufen.

Der Abmarsch nach Africa war durch die schwere Verwundung des Kommandanten vorläufig bis zum Herbste verschoben. Indessen traf die Nachricht von Caesars Sieg bei Pharsalus ein. Cassius, leidlich wieder hergestellt, begann sofort abermals mit den Vorbereitungen zur africanischen Expedition. Die Legionen erhielten den Marschbefehl nach der Meerenge, wo die Transportflotte schon bereitstand. Da Cassius aber allen Grund hatte den Legionen nicht gleichmäßig zu trauen, ließ er sie in drei getrennten Kolonnen von Corduba abrücken: die

verläßliche XXX. mit der verdächtigen »vernacula« am rechten Ufer des Baetis (Guadalquivir) über Italica, die treue XXI. mit 8 Kohorten der ebenfalls als verläßlich geltenden V. Legion am linken Ufer über Hispalis, endlich die zweifelhafte II. ganz getrennt über Malacca. Zwei Kohorten der V. Legion blieben in Corduba als Besatzung zurück.

Cassius reiste über Hispalis voraus. In dieser Stadt traf ihn die Nachricht, daß trotz aller wohldurchdachten Vorsichtsmaßregeln seine Befürchtung eingetroffen war. In Ilipa*) angelangt, hatte sich die »vernacula« von der XXX. Legion getrennt und war eigenmächtig aufgebrochen, um sich mit der II. zu vereinigen. Sofort brach Cassius mit 5 Kohorten der unterdessen in Hispalis eingetroffenen XXI. Legion nach Ilipa auf und ging von da nach Carmo, wohin alle Truppen Marschbefehl erhielten. Hier trafen in kurzem die ganze Reiterei, dann die XXI. und XXX. Legion nebst 4 Kohorten der V. ein; die 4 anderen Kohorten, die als letzter Staffel separat von Corduba abmarschiert waren, waren am Marsche von der »vernacula« zum Anschluß gezwungen worden.

Indessen hatte sich diese mit der II. Legion vereinigt und rückte auf Corduba vor. Cassius sandte sofort seinen Quästor Marcellus nach Corduba voraus, er selbst rückte mit den Truppen nach.

Marcellus indessen trieb ein falsches Spiel. In Corduba ließ er sich in Verhandlungen mit den Meuterern ein und das Fazit war, daß er an ihre Spitze trat. Seine Rolle war eine durchaus zweideutige; er gab vor, die durch Cassius gefährdete Armee für Caesar retten zu wollen, und ließ auch den Namen des Pompejus, den die Aufständischen auf ihre Schilder geschrieben hatten, wieder beseitigen; dabei aber begann er offene Feindseligkeiten gegen die Truppen des Cassius, die ihrerseits erklärten, nicht für Cassius, sondern für Caesar zu kämpfen.

Marcellus schlug bei Corduba am Nordufer des Baetis sein Lager; die beiden Kohorten der V. Legion, die in der Stadt standen, schlossen sich ihm an. Zwei Tage später traf Cassius ein und schlug sein Lager am Südufer auf, 6 Kilometer von der Stadt auf einer Höhe. Gleichzeitig rief er den König Bogud von Mauretanien und den Statthalter der spanischen Nordprovinz, M. Lepidus, zu Hilfe.

Vor Corduba kam es indessen bald zum Blutvergießen. Marcellus hatte den Fluß überschritten, jedoch den Angriff auf

*) Ich folge hier der sehr plausiblen Konjektur Judeichs (C. i. O., p. 201).

die starke Stellung des Cassius nicht gewagt; auf dem Rückmarsche wurde dafür seine Nachhut von Cassius angefallen und übel zugerichtet. Dennoch ging er gänzlich aufs linke Ufer und schlug dort sein Lager; Cassius aber rührte sich nicht aus seiner Stellung; er wartete auf die Verstärkungen.

Indessen machte Marcellus Miene, den passiven Gegner durch Schanzen einzuschließen; Cassius aber räumte rechtzeitig die Position und ging auf die Bergstadt Ulia zurück, an die gelehnt er ein Lager bezog. Marcellus folgte und begann abermals mit der Einschließung. Sofort entsandte Cassius, der weiter nicht mehr zurückgehen wollte, seine ganze Reiterei, welche ihm im Falle einer Belagerung von außen bessere Dienste leisten konnte wie von innen. Bald darauf erschien König Bogud mit einer mauretanischen Legion und mehreren hispanischen Kohorten. Es kam zum Kampfe um die Schanzen des Marcellus, doch ohne Entscheidung.

So hielt Marcellus den Cassius eingeschlossen, während er selbst durch Bogud von außen bedrängt wurde. Da traf endlich Lepidus mit 35 Legionskohorten, starker Reiterei und Hilfstruppen ein. Marcellus unterwarf sich sofort und vereinigte seine Truppen mit denen des Lepidus. Cassius, der dieser raschen Verständigung des von ihm angerufenen Schiedsrichters mit seinem Gegner mißtraute, verlangte freien Abzug, der ihm bewilligt wurde, trotzdem die Truppen Boguds die Verhandlungen durch einen Angriff auf die Schanzen des Marcellus gestört hatten. Cassius zog mit seinen Truppen nach Carmo, Lepidus und Marcellus nach Corduba; Bogud kehrte in sein Reich zurück.

Indessen hatte Caesar von diesen Vorgängen Meldung erhalten. Er enthob Cassius seiner Stellung und betraute einen seiner bewährtesten Legaten, den C. Trebonius, mit dem Kommando in dieser ebenso wichtigen wie schwierigen Provinz. Als der neue Statthalter eintraf, verließ Cassius zu Schiff das Land; in der Mündung des Ebro, in die er während der Küstenfahrt vor einem Sturme sich geflüchtet hatte, ging das Schiff unter und er ertrank.

Die geplante Expedition der spanischen Truppen nach Africa unterblieb; nur die V. Legion wurde für den bevorstehenden Feldzug zum Anschlusse an die Hauptmacht nach Sicilien gezogen.

Die pompejanische Bewegung in Spanien.

Trebonius fand äußerlich unweigerlichen Gehorsam und merkte nicht, daß das Feuer unter der Asche fortglomm. Den schwer kompromittierten spanischen Legionen bangte es vor

dem Momente, wo Caesar selbst Zeit und Gelegenheit finden würde, die verflossenen Vorgänge einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Diese Stimmung brachte sie immer näher dem Entschlusse, offene Rebellion der beständigen Furcht vor der Zukunft vorzuziehen. Auf den größten Teil der Bevölkerung konnten sie dabei rechnen.

Als gegen Ende des Jahres 47 Nachrichten eintrafen von der ansehnlichen Verstärkung der republikanischen Macht in Africa, knüpften sie geheime Unterhandlungen mit den Führern jener Partei an. Denselben war dieser Hinweis auf die im Grunde weniger republikanische als pompejanische Gesinnung jener Provinz und eines Teiles der Armee ein willkommener Vorwand, um die Pompejaner aus ihrer Mitte zu entfernen. Es wurde dem Cn. Pompéjus nahegelegt, welche Gelegenheit sich dort biete und wie gerade er als der Sohn des großen Pompejus der Berufenste sei, diese Gelegenheit auszunützen. Das war nun im Grunde alles richtig und Cn. Pompejus griff mit Feuereifer die Idee auf. Noch vor Caesars Landung segelte er von Utica ab; mit sich führte er die letzten Reste jener Truppen, die unter Afranius bei Ilerda kapituliert und diesem dann zu Pompejus gefolgt waren, im ganzen noch zirka 2000 Mann, in eine Legion gegliedert. Auf dem Wege versuchte er ohne Erfolg die Stadt Ascurum des Königs Bogud wegzunehmen; schließlich landete er auf den Pityusen und nahm nach langer, tapferer Verteidigung Ebusus auf der gleichnamigen Insel (heute Iviça), wo er überwinterte.

Als im Frühjahr Caesar bei Thapsus gesiegt und die republikanische Macht vernichtet hatte, sandte er eine Flotte unter C. Didius in die spanischen Gewässer, um dort Ordnung zu machen. Da gleichzeitig seine ganze africanische Armee disponibel wurde, so war es jetzt für die Pompejaner höchste Zeit zum Losschlagen. Die beiden verräterischen Legionen empörten sich unter Führung des T. Quintius Scapula und Q. Aponius, zweier schon im Aufstande gegen Cassius schwer kompromittierter Offiziere, und verjagten den Trebonius aus der Provinz. Gleichzeitig landete Cn. Pompejus und übernahm den Oberbefehl. Die ganze Provinz ward zum Kampfe aufgerufen, großartige Rüstungen ins Werk gesetzt; in kurzer Zeit zählte die Armee 13 Legionen, 6000 Reiter und 12.000 Leichtbewaffnete. Auch eine Flotte stand zur Verfügung. Aus Africa waren die letzten Flüchtlinge eingetroffen, des Oberfeldherrn junger Bruder Sextus Pompejus, dann Attius Varus,

und T. Labienus, für die es jetzt auch nicht mehr einen Kampf für die Republik, sondern nur einen solchen gegen Caesar gab. So war denn alles, was überhaupt noch gegen Caesar Waffen trug, noch einmal vereinigt.

Ausbruch der Revolution.

Caesar hatte in Rom vollauf zu tun; er wollte den Krieg durch andere abtun lassen und sandte die Legaten Q. Fabius und Q. Pedius mit ansehnlichen Truppen nach Spanien. Sie erhielten etliche der besten Veteranenlegionen, die zum größten Teile trotz der eben erfolgten Verabschiedung noch bei den Fahnen verblieben waren, so die X., dann die nach den Strapazen der orientalischen Feldzüge nunmehr ausgeruhte VI.; auch die in Africa ruhmvoll bestandene V. Legion kam jetzt nach Spanien zurück. Im ganzen vereinigte Caesar in Spanien 8 Legionen, 8000 Reiter, darunter ein starkes mauretanisches Kontingent unter der persönlichen Führung des Königs Bogud, und zahlreiche leichte Truppen.*)

Die Seeschlacht bei Carteja.

Ein Erfolg war den Caesarianern bald beschieden. Didius erfocht bei Carteja (unweit Gibraltar) einen vollständigen Sieg über die pompejanische Flotte unter Attius Varus und zwang sie, im Hafen Rettung zu suchen. Zu Lande jedoch sahen sich die Caesarianer bald in die Defensive gedrängt. Die spanischen Städte erklärten sich mit wenigen Ausnahmen für Pompejus, so auch die Hauptstadt Corduba. Was noch zu Caesar hielt, griff Pompejus an und brachte bald nicht nur die Südprovinz sondern auch einen großen Teil Mittelspaniens in seine Gewalt. Fabius und Pedius wagten gegen die Übermacht keinen entscheidenden Schlag, sondern gingen Schritt für Schritt zurück und meldeten dem Oberfeldherrn die stetigen Fortschritte des Gegners. So blieb Caesar nichts anderes übrig, als, so ungelegen es ihm auch kam, persönlich die Leitung des Krieges zu übernehmen.

Casear nach Spanien.

Mit gewohnter Schnelligkeit führte er den einmal gefaßten Entschluß durch. In 27 Tagen reiste er von Rom auf dem Landwege bis Obulco zur Armee. Um seine Reise durch das sehr verdächtige Land zu sichern, ließ er sich von seinen Legaten eine Reiterabteilung zu einem bestimmten Termin entgegenschicken und kam dann erst recht allein und auf einem ganz andern Wege, mit äußerster Schnelligkeit reisend, lange bevor er erwartet wurde, beim Heere an. (Ende Dezember 46 v. Chr.)

*) Daß zumindest alle Legionen, mit denen Caesar später in Spanien schlug, schon vor seinem Entschlusse, den Krieg persönlich zu führen, daselbst vereinigt waren, geht aus allen vorliegenden Schilderungen mit ziemlicher Sicherheit hervor.

Die Situation, wie er sie vorfand, war folgende: Die eigene Armee stand allem Anscheine nach vereinigt bei Obulco. Pompejus, auf die Nachricht, daß Caesar selbst zu kommen entschlossen sei, hatte Mittelspanien geräumt und sich bei Corduba konzentriert; die zahlreichen festen Bergstädte, welche für das Gebiet südlich des Guadalquivir charakteristisch waren, boten ihm außerdem überaus wertvolle Stützpunkte. In Corduba selbst lag nur eine geringe Besatzung unter Sextus Pompejus; Gnaeus belagerte unterdessen mit der Hauptmacht die nahe südlich gelegene Stadt Ulia, die einzige, welche in jener Provinz noch zu Caesar hielt.

Entsatz von Ulia.

Caesar ging sofort zur Offensive über; er ahnte übrigens, daß sein Gegner nach bewährtem Rezept einer Schlacht vorläufig abgeneigt sei und versuchte daher zunächst den angestrebten Erfolg durch den Entsatz Ulias zu erzwingen. Er entsandte 6 Kohorten mit Reiterei unter einem mit den lokalen Verhältnissen wohl vertrauten Kommandanten, L. Junius Paciaecus, dahin, dem es auch gelang, die pompejanischen Einschließungstruppen während eines Unwetters zu täuschen, die Stadt zu erreichen und durch einen sofort unternommenen Ausfall dem Gegner empfindliche Verluste beizubringen.

Caesars Vorstoß gegen Corduba.

Caesar selbst aber rückte mit der Hauptkraft vor die Provinzhauptstadt Corduba, warf die ihm entgegentretende Reiterei des Sextus Pompejus durch seine eigene mit Infanterie vermischte Kavallerie zurück, ging, da die ständige Brücke über den Baetis in der Gewalt des Feindes war, unterhalb derselben mittels einer auf steingefüllten Fässern geschlagenen Notbrücke über den Fluß und schloß die Stadt von der Nordseite mit drei Lagern ein.

Auf die Nachricht von der Bedrohung seines Hauptstützpunktes hatte Cn. Pompejus sofort die Belagerung von Ulia aufgehoben und war gegen Corduba geeilt, wo er am Südufer, der alten Brücke gegenüber, sein Lager schlug.

Caesar suchte ihn durch vorgetriebene Linien von der Brücke abzuschneiden und dadurch seine Verbindung mit der Stadt zu unterbinden; jener aber hatte das Terrain für sich; es gelang ihm, durch Gegenlinien ohne entscheidenden Kampf Caesars Absicht zu vereiteln.

Die Belagerung von Ategua.

Sofort faßte Caesar einen neuen Plan. In der Nacht ging er wieder über den Fluß und rückte mit allen Truppen gegen die Bergstadt Ategua, in welcher sich große Magazine des Feindes mit entsprechender Besatzung befanden und die er

sofort zu belagern begann. Pompejus folgte. Es mußte sich jetzt zeigen, ob er Ategua ebenso zu retten imstande sein würde, wie Caesar Ulia gerettet hatte.

Ategua lag auf einer Höhe am rechten Ufer des Salsum (Guadajoz). Caesars Lager lag am selben Ufer hart an der Stadt; Pompejus schlug das seine am linken Ufer, zwischen Ategua und der sehr starken Bergstadt Ucubis (Espejo), die seinen Rücken deckte. Durch einen Nebel begünstigt überfiel er einen Teil von Caesars vorgeschobener Reiterei und brachte ihr große Verluste bei; doch blieb dieses Ereignis ohne weitere Folgen.

Caesar hatte die Belagerung durch weit vorgeschobene Kastelle gesichert; eines davon, das sogenannte »postumische«, lag sogar am linken Ufer des Flusses. Pompejus beschloß es wegzunehmen, in der Hoffnung, Caesar würde einem so exponierten, durch Tal und Fluß getrennten Punkte nicht mit entsprechendem Nachdruck zu Hilfe kommen können. Vor Morgengrauen griff er überraschend und mit großer Übermacht an; Caesar aber erhielt bei Tagesanbruch Meldung, brach sofort mit drei Legionen auf, überschritt den Fluß und warf das feindliche Korps mit großen Verlusten zurück.

In der folgenden Nacht räumte Pompejus seine bisherige Stellung und ging etwa 7 Kilometer gegen Corduba zurück; trotzdem gab es beständige Kämpfe zwischen den Vortruppen und Requisitionskommanden, und Pompejus sah sich gezwungen, seine Verbindungen mit dem Flusse gegen Caesars überlegene Reiterei durch Linien zu decken.

Um diese Zeit trafen bei Caesar wesentliche Verstärkungen an italischer Kavallerie nebst 5 von der Stadt Sagunt gestellten Kohorten ein.

Die Belagerung von Ategua nahm indessen ungestört ihren Fortgang. Pompejus hatte seinen Legaten Mutatius Flaccus auf geheimen Wegen in die Stadt zur Übernahme des Kommandos entsendet; allein auch dieser vermochte nicht viel auszurichten. Alle nicht ganz verläßlichen Einwohner ließ er niedermachen, was sogar Pompejus mißbilligte; doch seine zahlreichen Ausfälle und Minen brachten die Angriffsarbeiten Caesars nicht ins Stocken. Einmal, als die Belagerten bei einem Ausfalle Feuer an die Werke der Römer legten, wurde dasselbe durch den Wind in die Stadt geschlagen und verursachte hier mehr Schaden als dem Feinde. Schließlich bat Flaccus gegen freien Abzug kapitulieren zu dürfen. Caesar schlug es ab und der Kampf ging fort.

Pompejus errichtete nun gleichfalls ein Kastell auf der gegnerischen Uferseite und die Vortruppen schlugen sich nach wie vor mit wechselndem Erfolge herum; etwas Entscheidendes zur Rettung der Stadt unternahm er nicht. Er ließ den Belagerten vielmehr Befehl zukommen, die Stadt aufzugeben und sich zu ihm durchzuschlagen. Mit großer Umsicht ward dies von Flaccus ins Werk gesetzt. Plötzlich und überraschend erfolgte der Ausfall der ganzen Besatzung, ausgerüstet mit allem, was zur Zerstörung und Überwindung der Belagerungswerke nötig war; eine Menge Wertgegenstände und Lebensmittel wurden mitgeschleppt, um die Römer zum Beutemachen zu verleiten und von ihrer eigentlichen Aufgabe abzuziehen; zugleich ging die Stadt in Flammen auf.

Doch die Caesarianer waren auf ihrem Posten. Sie ließen sich weder überrumpeln noch ablenken und warfen die ausbrechende Besatzung unter großen Verlusten in die brennende Stadt zurück.

Alle Mittel der Verteidigung waren erschöpft; die Belagerung machte unaufhaltsame Fortschritte; Pompejus aber unternahm noch immer nichts zur Rettung der Stadt. So sah sich Flaccus genötigt zu kapitulieren. Caesar gewährte ihm und den vornehmsten Führern freies Geleite und die Stadt ergab sich am 17. Februar.

Die Operationen zwischen Ategua und Munda.

Der Eindruck dieser Ereignisse war ein durchschlagender. Der ganzen Provinz ward es klar, woran die Einsichtigen ohnehin kaum gezweifelt haben konnten: daß Caesar hier wie bisher überall schließlich Sieger bleiben würde. Immer mehr trat der Umschwung zutage, eine Stadt nach der anderen, sofern sie nicht durch eine pompejanische Garnison im Zaume gehalten wurden, trat auf Caesars Seite. Zahlreiche Überläufer aus Pompejus' Armee fanden sich in seinem Lager ein. Umsonst ließ Pompejus das Gerücht verbreiten, Caesar wage keine Schlacht, weil er seinen Truppen nicht traue; man wußte nur zu gut, daß er selbst es war, der konstant jeder Schlacht auswich und die Entscheidung fürchtete. Er zog sich nun ganz in die Nähe von Ucubis und umgab sich mit einem System von Schanzen, um so in unangreifbarer Stellung die Ereignisse an sich herankommen zu lassen.

Caesar folgte und begann, da die Position tatsächlich unangreifbar schien, den Gegner zu beunruhigen, so gut er konnte. Es kam oft zu blutigen Gefechten, insbesondere als Caesar wie

einst Pompejus den Fluß durch Linien sicherte. Endlich verschob sich Caesar noch weiter südwärts, ging bei dem Städtchen Sorica über den Fluß und schnitt ein vorgeschobenes Kastell des Gegners, das »aspasische«, ab. Jetzt wagte Pompejus größere Kräfte, wurde aber mit großen Verlusten zurückgeschlagen.

Pompejus' Stellung war eingeschränkt und in der Flanke bedroht; er zog sich langsam gegen Ucubis zusammen. Auch hier konnte er sich auf die Dauer nicht halten, ohne eine vollständige Einschließung befürchten zu müssen. Nachdem er schon früher 74 Bürger der Stadt, die ihm verdächtig waren, hatte über die Klinge springen lassen, ließ er jetzt, wo er seinen bisherigen Hauptstützpunkt räumen mußte, diesen in Brand stecken und zog in westlicher Richtung ab. Caesar folgte ihm auf dem Fuße. Es waren keine normalen Märsche, sondern Manöver und Stellungswechsel auf engem Raume. Die zahlreichen und nahe beieinander liegenden Bergstädte bedingten und erleichterten diese Manöver. Caesar nahm die Stadt Ventipo, Pompejus verbrannte das mit Caesar sympathisierende Carruca.*) Endlich ging Pompejus auf die starke Bergstadt Munda (heute Montilla) zurück, vor der er am Hange sein Lager schlug. Caesar lagerte zirka 7 Kilometer östlich in der vorliegenden welligen Hochebene.

Die Schlacht bei Munda.

Beilage 46.

Pompejus war am Ende seiner Weisheit. Die beständigen erfolglosen Hin- und Hermärsche, bei denen offenkundig der Gegner stets im Vorteil blieb, demoralisierten das Heer; die Desertionen zum Feinde nahmen erschrecklich überhand; die Landbevölkerung neigte sich offenkundig auf Caesars Seite. Es blieb nichts übrig als zu schlagen, sonst war ein zweites Ilerda unvermeidlich.

Er entschloß sich denn zur Schlacht und wollte wenigstens versuchen, dieselbe auf für ihn günstigem Terrain herbeizuführen. Am Hange vor Munda ließ er die Armee aufmarschieren. Die 13 Legionen in drei Treffen, die Kavallerie auf beide Flügel verteilt, ebenda die Hilfstruppen.

Es war der 17. März, das Fest der Liberalien; ein auffallend schöner Frühlingstag.

Caesar war, wie einst bei Pharsalus, eben im Begriffe abzumarschieren, als ihm die Meldung zukam, der Feind habe sich zur Schlacht gestellt. Sofort befahl er den Aufmarsch: die X. Legion am rechten, die V. am linken Flügel, die übrigen

*) Die Lage der beiden letztgenannten Orte ist infolge der Unklarheit speziell dieses Passus des bell. Hisp. auch nicht annähernd zu bestimmen.

dazwischen, alles in drei Treffen; so rückte er durch die Ebene vor. Er hoffte übrigens, der Feind werde weiter herabkommen; andernfalls wollte er nicht schlagen.

Der im oberen Teile, wo das pompejanische Heer Stellung genommen hatte, ziemlich steile Hang war nach abwärts zu etwas flacher; vor seinem Fuße floß ein stellenweise versumpfter Bach. Als Caesar an denselben herankam, erkannte er dessen schwierige Passierbarkeit, insbesondere vor seinem rechten Flügel. Sofort verschob er die ganze Kavallerie auf den linken, ließ die Vorbewegung einstellen und zunächst die Übergänge rekognoszieren.

Diesen Augenblick benützte Pompejus. In der Hoffnung, den Gegner beim Übergange über den Sumpf angreifen zu können, rückte er mit der ganzen Linie rasch den Hang hinab.

Caesar, bereits im Passieren des Sumpfes begriffen, konnte nicht mehr zurück. Er beschleunigte den Übergang und trat dem anrückenden Gegner auf halbem Hange entgegen. Den Sumpf hatte er glücklich hinter sich, die Reihen waren geordnet; dafür hatte er den Nachteil eintauschen müssen, auf ansteigendem Terrain zu kämpfen.

Der Zusammenprall erfolgte mit beispielloser Erbitterung. Der verbissene Haß der Caesarianer gegen diese nach so viel vernichtenden Schlägen immer und immer wieder neu auftauchenden Gegner traf hier auf den Mut der Verzweiflung; die Pompejaner wußten, was den Republikanern bei Thapsus die Flucht eingetragen; für sie gab es nur Sieg oder Tod.

Und das Terrain war auf ihrer Seite. Der sonst so unwiderstehliche Anprall der caesarianischen Legionen zehrte sich auf an der Wucht des von oben herab geführten Gegenstoßes der Feinde. Der Kampf kam zum Stehen; ein erbittertes Gemetzel lichtete die Reihen auf beiden Seiten; aber die lebendige Kraft des Angriffes der Caesarianer war durch das Terrain gebrochen; sie hielten sich, allein es schien unvermeidlich, daß die Anspannung der Kräfte bei ihrer schwierigeren Lage früher nachgeben mußte als beim Gegner. Die Situation hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der vor Gergovia. Alle Reserven waren eingesetzt, umsonst; was half es, daß Caesars überlegene Reiterei am linken Flügel die feindliche wie Spreu vor dem Winde vor sich hertrieb; die Entscheidung lag bei den Legionen.

Caesar erkannte die Gefahr; wenn die Entscheidung nicht in kürzester Zeit eintrat, mußte sie gegen ihn ausfallen. Er

zögerte nicht, wie einst im Verzweiflungskampfe der Nervierschlacht, seine eigene Person aufs Spiel zu setzen. Unbehelmt, um erkannt zu werden, stürzte er sich ins Gewoge des ersten Treffens. Sein Zuruf, sein Beispiel riß die Soldaten mit sich fort; sie sahen, wie der alte Feldherr — noch immer der beste Fechter der Armee — barhäuptig mit eigener Hand in die Reihen der Feinde Lücken schlug, wie er mehr als hundert auf ihn gezielte Geschosse mit dem Schilde auffing.

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß ein in langen Kriegsjahren durch gemeinsame Taten, Erfahrungen und Gefahren zusammengeschweißter Truppenkörper gleich einem lebendigen Organismus einer auf innerer Suggestion beruhenden einheitlichen Kraftäußerung fähig ist, wie sie in gleicher Vollendung dieselbe Summe von Einzelkräften unter anderen Umständen auch nicht annähernd zu erreichen vermag. Eine solche suggestiv-einheitliche Riesenanspannung der Kräfte muß es gewesen sein, zu der in diesem Augenblicke höchster Gefahr die X. Legion sich aufraffte. Dem momentanen explosiven Riesendrucke wich der Gegendruck der Feinde; der linke Flügel der Pompejaner kam ins Schwanken, verlor Terrain . . . .

Pompejus sah die Wendung und ermaß die Folgen; unter allen Umständen mußte hier das Gefecht wiederhergestellt werden; er brauchte keinen sofortigen direkten Erfolg; nur der Gegner sollte vorläufig keinen erringen können, dann war ihm der Sieg gewiß. Reserven hatte er nicht mehr. Er sandte daher einer Legion seines rechten Flügels, wo das Gefecht für ihn am günstigsten stand, den Befehl, hinter der Front zur Unterstützung des bedrohten linken zu rokieren.

Um dieselbe Zeit traf die Meldung ein, das pompejanische Lager sei von der siegreichen caesarianischen Kavallerie unter Boguds Befehl bedroht. Erfahrungsgemäß war nichts empfindlicher für ein nicht sehr kriegshartes römisches Heer als die Gefährdung des Lagers während der Schlacht. So zog denn Labienus, um eine derartige Gefährdung gerade im Augenblicke der Krisis zu verhindern, gleichfalls einige Kohorten aus der Front und dirigierte sie gegen das Lager.

Diese Bewegungen hinter der pompejanischen Front blieben den Kämpfenden nicht verborgen. Caesar wies mit dem Schwerte hin: »Sie fliehen!« — Wie ein Lauffeuer flog der Ruf durch die Reihen der Legionen. Die Pompejaner wurden bestürzt; sie blickten nach rückwärts und sahen dort wirklich Abteilungen im Zurückgehen . . . .

Mit neu entflammter Siegeszuversicht warfen sich die Legionen Caesars auf die bestürzten Gegner. Die X. Legion schmetterte den linken Flügel zusammen, bevor die Verstärkung angelangt war; auf den entblößten rechten warfen sich gleichzeitig Caesars unermüdliche, allgegenwärtige Reiterscharen.

Die Krisis war überwunden. Die pompejanischen Reihen wankten, sie sahen ihre Kameraden fliehen, sich von beiden Flügeln bedroht und wandten sich auch zur Flucht. Das Lager und die Stadt waren nicht weit und ein namhafter Teil fand darin Schutz; starke Abteilungen flohen bis Corduba, Hispalis und anderen Städten.

Cn. Pompejus, schwer verwundet, entkam mit 150 Reitern nach Carteja; tot waren Attius Varus und der grimmige Labienus, für die es nach Vernichtung der letzten gegen Caesar im Felde stehenden Armee nichts mehr gab als den Tod auf dem Schlachtfelde. Beiden ließ Caesar ein feierliches militärisches Begräbnis zuteil werden. Hinter dem Sarge des einstigen ersten Legaten und späteren unversöhnlichsten Feindes Caesars schritten in ernstem Zuge die Veteranen, die einst bei Bibracte und am Rhein, an der Sabis und bei Alesia unter ihm gefochten, und sein alter Freund und Imperator, dem er soviel zu danken gehabt und den er so schnöde verraten.

Im ganzen verloren die Pompejaner über 30.000 Mann, ferner alle 13 Adler. Caesars Verlust belief sich auf 1000 Tote, für eine siegreiche Schlacht eine ziemlich hohe Zahl.

Ausnützung des Sieges.

Die Ausnützung des Sieges erfolgte, wie wir es bei Caesar gewohnt sind: nach den aufgezwungenen, kunstvollen Positionsmanövern ein förmlich erlösendes, explosives Losschnellen. Er ließ Fabius und einen Teil der Armee vor Munda zurück, ein fliegendes Kommando unter Caesenius Lento sandte er zur Verfolgung des fliehenden Feldherrn; er selbst mit der Hauptmacht rückte vor die Hauptstadt Corduba. Dorthin hatten sich Valerius und Scapula, die Haupturheber des Aufstandes, sowie die Trümmer der pompejanischen XIII. Legion und viele Versprengte geflüchtet. Sextus Pompejus, der bisherige Kommandant, verließ die Stadt, angeblich um mit Caesar zu unterhandeln; indessen floh er mit wenigen Vertrauten nach Nordspanien, wo er in der Folgezeit ein abenteuerliches Räuberleben führte.

Scapula, an der Rettung verzweifelnd, ließ sich durch Sklaven töten und verbrennen; die demoralisierte Besatzung

wütete furchtbar in der Stadt, die schließlich Caesars Hilfe anrief. Er war schon zur Stelle, zersprengte eine die Brücke verteidigende Abteilung, überschritt den Fluß und erstürmte die Stadt, welche die Verteidiger in Brand gesteckt hatten. 20.000 Menschen sollen hiebei umgekommen sein.

Von Corduba sandte er ein Detachement nach der nächstgrößten Stadt Hispalis (Sevilla), welche selbst darum angesucht hatte. Doch kaum war dasselbe eingetroffen, als lusitanische Banden es vertrieben und die Stadt besetzten. Caesar eilte persönlich herbei; da er aber fürchtete, bei einer gewaltsamen Erstürmung könnte die Stadt ebenso leiden wie Corduba, verleitete er die Lusitanier zu einem Ausfall, schnitt sie durch Reiterei ab und ließ alle niederhauen, worauf er die Stadt besetzte.

Von hier ging er über Asta, das sich sofort ergab, nach seinem Flottenstützpunkt Gades, von hier wieder zurück nach Hispalis, wohin er den gewohnten Städtetag einberief, Lohn und Strafe diktierte und das Land ordnete.

Vor Munda hatte Fabius ungesäumt mit der Belagerung begonnen; doch fehlte es im ersten Momente an Material für die Werke. Die Soldaten, noch vom Blute berauscht, häuften die Leichen der erschlagenen Feinde zu Wällen auf, befestigten sie mit den erbeuteten Waffen und spießten obenauf die abgeschlagenen Köpfe, die verzerrten Gesichter stadtwärts gewendet. Die Belagerten verteidigten sich mit gleicher Erbitterung. Sie beschlossen einen Ausfall; um diesen zu unterstützen, sollte zuerst ein Teil zum Scheine übergehen, um im gegebenen Moment die Belagerer im eigenen Lager anzufallen. Der Plan wurde entdeckt, die Überläufer niedergehauen; die Ausfallenden fanden die Gegner wohl vorbereitet und wurden vernichtet. 14.000 Mann fielen, der Rest wurde gefangen.

Von Munda zog Fabius vor die Bergstadt Ursao, die bereits vor der Schlacht mit Caesar Verhandlungen angeknüpft, dann aber an dessen Gesandten sich vergriffen hatte, und nahm sie trotz der aus der Ressourcenarmut ihrer Umgebung erwachsenden Schwierigkeiten.

Indessen hatte sich der schwerverwundete Cn. Pompejus, von Caesenius gehetzt, nach Carteja geschleppt, wo seine Flotte lag. Doch die Cartejaner hatten nicht übel Lust, um den Preis seiner Auslieferung die Verzeihung des Siegers zu erkaufen. Pompejus floh auf die Schiffe und ging so rasch in See, daß er nicht einmal Wasser aufnahm; er mußte zu diesem Zwecke

später landen. In diesem Augenblick eilte Didius mit der caesarianischen Flotte herbei und steckte die Schiffe in Brand.

Pompejus, in Schulter und Schenkel schon in der Schlacht verwundet, am rechten Fuß gelegentlich der eiligen Abfahrt von Carteja beim Kappen eines Taues, am linken durch einen eingetretenen Dorn verletzt, schleppte sich in die Berge. Bald war ihm Caesenius auf der Spur. Es kam zu Kämpfen; endlich barg sich der Flüchtling in einer einsamen Höhle, wurde aber von gefangenen Gefährten verraten und fiel nach verzweifeltem Widerstande. Sein Haupt wurde nach Hispalis an Caesar geschickt — der aber damals eben in Gades weilte — und öffentlich ausgestellt.

Um dieselbe Zeit fand der tätige und glückliche Didius ein unerwartetes Ende. Er wurde, als er seine Schiffe behufs Durchführung von Reparaturen ans Land gezogen hatte, von lusitanischen Banden überfallen und getötet.

Nach Ordnung des Landes trat Caesar die Rückreise an. Anfang September traf er in Rom ein, etwas später die Legionen.

Ergebnisse des spanischen Feldzuges.

Triumphe.

Nach Rom zurückgekehrt, hielt Caesar seinen fünften Triumph, obwohl der Sieg diesmal nicht mehr über auswärtige Feinde errungen war. Diese Verletzung der Tradition, die Caesar noch nach Thapsus respektiert hatte, war wohl erwogen; die Römer sollten sich gewöhnen, von nun an die Feinde des Monarchen als Reichsfeinde zu betrachten.

Auch Fabius und Pedius, die vor Caesars Eintreffen selbständig das Kommando geführt und wenn auch ohne einen positiven Erfolg, so doch wenigstens ohne Fehler der feindlichen Übermacht Widerstand geleistet hatten, erhielten jeder einen Triumph bewilligt.

Militärische Ergebnisse: Analogie mit dem africanischen Feldzug.

Was die militärischen Betrachtungen betrifft, die an diesen Feldzug sich knüpfen, so tritt die Analogie mit dem vorhergehenden deutlich hervor. Hier wie dort hatte Caesar hauptsächlich mit dem Umstande zu rechnen, daß der Gegner einer Entscheidung auszuweichen bestrebt war. Die Folge war hier wie dort jene Art Positionskrieg, vom Gegner als Selbstzweck

behufs Vermeidung, von Caesar als Mittel zur Erzwingung der Schlacht geführt. In Africa kam dem Feinde die Öde und Ressourcenarmut des Landes, sowie seine kolossale Überlegenheit an leichten Truppen zugute, in Spanien das kupierte Terrain und vor allem die überaus günstigen Defensivstützpunkte, welche die zahlreichen Bergstädte boten. Im ganzen stand die Sache diesmal für Caesar günstiger als im Vorjahre; der relative Ressourcenreichtum des Landes, die geregelten und gesicherten Verpflegsverhältnisse, vor allem aber die diesmalige Überlegenheit an Reiterei und leichten Truppen sicherte im Gegensatze zu Africa seine Unternehmungen gegen jede ernstliche Gefährdung und gab ihm weit mehr freie Hand. Entsprach es schon seinem Charakter, daß auch bei der kleinsten Unternehmung immer er der offensive Teil war, so war auch hier viel früher und viel ausgesprochener der Gegner in die strategische Defensive gedrängt und mußte alsbald alle Nachteile dieser Lage auskosten. Soweit die leider furchtbar konfuse Darstellung der einzigen militärisch brauchbaren Quelle gerade betreffs der Ereignisse zwischen der Einnahme von Ategua und der Schlacht bei Munda einen Schluß zuläßt, so scheint Caesar damals auf einen ziemlich analogen Zweck hingearbeitet zu haben wie seinerzeit bei Ilerda; und auch Pompejus scheint eingesehen zu haben, daß einem solchen Gegner gegenüber auch der Positionskrieg eine gefährliche Sache war. Das Resultat dieser Erkenntnis war das von Caesar von Anfang an Gewünschte: die Schlacht.

Die Schlacht bei Munda.

Diese selbst war unerwarteterweise seit der Nervierschlacht die kritischeste, die Caesar geschlagen; der ungeheuer schwerwiegende Einfluß des Terrains brachte dies mit sich. Leider kann man auch hier bei Caesars letzter Schlacht den Eindruck nicht los werden, daß die beste, bei aller Ausführlichkeit auf einem sehr tiefen Niveau des Verständnisses stehende Quelle auch hier zu gunsten mancher anekdotenhaften Nebensache irgendwelche interessante Hauptmomente uns zu überliefern schuldig geblieben ist. Als charakteristische Idee können wir immerhin loslösen, daß Caesar, nachdem er im Momente furchtbarster Krisis keine Reserven mehr zur Verfügung hatte, zu dem Mittel griff, den Gegner zu einer Blöße zu verleiten und diese dann auszunützen; mit Einsetzung des eigenen Lebens erreichte er seinen Zweck, und in der hiedurch gegebenen neuen Situation siegte sein einfaches Manöver über das komplizierte der Feinde.

In der Verfolgung des Sieges tritt die Analogie mit dem africanischen Feldzuge am krassesten hervor. Man braucht nur für Munda Thapsus, für Corduba Utica, für Hispalis oder Gades Zama zu setzen. Demgemäß war auch der Erfolg ein gleicher. Wieder einmal hatte ein großer Sieg eine ganze Armee vernichtet, die letzte, die gegen Caesar die Waffen trug. Endlich, nach fünfjährigem Riesenkampfe, war den Gegnern des Imperators das Schwert endgültig entwunden. Es blieb ihnen nur mehr der Dolch....

Die Verfolgung des Sieges.

Das Schlußergebnis.

»So wirkte und schaffte er, wie nie ein Sterblicher vor und nach ihm, und als ein Wirkender und Schaffender lebt er noch nach Jahrtausenden im Gedächtnis der Nationen, der erste und doch auch der einzige Imperator Caesar.« Mommsen.

Das Ergebnis all dieser Kämpfe war die Erreichung des Zieles, um dessentwillen Caesar sie unternommen: die **Herrschaft** und mit ihr die definitive Umwandlung der römischen Republik in eine **Monarchie**, mit all den unermeßlichen politischen und kulturellen Folgen dieses Ereignisses; und gleichzeitig der krönende Abschluß der **fundamentalen** Entwicklung der Kriegskunst nicht nur für das Altertum, sondern bis auf den heutigen Tag.

* * *

Caesar in der Weltgeschichte.

Roms Entwicklungsgang.

Aus einer kleinen latinischen Bauernkolonie hatte sich Rom im Laufe der Jahrhunderte zur Weltbeherrscherin emporgerungen. Nicht wie andere Weltreiche. Assyrien und Babylon, Persien und Macedonien, und nicht minder die Weltmonarchien der späteren Zeit, sie alle haben entweder durch die impulsive Initiative einzelner genialer Naturen plötzlich mit elementarer Kraft ihre Existenz begründet oder durch langsame aber konsequente Verfolgung einer im Volke oder in der Dynastie bewußt ruhenden Idee die überragende Machtstellung sich errungen. Nicht so Rom. Die Siebenhügelstadt am Tiberstrom ist man könnte sagen ohne es zu wollen zur Weltherrschaft gelangt. Die römische Politik ist charakteristischerweise nie weitblickend und idealistisch, sondern vielmehr stets geradezu engherzig gewesen; und sicherlich hat gerade diese Engherzigkeit

die Römer vor manchem Mißerfolge bewahrt. Stets war der Sinn der leitenden Elemente dieses Volkes nur auf das Allernächste, Dringendste gerichtet; aber dies wurde dann auch mit solcher Energie und Konsequenz angestrebt, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte. So endete jede im Laufe der Zeit sich ergebende politische oder wirtschaftliche Reiberei mit auswärtigen Elementen niemals anders als mit der völligen Unterwerfung des Rivalen; und durch die sukzessive Einverleibung dieser einzelnen politischen Einheiten und ihrer Machtsphären wuchs Rom vom Vorort eines lokalen Bauernstammes zur führenden Stadt eines national geeinigten Volkes, von da zur Weltmacht und schließlich zur Weltbeherrscherin. Und eben diese Tatsache kam den Römern bezeichnenderweise erst zum Bewußtsein, als sie längst effektiv war.

In diesem Momente aber versagte naturnotwendig die Kraft, die bisher als erobernde, erwerbende so großartig sich bewährt hatte. Gerade die charakteristische Engherzigkeit der Politik war nicht imstande, das sukzessive in kleinen Partien zusammengehäufte Gut als nunmehr ungeheures Ganzes festzuhalten und, was das wichtigste und schwerste war, zu organisieren. Am allerwenigsten vermochte dies das bisherige republikanische Regime, welches eben als solches die Engherzigkeit des Volkscharakters in exklusivster Weise zur Geltung brachte. Rom selbst und seine Bürgerschaft hatten gerade durch die beispiellosen Erfolge nichtsweniger als zum Vorteil sich verändert; die Masse der Provinzen, die Menge verschiedenster, diametralster Volkskräfte in ein einheitlich organisiertes Ganzes auf die Dauer zu vereinigen, dazu fehlte dem republikanischen Rom der nötige weite Blick, und eine eventuell mit solchem begabte einzelne Individualität konnte bei dem herrschenden System unmöglich derart zur Geltung kommen, um das Riesenwerk auch nur halbwegs zu vollenden. Immer deutlicher kam es den klar denkenden Männern wie den instinktiv empfindenden Massen zum Bewußtsein, daß das alte republikanische Regime auf die Dauer unhaltbar war; und die zur extremsten Oligarchie gewordene Regierungsform, sowie überhaupt der Charakter der auf dem Spiele stehenden Interessen brachte es mit sich, daß die zunächst noch latente Reaktion ebenso notwendig von der Demokratie ausgehen wie zur Monarchie führen mußte.

Allein die Erkenntnis war leichter als die Abhilfe. Lange dauerte es, bis erst einer sich fand, der eine Hilfsaktion überhaupt für möglich und diskutabel hielt; und es ist bezeichnend,

daß gerade dieser eine, der gewissermaßen den Bann brach, ein sentimentaler Schwärmer war. Tiberius Sempronius Gracchus glaubte wirklich auf friedlichem Wege, mit Güte und Überzeugungskraft, die elementarste Umwälzung erzwingen zu können. Er erkannte zu spät, daß er de facto die Bahn der Revolution betreten, und in demselben Momente, da er dies schaudernd erkannte, war es mit seinem Können zu Ende. Nicht fähig, der Geister, die er gerufen, Herr zu werden, fiel er als Opfer seiner Idee.

Tib. Gracchus.

Nicht umsonst. Der Bann war gebrochen, der Weg wenigstens in allgemeinen Umrissen gewiesen. Sein genialer Bruder Gajus Sempronius Gracchus, der Rienzi des Altertums, nahm den Faden auf, wo er abgerissen war und betrat bereits mit vollem Bewußtsein die Bahn der Revolution. Aber wie den älteren Bruder die bewußte Reformaktion unbewußt zur Revolution getrieben, so stellte den jüngeren die bewußte Revolution unbewußt vor das letzte und diffizilste Problem: die Monarchie. Und wie Tiberius an jener, so scheiterte Gajus an dieser. Er erkannte und wollte Großes und Richtiges; allein ihm mangelte jenes seltene Gleichgewicht von Charakter und Temperament, ohne welches eine so große Aufgabe nicht zu lösen war. Er war intelligent genug, um dies wenigstens zu fühlen; und der notwendig daraus resultierende Pessimismus war nur imstande, sein Werk zu vergiften. C. Gracchus betrachtete sich von Anfang an als Todgeweihten und den Stempel dieser Stimmung konnte er von seinem Tun nie ganz fernhalten. So fiel auch er; und der viel größere Kontrast, in welchen sein Werk dem traditionellen Regime sich gegenübergestellt, hatte auch eine weit energischere Reaktion zur Folge, als dies nach dem Tode des Tiberius der Fall gewesen war.

Gajus Gracchus.

Allein die Idee, für welche die beiden edlen Brüder geblutet, war schon an und für sich zu notwendig und zu berechtigt, als daß sie mit ihnen hätte untergehen können. Nach mehreren an der Kläglichkeit ihrer Urheber gescheiterten Versuchen nahm endlich wieder ein wirklich bedeutender Mann die demokratische Revolution auf: C. Marius. Allein der gefeierteste Feldherr seiner Zeit, der größte militärische Organisator, den Rom bis dahin besessen, war auf politischem Gebiete ein wahres Zerrbild. Nach den phantastischesten Schwankungen des Schicksals starb er, augenblicklich Sieger, gerade in dem Moment, wo die von ihm verfochtene Sache doch für den Augenblick unrettbar verloren war. Aber die demokratische Revolution

Marius.

war mit einer neuen Waffe vertraut geworden. Die eben unter und durch Marius zur Tatsache gewordene Umwandlung der römischen Armee aus einer Bürgermiliz in ein Berufsheer war ein wesentlicher Schritt nach vorwärts im Sinne der bewußt zur Revolution, unbewußt zur Monarchie drängenden demokratischen Bewegung.

Vorerst kam es freilich anders. Jetzt hatte auch die konservative Partei ein fähiges Haupt erhalten, und P. Cornelius Sulla räumte gründlich auf mit den Folgen der Revolution. Sulla. Nie hat ein Mann eine auf Grund weltgeschichtlicher Notwendigkeit verlorene Sache im letzten Moment noch einmal so gründlich aufgerichtet und befestigt wie Sulla die oligarchische Republik. Und dennoch: trotz allen extremen Gegensätzen ist er unfreiwillig zum wichtigsten Vorgänger Caesars geworden; denn es ist mehr als fraglich, ob das durch und durch morsche Staatssystem ohne diese wohl nur provisorische aber doch ausgiebige Konsolidierung überhaupt so lange zusammengehalten hätte, um das Eingreifen Caesars noch zu erleben. Bezeichnend ist es allerdings, daß der glückliche Wiederhersteller der Republik dies sein Werk nicht anders durchzuführen imstande war als durch Usurpierung der weitestgehenden monarchischen Gewalt.

So vegetierte die Republik und ihre oligarchische Regierung in relativer Sicherheit vorerst weiter. Aber so stark war das monarchische Prinzip bereits geworden, daß dem jeweilig gerade zufällig bedeutendsten Manne des Staates, wenn er nur wollte, eine Stellung als selbstverständlich eingeräumt wurde, die faktisch von der eines Monarchen nicht wesentlich verschieden war. So kam es, daß ein Mann wie Cn. Pompejus, Pompejus. wiederum ein bedeutender Feldherr, aber unfähiger Staatsmann, überdies höchst zweideutigen politischen Charakters, ohne Revolution zu einer derartigen Position gelangen konnte. Selbst seine Kriegstaten waren nicht von der Bedeutung derer des Marius; aber weil damals zufällig kein anderer Gelegenheit gefunden hatte Glänzenderes zu leisten als gerade er, so war seine Stellung eben die des Einäugigen unter den Blinden. Und doch war er ein so schlechter Politiker, daß er, obwohl mit glühendem Ehrgeiz nach der Herrschaft strebend, in dem Augenblicke, da die Krone zum Greifen vor ihm lag, davon vollkommen überrascht war und in der Folge Fehler beging, die ihm den fast sicheren Erfolg kosteten. Und noch einmal konnte die Republik aufatmen.

Caesar.

Jetzt kam Caesar.

Die catilinarische Verschwörung, das sogenannte »erste Triumvirat«, die Eroberung Galliens, und endlich der letzte gigantische Entscheidungskampf: — wir haben dies alles bereits zu betrachten Gelegenheit gefunden. Caesar hatte die Demokratie durch die Revolution zum Siege, zur Monarchie geführt. Er war Monarch. Freilich nicht in dem Sinne, wie man bis dahin die Monarchie verstanden und speziell in Rom perhorresziert hatte. Caesars Monarchie war nicht das absolute, sich selbst zum Zwecke dienende Königtum der Orientalen, nicht die willkürliche Tyrannis der Griechen, auch nicht die als Ausnahmszustand gebrandmarkte Diktatur der Römer. Es war der neue Begriff einer Monarchie, wie sie nur in einem Weltreiche Existenzberechtigung und Sinn hatte: der Monarch nicht Herr über rechtlose Untertanen, sondern der sakrosankte höchste Repräsentant des ganzen Reiches, das machtvolle einheitliche Exekutivorgan einer ungeheuren Summe verschiedenster in seiner Hand konzentrierter Volkskräfte. Wenn die ersten römischen Monarchen den Königstitel vermieden, so war allerdings in erster Linie äußere Rücksichtnahme auf die tiefgewurzelten Traditionen der Republik daran schuld; aber bald kam es den Völkern instinktiv zum Bewußtsein, daß dieser Namensunterschied mehr als ein äußerlicher war; und als spätere Nationen, die keinen Grund hatten den altehrwürdigen Königstitel zu perhorreszieren, für diese neue, höhere Form einer Weltmonarchie nach einer Bezeichnung suchten, da fanden sie keine passendere als den glorreichen Namen ihres unsterblichen Schöpfers.

Das Caesarentum.

Die Organisation des Kulturwerkes.

Es ist wunderbar, wie fest und dauerhaft Caesar in der Kürze der ihm zur Verfügung gestandenen Zeit sein Werk gefügt, das ja nicht allein in der Errichtung der Monarchie als solcher, sondern vor allem — anknüpfend an das Lebenswerk des großen Alexander — in einer wesentlichen Neuorganisierung des gesamten Staatskörpers auf Grund politischer und kultureller Homogenität bestand. Allerdings darf man nicht die paar Monate, während welcher er in Rom in ungestörter Ruhe wirken konnte, hier allein in Rücksicht ziehen. Schon bei Betrachtung der gallischen Kriege haben wir gesehen, welch gewaltige Fundamente Caesar damals für sein Werk geschaffen; auch während des ganzen späteren Kampfes zeigt es sich immer und immer wieder, daß seine reformatorische

und organisatorische Tätigkeit auch unter den Waffen eigentlich nie geruht hat. Aber die unglaubliche Menge selbst in den kleinsten Details durchgearbeiteter Reformen, die er gerade während seines kurzen Aufenthaltes in der Hauptstadt nicht nur entwarf, sondern auch ins Leben rief, erscheint nicht minder wunderbar wie die gründliche Fundierung des Gesamtwerkes. Und auch das wichtigste aller speziell auf die Sicherung des Werkes bezüglichen Probleme hat Caesar mit genialer Sicherheit gelöst: die Wahl des Nachfolgers. Es ist bezeichnend nicht nur für Caesars Menschenkenntnis, sondern überhaupt für seine ganze Individualität, daß sein designierter Nachfolger nicht ein Feldherr, sondern ein Staatsmann war. Zur Gründung des Werkes hatte es allerdings des Feldherrn in hohem Grade bedurft; zur Fortführung aber war vor allem der Staatsmann vonnöten, und zwar ein Staatsmann allererster Klasse; und ein solcher war der schmächtige Jüngling, der zu Caesars Lebzeiten nirgends in den Vordergrund getreten und den der große Imperator dennoch zu seinem Nachfolger erkoren hatte. Ohne Zweifel war M. Antonius als Feldherr weit bedeutender als Octavian; allein für den Nachfolger Caesars genügte es nicht, sich gut zu schlagen. Er mußte vor allem wissen, wofür er sich schlug, und gegebenen Falles verstehen, seinen Zweck zu erreichen, ohne zu schlagen, oder andere für sich schlagen zu lassen. Octavianus Augustus war nicht das allumfassende Genie wie Caesar; aber für Caesars Nachfolger bedurfte es jener exzeptionellen Vielseitigkeit nicht mehr; wessen es bedurfte, das war Augustus in vollstem Maße.

Wahl des Nachfolgers.

Das Wunderbarste aber an Caesars Werk ist die Tatsache, daß die leitende Idee desselben durch die ganze mehr als vierhundertjährige Dauer der römischen Kaiserzeit mit verblüffender Konsequenz auch bis ins Detail maßgebend blieb, trotzdem in der langen Reihe der römischen Imperatoren naturgemäß eine erkleckliche Anzahl von Männern sich fand, die persönlich zum wirklichen Verständnis der von einem der größten Genies aller Zeiten übernommenen Aufgabe nicht die geringste Fähigkeit besaßen. Und doch lag damals alles beim Monarchen; von einem Einfluß repräsentativer Körperschaften oder gar der Volksmasse war keine Rede, und der einzige Machtfaktor, den es in der späteren Kaiserzeit neben dem Monarchen noch gab, die Armee, trieb höchstens Personal-, nie aber Realpolitik. Freilich wird man gut tun sich vor Augen zu halten, daß keine Epoche der Weltgeschichte durch die zeitgenössische wie durch

Caesarentum und Kultur.

die spätere Überlieferung derart entstellt worden ist wie eben die römische Kaiserzeit. Vor allem kann die christliche Heiligenlegende, die in begreiflicher Subjektivität in den sporadischen Christenverfolgungen jener Zeit das charakteristische Merkmal der ganzen Epoche erblickt, von dem Vorwurfe der Hauptschuld an der seither vorherrschenden einseitigen Auffassung nicht freigesprochen werden; aber auch das darf man nicht vergessen, daß die Römer selbst überhaupt nie und am allerwenigsten in jenen Tagen einen Geschichtsschreiber besessen haben, der den Zusammenhang der Ereignisse über die aufdringlichen Details der nächsten historischen Umgebung hinweg mit freiem, weitem Blick zu übersehen und zu würdigen fähig gewesen wäre; und die Griechen, die zur Zeit der Republik den Römern den einzigen mit wirklich genialem historischem Blicke begabten Geschichtsschreiber geliefert, hatten späterhin vielleicht nicht mehr das Können, sicher aber nicht die Freiheit, einen zweiten Polybius zu stellen.*)

So wirkte das römische Caesarentum durch Jahrhunderte fort, trotz der noch so verschiedenen Individualität der einzelnen Herrscher mit staunenswerter Konsequenz am unendlichen Werke des großen Schöpfers weiterbauend und sich streng an die Linien haltend, die jener gewiesen. Und so kam es, daß um das ganze Mittelmeerbecken durch Jahrhunderte ein homogenes Kulturreich blühte, wirklich blühte, daß, trotz aller uns überlieferter Greuel und Schandtaten in der Metropole, draußen in der unermeßlichen Weite der Provinzen ein fast ungestörter, sorgfältig gehüteter Wohlstand, verbunden mit einer alle Volksschichten durchdringenden Kultur herrschte, wie sie heute in den weitaus meisten dieser Landstriche auch nicht annähernd zu finden sind. Und wenn schließlich dies alles wenigstens äußerlich und lokal ein Ende nahm, so ist das römische Kaiserregiment als solches trotz aller Verworfenheit der Hauptstadt und mancher Herrscher, trotz aller Christenverfolgungen und Prätorianerrevolten wohl am allerwenigsten schuld daran. Nicht das römische Kaisertum hat die furchtbare Katastrophe der Völkerwanderung veranlaßt; wohl aber ist es das spezifische Verdienst der von Caesar der römischen Weltmonarchie zu-

*) Es ist das unschätzbare Verdienst Mommsens, diese gründliche Verkennung der römischen Kaiserzeit als solche gebrandmarkt zu haben, und der Verlust des IV. Bandes seiner »Römischen Geschichte« ist ein Verlust für die historische Wissenschaft, der dem vielbejammerten der verlorenen Bücher des Livius ganz gewiß nicht nachsteht.

grundegelegten Idee, daß die Fundamente jenes Kulturwerkes auch diese größte Katastrophe der Geschichte zu überdauern vermochten und auf diese Weise, durch die Idee des Christentums verjüngt, die Grundlage wurden für die gesamte kulturelle Entwicklung aller folgenden Zeiten.

* * *

Caesar in der Kriegs-

Um behufs Fixierung der Stellung Caesars in der Kriegsgeschichte mit der organischen Entwicklung derselben zu beginnen, werden wir gut tun, statt mit Delbrück von den Perserkriegen, mit Kromayer von Epaminondas auszugehen. Es gab auch früher Kriege und somit eine Kriegsgeschichte; erst seit Epaminondas aber gibt es eine Geschichte der Kriegskunst, und nur diese hat für uns Interesse. Miltiades, Themistokles, Alkibiades, Kleon und Lysandros mögen mehr oder weniger bedeutende Heerführer gewesen sein, Epaminondas aber war der erste Feldherr; erst er erhob das Kriegshandwerk zur Kriegskunst.*)

Anfänge. Die Phalanx.

Das taktische Instrument vor Epaminondas war die einfache **Phalanx**, eine einheitliche geschlossene Masse, deren vitalste Existenzbedingung eben die Geschlossenheit und damit der absolute Mangel jeder Beweglichkeit innerhalb der Schlachtreihe war. Daher die ungeheuere Schwerfälligkeit des Systems, die Unmöglichkeit jedes kombinierten Manövers in der Schlacht wie der planmäßigen Ausnützung des Terrains, da die Schlachten, um jede Störung des Zusammenhanges zu vermeiden, nur in vollkommen gleichmäßigem, hindernislosem Gelände geschlagen werden konnten.

Die ganze »Kunst« des Krieges bestand in ganz einfachen, jede intellektuelle Idee ausschließenden Manövern. Sich den Rücken decken, dem Gegner die Flanke abzugewinnen trachten, den erhöhten Standort anstreben: das alles sind Kniffe, die zwei miteinander kämpfende Stiere, Keiler oder Hähne ebenso anstreben und ebenso verstehen wie die ägyptischen, persischen oder altgriechischen Feldherren. Und wie beim Tierkampf

*) Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland, I., p. 27—28, 77—85. — Damit soll keineswegs das Ausgehen von den Perserkriegen bei Delbrück verurteilt werden; im Gegenteil ist ihr Studium für das Verständnis der Feldzüge des Epaminondas und der großen Makedonier von grundlegender Wichtigkeit. Nur auf den prinzipiellen Kontrast zwischen diesen Epochen kann eben nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden.

entweder die größere Stärke oder der größere Mut oder schließlich die höhere Geistesgegenwart und Gewandtheit in der Ausführung jener ganz natürlichen Kniffe den Ausschlag gibt, so waren für jene Zeit auch nur eben dieselben Momente maßgebend, aus denen sich ein Unterschied zwischen menschlicher Intelligenz und tierischem Instinkt nicht deduzieren läßt.*)

Hilfswaffen kamen vor, allein sie waren minderwertig und nur zu ganz nebensächlichen Zwecken verwendbar, und wenn sie hie und da ganz ausnahmsweise einen Einfluß auf den Verlauf der Schlacht ausübten, so waren dies ausnahmslos ganz unberechenbare und meist auch unbeabsichtigte Zufälle.

Epaminondas: die schräge Schlachtordnung und die Vernichtungsstrategie.

Epaminondas war der erste, der eine Schlachtidee kannte, und zugleich der erste, der die Vernichtungsstrategie zum Prinzipe erhob. Seine berühmte »schräge Schlachtordnung«, in ihrem Wesen nichts anderes als der Begriff der auf Grund eines einheitlichen Planes verschiedenen Aufgaben verschiedener Gefechtsgruppen oder, um modern zu sprechen, die Trennung von festhaltender und entscheidender Gruppe, enthält das erste jener wenigen aber fundamentalen Axiome der Taktik, welche diese zu einem Teil der Kriegskunst erheben. — In des Epaminondas' Strategie aber ist das bis dahin unbekannte Prinzip der anzustrebenden Vernichtung des Gegners das charakteristische Moment und als solches für die Entwicklung der Strategie von demselben grundlegenden Wert wie seine neue Schlachtidee für die der Taktik.

Philipp und Alexander der Große.

Es ist eine relativ seltene Erscheinung in der Geschichte, daß einer für alle Zeiten epochemachenden Neuerung auf dem Fuße eine gleich bedeutende folgt, daß an ein erstklassiges schöpferisches Genie auf demselben Gebiete unmittelbar ein ebenbürtiges sich anschließt. Diese Ausnahmserscheinung tritt hier zutage. Kaum hatte Epaminondas die Augen geschlossen, als der makedonische König Philipp als ebenbürtiger Nachfolger auf dem Plane der Geschichte erschien, und auch dieser beendete nach kurzem, glanzvollem Wirken seine Laufbahn nur, um seinem noch größeren Sohne Alexander Platz zu machen. Einen solch phänomenalen Aufschwung, eine so plötzliche Entwicklung von tiefster Rudimentarität zu höchster Vollendung,

*) Auf diesem Niveau stehen nicht nur alle sogenannten »großen Feldherren« vor Epaminondas, sondern auch die meisten »Helden« des Mittelalters, vielleicht mit der einzigen Ausnahme Žiškas.

wie sie die Kriegskunst in den vierzig Jahren von Leuktra bis Gaugamela durchgemacht, hat vielleicht die gesamte Weltgeschichte auf keinem Gebiete in keiner Epoche zu verzeichnen.

Philipp und Alexander müssen einheitlich beurteilt werden. Der jüngere führte aus, was der ältere geplant und zum Teil bereits begonnen; freilich war zu solchem Werke volle geistige Ebenbürtigkeit auch zum Fortsetzen und Ausführen unerläßliche Bedingung. Es ist dasselbe Verhältnis, wie es uns später bei Hamilcar und Hannibal, bei Pippin und Karl dem Großen entgegentritt. In jedem dieser Fälle erscheint es uns ganz plausibel, daß der Vater, würde sein Leben ausgereicht haben, dasselbe vollbracht hätte, was so dem Sohne vorbehalten blieb.

Die beiden großen Makedonier knüpften naturgemäß an Epaminondas an. Schon in diesem vollen Verständnisse einer so epochalen und unvermittelten Neuerung liegt ein spezifisch geniales Moment.*) Das große Neue aber, das mit ihnen als ihre Schöpfung in die Geschichte der Kriegskunst tritt, ist die **Taktik der verbundenen Waffen.** Die Nebenwaffen, d. h. die leichten Truppen und vor allem die Kavallerie, bisher ziemlich wertlose und oft geradezu lästige Anhängsel der Armee, wurden nun ebenbürtige Waffengattungen und als solche wesentliche, gleichwertige Elemente, integrierende Bestandteile des Schlachtsystems, das schon durch diese Vielseitigkeit eine wesentlich höhere Variabilität und damit einen prinzipiellen Fortschritt zu verzeichnen hatte.

Die Taktik der verbundenen Waffen.

In erster Linie gilt dies von der Kavallerie und es erscheint nicht überflüssig, um scheinbaren Widersprüchen vorzubeugen, einige Ausführungen daran zu knüpfen.

Heute gilt es als ausgemacht, daß die hervorragende Bedeutung der Reiterei als Schlachtenwaffe ein Kriterium ist für ein im ganzen nicht besonders hochstehendes Niveau der Kriegskunst. Und tatsächlich stellt das makedonische Kriegswesen nicht einen absoluten Höhepunkt, sondern nur eine markante Entwicklungsstufe dar. Allein man darf nicht vergessen, daß die Schulung der Kavallerie zu jener Verwendung, welche eben die höchststehende Kriegskunst von ihr verlangt, notwendig ihre gründliche Ausbildung als Schlachtenwaffe voraussetzt; der Umstand, daß sie als solche tatsächlich weniger in Betracht kommt, gibt noch lange nicht zu, daß sie hierin minderwertig sein darf. Auch die entwickelteste Kriegskunst, ja gerade

*) So hatte z. B. der »Militärschriftsteller« Xenophon, so ausführlich er darüber schreibt, keine Idee von dem eigentlichen Prinzip der »schrägen Schlachtordnung«.

sie vor allem, verlangt eine erstklassige Kavallerie, wenn auch in erster Linie zu anderen Zwecken als zur Schlacht; und dieselbe verliert deshalb nicht das Geringste an absoluter Wichtigkeit.

Vor Alexander aber spielte die Kavallerie eine minderwertige Rolle nicht darum, weil das Niveau der Kriegführung ihre Verwendung als Schlachtenwaffe überflüssig gemacht hätte, sondern darum, weil sie selbst minderwertig war. In diesem Sinne bedeutet der wesentliche Aufschwung der kavalleristischen Tätigkeit im makedonischen Heere tatsächlich einen eminenten Fortschritt gegenüber den vorangegangenen Epochen. —

Die Strategie Philipps wie Alexanders ist gleichfalls Vernichtungsstrategie im weitesten Sinne. Im übrigen kennzeichnet speziell die des letzteren ein Hang zur Großzügigkeit, wie er uns nie früher und nie später in der Geschichte entgegentritt, und der mehr als einmal den Eindruck hervorruft, als sei eben die Großzügigkeit als solche zum Selbstzweck erhoben worden. Jene ofterwähnte Nüchternheit der caesarischen Strategie, welche das übernommene Risiko mit dem angestrebten Zweck stets in Übereinstimmung zu erhalten weiß, läßt sich bei Alexander hie und da vermissen.

Wie erwähnt, stellt das makedonische Kriegswesen einen wesentlichen Fortschritt, aber noch keinen Höhepunkt der Kriegskunst dar. Was ihm noch abgeht, das ist die grundsätzlich garantierte Möglichkeit einer Gefechtsleitung während der Schlacht, mit einem Worte das System der Reserve. Der Begriff der Reserve steht mit dem der Phalanx in grundsätzlichstem Widerspruche; erst wer mit letzterer definitiv brach, konnte zu ersterer gelangen. Wohl finden wir speziell in Alexanders Schlachten mehrere Momente, welche äußerlich an die Reserventaktik gemahnen: sowohl das nicht gleichzeitige, sondern sukzessive Eingreifen verschiedener Teile der Front läßt sich nachweisen, als auch der Wechsel in der Verwendung eines bereits eingesetzten Truppenkörpers auf Grund einer eingetretenen neuen Gefechtsphase. Beides hat mit dem Wesen der Reserve nichts gemein: denn ersteres ist, wenn es nicht geradezu unabsichtlich geschieht, nur nach einem vorgefaßten, in der Schlachtanlage bereits zum Ausdruck gebrachten und während derselben nicht mehr abänderungsfähigen Plane möglich, das letztere aber bleibt immer problematisch und es ist auf die Möglichkeit seines Gelingens, ja überhaupt auf die Möglichkeit, es in Aussicht nehmen zu können,

nie mit Sicherheit zu rechnen. Der klarste Beweis, daß das Wesen der Reserventaktik, d. h. die fortgehende Leitung der Schlacht durch den Feldherrn, damals noch nicht erfaßt war, liegt in der Tatsache, daß der Feldherr — Epaminondas wie Alexander — immer noch zugleich der Vorkämpfer war. Erst die Reserventaktik brachte es mit sich, daß sich der Feldherr notwendig vom persönlichen Kampfe fernhalten mußte; und wenn er damit im allgemeinen auf das gewiß nicht zu unterschätzende psychologische Moment der Anfeuerung der Truppen verzichtete, so bot sich ihm dafür außer dem wesentlichen Vorteil der Schlachtleitung noch die Möglichkeit, durch ausnahmsweises persönliches Eingreifen in den Kampf in Augenblicken höchster Krisis um so durchschlagender zu wirken. Die Geschichte wird daher solche Momente, wie das spontane Exponieren Caesars an der Sabis und bei Munda, Napoleons bei Lodi oder Erzherzog Karls bei Aspern stets sowohl in ihrer Bedeutung für die Charakteristik wie in ihren Folgen höher einschätzen als das selbstverständliche, man könnte sagen reglementmäßige Mitkämpfen der vorcaesarischen Feldherren.

Rom.

Zur Zeit, als die griechisch-makedonische Taktik einen so einzig dastehenden Aufschwung nahm und eine Vollendung erreichte, welcher zur Vollkommenheit nur das eine Prinzip der Reserve fehlte, ein Mangel, der allerdings in der maßgebend gebliebenen taktischen Grundform der Phalanx begründet war: — zur selben Zeit entwickelte sich auf einem andern Abschnitte der damaligen Kulturwelt ein Kriegswesen, welches, obwohl absolut noch lange nicht auf der Höhe des alexandrinischen Schlachtsystems stehend, doch bereits den Keim zu jener höchsten Vollendung in sich trug.

Das Treffen- und Intervallsystem.

Auch Roms Elementartaktik war ursprünglich die Phalanx gewesen. Aber bereits sehr früh, früher als man von einer Schlachtidee und einer Kriegskunst sprechen konnte, hatte die Phalanx dem **schachbrettförmigen Intervall- und Treffensystem** Platz gemacht.*)

*) Die Ansicht Delbrücks, daß die Treffentaktik zum erstenmal in der Schlacht bei Zama, und zwar von beiden Gegnern zugleich, in relativ hoher Vollendung angewendet wurde, ist an und für sich unmöglich und läßt sich auch sonst widerlegen. Die Quellen berichten von Pyrrhus, daß er in seinem Kampfe gegen Rom bereits den wesentlichen Unterschied zwischen seiner und der römischen Taktik kennen lernte und sich entschloß, letztere teilweise zu adaptieren, indem er in der Schlacht bei Ausculum im Zentrum die makedonische Phalanx beibehielt, auf den Flügeln jedoch die römische Schlachtordnung anwandte. Diese ganze

Schachbrettförmige Aufstellung und Treffensystem sind untrennbare Begriffe. Die ursprünglichste Grundidee, welche der Schöpfung dieser Formation zugrundegelegen zu sein scheint, war augenscheinlich die Ermöglichung von Intervallen in der Kampflinie; die Schaffung der Treffen war dann ursprünglich nur Mittel zum Zweck, sie diente als eine Sicherungsmaßregel gegen die Ausnützung der Intervalle seitens des Gegners zum Durchbruch. Eine Aufstellung in einem Treffen mit Intervallen wäre tatsächlich unmöglich gewesen; um die Intervalle zu ermöglichen, mußte man hinter der Kampflinie noch Truppen haben, deren Bestimmung es zunächst war, einem in die Intervalle der Front eindringenden Gegner ihrerseits die Katastrophe zu bereiten. Eine ganz einfache Erwägung ergab schon allein für diesen oder eigentlich in erster Linie für diesen Zweck als günstigste Aufstellungsart der Treffen die schachbrettförmige.*)

Das Wesen der Intervallsfront ist das diametrale Gegenprinzip der Phalanx. Hier die absolute Geschlossenheit, dort die absolute Gelenkigkeit; hier die schwere Wucht des räumlich und zeitlich konzentrierten Angriffs, dort das komplizierte Gefecht der in Kampfeinheiten aufgelösten elastischen Schlachtlinie. Auch heute noch haben die Intervalle und Distanzen nicht den Zweck, daß sie peinlich eingehalten werden, sondern daß die einzelnen Abteilungen sich möglichst frei bewegen können, ohne einander gegenseitig zu behindern. Dasselbe war auch das Grundprinzip der römischen Intervalls-

Erzählung hätte keinen positiven Sinn, wenn nicht damals schon ein geradezu prinzipieller Kontrast zwischen den beiden Kampfsystemen geherrscht hätte; ein solcher aber war nicht möglich, wenn die Römer damals noch in der Phalanx kämpften.

Daß die Treffen bei Cannae und anderen Schlachten nicht erwähnt werden, beweist nichts; sie waren eben selbstverständlich. Bei Zama werden sie erwähnt, weil ihnen dort tatsächlich einige neue Funktionen zukamen. Hannibal scheint seinerseits nur das bei den Römern schon lang bestehende System im Prinzip kopiert und selbständig weiter ausgestattet zu haben.

*) Dem widerspricht nicht, daß die Aufstellung verschiedenartiger Truppenelemente hintereinander in der römischen Taktik zuverlässig älter war als die Intervallstaktik; denn damals standen jene verschieden bewaffneten Kriegerklassen nicht in Treffen gegliedert, sondern angeschlossen hintereinander in der Phalanx. Wie hätte man sie auch anders stellen sollen, wenn einmal die einheitliche Phalanx normiert und dazu verschiedenartige Kontingente zu verwenden waren? — Als dann die Intervalle geschaffen wurden und damit die Notwendigkeit der Schaffung von Treffen gegeben war, war es das Naturgemäße, daß man zunächst diese ohnehin hintereinander stehenden verschiedenen Kontingente auseinanderzog und so die Treffen bildete.

taktik. Die Schlachtfront als ganzes war ursprünglich, ja vielleicht selbst zur Zeit der höchsten Vollendung, nicht so mobil wie die alexandrinische; aber die Beweglichkeit innerhalb der Schlachtfront, mit einem Worte ihre Elastizität war eine ungleich höhere. Darum finden wir in der typischen römischen Taktik nie, auch nicht nach erfolgter Berührung mit der griechisch-makedonischen, die Formierung eines Angriffsflügels durch verstärkte Formationen von Hause aus; derselbe konnte eben auf Grund der Elastizität des Systems nach Bedarf in jedem Moment an jeder Stelle innerhalb der Front gebildet werden.

Diese Elastizität war der Zweck, den die römische Taktik durch die Ermöglichung von Intervallen anstrebte; in ihr liegt der griechisch-makedonischen Taktik gegenüber der prinzipielle Kontrast und damit auch ein neuer, prinzipieller Fortschritt, ein neues taktisches Fundament.

Wir haben gesehen, daß die Treffenformation als solche ursprünglich nur das Mittel war, um die Intervallsfront und damit die Elastizität zu ermöglichen. Diesem Mittel blieb es jedoch vorbehalten, die letzte und wichtigste taktische Grundform aus sich zu entwickeln: die Reserve. Daß diese im Keime, gewissermaßen latent, bereits im Systeme lag, ist unleugbar; daß sie als solche aber den vorcaesarianischen Heerführern gar nicht oder nur sehr unklar zum Bewußtsein kam, geht einerseits daraus hervor, daß alle römischen Feldherren von Camillus bis Marius noch selbst bis zu einem gewissen Grade Vorkämpfer waren, anderseits daraus, daß die einzelnen Treffen verschieden bewaffnet, ja selbst oft aus verschiedenartigem Soldatenmaterial gebildet waren, daher ihnen eine von Hause aus vorbestimmte Aufgabe in der Schlacht zufiel, was dem Grundprinzip der Reserve, der freien Verwendbarkeit für jeden auch unvorhergesehenen Zweck, im Wesen widerspricht.*)

Die Grundbedingung zu einer Änderung schuf endlich der große Reformator C. Marius, indem er zugleich mit der Marius.

*) Hannibal, der überhaupt keine neue Grundform in die Taktik gebracht, sondern nur die bereits existierenden in freiester und genialster Weise verwertet hat — selbst die Schlacht bei Cannae ist nichts anderes als eine kombinierte Variation der Schlachtidee des Epaminondas, mit dem Zentrum als festhaltender Gruppe und beiden Flügeln als entscheidenden Gruppen — Hannibal hat bei Zama vielleicht das glänzendste und freieste Beispiel einer Treffenschlacht vor Caesar geliefert. Und doch treten gerade hier die erwähnten prinzipiellen Unterschiede besonders klar zutage. Die qualitative Verschiedenheit der einzelnen Treffen führte hier sogar zu einer Katastrophe hinter der Front.

definitiven Umwandlung der römischen Armee aus einer Bürgermiliz in ein Söldnerheer die vollkommene Homogenität der gesamten Legionsinfanterie zum Prinzipe erhob. Und noch eine zweite gleich wertvolle Neuerung geht auf ihn zurück: die bisher infolge der großen Zahl relativ kleiner Dispositionseinheiten trotz aller inneren Elastizität als Ganzes schwerfällige Armee würde durch Zusammenschließen der Manipel in Kohorten und die Bestimmung letzterer zu taktischen Einheiten übersichtlicher, lenksamer und damit beweglicher gestaltet und auf diese Weise der einzige Vorteil, den die alexandrinische Taktik bis dahin vor der römischen vorausgehabt, wettgemacht.

Caesar.

So war das Instrument formell bereits zur Vollendung gediehen, als Caesar es übernahm. Als Stratege mit elementarster Großzügigkeit feinste Kunstfertigkeit im Detail paarend, schuf er als Taktiker zuerst bewußt jene letzte und neben der allerersten Schlachtidee des Epaminondas bedeutendste begriffliche Grundform: das Prinzip der **Reserve.** Wie sich dasselbe von Bibracte bis Pharsalus entfaltete und worin es im wesentlichen bestand, respektive heute noch besteht, ist zur Genüge erläutert worden.*)

Die Reserve.

Neben der Schöpfung der Reserve lassen noch andere Neuerungen auf Caesar sich zurückführen. Die Antesignanen bilden in gewisser Hinsicht den Anfang der Verwendung von Linientruppen zum zerstreuten Gefecht. Wichtiger noch, ja ge-

*) Bemerkt werden mag hier nur, daß auch innerhalb des Entwicklungsganges der Reserve bei Caesar ein ganz prinzipieller Fortschritt zutage tritt. Während die einschlägigen Beispiele aus dem gallischen Kriege (Bibracte, Rheintal, Gergovia, Alesia) ausschließlich das Einsetzen der Reserve auf dem gefährdetsten Punkte, also dort, wo der Feind zu siegen droht, aufweisen, zeigt schon Pharsalus im letzten Stadium deutlich die Forcierung der Entscheidung durch Einsetzen der Reserve gegen jenen Punkt, wo man selbst zu reussieren beabsichtigt, ohne Rücksicht darauf, ob der Feind auf einem anderen Punkte unterdessen im Vorteile ist. Das lokale Zusammenfallen der Gegenoffensive gegen den feindlichen Entscheidungsversuch mit der eigenen Entscheidungsoperation ist hier schon mehr ein zufälliges. Es geht aus Caesars eigenen Worten b. c. III. 94: »Neque vero Caesarem fefellit« etc. klar hervor, daß er mit seinem »vierten Treffen« nicht nur die Abwehr des feindlichen Hauptstoßes, sondern von Hause aus die Herbeiführung der Entscheidung im positiven Sinne beabsichtigt hat; die Einsetzung der eigentlichen Hauptreserve, des dritten Treffens, erfolgte endlich nicht in dem Augenblicke, wo die Krisis für die eigene Armee, sondern erst als sie für den Feind hereingebrochen war. — Noch ausgesprochener scheint dieses Prinzip der Reservenverwendung in den uns leider nur aus der Feder unklar blickender und daher auch unklar schreibender Kapazitäten überlieferten Schlachten von Thapsus und Munda, insbesondere in letzterer, zutage getreten zu sein.

radezu fundamental erscheint die Erhebung des **kavalleristischen Aufklärungsdienstes** zu einem speziellen Ausbildungszweige. Der Aufklärungsdienst.

Die Kavallerie der Römer war nie besonders hochstehend gewesen. Dennoch hatte sich, speziell seit dem Kontakte mit dem griechisch-makedonischen Kriegswesen, die Taktik der verbundenen Waffen ziemlich gut entwickelt. Zu Caesars Zeit war nun die Ausbildung der Legionsinfanterie als Hauptwaffe eine derartige, daß die Kavallerie ihre bisherige Bedeutung als Schlachtenwaffe zum größten Teil eingebüßt hatte. Da erschloß ihr Caesar das Gebiet der Aufklärung als neue Domäne.

Aufgeklärt war früher auch worden; aber ein System, eine spezielle Schulung gab es nicht und die Ergebnisse waren auch dort, wo man nicht nebstbei mit Konfidenten arbeiten konnte, sehr problematische. Caesar erhob den Aufklärungsdienst zu einer selbständigen militärischen Disziplin, zum ersten und wichtigsten Beruf der Kavallerie. Auch er schulte seine Reiter zunächst für die Schlacht; denn ohne Kampftüchtigkeit keine Verläßlichkeit; und sie leisteten denn auch in den relativ seltenen Fällen, wo sie Gelegenheit fanden ihre Kampftüchtigkeit zu bewähren, ganz Vorzügliches. Ihre Hauptverwendung aber wie ihre bedeutendsten Leistungen lagen auf dem Gebiete der kavalleristischen Sicherung und Aufklärung, die hier zum erstenmale in der Geschichte auf hohem Niveau organisiert erscheint.

Und damit ist ein großer, abschließender Markstein in der Entwicklung der Kriegskunst gegeben. Fixierung der Stellung Caesars.

In die Zeit von Epaminondas bis Caesar fällt die **Fundierung** der Kriegskunst. Mit Caesar ist sie abgeschlossen. Alles, was dann noch folgte, ist nichts als ein weiterer Aufbau auf diesem Fundamente als Ganzem. Keine große, neue Idee ist mehr dazugekommen; wo eine solche scheinbar auftaucht, ist es nichts anderes als nach Perioden des Rückschrittes ein Zurückgreifen auf schon Dagewesenes, vorübergehend in Vergessenheit Geratenes; im übrigen ein Wust von begleitenden Details, welche, vom Stande der Technik und unzähligen anderen außerhalb liegenden Nebenfaktoren bedingt, mit diesen unaufhörlich wechseln.

Damit erscheint auch Caesars Stellung in der Kriegsgeschichte fixiert: Sein Wirken bildet den Schlußstein im Fundamente der Kriegskunst.

* * *

Deduktionen.

»Die Grundsätze der Kriegswissenschaft sind wenig und unveränderlich; allein ihre Anwendung gleicht sich niemals und kann sich nie gleichen« sagt Erzherzog Karl; und Napoleon empfiehlt in einem sehr bekannten Ausspruche das intensivste Studium der von ihm nominell angeführten großen Kriegsmeister als einziges Mittel zur Ausbildung für den Feldherrn. Welche sind nun die Grundsätze, die man aus den Feldzügen dieser Heerführer lernen kann und deren Studium zum Feldherrnruhme führen soll? Die im vorigen angeführten Grundnormen der Taktik können es nicht sein; denn diese lassen sich in der Schule theoretisch lernen und am Exerzierplatz praktisch üben. Vom militärischen Schul- und Exerziermeister aber bis zum Feldherrn ist ein gewaltiger Schritt. Nicht um jene Grundsätze als solche kann es sich also handeln, sondern vielmehr um ihre Anwendung im konkreten Fall, dieselbe Anwendung, von der Erzherzog Karl sagt, daß sie sich niemals gleicht und nie gleichen kann. Und nun stehen wir vor der Frage: Läßt sich diese Anwendung dann überhaupt erlernen? Gibt es für jeden der unendlich vielen Fälle, vor welche die Praxis den Feldherrn stellen kann, ein anwendbares Paradigma in der Kriegsgeschichte? Nach dem vorangeführten Ausspruche müßten wir dies verneinen; aber wie können wir dann aus diesen Beispielen lernen, wenn wir die Gewißheit haben, sie nie anwenden zu können?

Die Kriegskunst ist einmal eine Kunst, d. h. sie ist eine Disziplin, in welcher die tadellose Befolgung aller Regeln noch lange nicht die Erreichung des höchsten Niveaus involviert, ja mit dieser sehr wenig zu tun hat. Ein gut ausgebildeter Musiker kann bekanntlich eine Sinfonie schreiben, die formell auch den strengsten Ansprüchen genügt, an der sich auch nicht der kleinste Fehler nachweisen läßt; und doch besteht ein Unterschied wie zwischen Himmel und Hölle zwischen diesem Werke und einer vielleicht viel regelloseren Sinfonie von Beethoven. Und dabei kann kein Mensch, und mag er diesen Unterschied noch so fühlen, mit Worten definieren, worin er besteht, ihn gewissermaßen wissenschaftlich analysieren. Das ist es

eben, wodurch die Kunst vom Handwerk sich unterscheidet: nicht Regellosigkeit, aber Unabhängigkeit von der Regel charakterisiert sie:

»Wie fang' ich nach der Regel an?«
— »»Ihr setzt sie selbst, und folgt ihr dann.««

Darin liegt das Geheimnis. Und für dieses Vermögen, sich von der Regel unabhängig zu machen, indem man sie sich selber setzt, dafür haben wir ein Wort, und das heißt: **Individualität.**

Das Kriterium jedes Kunstwerkes, die notwendige Charakteristik jeder über das Handwerksmäßige sich erhebenden Tat des wahren Genies ist der Stempel der Individualität. Darum ist eine solche Tat für sich betrachtet, von der Individualität des Täters losgelöst, nicht mehr ganz sie selbst, ja oft etwas absolut Minderwertiges. Die Individualität aber ist im stande, selbst einen Widerspruch mit den zur handwerksmäßigen absoluten Vollkommenheit erforderlichen Regeln mehr als zu ersetzen. Wir haben dies am eklatantesten bei Caesars italischem Feldzuge nachgewiesen. Dieser Feldzug gehört zu den genialsten, welche die Kriegsgeschichte kennt; und doch müßte sich ein anderer Feldherr, und selbst wenn er in ganz genau derselben Situation wäre wie damals Caesar, wohl hüten, genau dasselbe zu tun. Denn Individualität ist notwendig Originalität. Jede Nachahmung aber schließt die Originalität aus und mit ihr die Individualität und mit dieser wieder eben alles, was die betreffende Tat wertvoll macht. Im Handwerk wird die genaue Nachahmung eines Werkes ein gleich wertvolles erzeugen; in der Kunst nur eine wertlose Kopie.

In unerbittlicher Verfolgung dieser Erwägungen käme man zu dem Resultat, daß jedes Studium der Werke eines genialen Vorgängers nicht nur absolut überflüssig, sondern geradezu gefährlich ist. Wir werden aber uns erlauben dürfen Konzessionen zu machen; denn es gibt keine absolute Kunst, d.h. keine, die sich von allgemein gültigen, also gewissermaßen handwerksmäßigen Regeln vollkommen emanzipieren könnte. Auch ein Goethe und ein Beethoven haben in ihren größten Kunstwerken gewisse Regeln einhalten müssen, die mit ihrer Individualität nichts zu tun haben, die jeder gewissenhafte Schüler ebenso wie sie einzuhalten vermag. Wenn wir nun diese Regeln heraus-

zufinden und zu fixieren suchen, von denen auch die größten Geister sich nicht zu emanzipieren vermochten, welche sie nicht durch ihre Individualität ersetzen konnten, so haben wir das, was wir von ihnen lernen können.

Diese Regeln nun sind naturgemäß wenige und vorwiegend allgemeiner und negativer Natur, d. h. sie weisen hauptsächlich darauf hin, was man selbst in den verschiedensten Fällen nie tun darf, oder aber welche scheinbare Einschränkung, genau betrachtet, nicht stichhältig erscheint; schon diese Erkenntnis ist ein wichtiges Ergebnis obiger Forschung. Und wenn wir nun im weiteren versuchen, jene Normen für die Anwendung der taktischen und strategischen Grundsätze festzustellen und zu formulieren, welche wir auch bei Caesar konsequent befolgt finden, so kommen wir etwa zu folgenden Axiomen:

1. Der einzige wahre Endzweck jeder militärischen Operation ist die **Vernichtung** der feindlichen Streitkräfte; dieselbe kann jedoch nicht nur durch die Entscheidungsschlacht, sondern auch durch rein operative,*) ja selbst defensive**) Maßregeln erfolgen.

2. Alles übrige kann nur **Mittel zum Zweck** sein. In der scharfen **Unterscheidung** zwischen Mittel und Zweck und der konsequenten, weitestgehenden Berücksichtigung dieses Unterschiedes in der Praxis liegt das wichtigste Geheimnis der Kriegführung.

3. Das wichtigste und einzig unentbehrliche Mittel zur Erreichung eines vollen Erfolges ist die **Initiative.** Dieselbe kann, ausgenommen unmittelbar nach einer verlorenen Schlacht, jederzeit, **auch in der Defensive,***) festgehalten werden.

4. Den taktischen Erfolg entscheidet die **Überlegenheit auf dem entscheidenden Punkte im entscheidenden Augenblick.** Diese Überlegenheit braucht aber durchaus nicht eine quantitative zu sein, sondern kann

*) Ilerda 49 v. Chr.

**) Axona 57 v. Chr.

***) Axona 57 und 51, Apsus 48, Alexandria, Africa 47—46.

auch eine qualitative im weitesten Sinne des Wortes sein. (Überlegenheit des Materials in physischer oder moralischer Beziehung, dann Formation, Terrain etc.)

5. Die ideal vollendete Kriegskunst kennt nicht nur kein Schema und keine Schablone, sondern überhaupt kein System. Jedes System als solches, so lange es zu Kraft besteht, bedeutet eine wesentliche Einschränkung der Dispositionsfreiheit und verschließt dem Feldherrn eine unabsehbare Reihe von Chancen; die von jedem System befreite Kriegführung dagegen eröffnet ihm ebensoviele Chancen dem systematisch operierenden Gegner gegenüber.

Über dies letzte und wichtigste Axiom, das gewissermaßen die Anwendung unserer früheren Ausführungen über die Kunst überhaupt auf die Kriegskunst in sich schließt, mögen hier, um Mißverständnissen vorzubeugen, noch einige Erläuterungen folgen.

Der Grundsatz selbst gilt natürlich nur als idealer Grenzwert der Vollkommenheit und kann nebstbei in der Praxis naturgemäß überhaupt nur für die oberste Führung als Maßstab angelegt werden, und auch das nur unter der Voraussetzung, daß diese in der Hand eines Genies liegt, welches imstande ist, durch seine Individualität das System entbehrlich zu machen. Für untergeordnete Verhältnisse könnte dieser ideale Grenzwert nur dann Geltung haben, wenn man in allen Chargen nur gleich vollkommene Genies zur Verfügung hätte, nicht aber, womit ausschließlich gerechnet werden darf, nur Durchschnittsmaterial. Der Durchschnittsmensch aber braucht — eben als notwendige Folge seiner beschränkten Begabung — ein System, um überhaupt funktionieren zu können. Schon daraus, daß das System als solches eben nichts anderes ist als ein Ausfluß der menschlichen Schwäche und Beschränktheit, mit andern Worten, als ein unter Umständen notwendiges Übel,*) resultiert seine Inferiorität gegenüber der von seinen Fesseln befreiten universellen Individualität.

---

*) Nicht um ein Haar anders steht es mit sämtlichen wissenschaftlichen »Systemen«, die demnach schon ihrer Wesenheit nach nie das Attribut »genial« verdienen.

Wenn wir gesagt haben, daß die vollendete Befreiung von jedem System einen idealen Grenzwert darstellt, so verbinden wir damit schon den Begriff, daß dieser Grenzwert bei der Menschlichkeit auch des größten Genies nie vollkommen wird erreicht werden können, ganz abgesehen in unserem Falle von den Konzessionen, welche die oberste Führung an den Intelligenzgrad des Materials, mit dem zu arbeiten sie genötigt ist, wird machen müssen. Immerhin entspricht das Maß von System, welches einer bestimmten Individualität noch anhaftet, dem Maße der Entfernung derselben von der absoluten Vollkommenheit. Wir können daher die absolute und relative Größe eines Feldherrn nach diesem konstatierbaren Maße an System bestimmen. Und da tritt uns denn in den bei aller Einheitlichkeit doch so unendlich vielseitigen Feldzügen Caesars diese Freiheit von allem Systemzwange so klar entgegen wie bei keinem andern Feldherrn, Alexander und Napoleon nicht ausgenommen, die wohl am ehesten Anspruch darauf haben mit Caesar in einem Atem genannt zu werden. Insbesondere bei Napoleon erscheint das Systematische seiner Kriegführung ziemlich ausgesprochen: gleich Caesar hat er zwar seine ersten und bedeutendsten Erfolge durch überraschendes Brechen mit dem Hergebrachten erzielt; aber er hat nur mit den bisherigen Systemen, nicht, wie Caesar, mit der Systematik als solcher gebrochen. Daher konnten in der Folge seine fähigeren Gegner ihm manches ablauschen und mit Erfolg gegen ihn ausspielen und, was schwerer wiegt, seine Persönlichkeit in ein konkretes Kalkül stellen, was bei Caesar niemals möglich geworden ist.

Wir sprechen darum auch mit Recht von einer »napoleonischen Kriegführung« ebenso wie von einer »fridericianischen« und »moltkeschen« nicht nur in abstrakt-idealisierendem sondern auch in konkret-charakterisierendem Sinne, d. h. wir verbinden damit tatsächlich den Begriff eines bestimmten Systems der Kriegführung, während wir bei Caesars Feldzügen einen solchen Begriff aufzustellen nicht in der Lage sind, sondern, so oft wir eine Handlung als »spezifisch caesarisch« bezeichneten, stets nur die Freiheit von jedem System damit anzudeuten hatten.*)

*) Auch unter den oben als konkrete Systeme bezeichneten »Kriegführungen« treten graduelle Unterschiede in demselben Sinne zu tage und liefern auch einen Maßstab für deren Beurteilung. In diesem Sinne ist es bezeichnend, daß z. B.

Das wären also ungefähr die ganzen Deduktionen, die aus Caesars Kriegstaten gezogen werden können. Jetzt erst verstehen wir den eigentlichen tiefen Sinn des vorerwähnten Ausspruches Erzherzog Karls, wie wenig die unveränderlichen Grundsätze der Kriegführung sind und daß ihre Anwendung sich niemals gleichen wird; mit anderen Worten: absolut unzulänglich ist alles, was theoretisch gelernt werden kann; denn es involviert den Begriff der Nachahmung; das einzig Ausschlaggebende bleibt schließlich doch das Neue, noch nicht Dagewesene: **die Individualität.** Und das ist die wichtigste Deduktion.

* * *

Wir haben diese Schlußergebnisse aus den Feldzügen Caesars abgeleitet und stehen schließlich vor der Frage, ob die Wahl dieses Feldherrn für unsern Zweck eine willkürliche war, mit andern Worten, ob dieselbe Ableitung aus den Taten anderer Großmeister der Kriegskunst in gleicher Weise möglich geworden wäre. Erschöpfend könnte diese Frage nur durch Ausführung der diesbezüglichen Versuche und Vergleichung des Resultates gelöst werden, was Zweck dieser Abhandlung nicht sein kann. Eines aber läßt sich konstatieren: daß diese Ableitung aus Caesars Taten am leichtesten sich loslöst. Bei modernen Feldzügen erschwert der Wust nebensächlicher Begleitumstände die Verfolgung des Elementaren, Charakteristischen, ungeheuer; aber auch vor den großen Feldherren der klassischen Antike hat Caesar das eine voraus, worauf im Laufe dieser Arbeit nicht ohne Absicht vielleicht bis zum Überdrusse des Lesers immer und immer wieder hingewiesen wurde: die vollendete Übereinstimmung von Mittel und Zweck und damit die vollendete Klarheit, Durchsichtigkeit und Harmonie des Gesamtwerkes. Auch in der Kriegskunst gibt es eine »künstlerische Proportion«; und eben darauf, daß Caesar bei den gigantischen Dimensionen seiner Werke die künstlerischen Proportionen derselben nie überschritt, beruht seine exzeptionelle Größe. Es ist das Größte, was man vom Genie verlangen kann, sich durch die eigene Genialität nicht beirren zu lassen.

Schlichting in seiner bekannten Tendenz, die moltkesche Kriegführung über die napoleonische zu stellen, notwendig der letzteren mehr System aufoktroyieren mußte, als tatsächlich in ihr liegt.

Und darum neigt auch die Nachwelt in stummer, schweigender Ehrfurcht sich vor dem einen,

»deß Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt bedeutet«,

und darum blickten auch gerade die erleuchtetsten Geister späterer Zeiten mit grenzenloser Bewunderung auf zu jener so gewaltigen, so weltumspannenden und doch in ihrer Größe so unendlich klaren Individualität des unsterblichen Imperators Caesar.

Anhang.

Diskussionen.

»Ausgehend von der selbstverständlichen Tatsache, daß die urteilsfähigsten Fachmänner von der Taktik und dem Militärwesen ihrer Zeit weit mehr verstanden haben müssen, als wir im XX. Jahrhundert, die wir keine lebendige Anschauung mehr davon haben können, müssen wir es zu unserer ersten Aufgabe machen, uns mit größter Gewissenhaftigkeit, Bescheidenheit und Entsagung in den Sinn der Schriftsteller zu vertiefen, sie zu verstehen und aus ihnen zu lernen, ehe wir urteilen und verwerfen.«

Kromayer,
»Antike Schlachtfelder in Griechenland«.

» . . . . nichts kann gefährlicher sein, als ohne strenge Rücksichtnahme auf die Überlieferung den eigenen Witz an die Stelle eines epochalen kriegerischen Geistes zu setzen . . . «

Fuchs, »Hannibals Alpenübergang«.

Vorbemerkung.

Es ist gewiß keine leichte Arbeit, aus den zum Teile lückenhaften, zum Teile widersprechenden antiken Quellen einen Krieg des Altertums zu rekonstruieren. Eine weit schwerere und ich möchte sagen ärgerlichere Arbeit aber erwächst für denjenigen, der obigen Versuch unternimmt, aus der Notwendigkeit, sich zu diesem Zwecke erst auch noch durch den Wust der einschlägigen modernen Literatur durcharbeiten zu müssen. Daß ich nach gewissenhaftem Studium der letzteren schließlich nichts anderes tun konnte, als in allen wesentlichen Punkten ausschließlich auf die Originalquellen zurückgehen, habe ich im Vorwort betont; daß mich dieser Vorgang teilweise zu ganz anderen Resultaten geführt hat als manchen anderen Geschichtsschreiber, der sich vielleicht durch das Studium der modernen Literatur von den Originalquellen allzuweit ablenken ließ, wird der orientierte Leser wohl wahrgenommen haben. Als Bekräftigung meiner Auffassung könnte allein genügen, daß dieselbe immer und überall auf die für unbefangenes Urteil maßgebendste, ja einzig maßgebende Quelle zurückgeht. Immerhin sehe ich mich jedoch, mit Rücksicht auf die wohlbegründete Autorität anderer Schriftsteller, veranlaßt, die wichtigsten Abweichungen dieser meiner Auffassung speziell von den Ausführungen Napoleon III., Stoffels und Delbrücks kurz zu rechtfertigen.

Über die Treffen- und Intervalltaktik.

Es gibt strittige Punkte in der Darstellung der Kämpfe Caesars, wo die Entscheidung für die eine oder andere Ansicht für die Auffassung und das Verständnis des Ganzen mehr weniger irrelevant ist; solche Streitfragen können dem Zwecke dieser Arbeit zufolge hier füglich ignoriert werden. Es gibt aber auch solche, wo eine Diskussion, der Wichtigkeit der Frage entsprechend, nicht zu umgehen ist. Eine solche Frage ist die, ob die römische Taktik eine bloße Treffentaktik oder aber eine Treffen- und Intervalltaktik gewesen ist.

Rüstow hat in Übereinstimmung mit allen bis dahin kundgegebenen Ansichten sich für letzteres entschieden. Stoffel hat die schachbrettförmige, also in Intervalle gegliederte Aufstellung für den Aufmarsch vor dem Gefechte akzeptiert, jedoch für den Moment des Zusammenstoßes den weitern Aufmarsch des ersten Treffens in eine zusammenhängende Linie angenommen. Delbrück endlich und mit ihm Fröhlich hält die römische Legionsformation für eine nur in Treffen gegliederte, frontal zusammenhängende Phalanx und verweist die aus den Quellen unzweideutig nachweisbare schachbrettförmige Aufstellung ausschließlich auf den Exerzierplatz.

Um sich in dieser Frage ein Urteil zu bilden, muß man von der Tatsache ausgehen, daß der Kontrast der römischen Legionstaktik und der griechisch-makedonischen Phalanx vom ersten Augenblicke des Gegenübertretens an (im Kriege gegen Pyrrhus) als ein absolut prinzipieller empfunden wurde. Dies wäre aber kaum der Fall gewesen, wenn der ganze Unterschied darin bestanden hätte, daß auf der einen Seite alle Glieder aneinander angeschlossen, auf der anderen dieselben treffenweise hintereinander verteilt waren.*) Es ist auch nicht einzusehen, welchen Vorteil die bloße Treffengruppierung in der Praxis hätte haben sollen. Die Stoßkraft, dieses erste Kriterium für den Wert einer Phalanx, war unzweifelhaft wesentlich reduziert; der Ersatz, das rasche Ausfüllen von vorn entstandenen Lücken, war durch die größere Entfernung bedeutend verzögert. Was blieb also noch übrig? Eine vermehrte Beweglichkeit konnte durch die Treffengliederung allein nie erzielt werden, so lange die Abteilungen frontal ununterbrochen zusammenhingen. Mit einem Worte: Die Nachteile der Phalanx blieben aufrecht, die Vorteile waren wesentlich vermindert.

Es ist eine Täuschung, wenn Delbrück glaubt, schon die Tatsache einer Einteilung der Phalanx in horizontalem und vertikalem Sinne in kleine Einheiten hätte eine größere Beweglichkeit und Elastizität bedingt, »die Phalanx hätte Gelenke bekommen«. Eine solche theoretische Einteilung blieb ganz illusorisch, wenn sie nicht praktisch, d. h. durch Intervalle zwischen den Abteilungen zur Geltung kam: ohne Intervalle gibt es keine Elastizität in der Front. Wenn zwei Männer Schulter an Schulter gedrängt kämpfen, so hindern sie einander in gleicher Weise, ob sie nun mitten in der Front einer und derselben Abteilung stehen oder als aneinanderstoßende Flügelmänner zwei verschiedenen Abteilungen angehören. Nur der faktische Spielraum zwischen den beiden, nicht aber die nominelle Zugehörigkeit jedes

*) Überdies datiert nach Delbrück auch die Treffenaufstellung aus einer viel späteren Zeit, der Schlacht bei Zama, so daß es absolut unerfindlich ist, worin der erwähnte Gegensatz zu Pyrrhus' Zeiten bestanden haben soll.

einzelnen gibt hier den Ausschlag. Und was vom einzelnen Kämpfer gilt, gilt ebenso von ganzen Abteilungen. Mit anderen Worten: Die Phalanx bleibt praktisch ganz dieselbe, ob sie nun eine einheitliche große Einheit darstellt oder aber aus vielen kleinen, jedoch in gleicher zusammengeschlossener Formation zu einem großen Körper vereinigten Einheiten besteht.

Delbrück führt in seiner »Geschichte der Kriegskunst«, I., pag. 255 ff., selbst eine Stelle aus Livius an, in welcher der Vorgang während des Kampfes genau so dargestellt wird, wie Rüstow es meint.*) Da dies natürlich Delbrücks Ansicht total widerlegen würde, so wird, nachdem zunächst eine Reihe nicht in den Kram passender Stellen mit souveräner Willkür als »zu streichen« bezeichnet wurde, das Meritorische der Sache schließlich als bloßes Exerziermanöver hingestellt. Nun frage ich: Weshalb wurde ein an und für sich so schwieriges taktisches Manöver auf dem Exerzierplatze so gründlich gedrillt, wenn es im Ernstfalle verpönt war? Und das noch dazu zu einer Zeit, wo das römische Heer noch nicht Berufsheer, sondern ausschließlich Bürgermiliz war, sich daher kaum die Zeit vergönnen konnte, mit den militärischen Übungen auf kunstvollen Umwegen auszuholen, mit dem Komplizierten zu beginnen, um das Einfache zu erreichen?

Es ist bezeichnend, daß mit der fortschreitenden Entwicklung der römischen Taktik die Bezeichnung »Phalanx« immer mehr verschwindet. Caesar gebraucht sie nicht ein einziges Mal für römische Truppen, sondern stets für Nichtrömer und in bewußtem Gegensatze. Die Intervalle selbst erwähnt er ebenfalls, wenn auch selten und meist indirekt, da sie eben selbstverständlich waren; mehrmals erwähnt er das stets übel empfundene Zusammendrängen der Abteilungen (conferta signa), was logischerweise nur durch Verlust der vorher vorhanden gewesenen Intervalle denkbar ist. Einmal spricht er von einem Durchbruch des Gegners durch ein Intervall (b. g., V., 15). Der Einwand Fröhlichs, das Intervall wäre in diesem Falle dagewesen, weil die beiden Kohorten, zwischen denen der Durchbruch erfolgte, verschiedenen Legionen angehörten, ist nicht stichhältig; denn war das Intervall zwischen zwei Kohorten verschiedener Legionen möglich, warum soll es zwischen zweien derselben Legion unmöglich gewesen sein?

Wiederholt erwähnt Caesar das Faktum, daß isoliert vorprellende Kohorten vom Gegner in Flanke und Rücken angegriffen und übel zugerichtet wurden. (Aduatuca, Ilerda, Ruspina). Schon dieser immer und immer wiederholte Versuch einzelner Abteilungen, isoliert vorzubrechen, war bei einer Phalanx im Sinne Delbrücks ausgeschlossen; denn wenn der frontale Zusammenhang wirklich eine so vitale Bedingung der römischen

*) Liv., VIII., 8.

Taktik war, dann mußte die ganze Ausbildung von Haus aus so angelegt werden, das ein Vorprellen mit einzelnen Abteilungen gar niemals jemandem auch nur in den Sinn kommen konnte; denn durch ein solches wurde dann nicht nur, wie wir allerdings lesen, die vorbrechende Abteilung selbst gefährdet, sondern in noch viel höherem Grade die durch jenes Vorbrechen zerrissene Phalanx: Davon lesen wir aber nichts, im Gegenteil lassen alle jene Stellen sehr klar erkennen, daß die Gegenwirkung des Feindes sich jederzeit ausschließlich auf die vorgeprellte Abteilung, nie aber auch auf das durch ihr Vorprellen in der Front entstandene Intervall richtete. Dies beweist aber eben, daß eine Lücke in der Front für die römische Taktik nicht empfindlich war. Man wende nicht ein, daß in diesem Falle die Lücke durch eben die vorbrechende Abteilung gedeckt war. Denn wenn schon diese hiezu genügte, obwohl sie sich selbst in schlimmer Situation befand und schweren Verlusten ausgesetzt war, so konnte diese Aufgabe noch viel besser von einer gleichen Abteilung gelöst werden, welche intakt hinter dem Intervall bereit stand, um dem eventuell in dasselbe eindringenden Gegner offensiv entgegenzutreten. Das aber ist eben das Wesen der Treffen- und Intervalltaktik, wie Rüstow es auffaßt und worin ich ihm folge.

Intervalle und Treffen ergänzen sich: durch die Intervalle — und nur durch sie — wurde jene Elastizität erreicht, welche den prinzipiellen Unterschied zwischen der römischen Legionartaktik und der aller anderen antiken Kriegssysteme ausmacht; die Treffen wieder hatten zu allererst den Zweck, die gefährliche Seite der Intervallsfront, d. i. die Möglichkeit ihrer Zersprengung durch Eindringen des Gegners in die Intervalle, zu paralysieren. So ist es im Prinzip noch heute und so war es auch damals, mit Rücksicht auf die auf engen Raum beschränkte Waffenwirkung eben in kleinerem Maßstabe. Mit anderen Worten: Die Phalanx als solche ist notwendig gegen Durchbruch empfindlich; die römische Legionsfront aber war es erwiesenermaßen nicht. Darum war damals schon, ebenso wie heute, der Durchbruch das schwierigste und undankbarste taktische Problem und eine Entscheidung fast nur durch Flügeldruck oder Flankenwirkung zu erreichen.

Resumé: Wir haben in dem militärischen Terminus technicus »quincunx« einen Beweis für die schachbrettförmige Aufstellung an sich, in der vorerwähnten Erzählung des Livius einen Beweis für die Kampftätigkeit in dieser Formation, in zahlreichen Stellen bei Caesar die Erwähnung des Verlustes der Intervalle, was ihre vorherige Existenz voraussetzt, und der absoluten Unempfindlichkeit

derselben in der Treffenfront; endlich in der Analogie der heutigen Verhältnisse die Probe für die Möglichkeit dieses ganzen Systems. Wir können somit getrost der Auslegung des eminenten militärischen Fachmannes Rüstow uns anschließen, umsomehr als wir nur an der Hand seiner Auffassung jenen ofterwähnten prinzipiellen Unterschied zwischen Legion und Phalanx erkennen können, welcher absolut unleugbar ist und notwendig zum Ausgangspunkt jeder Diskussion über dieses Thema gemacht werden muß.

Mit diesen Ausführungen soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß ich mir die Funktionierung der römischen Legionartaktik derart denke, daß die Legionen in der Quincunxformation, mit genauer Einhaltung der Intervalle, geradeaus vorstürmten, ohne Rücksicht darauf, ob die einzelnen Kohorten in ihrer Direktion auf ein angreifbares Ziel trafen oder einen Luftstoß machten, und ob das Angriffsterrain in der geraden Direktion günstig war oder nicht. Ein so schablonenhaftes Vorgehen hätte nichts weniger geboten als die ofterwähnte Elastizität: denn auch die Intervalle machen dieselbe in dem Augenblick vollkommen illusorisch, wo sie peinlich genau eingehalten werden müssen. Nur die systemisierte Möglichkeit, diese Intervalle in jeder Richtung beliebig zu vergrößern oder zu verkleinen und, wenn es ersprießlich erscheint, ganz aufzuheben, involviert die Elastizität.

Die sinngemäße Auffassung der Intervalltaktik besteht vielmehr darin, daß die Legion wohl in der Quincunxformation zum Angriffe bereitgestellt wurde, daß es aber in der Folge Sache der Legions-, beziehungsweise Korpskommandanten war, sich für den Angriff selbst mit Rücksicht auf die sichtbare feindliche Front, das Terrain etc. innerhalb ihres Gefechtsraumes Einbruchsstellen zu wählen und gegen dieselben eine beliebige Anzahl Kohorten zu vereinigen. Diese konnten nun je nach Bedarf konzentrisch auf den betreffenden Punkt losgehen oder aber von Hause aus in dicht geschlossene Angriffskolonnen formiert werden. Ergaben sich durch dieses Zusammenziehen vieler Kohorten gegen einen Punkt an anderer Stelle zu große Intervalle, so konnten diese sofort durch Kohorten des zweiten Treffens ausgefüllt werden.

Das ist der springende Punkt der Intervalltaktik: Sie ermöglichte mit größter Leichtigkeit und absoluter Friktionslosigkeit die Bildung beliebig starker Angriffsgruppen an jedem beliebigen Punkte in jedem beliebigen Momente der Schlacht, ohne daß dafür schon in der ursprünglichen Schlachtordnung hätte Vorsorge getroffen werden müssen; gestattete also die augenblickliche und vollste

Ausnützung jeder im ganzen Verlaufe der Schlacht sich irgendwo bietenden Chance der taktischen Situation oder des Terrains durch jede einzelne Gefechtsgruppe in voller Unabhängigkeit von den andern Gruppen und vom Ganzen.

Darin lag die vielberufene Elastizität, darin der ganze Wert dieser mit Rücksicht auf die Kampfmittel höchstentwickelten Kriegsform, welche die Geschichte bis auf unsere Tage aufzuweisen hat.*)

Über die Glaubwürdigkeit der statistischen Angaben bei Caesar.

Die wichtigste an Delbrücks aufsehenerregende Publikationen sich knüpfende Diskussion betrifft die statistischen Daten.

Delbrücks spezifische Anschauung, die er in seinem Werke »Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte« ausführlich zum Ausdruck bringt, besteht aus zwei scharf auseinander zu haltenden Thesen:

1. Daß die hauptsächlich aus dem Altertume uns überlieferten kolossalen Heereszahlen, speziell über »Barbarenheere«, unverhältnismäßig stark übertrieben sind.

2. Daß alle Schlachten der Geschichte — mit verschwindend wenigen Ausnahmen — durch die numerische Überlegenheit entschieden wurden; daß also umgekehrt der historisch beglaubigte Ausgang einer Schlacht allein — wieder mit den gewissen wenigen Ausnahmen — einen sicheren Schluß auf das numerische Verhältnis beider Teile gestattet, mit anderen Worten, daß der jeweilige Sieger auch stets der numerisch Stärkere gewesen sein muß, da er, wenn er dies nicht gewesen wäre, nicht hätte siegen können.

Von der ersten These ist Delbrück ausgegangen; seine Arbeit »Die Perserkriege und die Burgunderkriege« verdankt ihr allein ihre Entstehung. Es ist ein unbestreitbares Verdienst, das er sich in dieser Frage erworben hat, und seinen gegen Herodot sowie diverse Chronisten

---

*) Dieser Auffassung folgend, habe ich auch in den Plänen die Quincunxformation nur dort zur Darstellung gebracht, wo die Situation vor dem ersten Anlaufe darzustellen war. Bei Fixierung späterer Gefechtsmomente wurden durchwegs nur die Legionen als Ganzes eingezeichnet.

gerichteten Ausführungen kann man nur beistimmen. Nun aber hat er sich durch den wohlverdienten Erfolg verleiten lassen, aus dieser ersten These die zweite abzuleiten, beide in einen prinzipiellen Zusammenhang zu bringen und zu ihrer Illustrierung das eingangs erwähnte groß angelegte Werk in Angriff zu nehmen. Und damit, nämlich mit der Aufstellung der zweiten These und deren meritorischer Verquickung mit der an und für sich richtigen ersten, ist er entschieden zu weit gegangen.*)

Daß Delbrück in konsequenter Verfolgung dieser Tendenz in die größten Widersprüche mit der gesamten bisherigen historischen Überlieferung geraten mußte, ist ebenso klar, wie daß er nur durch eine stellenweise sehr gezwungene Beweisführung seinen Standpunkt zu wahren vermochte. Dazu kommt, daß er hiebei nicht nur mit Herodot und ähnlichen militärisch nicht sonderlich ernst zu nehmenden Schriftstellern, sondern folgerichtig gerade mit den ersten Fachautoritäten dieses Gebietes in Konflikt geriet. So vor allem auch mit Caesar.

Für denjenigen, der nun die Zurückweisung dieser Geschichtsummodelung sich zur Aufgabe stellt, ergibt sich aus dem Vorgesagten die Pflicht, die beiden Thesen Delbrücks konsequent auseinanderzuhalten, auch dort, wo Delbrück selbst sie bewußt oder unbewußt verquickt. Hiebei wird es sich zeigen, daß Delbrück mit der ersten These im allgemeinen fast immer recht hat, insofern als wir die großen Ziffern der Barbarenheere — auch bei Caesar — als stark übertrieben bezeichnen dürfen; und aus dem folgenden wird es auch erhellen, daß daraus selbst Caesar nicht ein so schwerer Vorwurf gemacht werden kann, als es für den ersten Augenblick scheinen mag. Wo aber Delbrück so weit geht behaupten zu wollen, daß nicht nur die absolute Ziffer des gegnerischen Heeres zu hoch gegriffen, sondern auch das relative Stärkeverhältnis wissentlich umgekehrt angegeben sei, dort ist er gewaltig im Irrtume; und dies soll im folgenden mit einiger Ausführlichkeit klargelegt werden.

Selbstverständlich muß Delbrück, seiner Tendenz treu, nachweisen, daß Caesar immer und überall, mit einziger Ausnahme der Schlacht von Pharsalus,**) der numerischen Überlegenheit sich erfreut hat. Da nun diese Behauptung mit der weitaus wichtigsten und militärisch einzig brauchbaren Quelle, den »Kommentaren«, in unlöslichen Widerspruch gerät, so bleibt ihm nichts übrig, als über dieselbe den Stab zu brechen und seine Ansicht auf Quellen von absolutem militärischem Unwert aufzubauen. Da ihn aber selbst diese, wie gesagt militärisch nicht vielleicht nur ein-

*) Es wird sehr interessant werden zu konstatieren, wie der unzweifelhaft gute preußische Patriot Delbrück in der weiteren Fortsetzung seines Werkes diese These auf Friedrich den Großen anwenden wird.

**) Deren Daten übrigens auch entsprechend zugestutzt werden.

seitigen, sondern ganz unzulänglichen Quellen in der Verfolgung seiner Tendenz nur allzu oft im Stiche lassen, so erübrigt dann nur, an diesen Stellen die Abweichung mit eben jener Unzulänglichkeit der Quelle zu erklären, welche sonst, wo der Text mit Delbrücks Tendenz übereinstimmt, gar nicht in Rechnung gezogen wird. Kurz gesagt: In allen Quellen ist nur das als richtig anzunehmen, was mit Delbrücks erst zu beweisender Ansicht übereinstimmt; nachdem man nun alles, was mit ihr im Widerspruch steht — darunter die Hauptquelle von A bis Z — ausgeschieden hat, so ergibt der verbleibende traurige Rest allerdings folgerichtig den unwiderleglichen Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht. Quod erat demonstrandum.

Zur Bemäntelung dieser Beweisführung werden hauptsächlich zwei Tatsachen angeführt. Erstens, daß die militärische Hauptquelle, Caesars Kommentare, eben die Darstellung vom caesarianischen Parteistandpunkt enthält und eine gleiche vom Gesichtspunkte seiner Gegner, an der man erstere kontrollieren könnte, fehlt. Zweitens, daß eine zweite, auch caesarianisch gefärbte Darstellung dieser Ereignisse von Asinius Pollio existiert hat, welche mit den »Kommentaren« in einem gewissen Widerspruche stand und auch ganz andere, und zwar verläßlichere Daten geboten haben soll.

Auf den ersten Grund läßt sich erwidern, daß eine militärische, vom gegnerischen Standpunkte stammende Darstellung der Kämpfe Caesars für uns gewiß von hohem Werte wäre, wir aber nicht vergessen dürfen, daß einer solchen Darstellung noch ganz unverhältnismäßig mehr Vorsicht und Skepsis entgegengebracht werden müßte; denn psychologisch betrachtet hat der Besiegte weit mehr Grund zu tendenziöser Entstellung der Tatsachen als der Sieger.

Übrigens besitzen wir ein sehr ausführliches, in scharf anticaesarianischer Tendenz verfaßtes Werk, Lucanus' »Pharsalia«, welches Epos trotz seiner dichterischen Form überaus viele und genaue militärische Daten enthält. Da diese bezeichnenderweise auffallend mit der caesarianischen Überlieferung übereinstimmen, obwohl Lucanus der Zeit nach die republikanische Tradition noch ganz unmittelbar zur Verfügung stehen mußte, so kann Delbrück dieses Stück anticaesarianischer Überlieferung eben leider auch nicht brauchen. Wir werden übrigens noch darauf zurückkommen, wie er sich aus dieser Klemme hilft.

Und nun zu Asinius Pollio. Dieser Mann, persönlich ein intimer Freund Caesars, aber militärisch gänzlich unbedeutend — Caesar erwähnt ihn trotz aller Freundschaft nie in seinen »Kommentaren« — hat nach Caesars Tode eine Geschichte des Bürgerkrieges herausgegeben, welche uns verlorengegangen ist. Aus dieser nicht mehr existierenden Geschichte wird nun direkt oder indirekt alles das be-

wiesen, was man zur Desavouierung der »Kommentare« eben braucht. Als Brücken dienen eine Anzahl denkbar unmilitärischer Schriftsteller, welche bei ihrer Arbeit angeblich oder nachweislich Pollio benützt haben.

Nun hat Delbrück auf Seite 367 des I. Bandes seiner »Geschichte der Kriegskunst« ein überaus drastisches Beispiel einer Benützung des eminent militärisch gebildeten Schriftstellers Polybius durch den militärischen Laien Livius angeführt zum Beweise, wie vorsichtig man derartigen Übertragungen gegenüber sein muß, und ausdrücklich darauf hingewiesen, wie eine solche dilettantenhafte Exzerption einer guten Originalquelle zu ganz falscher Auffassung der wirklichen Ereignisse führen kann, wenn man nicht zufällig in der Lage ist, jene Originalquelle selbst zur Kontrolle heranzuziehen. Nun aber steht Livius, was allgemeines Verständnis auch in militärischen Dingen sowie überhaupt wissenschaftlichen Ernst und Gewissenhaftigkeit der Darstellung anbelangt, turmhoch über Plutarch, Appian*), Dio Cassius oder gar Orosius (!). Und da sollen die von diesen Schriftstellern aus Pollio übertragenen Daten, die wir nicht mehr mit ihrer Originalquelle zu vergleichen in der Lage sind, einen Beweiswert repräsentieren? Man braucht nur als kontrollierbares Beispiel anzuführen, wie einzelne eben dieser Schriftsteller Caesars »Kommentare« über den gallischen Krieg »benützt« haben, um sie in dieser Beziehung klassifizieren zu können. Wenn nun Delbrück das Faktum dieser Unverläßlichkeit übernommener Berichte so kraß betont, wo es ihm eben in den Kram paßt, warum geht er an anderer Stelle so souverän darüber hinweg?

Daß für den unbefangenen militärischen Beurteiler eine auf solchen Wegen aus solchen Quellen deduzierte Folgerung gegenüber den präzisen Angaben der unmittelbarsten Fachautorität, die es in diesem Falle überhaupt geben kann, aber auch nicht den geringsten Wert haben kann, dürfte nach dem Ausgeführten klar sein. Dennoch mögen in der Folge einige der wichtigsten Momente in dieser Richtung kritisch untersucht werden.

Der Feldzug gegen die Helvetier.

Bei diesem Feldzuge muß man zunächst die politische Vorgeschichte einer eingehenden Untersuchung unterziehen, was auch Delbrück nebst vielen andern bereits versucht hat, er selbst allerdings unter dem ausgesprochenen Einfluß seiner vorgefaßten Tendenz.

Vor allem ist es nicht einzusehen, warum man die von Caesar als Motiv der Auswanderung angegebene Übervölkerung Helvetiens nicht

*) Speziell das Muster eines antiken Zivilstrategen.

akzeptieren soll. War doch diese nicht nur bei den Helvetiern, sondern bei sehr vielen nordischen Völkern schon in damaliger Zeit der letzte Grund für jene nicht mehr ganz zur Ruhe kommende Bewegung, die nach konstanter, uneindämmbarer Steigerung endlich in der Völkerwanderung ihren elementaren Ausbruch fand. Und hiebei mußte sich dieselbe bei den Helvetiern infolge der auch von Caesar zur Begründung angeführten engen natürlichen Grenzen, die eine allmähliche Expansion verhinderten, ganz besonders empfindlich bemerkbar machen und zu einer förmlich explosiven Lösung drängen. Akzeptiert man aber dieses Moment, so muß man notwendig die Bevölkerungsdichte höher veranschlagen als Delbrück dies seiner Tendenz zuliebe tut, und damit wächst auch sofort die Glaubwürdigkeit der von Caesar überlieferten Stärkeziffern.

Was den Plan betrifft, den die Helvetier sich für die Durchführung der Auswanderung zurechtgelegt hatten, so ist allerdings manches unklar, hat aber mit der Beurteilung der militärischen Ereignisse nicht so viel zu tun, als Delbrück glaubt; überdies ist es ganz gut möglich, daß Caesar selbst hierüber nicht viel genauer orientiert war als wir und gleichfalls auf Vermutungen und Kombinationen angewiesen blieb. Am plausibelsten erscheint, daß der weitblickende Orgetorix sich die Bereitwilligkeit des Volkes, der Übervölkerung wegen auszuwandern, zu nutze machte und dabei für seine Person ähnliches plante, wie Ariovist es ausgeführt; der Marsch ins Santonenland war dann nur ein Vorwand, den er der großen Masse des Volkes an die Nase band. Die angeknüpften Verbindungen sprechen für diese Kombination und es ist ganz gut möglich, daß die nach dem Tode des Orgetorix doch ins Rollen gekommene Bewegung jetzt von seinen eingeweihten Verbündeten (Dumnorix) weiter im selben Sinne ausgenützt wurde. Daß die Spitze des Ganzen, wie Delbrück annimmt, gegen Ariovist gerichtet war, ist nicht nur möglich, sondern auch insofern ziemlich wahrscheinlich, da die geplante Aktion früher oder später doch zur Kollision mit dem Germanenfürsten führen mußte. Wir haben daher die ganze Auswanderung als eine auf Grund der tatsächlich vorhandenen Übervölkerung in Szene gesetzte Intrige der Clique Orgetorix-Dumnorix etc. anzusehen, wobei die Masse des Volkes gar nicht ahnte, um was es sich eigentlich handelte, sondern den Vorwand des Marsches in das Santonenland plausibel fand. Daraus ließen sich auch die Reibungen erklären, welche sich später zwischen den Helvetiern und ihren Verbündeten einstellten, sowie die unklare Marschlinie; die Helvetier mußten eben marschieren, wie die Haeduer es für gut befanden.

Wie man sieht, ist diese Hypothese von der Delbrücks nicht wesentlich verschieden, wobei sie allerdings ebensowenig den Anspruch macht, mehr als eine Hypothese zu sein. Der Hauptunterschied liegt eben darin, daß ich im Gegensatz zu Delbrück annehme, Caesar hätte nicht ihm be-

kannte Ereignisse willkürlich entstellt, sondern er wäre diesbezüglich ebenso unorientiert und auf Vermutungen angewiesen gewesen, wie wir es heute sind, und daß wir, die wir die ganzen gallischen Kämpfe mit allen damit zusammenhängenden Ereignissen und Verhältnissen heute vollkommen überblicken, klarer sehen können als Caesar am Beginne dieser Ereignisse.

Die Stärkeangaben Caesars in diesem Feldzuge basieren auf zwei Dokumenten: auf den im Lager der Helvetier aufgefundenen Bronzetafeln, welche ihre Stärke zur Zeit des Auszuges angaben, und auf der Zählung, die Caesar nach der Kapitulation im Lingonenlande vornehmen ließ.

Die Tafeln waren ihrer Natur nach wertvolle und interessante Beutestücke und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie als Schauobjekte für den Triumph reserviert wurden. Sie konnten also jedenfalls kontrolliert werden, und Caesar war demnach kaum in der Lage ihren Inhalt zu fälschen. Hätte er aber, eine Kontrolle fürchtend, sie unterschlagen wollen, so hätte er sie in den »Kommentaren« kaum erwähnt. Wenn daher ihre Angaben falsch sind, so trifft die Schuld nicht ihn. Für die approximative Richtigkeit der Schätzung nach der Schlacht spricht die Wichtigkeit, die Caesar diesem Volke als Grenzwall gegen die Germanen auch jetzt noch beilegte. 110.000 Seelen = 30.000 Waffenfähige sind da nicht zu hoch gegriffen.

Als Hauptbeweis für die Unmöglichkeit der Angaben Caesars wird angeführt, daß die Helvetier bei der in den »Kommentaren« genannten Stärke mit dem ebendaselbst erwähnten dreimonatlichen Lebensmittelvorrat nicht hätten marschieren können. Es steht aber auch nirgends geschrieben, daß sie mit ihm wirklich marschiert sind. Erwähnt wird nur, daß sie ihn nach Genava zusammenbrachten. Nun blieben sie aber wenigstens anderthalb Monate dort, hatten ihn also, als sie sich endlich in Bewegung setzten, schon bis auf die Hälfte restringiert. Ich halte es aber für wahrscheinlich, daß sie auch diese Hälfte nicht oder doch nicht weit mitschleppten. Daß sie, wie Delbrück meint, auch die leeren Karren alle mitgeführt hätten, ist ein Trugschluß; plausibel ist vielmehr, daß sie dieselben, sobald sie erkannten, daß es mit ihnen nicht ging, eben stehen ließen und lieber von heute auf morgen von Requisitionen lebten. Solche werden denn auch erwähnt. Es ist daher ganz gut möglich, daß der Train während des Marsches durch das Gebiet der Haeduer schon auf jenen Umfang restringiert war, der zur Fortschaffung der nicht Marschfähigen sowie zur Bildung der Wagenburg nötig war; ein gewisser eiserner Vorrat an Verpflegsmitteln konnte auf diesen Fuhrwerken auch noch Platz finden. Damit kann man die minimale tägliche Marschleistung von zirka 10—12 Kilometer wohl in Einklang bringen.

Was den Einwand anbelangt, daß die Verteidigung des linken Rhôneufers gegen eine solche Macht durch nur eine Legion nicht möglich ge-

wesen wäre, so sei darauf hingewiesen, daß hier die Ausnützung dieser Übermacht nicht möglich war, da der Angriff über den Strom, wie die im Auftrage Napoleons III. ausgeführten Untersuchungen klarlegten, nur an wenigen eng begrenzten Stellen durchführbar war, welche unter Ausnützung eines derart vorzüglichen natürlichen und überdies künstlich kolossal verstärkten Hindernisses auch von relativ sehr schwachen Kräften verteidigt werden konnten, umsomehr als die Helvetier im Flußübergange sehr unbeholfen waren, wie die spätere Schilderung ihres Überganges über die Saône beweist.

Der Feldzug gegen Ariovist.

Hier deduziert Delbrück seine Behauptung, die Germanen seien in der Schlacht schwächer gewesen als die Römer, aus der tatsächlichen Schwäche Ariovists zu jener Zeit, als er zuerst Gallien betrat.

Nun darf man nicht vergessen, daß seit der Schlacht bei Magetobria 12 Jahre vergangen waren. Ariovist war seitdem der Herr und fortwährend bestrebt, seine Herrschaft zu erweitern. Dabei ist es nicht nur wahrscheinlich, sondern geradezu gewiß, daß ihm, nachdem er einmal Sieger war und sich in dem ersehnten Gebiete festgesetzt hatte, weitere auswanderungslustige germanische Scharen in hellen Haufen zuströmten, und Ariovist müßte nicht der von Freund und Feind anerkannte weitblickende Politiker gewesen sein, wenn er diesen Kräftezuschub nicht ausgiebig sich dienstbar gemacht hätte. Um wie viel sich in jenen 12 Jahren seine Macht erweitert haben muß, läßt sich gar nicht abschätzen.

Sicher ist, daß er zur Zeit der Schlacht nicht alles konzentriert hatte, da er, wie Caesar selbst erzählt, noch auf Verstärkungen wartete. Daß er aber schon damals überlegen war, geht aus seiner trotzigen Sprache wie aus der Kühnheit seiner Manöver hervor, die im Gegenfalle Wahnsinn gewesen wären.*)

Daß Caesar jene denkwürdige Redewendung, er werde mit der X. Legion allein gegen den Feind marschieren, nur dann hätte wagen dürfen, wenn er gleichzeitig hinzusetzte, Ariovist sei so schwach, daß eine Legion genüge, ist psychologisch ganz unrichtig. Man muß sich doch vorstellen können, daß Caesar damals nicht zu einer Versammlung gelehrter Statistiker, sondern zu naiven Soldatengemütern sprach, auf welche gerade eine derart paradoxe Behauptung für den Augenblick den besten Eindruck machen mußte; war doch das Ganze eben für einen momentanen Effekt berechnet, der einem überlegenden Nachgrübeln über Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Gesagten gar nicht Zeit ließ.

*) Allerdings läßt auch die bei diesen Manövern entwickelte Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit die von Caesar angegebene Stärke von 100.000 Mann als wesentlich übertrieben erscheinen.

Daß sich Caesars Kavallerie in der Schlacht mit der germanischen auswärts herumgeschlagen hätte, ist nicht wahrscheinlich, da sonst ihr Kommandant P. Crassus kaum »expeditior quam ii, qui inter aciem versabantur« gewesen wäre. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß Ariovist in richtiger Würdigung der römischen gegen Kavallerieangriffe ziemlich unempfindlichen Legionartaktik nicht nur, wie Delbrück meint, die sonst der Reiterei beigemischten Fußkämpfer, sondern die Reiter selbst ganz oder zum größten Teil in die »Cunei« einreihte, so daß die römisch-gallische Kavallerie, die ihrerseits dem germanischen Fußvolk gegenüber ganz machtlos war, nichts zu tun bekam.

Dies läßt aber noch durchaus nicht auf eine Minderzahl der Germanen schließen, da dieselben bei der auch von Delbrück akzeptierten Aufstellung in »cunei« infolge der viel größeren Tiefe und Massiertheit dieser taktischen Form auch bei überlegener Kraft nicht dieselbe Frontausdehnung entwickeln konnten wie die in seichteren und lockeren Verbänden formierten Legionen.

Wir müssen daher, wenn wir auch die überlieferte Zahl von 100.000 Mann als entschieden sehr übertrieben betrachten dürfen, nichtsdestoweniger daran festhalten, daß eine numerische Überlegenheit der Germanen oder zum allermindesten eine gleiche Stärke beider Teile tatsächlich bestanden hat.

Der belgische Feldzug.

Zur angeblichen Unmöglichkeit der belgischen Heeresstärke an der Axona wird allgemein geltend gemacht, daß die Barbaren mit einer solchen Masse nie hätten operieren können. Dies beweist aber nur für Caesars Angabe: denn sie konnten faktisch nicht operieren, ja nicht einmal ohne Operationen längere Zeit beisammen bleiben; an diesem Übelstande, den Caesar geschickt auszunützen verstand, und nicht durch eine Schlacht sind sie zu grunde gegangen. Daß Caesar die Überzahl der Gegner nicht willkürlich erfunden hat, beweist schon der Umstand, daß er sein Operationskalkül darauf gründete. Wenn wir auch hier die von Caesar angegebene Stärkeziffer als bedeutend zu hoch gegriffen betrachten dürfen, so ist doch die ganz bedeutende, man kann gewiß annehmen mehrfache Überlegenheit des belgischen Landsturmes schon aus dem Verlaufe der Operationen, sowie aus der überlieferten Ausdehnung der belgischen Lager mit Sicherheit abzuleiten.

An eine Einschließung der Römer, wie Delbrück meint, hätten die Belger auch bei der größten Übermacht nicht denken dürfen; denn Caesar hatte sich durch seine vorzügliche Stellung so günstige Vorbedingungen zum Vorbrechen nach jeder Richtung gesichert, daß ihm der Durchbruch durch den Kreis der damals in der Feldbefestigung noch sehr ungeübten

Barbaren keine besondere Schwierigkeit gemacht hätte. Auch war die belgische Riesenarmee eben auch zu dieser durchaus nicht so einfachen Aufgabe viel zu schwerfällig.

Für die angegebene Stärke des nervischen Kontingents in der Schlacht an der Sabis darf man nicht Caesar verantwortlich machen; sie wurde von den Überlebenden, in deren Interesse es lag, das Mitleid des Siegers zu erregen, zu diesem Zweck erfunden. Die Schlacht selbst macht den Eindruck, als seien die Römer auf ihrem linken Flügel ebenso in der Übermacht gewesen wie die Belger auf ihrem linken; die Gesamtkräfte mochten daher etwa gleich gewesen sein.

Sehr problematisch erscheint die Ableitung der Kriegsstärke aus der Bevölkerungsdichtigkeit, die uns gar nirgends überliefert ist. Daß Delbrück, wenn er schon diese Daten frei aufzustellen genötigt ist, sie so annimmt, wie es zu seinen Beweisen paßt, kann man ihm schließlich gar nicht verargen.

Im übrigen aber vergleiche man nur die Summe der römischen Aufgebote, soweit sie dieselben in den ersten Jahren des hannibalischen Krieges nur aus römischen Bürgern ins Feld stellten, mit dem damaligen Zensus. Man braucht dabei den Galliern noch lange nicht dieselbe Opferwilligkeit für einen Nationalkrieg zuzumuten, um selbst auf Grund der Delbrückschen Bevölkerungsstatistik zu ganz anderen Resultaten als er zu gelangen.

Der Aufstand des Vercingetorix.

Vielleicht noch besser als bei den vorbesprochenen Feldzügen werden wir bei diesem Kriege in der Lage sein, das Verhältnis zwischen Überlieferung und Glaubwürdigkeit zu fixieren.

Festgehalten muß werden, daß der Aufstand schon in seinen ersten Stadien den größten Teil Galliens, nach der Schlacht bei Gergovia fast ganz Gallien umfaßte; es war somit — rein theoretisch-statistisch genommen — die mathematische Möglichkeit vorhanden, eine der römischen Armee numerisch weit überlegene Truppenmacht aufzubieten. Es handelt sich also in der Folge darum, ob die praktische Ausnützung dieser Möglichkeit, d. h. die tatsächliche Vereinigung der verfügbaren Streitkräfte zu einer Armee, überhaupt durchführbar erschien, und weiters, ob und wie weit sie wirklich durchgeführt wurde.

Diese Untersuchung wird teilweise erspart durch den Hinweis auf die von Caesar selbst überlieferte Tatsache, daß Vercingetorix von der vollen Ausnützung der disponiblen Kräfte zunächst keinen Gebrauch gemacht hat. Dem gallischen Feldherrn hatte seine Mission wohl schon lange vorgeschwebt und es unterliegt keinem Zweifel, daß er sich gründlich

darauf vorbereitet hat. Und das vergleichende Studium hatte ihn gelehrt, daß es außer der absoluten numerischen Überlegenheit auch eine andere, für die Entscheidung gleich wichtige Überlegenheit gibt: die der Manövrierfähigkeit, und daß letztere durch übertriebenes Kaprizieren auf erstere nur leidet, und zwar umsomehr, je weniger stramm organisiert das Kriegswesen der Nation überhaupt ist. Er erkannte demnach, daß, falls er ein den Römern numerisch weit überlegenes, also etwa 100.000 Mann starkes Heer auch aufgebracht hätte, er ihrer überlegenen Manövrierfähigkeit gegenüber eben dadurch derart in Nachteil kommen mußte, daß es ihm kaum gelingen konnte, seine Überlegenheit entsprechend zu verwerten. Er verzichtete somit freiwillig auf die numerische Überlegenheit zu gunsten der Manövrierfähigkeit.*) Auf eine offene Feldschlacht konnte er demnach vorerst nicht sinnen; er mußte trachten, den angestrebten Erfolg durch Unternehmungen anderer Art zu erringen; zu allen solchen aber war ihm seine überlegene Kavallerie höchst dienlich. Daß er die schließliche Vernichtung — wahrscheinlich durch sukzessives »Aufreiben«, ähnlich wie vor ihm Ambiorix und nach ihm Arminius — angestrebt hat, ist ebenso einleuchtend, wie daß das intensive Wirken auf die Verbindungen des Gegners — eben mit Hilfe der überlegenen Kavallerie — das beste Mittel, aber doch nicht mehr als eben ein Mittel zu diesem Zwecke war.

So weit decken sich meine Ausführungen mit Delbrück nicht minder als mit Caesar selbst.

Anders aber verhält es sich bezüglich der zweiten Hälfte des Feldzuges.

Vercingetorix hatte vor Gergovia einen ersten großen Erfolg errungen. Aber der Umstand, daß dieser Erfolg überraschend gekommen war, hatte immerhin, wenn nicht allein, so doch zum guten Teil dazu beigetragen, daß er nicht so vollständig ausfiel als zu wünschen war. Die explosive Ausbreitung des Aufstandes, vor allem der Anschluß der die Rolle des Züngleins an der Wage spielenden Haeduer war die bedeutendste, allerdings auch absolut genommen sehr bedeutende Folge des Sieges.

Vercingetorix hatte nun noch ungleich mehr Kräfte zur Verfügung. Seine bisherige Feldarmee war durch den Erfolg nicht minder wie durch die bisherige mit drakonischer Strenge durchgeführte Schulung immerhin schon zu höheren Aufgaben befähigt. Der Gedanke lag nahe, daß bei entsprechender Verstärkung die Möglichkeit einer günstigen Schlacht-

*) Daß er überhaupt von Hause aus zu der Einsicht kam, daß auch die für ihn leicht erreichbare numerische Überlegenheit ihm noch keineswegs den Sieg auf dem Schlachtfelde verbürge, läßt sich nur aus den Erfahrungen der Vorjahre ableiten und beweist daher a posteriori, daß jene Versuche der Helvetier, Ariovists und der Belger tatsächlich mit effektiver Übermacht unternommen worden waren.

entscheidung denn doch nicht für immer ausgeschlossen war, umsomehr als die Lage es dem Feldherrn ermöglichte, nicht alles, was sich ihm anbot, wahllos in die Reihen stellen zu müssen, sondern aus der ungeheuren Masse der disponiblen Kräfte sich ausgesuchte Elitetruppen auswählen zu können. Es wäre ganz unglaublich und würde die Kapazität des Vercingetorix in ein schlechteres Licht stellen als das Gegenteil es vermag, wenn er gar keinen Gebrauch in diesem Sinne von der Überlegenheit der zur Verfügung stehenden Mittel gemacht hätte. Freilich durfte er sich nicht zum gegenteiligen Extrem verleiten lassen; aber den Grenzwert jener Kraft, mit dem er noch in seinem Plane manövrieren konnte, durfte er jetzt füglich höher ansetzen.

Das tat er auch; und er beschloß die Schlacht. Der Umstand, daß derselbe Vercingetorix, der in genauer und vorurteilsloser Würdigung der beiderseitigen Machtmittel die Schlacht nicht gesucht, so lange er die numerische Überlegenheit nicht besaß, jetzt sie suchte, beweist, daß er jetzt wirklich numerisch überlegen war. Diese Überlegenheit aber setzt mit Rücksicht auf die Stärke der Römer eine Ziffer voraus, die von der von Caesar überlieferten nicht wesentlich abweichen kann.

Diese Kraft des Vercingetorix gibt Caesar mit 80.000 Mann und 15.000 Reitern an und gegen diese Zahl wendet sich Delbrück nebst vielen anderen.

Folgerichtig bestreiten dieselben Autoren auch die Tatsache, die Stärke der in Alesia eingeschlossenen Armee hätte der von Caesar angegebenen entsprochen, und weisen darauf hin, daß eine solche Masse in der gallischen Festung nicht Raum gehabt hätte.

Für die Stärke der Armee vor der Belagerung haben wir aus der Situation und insbesondere aus dem Verhalten des Vercingetorix an der Vinganne*) wertvolle Aufschlüsse abgeleitet. Was die Kopfzahl der Belagerten in Alesia betrifft, so ist nicht einzusehen, warum nicht 70.000 Mann in einer Festung Platz hätten haben sollen, welche immer noch merklich größer war als ein für die gleiche Kopfzahl berechnetes römisches Lager, insbesondere wenn es eben sein mußte; Vorräte waren in Kriegszeiten ganz sicher daselbst vorbereitet, und daß sie trotzdem bald aus-

*) Die Diskussion über die Lage dieses Schlachtfeldes ist ziemlich problematisch. Alles hängt davon ab, ob wir Vesontio in römischem Besitze annehmen und damit Caesars Rückzug dorthin gerichtet sein lassen oder nicht. Ich für meine Person neige der Überzeugung zu, daß Vesontio schon seit dem ersten Kriegsjahre in der Hand Caesars verblieben ist und zu einem festen Depotplatz ausgestaltet wurde (wie später Agendicum, Noviodunum etc.). Dafür spricht auch die absolute Passivität der Sequaner während der ganzen bisherigen Kriegsjahre. (Vgl. auch die »Ergebnisse des Kriegsjahres 58« auf p. 92 ff.)

zugehen begannen, spricht eben für die Stärke der Besatzung. Das wichtigste Beweismittel aber liegt in der Erwähnung Caesars, daß er nach der Kapitulation jedem Legionar je einen Gefangenen als Beute schenkte und trotzdem das ganze Kontingent der Haeduer und Arverner in der Stärke von 20.000 Mann*) freiließ. Diese Gefangenen konnten wohl nur von der übergebenen Armee stammen, da von der Entsatzarmee der ganzen Schilderung nach kaum nennenswert viele lebend eingebracht worden sein dürften. Caesar aber hatte vor Alesiagut 40.000 Legionare.**) Daraus ergäbe sich für die Gesamtzahl der Gefangenen bei der Kapitulation die Zahl von gut 60.000 Mann, was nach Abrechnung der Verluste während der Belagerung und der letzten Kämpfe sehr wohl mit der Anfangsstärke von 80.000 Mann in Übereinstimmung gebracht werden kann.

Ich habe obendrein hier die Zahl der Legionare geringer angesetzt als Delbrück dies tut, weil ich mich nicht der Ansicht anschließen kann, Caesar hätte die VI. Legion schon während des Krieges zur Hauptarmee gezogen. Da sprechen wohl sehr gewichtige Gründe dagegen. Nach der im b. g. VII. 64 und 65 geschilderten Situation war die ohnehin relativ schwache Besatzung der Provinz dort so unentbehrlich wie nur irgend denkbar, und daran änderte auch der Umschwung nach der Schlacht an der Vinganne nichts, so lange die definitive Entscheidung vor Alesia nicht gefallen war. Überdies wäre der Marsch dieser einzelnen Legion aus der Provinz zur Armee mitten durch die Kerngebiete des Aufstandes, wenn er überhaupt gelang, eine derartige Leistung gewesen, daß Caesar dieselbe bestimmt nicht mit Stillschweigen übergangen hätte.

Es ist vielmehr durchaus einleuchtend, daß Caesar, so lange der Kampf nicht entschieden war, die so überaus nötigen Besatzungstruppen der Provinz nicht restringierte, sondern erst nach dem Feldzuge die Bildung der VI. Legion aus einem Teile derselben vollzog und diese dann nach Gallien — hart an die Grenze der Provinz, nämlich an die Saône — für den Winter dislozierte.

Was die Stärke des Entsatzheeres anbelangt, so gilt ähnliches wie von der großen belgischen Konföderationsarmee. Die Möglichkeit eines Kolossalaufgebotes gibt Delbrück selbst zu; und in diesem Falle war die äußerste Ausnützung dieser Möglichkeit wohl so naheliegend wie nie früher oder später. Der Marsch auf der kurzen, geraden Strecke Bibracte —Alesia konnte auch für sehr große Massen durchführbar sein. Daß bei der Entscheidungsschlacht die große Übermacht als solche nicht entsprechend zur Geltung kam, beweist eben nur das, was auch Delbrück immer und

*) Diese Zahl ist mit Rücksicht auf die Rolle gerade dieser beiden Gaue in diesem Kriege gewiß nicht unwahrscheinlich.

**) Delbrück selbst nimmt noch viel mehr an. Siehe weiter unten.

immer fort erwähnt: daß solche Massen nicht entsprechend operieren konnten, weil sie eben so groß waren; daß sie zu schwerfällig waren, um von ihrer Überlegenheit planmäßigen Gebrauch machen zu können. Für ihre Stärke legt es Zeugnis ab, daß selbst einem Bruchteil die Erstürmung eines von zwei Legionen verteidigten Lagers gelang; selbst auf einem für den Angriff günstigen Terrain eine Leistung, die nur bei sehr bedeutender Übermacht möglich ist. Dieser Umstand allein schon läßt die von Caesar angegebene Gesamtzahl im allgemeinen als wahrscheinlich erscheinen.

Die Zahl von 39 Kohorten, die Labienus zum Gegenangriff führte, wird durchaus verständlich, wenn man die beiden Legionen des Reginus und Rebilus, welche sich jedenfalls dem Legatus pro praetore unterordneten, inbegreift.

Wenn wir bezüglich mancher Heereszahlen in den vorhergegangenen Kriegsjahren eine merkliche Übertreibung gerne zugeben, so macht es doch den Eindruck, als hätten wir es in diesem Kriege mit relativ genauen Daten zu tun, wenigstens was die Stärke der jeweilig von Vercingetorix selbst geführten Armee anbelangt; und auch jene des Entsatzheeres erscheint durchaus nicht so unwahrscheinlich und daher auch nicht so übertrieben wie etwa die des belgischen Heeres an der Axona oder der Invasionsarmee der Usipeten und Tencterer.

* * *

Soviel über die wichtigsten Daten aus dem gallischen Kriege. Es soll damit eben durchaus nicht gesagt sein, daß Caesars Angaben über die Stärke der gallischen Heere durchwegs ganz genau sind; genau wird er sie selbst nicht gewußt haben und die von Landesbewohnern stammenden Nachrichten, auf die er zum großen Teil angewiesen war, geben die feindlichen Streitkräfte bekanntlich nur zu oft wesentlich übertrieben an. Was ich aber aus dem Vorangeführten deduzieren will, ist, daß Caesar gegen den Vorwurf in Schutz genommen werden muß, er hätte das Verhältnis der beiderseitigen Kräfte wissentlich gerade verkehrt angegeben, d. h. während er selbst immer in der Überlegenheit war, hätte er fälschlich jedesmal seine Gegner als überlegen hingestellt.

Es ist ferner eine ganz unhaltbare Ansicht Delbrücks, daß die Römer nur durch ihre Überzahl, respektive die Fähigkeit, mit solcher zu operieren, den Barbaren im Kampfe überlegen gewesen seien. Zu aller Zeit hat bessere Bewaffnung, Ausrüstung und vor allem planmäßige Schulung im Kampfe eine wesentliche Überlegenheit der rohen Kraft gegenüber garantiert, und hierin lag das Wesen der Überlegenheit der Römer über die Barbaren. Schon der einzelne Legionar war hiedurch dem einzelnen Gallier durchschnittlich gewachsen; und noch bedeutend gesteigert wurde dieses Ver-

hältnis beim Kampfe ganzer Abteilungen, wo außer der persönlichen Überlegenheit der Einzelindividuen noch die eminente disziplinäre Schulung, das gründlich geübte Ineinandergreifen und Zusammenspielen aller dieser Einzelindividuen zur Geltung kam.

Darum wäre es ganz unerklärlich, wenn ein Feldherr von solch initiativem Charakter wie Caesar einem numerisch schwächeren Barbarenheer gegenüber so vorsichtig operiert hätte, wie es z. B. im Helvetierfeldzug der Fall war, oder einen so schweren Stand gehabt hätte wie in der Nervierschlacht, und mit einer gleich starken Armee den Kampf gar nicht oder doch nicht im offenen Felde gewagt hätte wie an der Axona, obwohl, wie Delbrück selbst zugibt, die Manövrierfähigkeit des Gegners eine weit geringere war.

Wir brauchen daher Caesars Stärkeangaben bezüglich der gallischen Feldzüge nicht wörtlich zu nehmen, aber wir müssen das Kräfteverhältnis im allgemeinen als richtig angegeben feststellen, umsomehr als sich Caesars Maßnahmen gegen seine Gegner nur aus diesem erklären lassen und bei Zugrundelegung der Delbrückschen Daten größtenteils unverständlich bleiben.

Anders verhält es sich, wie das folgende zeigen soll, mit den statistischen Angaben Caesars über den Bürgerkrieg, wo er aus naheliegenden Ursachen über die organisatorischen und statistischen Verhältnisse der Gegner selbst weitaus detaillierter unterrichtet war als während der Eroberung Galliens.

Pharsalus.

Bei der Darstellung der Schlacht von Pharsalus lassen die zivilstrategischen Quellen inklusive Pollio Delbrück so ziemlich im Stich. Aus dem Wuste der vorhandenen Überlieferung hebt sich nur die einzig klare, lichtvolle und eindeutig sichere Darstellung Caesars selbst als brauchbar ab und mit dieser weiß Delbrück, will er sein ganzes System nicht kläglich scheitern sehen, nichts anzufangen. In dieser Klemme hilft er sich wie er kann: Caesar lügt, aber auch Pollio ist auf einmal nicht mehr der fürsorgliche Richtigsteller Caesars, sondern er und seine Abschreiber haben diesmal gleichfalls Unrecht; die erste und einzige richtige Darstellung der am 9. August 48 v. Chr. geschlagenen Schlacht aber liefert erst — Delbrück im Jahre 1900 n. Chr.

Die Darstellung Caesars ist hier so klar und präzis, daß man, wenn man sie verwerfen will, gar nichts anderes als absichtliche Entstellung annehmen kann. Den stärksten Einwand, auf den eine solche Annahme stoßen muß,

hat Delbrück selbst herausgefühlt: die Sache wäre zur Zeit, als Caesars »Kommentare« erschienen, doch noch kontrollierbar gewesen und es hätte sich irgendwo in der stark pompejanisch oder republikanisch inspirierten Literatur denn doch wenigstens eine Andeutung darüber finden müssen. Die Parade dieses Einwandes, die Pompejaner hätten selbst ein Interesse daran gehabt, ihre Streitmacht nachträglich stärker, die Caesars aber schwächer erscheinen zu lassen als sie war, weil man ihnen (wem?) sonst das Eingehen auf die Entscheidung zum Vorwurf hätte machen können, ist psychologisch so falsch, so innerlich unlogisch und an den Haaren herbeigezogen, daß es mir widerstrebt, darauf näher einzugehen, abgesehen davon, daß es nicht erklärlich ist, auf welchem Wege einer derart paradoxen, dem natürlichen Gefühl so kraß zuwiderlaufenden Auffassung mit solcher Konsequenz allgemeine Geltung hätte verschafft werden können. Auf das ganze System der Delbrückschen Beweisführung wirft diese eine Stelle ein sehr wohl zu beachtendes Streiflicht.

Was nun im Detail zunächst die Zahlen der Legionsstärken anbelangt, so ist auf pompejanischer Seite vor allem zu bemerken, daß die von Caesar (b. c. III. 4) angegebene Zahl der Legionen eben nur die in Legionen formierten Truppen angibt, während es jedenfalls Kontingente gab, welche nicht im Legionsverband standen. Die spanischen Kohorten werden von Caesar, b. c. III. 88 in diesem Sinne erwähnt, und zwar läßt sich aus dem Kontext entnehmen, daß sie mindestens 1 Legion äquivalent waren. Bei der Verschiedenheit der Kontingente ist es auch gar nicht ausgeschlossen, daß manche Legionen mehr als 10 Kohorten zählten und das »admiscuerat« b. c. III. 4 ist vielleicht so aufzufassen, daß Pompejus diese Kontingente — u. a. die Kohorten des C. Antonius — auf solche Art den schon bestehenden Legionen angliederte. Auf alle Fälle wird Caesar diesbezüglich gewußt haben, was er schreibt, und da er mit der Veröffentlichung der »Kommentare« zu seinen Lebzeiten rechnete und auf eine Polemik — diese blühte bekanntlich unter der neuen Monarchie auf literarischem Gebiete ungestört weiter — sehr wohl gefaßt sein mußte, so ist es ganz undenkbar, daß er sich eine so leicht auszunützende Blöße durch Anführung ebenso falscher wie leicht kontrollierbarer Angaben gegeben hätte.

Was die caesarianischen Legionen anbelangt, so geht Delbrück in seiner Berechnung von einer Normalstärke der Legion à 6000 Mann aus, welche sich für Caesars Zeit nicht nur nicht nachweisen läßt, sondern nach allen überlieferten Daten als ganz ungebräuchlich erscheint. Auf diese fragwürdige Zahl gestützt berechnet Delbrück Caesars schwächste Legionen, die IX. und VIII., auf je 3000 Mann. Nun wissen wir aber, daß die VI. Legion, die gleichfalls an der Schlacht teilnahm, bei ihrer bald darauf erfolgten Ankunft in Alexandria mit einer

zweiten Legion zusammen nur 3200 Mann zählte (b. c., III., 106), also in der Schlacht selbst kaum 2000 Mann stark gewesen sein dürfte, nach dem Alexandrinischen Krieg übrigens auf weniger als 1000 Mann zusammengeschrumpft war (b. Alex., 69) und trotzdem noch in der Schlacht bei Zela eine entscheidende Rolle spielte (b. Alex., 76). Wenn nun die VIII. und IX. Legion zur Zeit der Schlacht von Pharsalus noch schwächer waren als die VI., so ergibt dies sehr leicht eine Gesamtzahl, die mit der von Caesar angeführten wohl übereinstimmt, ja sogar eine ziemliche Stärke einiger weniger in Mitleidenschaft gezogener Legionen (wohl vor allem der X., XI. und XII.) voraussetzt, so daß man die in der »quarta acies« verwendeten Kohorten als zum Teil relativ stark annehmen kann.

Der Schwerpunkt des Delbrückschen Beweisverfahrens liegt in der Stärke der beiderseitigen Kavallerie. Caesar gibt dieselbe mit 1000 gegen 7000 Pferde an, Delbrück — im Widerspruche mit allen Quellen — auf 2000 gegen 3000. Abgesehen von der Anwendung des im allgemeinen über die pharsalischen Stärkeangaben Gesagten auf dieses Detail läßt sich hiezu noch folgendes bemerken:

Delbrück selbst gibt zu, daß Caesar bis zu den Kämpfen bei Dyrrhachium nur 1400 Reiter überschifft hatte, und meint, während jener Positionskämpfe wäre das weitere Überschiffen beliebiger Reitermassen »irgendwo weiter nördlich« leicht gewesen. Wer — nebenbei mit militärischem Verständnis — das bellum civile gelesen hat, muß bei einer solchen Behauptung die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. Wenn man bedenkt, daß nicht des Pompejus Landmacht es war, welche Caesars Transporte erschwerte, sondern seine Flotte, welche aber durch die Einschließung der Landarmee bei Dyrrhachium nicht im geringsten in ihrer Aktionsfreiheit behindert wurde, ja im Gegenteil gerade jetzt wegen der günstigeren Jahreszeit in Ausübung der Küstensperre wesentlich mehr leisten konnte als vorher im Winter; wie sehr ferner Caesar auch jetzt noch unter der Seeherrschaft der Gegner litt, wie seine letzten Transportschiffe vernichtet wurden (b. c., III., 39, 40) und welche Schwierigkeit dem Aufbringen neuer Transportfahrzeuge jederzeit im Wege stand;*) daß ferner die gegnerische Küstenblockade von Istrien bis zu den jonischen Inseln reichte und schließlich ein Kavallerietransport eine weit diffizilere Sache war als ein Infanteriekonvoi, ja für sich allein, ohne letzteren unter der Möglichkeit einer feindlichen Einwirkung gar nie durchgeführt wurde: — wer sich dies alles gleichzeitig vor Augen zu halten vermag, der wird das Absurde jener Delbrückschen Beweisführung sehr deutlich fühlen.

*) Delbrück meint, dieselben hätten ohneweiters »aus Tarent oder Syrakus oder den adriatischen Häfen« neu beschafft werden können. Wie schade, daß Caesar nicht selber auf diesen Gedanken gekommen ist; der ganze Feldzug hätte dann von Anfang an einen ganz andern Verlauf nehmen müssen!

Es läßt sich demnach aus allen Quellen (Caesar wie Pollio und dessen Abschreibern) die Zahl etwa 1000 für Caesars Reiterei in der Schlacht bei Pharsalus nicht nur in Übereinstimmung bringen, sondern auch ableiten!

Was die pompejanische Reiterei betrifft, so gilt von ihr im Gegensatze zur caesarianischen, daß für Pompejus eine Schwierigkeit in der Heranziehung der Kontingente nicht bestand. Wenn nun Caesar unter für ihn halbwegs günstigen Umständen seine Reiterei auf 6000 bis 8000 Pferde bringen konnte (z. B. in den beiden spanischen Feldzügen), so ist es gar nicht einzusehen, warum Pompejus bei der langen ihm für die Rüstungen zur Verfügung stehenden Frist es nicht auf 7000 Reiter hätte bringen können, und wenn er es konnte, warum er es nicht tat.

Das Hauptmoment aber liegt in folgendem: Es wird in vollster Übereinstimmung überliefert, daß Pompejus seine Schlachtidee ausschließlich auf seine große Überlegenheit an Kavallerie aufbaute, mit der er nicht nur die feindliche im ersten Anprall werfen, sondern auch die anerkannt vorzügliche Infanterie Caesars, die mit seinen Legionen werfen zu können er sich trotz deren Überlegenheit nicht zutraute, aufzurollen beabsichtigte. Sollte man nun einem so erfahrenen Feldherrn wie Pompejus, dem die vorzügliche Qualität der gallisch-germanischen Reiterei Caesars gewiß nicht entgehen konnte, diesen Plan zumuten können, wenn er nur über 3000 bunt gemischte Reiter gegen 2000 derartige Elitetruppen auf gegnerischer Seite verfügte?

Mit anderen Worten: Die ganze unzweideutig überlieferte Schlachtidee des Pompejus wird nur dann verständlich, wenn die Kavallerie desselben erstens der feindlichen Reiterei numerisch nicht nur um einen Bruchteil, sondern um ein Vielfaches überlegen war, und zweitens infolge ihrer absolut großen Masse sogar für das entscheidende Eingreifen in den Infanteriekampf in Betracht kommen konnte. Mit dieser wie erwähnt von allen Quellen aufs deutlichste fixierten Schlachtidee stimmen aber Caesars Zahlenangaben — und nur sie — vollkommen überein.

Delbrück behauptet überdies, Caesar hätte seine Kavallerie in der Schlacht durch beigemischte Infanterie (Antesignanen) unterstützt. Dies ist unwahrscheinlich. Caesar erwähnt es b. c., III., 84 nur für die selbständigen Reitergefechte vor der Schlacht. Hätte er es in der Schlacht auch getan, so hätte seine Kavallerie hier wahrscheinlich ebenso die Oberhand behalten als in jenen Scharmützeln und der anfängliche Sieg der (nach Delbrück) nur 3000 pompejanischen Reiter über 2000 obendrein durch Antesignanen unterstützte caesarianische würde noch unverständlicher. Es lag aber in Caesars Schlachtidee, daß seine Kavallerie anfäng-

lich zurückgedrängt werde; hätte er dies nicht wollen, so hätte er nicht der »quarta acies« eine förmlich hinterhaltartige Stellung gegeben, sondern sie gleich vorne aufgestellt. Außerdem brauchte Caesar seine Antesignanen, die besten seiner Legionare, an diesem Tage wohl notwendiger als je in der Front der Legionen. Wir müssen daher nach all dem mit Caesar annehmen, daß tatsächlich 1000 caesarianische Reiter ohne Infanteriebeimischung den ersten Stoß der 7000 pompejanischen Reiter auffingen und vor der Übermacht wichen, bis die 6 Kohorten der »quarta acies«, den momentanen Schwächepunkt des während der Schwenkung zu bewirkenden seichteren Aufmarsches der feindlichen Kavallerie (b. c., III., 93) ausnützend, diese angriffen und warfen. Daß sich die caesarianische Kavallerie an der Verfolgung der geschlagenen gegnerischen Reiterei beteiligte, ist selbstverständlich und von Caesar wohl nur deshalb nicht ausdrücklich erwähnt.

Aus keinem anderen Beispiel geht so klar hervor wie aus der Schlacht von Pharsalus, daß die Zahlenangaben Caesars mit den tatsächlichen Ereignissen, wie sie geplant waren und wie sie ausgeführt wurden, in einem untrennbaren logischen Zusammenhange stehen; und darin liegt der stärkste und unanfechtbarste Beweis für ihre Richtigkeit.

Und so kann man wohl sagen, daß wir in Caesars eigener Darstellung seines größten Sieges eine ebenso klare, militärisch wertvolle, wie erschöpfende und verläßliche Quelle in der Hand haben. Und wenn Delbrück in geistvoller Weise in der Schilderung der Schlacht von Cannae bei Polybius ein persönliches Diktat Hannibals zu erkennen glaubt, so besitzen wir in Caesars authentischer Darstellung der pharsalischen Schlacht ein jenem historischen Dokument ebenbürtiges Seitenstück.

* * *

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, diese Polemik auch nur gegen Delbrück erschöpfend bis ins letzte Detail durchzuführen. Die im obigen angeführten Hauptpunkte mögen genügen, um den Standpunkt zu präzisieren. Als Abschluß genüge folgendes Resumé:

Die Angaben Caesars über die Kriegsstärken im gallischen Kriege sind naturgemäß nur approximativ und wahrscheinlich zum Teil stark nach oben abgerundet,*) jedoch, was das Verhältnis der Kräfte im großen und allgemeinen betrifft, im wesentlichen zutreffend. Es ergibt sich

*) Aber nicht alle gleich: die Zahlenangaben über den helvetischen Feldzug und den Freiheitskampf des Vercingetorix weichen entschieden, wenn überhaupt, so jedenfalls weit weniger von der Wirklichkeit ab als die der beiden Germanenfeldzüge und des Belgerkrieges.

übrigens aus ihrer Zusammenstellung leicht der Grenzwert an Kraft, mit welchem die »Barbaren« noch operieren konnten. Derselbe beläuft sich unter günstigen Verhältnissen auf höchstens 80.000 Mann. Was darüber ist, konnte entweder gar nicht oder nur in sehr schwieriger und beschränkter Weise auf ganz kurze Dauer manövrieren. Mit Überschreitung dieses Grenzwertes überwog der Nachteil der Schwerfälligkeit der Masse den Vorteil der numerischen Überlegenheit.

Caesar hat diese Ziffer in einer einheitlichen Operationsarmee nie überschritten, ja nie erreicht, auch dann nicht, als er als Alleinherrscher über unbegrenzte Mittel verfügte; er kannte und schätzte eben eine andere Überlegenheit als die der toten Masse: die Überlegenheit an Manövrierfähigkeit. Und es ist bezeichnend, daß sein größter Gegner, der »Barbare« Vercingetorix, diesen Standpunkt geteilt hat.*)

Was die von Caesar für den Bürgerkrieg gelieferten statistischen Daten betrifft, so müssen wir dieselben, als auf Grund relativ genauer, durch Freund und Feind kontrollierbarer Quellen verfaßt, als präzise und richtig annehmen.

Die beste Kontrolle aller Zahlen aber ergibt, wie bereits mehrfach erwähnt, ihr Zusammenhang mit den militärischen Maßnahmen. Das jedesmalige Klappen des auf eben jene Zahlen aufgebauten Kalküls ist die verläßlichste Probe für die Richtigkeit der ersteren.

Und nun noch eines:

Caesar hat uns außer den Heeresstärken noch eine Menge anderweitiger Zahlen überliefert (Distanzen, Dimensionen von topographischen Objekten und Werken etc.), die zum großen Teil nicht weniger als erstere dazu beitragen, seine Leistungen in ein günstiges Licht zu stellen. Ein großer Teil dieser Angaben konnte, zum Teil erst in sehr später Zeit, in ungeahnt genauer Art kontrolliert werden. Und ausnahmslos ergab diese von Caesar vor fast 2000 Jahren wohl kaum vorausgesehene Kontrolle die überraschend genaue Richtigkeit und Verläßlichkeit seiner Angaben. Können wir, wenn wir unparteiisch und vorurteilslos denken, nicht schon daraus schließen, daß Caesar auch in seinen übrigen Angaben, die ja zum großen Teil noch zu seinen Lebzeiten in weit gründlicherem Maße kontrolliert werden konnten, sich derselben Verläßlichkeit und Wahrheitsliebe beflissen hat?

Es ist das Verhängnis Delbrücks, daß er keinen Unterschied macht zwischen Herodot und Caesar, zwischen dem Kriegsgeschichte schreibenden Laien und dem militärischen Fachmann erster Kategorie, der Selbst-

*) Delbrück findet diesen Standpunkt bei Vercingetorix berechtigt und natürlich. Warum also nicht auch bei Caesar, dem er bei der überlegenen Qualität seiner Truppen doch noch viel näher liegen mußte?

erlebtes und Selbstgetanes der Nachwelt überliefert. Es genügt nicht, auf diesen Unterschied gelegentlich hinzuweisen, man muß ihn auch konsequent berücksichtigen, nicht nur dann, wenn es eben paßt. Daß Herodot Unmögliches berichtet, daß der geschilderte Marsch eines Millionenheeres von Sardes nach Athen ganz ausgeschlossen war, muß gewiß jedem einleuchten, und es ist ein großes Verdienst Delbrücks, als erster darauf hingewiesen zu haben; möglich aber ist die Aufbringung einer Armee von 100.000 Mann oder mehr für einen Nationalkrieg im eigenen Lande auf kurze Zeit und es ist eine die Richtigkeit dieser Zahlen erhärtende Konzession an die von Delbrück immerfort ventilierten Grundsätze, daß solche Riesenarmeen eben nie auf die Dauer sich behaupten konnten, sondern ausnahmslos in kürzester Frist ein viel kläglicheres Fiasko erlebten, als viel kleinere Truppenmassen unter sonst gleichen Verhältnissen.

Delbrück hat mit seinen in dem Werke »Die Perserkriege und die Burgunderkriege« deduzierten Resultaten einen großen Erfolg errungen; allein in der Verfolgung seines Sieges hat er sich etwas zu weit fortreißen lassen und sich damit einem unvermeidlichen Echec ausgesetzt. Einem Caesar darf man nicht ungestraft mit denselben Waffen kommen wie einem Herodot oder einem biederen Schweizer Chronisten. Und darum werden die Fachmänner der Nachwelt eben jenen Unterschied, den Delbrück zwischen Herodot und Caesar festzuhalten unterlassen hat, sehr wohl festhalten müssen zwischen Delbrück und Rüstow, und nicht zum Vorteil des ersteren.

* * *

So viel contra Delbrück, dem polemisch entgegenzutreten nicht nur für einen Anfänger ein Wagnis und eine Ehre ist. Wahrhaftig nicht gilt dies aber von einigen andern »Zivilstrategen« im schlimmsten Sinne des Wortes, die hier nur zur Charakteristik kurz angeführt seien:

H. Rauchenstein deduziert, die Schlacht bei Bibracte hätte mit einer Niederlage Caesars geendet und der letzte Kampf hätte sich nicht um die helvetische, sondern um die römische (!) Wagenburg abgespielt.

Eichhof behauptet, die Schlacht gegen Ariovist wäre nie geschlagen worden, sondern Caesar hätte den Germanenfürsten meuchlings aus dem Wege räumen lassen und den Schlachtbericht nachträglich erfunden.

Rheinhard meint, die Schlacht an der Sabis, »deren eigentlichen Ausgang Caesar übrigens verschweigt« (?!), sei eigentlich eine Niederlage der Römer oder im besten Falle ein »Pyrrhussieg« gewesen.

Und so fort mit Grazie.

Sapienti sat. Auf derlei zu reagieren, ist mir meine Feder zu gut.

Bemerkungen zu topographischen Details, Schlachtendarstellungen etc.

Diese Ausführungen beschränken sich auf wichtige und wesentliche Abweichungen von den Darstellungen, beziehungsweise der Auffassung maßgebender Schriftsteller. Wo ich bei divergierenden Ansichten mich der einen vollinhaltlich anschließen zu müssen glaubte, habe ich einfach auf dieselbe verwiesen.

Zur Schlacht bei Bibracte.

In der graphischen Darstellung dieser Schlacht schließe ich mich den Ausführungen Birchers (»Bibracte, eine kriegsgeschichtliche Studie«, Aarau, 1904) vollinhaltlich an.*)

Zur Schlacht im Rheintal.

Die Unmöglichkeit, auch nur die geringsten Spuren der Lager Caesars zu finden, hat die genaue und unwiderlegliche Fixierung des Schlachtfeldes bisher verhindert. Die Resultate, zu denen die verschiedenen Forscher gelangt sind, haben fast alle etwas für sich und eine definitive Entscheidung für ein bestimmtes Ergebnis wird wohl erst im Falle der Auffindung irgend einer Spur möglich sein. Für die meritorische Beurteilung der Vorgänge ist es so ziemlich irrelevant, welcher Ansicht man sich anschließt.

Einzig sicher falsch ist die Annahme Stoffels, daß die Römer und Germanen die Schlacht mit verkehrter Front geschlagen hätten, d. h. die Römer Front vom Rhein, die Germanen zum Rhein. Ist schon die Annahme der Entscheidungsschlacht von beiden Teilen in dieser Situation im höchsten Grade unwahrscheinlich, so ist die Flucht der Germanen nach dem Rhein, wie Stoffel sie zeichnet, in derselben Richtung, in welcher sie angriffen, noch dazu knapp um den siegreichen rechten Flügel der Römer herum, die krasseste militärische Unmöglichkeit.

Die Lösung, die Delbrück vorschlägt, daß nämlich die Germanen vor der Schlacht eine Bewegung gemacht hätten, wodurch die Front umgekehrt sich gestaltete, läßt sich nicht ganz abweisen, obwohl es nicht

*) Ich selbst hatte bereits im Jahre 1902 eine ausführliche Untersuchung fertiggestellt, die für diesen Platz in den »Diskussionen« bestimmt war und bezüglich des lokalen Verlaufes der Schlacht zu genau denselben Resultaten gelangt ist wie die Arbeit Birchers. Im Interesse der Raumersparnis ist es mir — trotz der meiner Auffassung entgangenen Priorität — sehr angenehm, in Kürze auf jene Facharbeit verweisen zu können, abgesehen von der Genugtuung, die ich bei dieser eklatanten Bestätigung meiner eigenen Resultate durch die an Ort und Stelle selbst erhärtete Arbeit eines Fachmannes empfinden mußte.

sehr wahrscheinlich ist, daß Caesar, der ja dies nicht voraussehen konnte, in dieser Situation die Schlacht suchte, und wenn, daß er dann die Germanen anläßlich seines aufmarschierten, zur Schlacht entschlossenen Heeres jene Bewegung ungehindert ausführen ließ, und wenn auch, daß er dann diese so wichtige Evolution nicht erwähnt.

Ich habe mich in meiner Darstellung an das von Napoleon III. fixierte Terrain gehalten und bezüglich der Signaturen im allgemeinen jene Änderungen vorgenommen, die Kampen (»Descriptiones nobilissimorum apud classicos locorum«, Ser. I) vorgeschlagen hat. Man braucht nur den sehr wahrscheinlichen Fall anzunehmen, daß der Umgehungsmarsch Ariovists durch Wald oder Sumpf einigermaßen gedeckt war, um alle Bewegungen nicht nur möglich, sondern auch plausibel zu finden.

Meine Darstellung der Schlachtformation der Germanen dürfte mit Delbrücks Ausführungen über den »cuneus« (G. d. Kr., II., p. 45 ff.) übereinstimmen.

Zu Caesars Übergängen nach Britannien.

Betreffs der Übergangspunkte bin ich den von Kampen (»Descriptiones nobilissimorum apud classicos locorum«, Ser. I) zusammengestellten Gesichtspunkten gefolgt.

Zur Lage von Genabum.

Über die Lage von Genabum sind die Ansichten geteilt. Napoleon III. nimmt Gien, die meisten anderen Schriftsteller Orléans als das alte Genabum an. Wenn ich mich ersterer Ansicht anschließe, so geschieht dies in voller Würdigung der von Napoleon III. angeführten Gründe, welche seine Gegner nicht zu entkräften vermögen.

Wenn diese ihre Behauptung hauptsächlich darauf stützen, daß Orléans nachweislich einmal den Namen »Genabum« führte, so läßt sich darauf erwidern, daß es ebenso sicher nicht »Genabum« schlechtweg, sondern »Genabum Aurelianum« hieß; auf dem letzten Worte lag die Betonung, was daraus hervorgeht, daß dieses, nicht das erste, sich im Namen der Stadt fortpflanzte. Und daraus geht wieder hervor, daß es so hieß im Gegensatz zu einem anderen Genabum. Nun weist der Name »Aurelianum« unzweideutig auf eine Zeit, die weit nach der Caesars liegt. Daher die naheliegende Annahme, dieses »Genabum Aurelianum« sei später, vielleicht zur Zeit des Kaisers Aurelianus (270—275 n. Chr.), gewissermaßen als Kolonie des alten keltischen Genabum entstanden und habe zum Unterschied von demselben den Beinamen bekommen, auf dem nun, eben des Unterschiedes wegen, der Ton lag. Das alte Genabum führte keinen Beinamen, daher erbte sich auch kein solcher, sondern der Stammname in der späteren Bezeichnung der Stadt fort.

Zur Schlacht bei Gergovia.

Die überaus konfuse graphische Darstellung der Schlacht bei Napoleon III., die sich merkwürdigerweise in alle mir bekannten späteren Darstellungen eingeschlichen hat, habe ich geglaubt wesentlich korrigieren zu müssen.

Ist es schon an und für sich denkbar unpraktisch, bei Darstellung einer Schlacht die Hauptmasse der Truppen gar nicht, einzelne Abteilungen dafür gleich in mehreren Situationen mit denselben Signaturen einzuzeichnen, so ist außerdem Napoleon III. Darstellung der X. Legion und der Kohorten des Sextius in ihren verschiedenen Situationen derart unverständlich, daß ich mit bestem Willen nicht dagegen polemisieren kann, weil ich in Ermangelung einer Einzeichnung der Hauptkraft nicht recht zu ersehen vermag, wie er es eigentlich meint.

Mir erscheint der Verlauf der Schlacht auf dem gegebenen Terrain nach der Schilderung Caesars so genau fixierbar wie bei wenigen anderen Kämpfen: Der Anmarsch zum Angriff erfolgte vom kleinen Lager aus, gedeckt durch die Schlucht, die sich knapp östlich desselben den Berg hinaufzieht, und breitete sich erst knapp vor der feindlichen Lagerfront, den ebendaselbst divergierenden Quellmulden jener Schlucht folgend, fächerförmig aus. Der Rückzug erfolgte geradeaus herunter, auf das befestigte Intervall zwischen den beiden Lagern. Die von Caesar während der Schlacht zur Deckung des Rückzuges ausgeschiedenen Reserven hatten ihren Standpunkt in der linken Flanke, also auf dem Rücken, der sich vom kleinen Lager gegen Gergovia hinaufzieht.

Ein Rückzug direkt gegen das große Lager, wie ihn Napoleon III. möglicherweise gemeint hat, ist ausgeschlossen, da er unter unmittelbarer feindlicher Einwirkung schräg über den Hang nicht möglich war und außerdem unter dem Eindrucke des Erscheinens der Haeduer in der rechten Flanke vom rechten Flügel zuerst angetreten wurde, daher unmöglich in der Richtung dieses Flügels ausgeführt werden konnte.

Zu den Operationen an der Axona im Feldzuge gegen die Bellovacer 51 v. Chr.

Bei Darstellung dieser Ereignisse habe ich geglaubt die von Napoleon III. in alle Darstellungen übergegangene Auffassung, daß Caesar auf jenem schmalen Querrücken vor seinem zweiten Lager der feindlichen Front gegenüber 7 Legionen aufmarschieren ließ, dahin richtigstellen zu müssen, daß er zu jener Zeit, d. h. im Augenblicke, als die Bellovacer den Rückzug bewerkstelligten, nur über 4 Legionen verfügte.

Nach dem Wortlaute der »Kommentare« entschlossen sich die Bellovacer zum Rückzug, weil sie fürchteten, Caesar könnte sie, wenn die

erwarteten 3 Legionen des Trebonius einträfen, einschließen. Sie führten ihre Absicht auch aus und zogen sich rechtzeitig, d. h. vor Eintreffen jener Verstärkungen bei Caesar, zurück, und letzterer konnte sie daran nicht hindern, weil er eben noch zu schwach dazu war.

Es erschiene auch ganz unwahrscheinlich, daß Caesar, wenn die 3 Legionen des Trebonius rechtzeitig bei ihm eingetroffen wären, sie nur zur Verlängerung der Front und nicht, wie die Bellovacer mit Recht befürchteten, zur Verlegung ihres Rückzuges verwendet hätte.

Schließlich hätten 7 Legionen auf jenem Rücken gar nicht Platz gefunden, und dieselben erscheinen daher auch bei Napoleon III. und allen ihm folgenden Darstellungen durchwegs unter dem Maße gezeichnet.

Zur Lage von Apollonia.

Stoffel nimmt Apollonia am Aous, 10 Kilometer vom Meere entfernt, 3 Kilometer vom heutigen Pojani, an. Abgesehen daß schon der Name für das heutige Valona (auch »Avlona«) spricht, so ergibt die Lage der von Stoffel gemeinten antiken Stadt eine zu große Entfernung von Oricum, als daß es nach dessen Besetzung »nulla interposita mora« (b. c., III., 12) hätte gleichfalls besetzt werden können, anderseits eine zu kleine von Dyrrhachium, indem Caesar sich in viertägigem Rückzuge der Verfolgung des Pompejus, der solche Marschleistungen nicht fertigbrachte, entziehen konnte, was bei den etwa 70 Kilometern der Stoffelschen Annahme nicht recht plausibel erscheint.

Zur Einschließung bei Dyrrhachium.

Die Abweichung, die ich für den Verlauf der beiderseitigen Linien Stoffel gegenüber mir erlaubt habe, begründe ich wie folgt:

Caesar gibt die Länge der pompejanischen Linien (b. c., III., 44) mit 15 *m. p.* ($22^1/_2$ *km*), die der eigenen (Kap. 63) mit 17 *m. p.* ($25^1/_2$ *km*) an. Bei Stoffel beträgt ihre Länge, auf der Karte nachgemessen, fast genau ebensoviel, ja in einem Falle sogar etwas mehr (14 *m. p.* = 21 *km*, respektive 18 *m. p.* = 27 *km*). Dies ist unmöglich.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir in der Angabe Caesars nicht eine Messung kartographischer Horizontallinien, sondern eine Messung im Terrain, entstanden durch Abschreiten der einzelnen Teile der Front und Summierung der so gewonnenen Ziffern, vor uns haben. Das so gewonnene Maß kann aber in einem Terrain wie das dortige mit der kartographischen Messung niemals auch nur annähernd übereinstimmen. Ich kenne die Gegend von Dyrrhachium selbst nicht aus eigener Anschauung, wohl aber die

ganze dalmatinische Küste, und soviel ich aus den Karten und Ansichten entnehmen kann, ist hier der Charakter des Terrains so ziemlich der gleiche. In einem solchen Gelände differiert aber die wirkliche Dimension einer dem Terrain angeschmiegten Linie von der ihrer kartographischen Projektion mindestens um ein Viertel. Die von Stoffel angenommenen Linien würden daher in Wirklichkeit ganz bedeutend länger sein als Caesar angibt.

Daraus resultiert also die Notwendigkeit, die Linien zu kürzen. Da deren Nordende sehr unzweideutig gegeben ist, auch der Verlauf der Ostfront ziemlich scharf durch das Terrain fixiert erscheint, so ist die notwendige Änderung an der Südfront vorzunehmen. Hiezu bietet sich ein wertvoller Anhaltspunkt in der Bestimmung des Lagers, um welches der letzte Kampf stattfand.

Hier muß zunächst konstatiert werden, daß das im b. c., III., 66, genau beschriebene Lager mit dem im Kap. 45 erwähnten identisch ist, was aus einer vergleichenden Lektüre unzweideutig hervorgeht. Nach Kap. 45 lag aber dieses Lager nicht, wie Stoffel es zeichnet, in der Ebene, sondern auf einem Hügel, der gegen Caesars Seite steil abfiel, während er feindwärts mit anderen Hügeln unter sehr geringer Neigung in Verbindung stand. Diese Beschreibung paßt nun sehr gut auf den Hügel, auf welchen ich das Lager angenommen habe.

Auf diesem Hügel hatte nun zuerst Caesar ein Lager für eine Legion geschlagen, welches Pompejus durch Besetzung des nächsten östlich gelegenen Hügels unhaltbar machte, so daß Caesar es räumte. Nun errichtete Pompejus auf demselben Hügel ein größeres Lager für mehrere Legionen, so daß das geräumte caesarianische jetzt gewissermaßen ein Reduit im großen Lager bildete, und verband den linken (östlichen) Winkel durch einen 400 *p.* (600 *m*) langen Wall und Graben mit dem nächsten Wasserlauf. Das Lager selbst war vom Meere 300 *p.* (450 *m*) entfernt. Man wird sich überzeugen, daß meine Darstellung des Lagers mit diesen in den »Kommentaren« (b. c., III., 66) überlieferten Dimensionen genau übereinstimmt.

Hat man dieses Lager fixiert, so ergibt sich daraus das Südende der caesarianischen Linien, an welche Pompejus nach erfolgtem Durchbruch sein neues Lager lehnte, nach Kap. 67 als 500 *p.* = 750 *m* davon entfernt. Das Südende der pompejanischen Linien nach Räumung des Doppellagers (Kap. 66, letzter Satz) ergibt sich naturgemäß auf dem nächstnördlichen Höhenzuge. Damit sind wir im stande, den Verlauf beider Linien ziemlich genau zu verfolgen. Die Maße derselben ergeben, kartographisch abgezirkelt, zirka 10, respektive 13 *m. p.* = 15, respektive 20 *km*, was mit den von Caesar im Terrain gemessenen Dimensionen so ziemlich im Einklange stehen dürfte.

Zur Schlacht bei Pharsalus.

Bei Darstellung dieser Schlacht habe ich die Daten verwertet, die mir Herr Professor J. Kromayer in liebenswürdigster Weise noch vor ihrer Publikation in seinem Werke »Antike Schlachtfelder in Griechenland« zur Verfügung gestellt hat, und verweise daher diesbetreffend auf die demnächst zu erwartende Veröffentlichung des II. Bandes der genannten vorzüglichen Arbeit.

Die Legionen Caesars in der Schlacht von Pharsalus habe ich fortlaufend numeriert, gleichwie Stoffel dies getan hat; selbstverständlich kann ich ebenso wie er meine Auffassung, was einzelne Details anbelangt, nur als Vermutung bezeichnen; es lohnt sich aber zu untersuchen, inwiefern diese Vermutung begründet ist.

Die erste Frage, die sich ergibt, ist die, welche von Caesars 9 gallischen Veteranenlegionen an der Schlacht nicht teilgenommen hat. Stoffel hat die VII. ausgeschieden; ich bin anderer Ansicht.

Die VII. Legion nahm, wie aus zahlreichen Schilderungen speziell des gallischen Krieges hervorgeht, in Caesars Armee den ersten Rang nach der X. ein und war auch gewohnt, bei besonders wichtigen Entscheidungen Schulter an Schulter mit dieser zu kämpfen. Es ist daher sehr unglaubwürdig, daß Caesar für die wichtigste Entscheidung seiner Feldherrnlaufbahn auf diese Legion freiwillig verzichtet hätte.

Ausgeschlossen ist ferner die XI. und XII., welche gelegentlich der Ausscheidung der adriatischen Garnisonen nicht bei der Armee, sondern am Haliacmon waren und erst kurz vor der Schlacht zum Gros stießen; dann die VIII., IX. und X., die ausdrücklich in der Schlachtschilderung erwähnt werden, endlich die VI., die unmittelbar nach der Schlacht zur Verfolgung herangezogen wurde. Es bleiben daher nur die XIII. und XIV. Es ist mehr Gefühlssache, wenn ich annehme, daß Caesar die XIII. Legion, an deren Namen sich die Erinnerung an die denkwürdige Nacht am Rubico knüpfte, in der Entscheidungsschlacht ungern vermißt hätte, dagegen die XIV., die erst vor kurzem vor Ilerda versagt, im Augenblicke der Entscheidung lieber als Besatzungstruppe hinter der Front verwendet hat.

Es bleiben daher für die Schlacht die VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII. und XIII. Legion.

Die zweite Frage ist, aus wie viel Legionen jedes der drei Korps der Schlachtlinie bestand.

Das scheinbar nächstliegende und auch von allen, die überhaupt dieser Frage nahegetreten sind, angenommene ist, daß das Korps des Zentrums 2, die beiden Flügelkorps je 3 Legionen stark waren; zumal die für das linke Korps genannten so schwach waren, daß sie zusammen eigentlich nur eine bildeten.

Eine genauere Erwägung führt jedoch zu einem anderen Resultate.

Pharsalus war eine ausgesprochene Pivotschlacht, der linke Flügel war der Pivot; seine Aufgabe war eine vorwiegend defensive; die Anlehnung an den Fluß gab ihm hiezu die entsprechende defensive Stärke. Für eine Pivotabteilung ist aber eine große Frontbreite nicht günstig; die Aufgabe, die dem linken Flügel zukam, konnte nur für einen räumlich sehr beschränkten Teil der Front Geltung haben; eher wäre eine größere Tiefengliederung hier am Platze gewesen.

Diese kompakte Masse, die Caesar für den Pivot brauchte, konnte er nicht besser bilden, als indem er 2 Legionen auf einen Raum zusammendrängte, der fast nur einer einzigen entsprach; allerdings konnte er hiefür dann seine schwächsten Truppenkörper auswählen.

Die nächst anschließende Legion hatte demzufolge nicht mehr dieselbe Aufgabe wie die beiden am Flügel; deshalb wäre es unlogisch anzunehmen, daß sie mit diesen einem gemeinsamen Kommando unterstellt war. Es war jedenfalls sinngemäßer, sie bereits dem Zentrum zuzuweisen. Auf diese Weise war jedes Korps bezüglich seiner Aufgabe im Gefecht in sich homogen.

Es bestand demnach das rechte Flügelkorps und das Zentrum aus je 3, das linke Korps aus 2 Legionen.

Dem entspricht auch, daß Caesar für sein »viertes Treffen« gerade von 6 Legionen je eine Kohorte heranzog; es hatten eben das rechte und das Zentrumskorps je eine Kohorte pro Legion abzugeben; das linke blieb mit Rücksicht auf die wünschenswerte ausgiebige Tiefengliederung intakt.

Die dritte Frage betrifft die Plätze der einzelnen Legionen in der Front.

Gegeben ist die X. am rechten, die IX. und VIII. am linken Flügel. Die XI. und XII., welche eben erst unter Domitius als selbständiges Korps operiert hatten, dürften jedenfalls unter ihrem bisherigen Führer verblieben, also im Zentrum gestanden sein. Die VII. stelle ich, den eingangs ausgeführten Erwägungen zufolge, auf den Entscheidungsflügel neben die X. Die Verteilung der noch verbliebenen beiden Legionen, der VI. und XIII., auf die beiden noch übrigen Plätze ist schließlich ganz willkürlich angenommen.

Zur Schlacht am Nil.

Für diese Schlacht ist es unmöglich das Terrain genau zu bestimmen, da die durchgreifenden Änderungen, welche die Erdoberfläche im Nil-Delta seitdem erfahren hat, jeden Versuch hiezu illusorisch machen. Ich habe nun versucht, um die graphische Darstellung der Schlacht zu ermöglichen, das Terrain auf Grund der Angaben des »bellum Alexandri-

num« zu rekonstruieren und glaube, daß das Ergebnis dieses Versuches, ohne überflüssige Details zu enthalten, mit den überlieferten Schilderungen im Einklange stehen dürfte.

Zur Schlacht bei Zela.

Die einzige, sehr oberflächliche Karte der Gegend findet sich bei Perrot (»Comptes rendus de l'Académie des inscriptions et belles lettres«, 1871, p. 312—328) und dieselbe wurde auch von Judeich und Stoffel in ihre Arbeiten übernommen. Ich habe versucht, einzelne kartographische Unmöglichkeiten auszumerzen und eine mit jener Aufnahme im wesentlichen übereinstimmende und dabei nach den Grundsätzen der Terrainlehre mögliche Darstellung zu bieten, die natürlich auf absolute Genauigkeit keinen Anspruch macht.

Bezüglich der Fixierung des Schlachtfeldes selbst bin ich Judeich gefolgt und verweise diesbezüglich auf seine ausführliche Motivierung (»Caesar im Orient«, p. 141—146).

Zu den Positionskämpfen in Africa 47/46 v. Chr.

Stoffel nimmt meiner Ansicht nach einzelne der im bellum Africanum genannten Orte falsch an, wodurch nebst schweren Widersprüchen mit der Originalquelle ein unrichtiges und vielfach ganz unverständliches Bild der Operationen entsteht. Die Wurzel aller dieser Fehler liegt in der unrichtigen Fixierung der Stadt Aggar. Zum Beweise dieser Behauptung dienen zwei Daten:

Im b. Afr., 67, wird erwähnt, daß Caesar aus Mangel an Proviant, weil die ganze Umgebung seiner Stellung vor Uzitta bereits ausgesogen war, den Stellungswechsel nach Aggar vornahm. Die ganze Schilderung des Abmarsches (die Verlegung eigener Garnisonen nach Ruspina, Leptis und Accilla, die neuerlichen Verfügungen bezüglich der Blockade der feindlichen Häfen etc.) deutet darauf hin, daß dieser Stellungswechsel ein ziemlich ausgiebiger war, jedenfalls größer als auf die zirka 9 Kilometer, welche das Stoffelsche Aggar von Caesars vorhergehender Stellung entfernt war. Denn sicher befand sich die Ebene, in der Stoffel Aggar annimmt, noch im Machtbereiche von Caesars Position vor Uzitta, umsomehr, als er auch das ganz nahe gelegene Leptis in seiner Gewalt hatte. (Wenn er sich, wie Stoffel annimmt, bei diesem Stellungswechsel der Stadt Leptis noch näherte, warum »ließ er« dann »eine Besatzung daselbst zurück?«) Daß sein Requisitionsbereich tatsächlich so weit reichte, geht aus Kap. 65 hervor, wo eine erfolgreiche Requisition auf 10 *m. p.* = 15 *km* Entfernung erwähnt wird. Infolgedessen dürfte die Ebene, in

welcher Stoffel Aggar sucht, schon gleichfalls ausgesogen gewesen sein, als Caesar sich entschloß, die bisherige Stellung zu verlassen und eine neue, noch nicht in Mitleidenschaft gezogene Gegend aufzusuchen, welche notwendigerweise weiter entfernt sein mußte, wofür auch die ausdrückliche Erwähnung der Sicherung der bisher direkt geschützten verbündeten Städte spricht.*)

Ein zweites Moment liegt in der Erwähnung des Marsches Caesars von Aggar nach Thapsus, welcher nach b. Afr., 79, 16 *m. p.* = 24 *km* betrug, während er bei Stoffel nur 9 *m. p.* = $13^1/_2$ *km* mißt. Von der ersteren Distanz ausgehend, läßt sich für Aggar ganz gut ein Ort finden, der mit allen Angaben übereinstimmt: beim heutigen Dorfe Ksoursef.

Von hier aus läßt sich sehr bequem, mit Beibehaltung aller gegebenen Distanzen, der Standort der drei Lager des Scipio bei Tegea finden und aus diesem wird es sehr erklärlich, daß derselbe sowohl von Uzitta nach Tegea (Kap. 67), als von da nach Thapsus (Kap. 79), im Gegensatze zu Caesar, »per jugum«, respektive »per superiora loca« marschierte, ohne einen nennenswerten Umweg zu machen, und den Weg nach Thapsus zuerst von Süden und dann erst, als dies mißlang, von Westen zu forcieren suchte, welch' letztere Operation bei Stoffel ganz unplausibel erscheint.

Aus dieser Annahme der Städte Aggar und Tegea ergibt sich ferner die Stadt Zeta dort, wo Stoffel Sarsurra sucht; Vaga etwas nordwestlich davon; Thysdrus (El Djem) kann bleiben, Sarsurra selbst dürfte einen kleinen Marsch östlich davon gelegen sein.

Zum Treffen bei Ruspina.

Abweichend von Stoffel habe ich die Linien der caesarianischen Stellung nicht im knappen Umkreis der Stadt, sondern über den höchsten Punkt des die Basis der Halbinsel bildenden Hügelkomplexes gezogen. Im andern Falle wäre eine vollständige Lahmlegung der Stellung seitens des Gegners möglich geworden, wenn derselbe die erwähnte höchste Kuppe selbst besetzt und befestigt hätte, was bei der Passivität Caesars in jener Zeit (b. Afr., 30—32) ohne Schwierigkeit möglich war.

Die nach Eintreffen des ganzen ersten Transportes versammelten 53 Kohorten genügten vollkommen zur ausgiebigen Besetzung der von mir angenommenen Stellung.

---

*) Aus dieser Tatsache geht auch hervor, daß Accilla nicht südlich von Thapsus, sondern in der Nähe von Ruspina und Leptis gelegen haben dürfte. Ich vermute daher in den Resten jener alten Stadt, die Stoffel für Aggar hält, das Accilla des bell. Afr. Hiefür spricht auch der Umstand, daß Accilla zu den ersten von Caesar nach seiner Landung besetzten Städten gehörte, zu einer Zeit, wo sein Aktionsradius noch ein sehr geringer war.

Bezüglich der Darstellung der einzelnen Phasen des Treffens verweise ich auf meine Auffassung der Vorgänge p. 409 ff.

Zum Aufmarsch vor Uzitta.

Zu meiner Auffassung der Situation bemerke ich:

Das »supercilium« (b. Afr., 58) übersetze ich mit »Rideau« und setze dasselbe knapp an den bei Uzitta vorbeifließenden, jedenfalls stellenweise versumpften Bach (Kap. 58, 5 »locus perimpeditus«: Kap. 61, 3, »paludemque transgressi . . .«).

In der Stoffelschen Karte erscheint dieses Rideau nicht dargestellt, war wohl auch ziemlich niedrig und erreichte erst durch den vorliegenden Bach seine taktische Stärke. Ich habe es mit Absicht etwas über das Maß gehalten.

Daß es hart am Bache lag, erhellt auch aus der geringen Entfernung der durch den Bach getrennten beiderseitigen Fronten (Kap. 61, 1 »non plus passuum CCC interjecto spatio«).

Überhaupt lassen sich bei meiner Annahme alle weiteren Angaben des bell. Afr., speziell über das Situationsverhältnis der Schlachtfronten zur Stadt Uzitta und zu Caesars vorgetriebenen Werken genau in Übereinstimmung bringen.

Die Darstellung der Truppen war in solcher Detailliertheit, wie ich sie mit Absicht gewählt, ohne einige Willkür nicht möglich; doch dürfte das charakteristische Bild dieser eigentümlichen Aufstellung dadurch immerhin gut zur Geltung gebracht sein.

Zur Schlacht bei Thapsus.

Hier habe ich auf Grund der im bell. Afr., 80, angegebenen Dimensionen eine Änderung des von Stoffel gezeichneten Terrains vorgenommen, indem ich an der Stelle, wo die Strandebene vom Meere bis zum Brackwassersee reicht, das Wasser beiderseits weiter ins Land reichen lasse, als dies heute der Fall ist. Die in der zitierten Stelle erwähnte Einengung des Landes auf 1500 *p.* kann dem Terrain zufolge nur an dieser Stelle gewesen sein und dies stimmt dann vollkommen mit allen weiteren Angaben.

Das Schlachtfeld selbst habe ich im Gegensatz zu Stoffel nicht auf dem breiten Terrain vor der Stadt, sondern auf der nördlichen Landenge angenommen. Dafür spricht vor allem, daß es ja in Caesars Absicht lag, die Schlacht auf einem Punkte zu erzwingen, wo der Gegner sich nicht in die Breite ausdehnen und daher seine Hauptkampfmittel nicht zur

Geltung bringen konnte; ferner der Umstand, daß die Schlacht außerhalb der Sicht der Stadt Thapsus, also jedenfalls in größerer Entfernung von derselben, als Stoffel annimmt, geschlagen wurde, da Caesar die Kunde von seinem Siege erst durch das Vorführen der gefangenen Elefanten bekräftigen mußte. (b. Afr., 86.)

Über die Details der Aufstellung speziell der republikanischen Armee gilt dasselbe wie bei Uzitta; daß die Aufstellung der Legionen in 4 Treffen erfolgte, hat schon Stoffel mit gutem Grunde angenommen; mir lag daran, das System dieser Aufstellung graphisch zu fixieren.

Zur Schlacht bei Munda.

Die Darstellung des Schlachtfeldes von Munda bei Stoffel leidet an der recht auffälligen Willkürlichkeit, daß in dem Terrain östlich Montilla, wohin der Autor die im bell. hisp., 29, erwähnte Ebene verlegt wissen will, die Schummerung zwischen den Schichtenlinien ausgelassen wurde, wodurch bei oberflächlicher Betrachtung auf den ersten Blick dieses Terrain im Gegensatz zu dem umliegenden geschummerten tatsächlich als Ebene erscheint; erst die genaue Betrachtung der Schichtenlinien straft diese Darstellung Lügen. Ich habe zum Vergleich die Spezialkarte des spanischen Generalstabes 1 : 50.000 herangezogen, nach welcher mein Plan gearbeitet ist; daselbst erscheint das fragliche Terrain ebenfalls durchaus nicht als Ebene.

Da sich jedoch in der ganzen Gegend kein passenderes Terrain für das Schlachtfeld findet, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, der erste Satz des bell. hisp., 29, sei dahin zu verstehen, daß sich zwischen beiden Lagern ein ebener Streifen, d. h. ein Tal, von 5 *m. p.* Länge hinzog, was mit dem Terrain in Übereinstimmung gebracht werden kann.

Über die Rheinbrücke Caesars.

Über dieses großartigste militärtechnische Werk des Altertums existiert eine recht umfangreiche Literatur. Das beste aus allem kurz und klar zusammengefaßt hat Zimmerhaeckel in seiner Broschüre »C. Julius Caesars Rheinbrücke« (Leipzig, 1899), dem ich mich fast vollinhaltlich anschließe. Bemerken möchte ich nur folgendes:

1. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß beim Brückenbau Eisen zur Verwendung kam. Aus vielen Stellen der »Kommentare«, sowie zahlreichen andern spezifisch militärischen Schriftstellern jener

Epoche geht klar hervor, wie geübt und rasch die »fabri« in der jederzeitigen Herstellung von Eisenbestandteilen sein mußten (vgl. p. 31 f.). Ihnen machte es gewiß keine Schwierigkeit, die für die Brücke nötigen Stifte, Bolzen und Klammern in wünschenswert kurzer Zeit bereitzustellen. Von diesem Standpunkte aus wäre z. B. Hellers Auslegung der vielumstrittenen »fibulae« als je 4 durch Piloten und Bockschwellen durchgeschlagene Eisenbolzen nicht unmöglich; doch fällt diese Ansicht mit der von Heller selbst empfundenen Schwierigkeit, die Löcher für diese Bolzen genau vorzubohren.

Wir werden daher bezüglich der »fibulae« am besten tun, uns der von Cohausen bis Zimmerhaeckel immer und immer wieder als am plausibelsten bewährten Auslegung anzuschließen.

2. Bezüglich der Breite der Brückenbahn glaube ich, daß die von Caesar angegebene Breite von 40 Fuß »ab infima parte« nicht auf den Flußgrund, auf dem sie ja nicht in gleicher Breite ausgesteckt werden konnte, sondern auf den Wasserspiegel zu beziehen ist, wo sie durch Stricke leicht zu fixieren war. Es ist auch wahrscheinlicher, daß Caesar die praktisch bedeutungsvollere Fahrbahnbreite angibt, als die weit weniger interessante und wahrscheinlich gar nicht gleichmäßige Breite der Brückenbasis am Flußgrund. Auf eine größere Breite der Brückenbahn deutet ferner die überhaupt im Verhältnis zu unseren heutigen Kriegsbrücken viel stärkere Konstruktion, sowie vor allem der Umstand, daß Caesar gelegentlich des zweiten Rheinüberganges die Brücke zur Hälfte abbrechen und auf der Spitze des stehengebliebenen Teiles einen 4 Stockwerke hohen Turm errichten ließ, der zur notwendigen Stabilität entschieden einer breiteren Basis bedurfte als einer auf Piloten ruhenden Brückenbahn von nur 5 *m* Breite.

3. Zimmerhaeckel hält Caesars »praefectus fabrum« Mammurra für den geistigen Schöpfer der Brücke. Im extremsten Gegensatze zu ihm hat sich Fröhlich bewogen gefühlt, die Stelle des »praefectus fabrum« überhaupt für eine bessere Vertrauensstellung ohne speziellen Wirkungskreis zu erklären. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen.

Es ist eine bekannte, aus unzähligen Stellen der »Kommentare« resultierende Tatsache, daß Caesar persönlich nicht nur großes Geschick, sondern auch besondere Vorliebe für militärtechnische Leistungen besaß. Die Bevorzugung derselben, wo sich nur eine Gelegenheit bot, die Großzügigkeit ihrer Ausführung, vor allem aber die geradezu liebevolle Beschreibung, die er ihnen bei jedem sich bietenden Anlasse in seinen »Kommentaren« einräumt, läßt dies immer und immer wieder hervorleuchten, und nicht zumindest bei der Rheinbrücke, deren Schilderung schon unzweifelhaft den Eindruck hervorruft, daß wir es hier mit dem u re igensten Geistesprodukt des Meisters zu tun haben. Mammurra aber

wird weder hier noch sonst irgendwo bei Caesar auch nur mit einem Worte erwähnt. Nun aber wäre Caesar der letzte gewesen, der sich mit fremden Federn geschmückt hätte. Stets hat er den Verdiensten seiner Untergebenen vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen: man vergleiche nur, wie unverblümt er in der Schilderung der Schlachten am Rhein und an der Sabis den Legaten P. Crassus und T. Labienus das Verdienst des eigentlich entscheidenden Eingreifens zugesteht, wie er gelegentlich des ersten Durchbruchversuches bei Dyrrhachium seinen Legaten P. Sulla gegen die wider ihn erhobenen Anschuldigungen in Schutz nimmt. Dieser Caesar hätte umsomehr einem Freunde, der ihm persönlich so nahe stand, wie dies von Mammurra bezeugt ist, gewiß dieselbe Anerkennung nicht versagt, wenn sich Gelegenheit dazu geboten hätte. Wir dürfen daher annehmen, daß das Verhältnis zwischen Caesar und Mammurra in diesem einen Falle tatsächlich so war, wie Fröhlich es annimmt: Caesar war eben sein eigener »praefectus fabrum« und nahm dabei die Gelegenheit wahr, die hiedurch an und für sich überflüssig gewordene, jedenfalls gut honorierte Stelle an einen persönlichen Freund zu vergeben, schon um ihn auf diese Weise beständig in seiner Umgebung behalten zu können. Mit geringfügigen Aufgaben wird er wohl auch gelegentlich betraut worden sein, um den Schein zu wahren; die Rheinbrücke aber ist unzweifelhaft das Produkt eines ganz andern Geistes, als Mammurra einer war.

Aus diesem einen Fall auf eine derartige Stellung des »praefectus fabrum« überhaupt zu schließen, wie Fröhlich dies tut, ist trotz der nicht weit genug verfolgbaren Analogie mit der Rolle des Magius Cremona im pompejanischen Hauptquartier wohl nicht zulässig. Die Stelle war bei der Bedeutung der »fabri« überhaupt eine zu wichtige und notwendige, als daß sie in dieser Weise ausgeschaltet werden durfte. Dies konnte nur dann der Fall sein, wenn der Feldherr selbst sein eigener »praefectus fabrum« war, wie eben Caesar; und wir dürfen wohl annehmen, daß dieser Fall nur eine seltene Ausnahme bedeutet.

Über die Legionen Caesars.

Als Caesar die Statthalterschaft Galliens und das Kommando über die dort stehende Armee im Frühjahre 58 v. Chr. übernahm, bestand diese Armee aus 4 Legionen, die allem Anscheine nach bereits sämtlich vor dem Feinde gestanden hatten (b. g., VIII., 8). Eine davon, die nachmals so berühmt gewordene X., stand in der »Provinz«, die drei anderen, die VII., VIII. und IX., im Winterquartier um Aquileja. Bei Beginn des ersten

Feldzuges hob Caesar in der Provinz Gallia cisalpina noch zwei weitere Legionen aus, die XI. und XII., im folgenden Frühjahr noch zwei, die XIII. und XIV., so daß er mit Beginn 57 v. Chr. bereits über 8 Legionen verfügte.

So blieb es bis zum Herbst 54. Damals wurde, wie aus dem Zusammenhange mit b. g., VI., 1 und 32, sich schließen läßt, die XIV. Legion bei Aduatuca vernichtet; die 5 Kohorten, die ihr Schicksal teilten, waren jedenfalls in keinem Legionsverbande, da alle anderen Legionen komplett waren; möglicherweise war es der Kader einer neu aufzustellenden Legion.

Im folgenden Winter 54/53 wurde zunächst die vernichtete XIV. und eine neue, die XV. Legion, neu aufgestellt. Ferner erbat Caesar von Pompejus eine Legion, welche von demselben ausgehoben und vereidet, aber noch nicht unter die Waffen gerufen worden war. Sie führte die Nummer I. Caesar hatte also mit Beginn 53 v. Chr. 10 Legionen.

Unterdessen standen auch in der »Provinz« eine Anzahl nicht im Legionsverbande befindlicher Kohorten. Im Jahre 52 stieg ihre Zahl auf 22 (b. g., VII., 65). Nach Beendigung des Feldzuges dieses Jahres wurden 10 derselben zu einer Legion, der VI., vereinigt und zur Armee gezogen. Damit stieg die Zahl der Legionen auf 11.

Im Jahre 50 erging der Senatsbeschluß, wonach sowohl Caesar wie Pompejus je eine Legion für den Partherkrieg abzugeben hatten. Pompejus verlangte für diesen Zweck die seinerzeit Caesar zur Verfügung gestellte I. Legion zurück. Caesar gab daher in Pompejus Namen die I., in seinem eigenen die XV. ab. Beide Legionen traten damit definitiv aus Caesars Heeresverband, wurden aber nicht gegen die Parther verwendet, sondern zur Disposition des Pompejus in Italien zurückbehalten. Sie führten dort die Nummern I und III.

Caesar hatte also beim Ausbruch des Bürgerkrieges 9 Legionen, die VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII. und XIV.

Zugleich begann er mit Neuaufstellungen größten Stiles. Sowohl in der Provinz Gallia cisalpina wurden neue Truppen ausgehoben, als auch die gefangenen und freiwillig übergegangenen Kohorten des Gegners organisiert. Im ganzen dürften im Laufe der folgenden Jahre gegen 20 Legionen auf diese Weise zugewachsen sein, von denen uns nicht alle Nummern überliefert sind.

Von anscheinend in Italien neugebildeten Legionen sind uns folgende Nummern bekannt: XXI,*) XXV,**) XXVI,**) XXVII,***) XXVIII,**) XXIX,**) XXX;*) außerdem mehrere, deren Nummern nicht erwähnt

*) Im Aufstand gegen Cassius in Spanien.

**) Im Feldzug in Africa 47/46.

***) Im Feldzug in Macedonien.

werden, so je eine im macedonischen und africanischen Feldzug, dann die Besatzungen in Massilia, Nordspanien, Sicilien, Sardinien, Illyrien, die Legionen des Curio und C. Antonius, welche vernichtet wurden, etc. etc. Inwiefern sich diese nicht näher bezeichneten mit den uns der Nummer nach bekannten eventuell identifizieren lassen, ob ferner vielleicht die vernichteten sofort unter gleicher Nummer neu aufgestellt wurden und uns später wieder begegnen, entzieht sich jeder Kontrolle.

Außer diesen in Italien und Gallia cisalpina neu formierten Legionen wurde noch eine, die V., anscheinend aus spanischen (vielleicht auch gallischen) bereits gedienten Truppen (entweder entlassenen Veteranen oder nicht im Legionsverband stehenden Kohorten, möglicherweise auch aus nach der Kapitulation bei Ilerda übergegangenen pompejanischen Veteranen) neu gebildet.

Außerdem übernahm Caesar mehrere Legionen direkt von seinen Gegnern; so in Spanien 49 v. Chr. die II. und die »vernacula«, welche beide später wieder abfielen. Nach der Schlacht von Pharsalus bildete er aus den gefangenen Pompejanern 4 Legionen, die XXXVI., XXXVII. und noch zwei andere, von denen die XXXVI. die beiden Feldzüge gegen Pharnaces mitmachte, die XXXVII. nach Alexandria ging, die dritte ebendahin bestimmt war und die letzte möglicherweise unter Gabinius in Illyrien kämpfte. Schließlich stellte Caesars Legat Domitius eine pontische Legion auf.

Da die überlieferten Nummern kaum willkürlich gegeben wurden, so kann man annehmen, daß die Neuformationen tatsächlich die Zahlen von XXI. bis XXXVII. ausfüllten.

Außerdem kämpften unter Caesar und seinen Legaten nichtrömische Legionen verbündeter Fürsten, so des Dejotarus und des Bocchus.

Zu erwähnen ist noch, daß nach dem africanischen Kriege 46 v. Chr. die ausgedienten Veteranen entlassen wurden, doch scheinen sehr viele bei den Fahnen geblieben zu sein, so daß die Legionen nicht nur die Namen respektive Nummern, sondern im großen und ganzen auch ihren Charakter beibehielten.

Über Caesars Prinzip bei der Formierung und Organisation der Legionen vergleiche oben p. 18 f.

Eine Übersicht über die Verwendung der einzelnen mit Nummern nachweisbaren Legionen enthalten die nachfolgenden Tabellen:

Jahr	I. Legion (Gallia cisalpina).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	Von Pompejus leihweise übernommen. Nordgallische Insurrektion; zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Alesia.
51	Feldzug in Südgallien (Uxellodunum).
50	An Pompejus zurück.
49	.
48	.
47	.
46	.
45	.

Jahr	II. Legion (Italien).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	Von Varro zu Caesar übergegangen. Bleibt unter Cassius in Spanien.
48	Meuterei gegen Cassius. Dann unter Trebonius zum Gehorsam zurückgekehrt.
47	Neuerdings abgefallen zu Cn. Pompejus jun.
46	.
45	.

Jahr	V. Legion »Alauda« (Spanien oder »Provinz«).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	Unter Cassius in Spanien.
48	6 Kohorten von Cassius abgefallen. Unter Trebonius zum Gehorsam zurück.
47	Nach Sicilien disloziert. Mit dem ersten Transport nach Africa.
46	Spezielle Ausbildung im Kampfe gegen Elefanten. Uzitta. Thapsus. Erhält das Recht, einen Elefanten im Feldzeichen zu führen. Triumph.
45	Nach Spanien zurück. Munda.

Jahr	VI. Legion (Provinz).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	Mit Ende des Feldzuges aus in der Provinz gestandenen Kohorten gebildet und zur Armee gezogen.
51	Feldzüge gegen die Carnuten und Bellovacer.
50	Gallien.
49	Spanien oder Massilia.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Dyrrhachium (erster Durchbruchsversuch). Pharsalus. Mit Caesar über Asien nach Alexandria.
47	Alexandria. Schlacht am Nil. Unter 1000 Mann zusammengeschmolzen. Mit Caesar gegen Pharnaces. Zela. Dann nach Italien.
46	Triumph. Veteranen entlassen.
45	Spanien. Munda.

Jahr	VII. Legion (Gallia cisalpina).
58	In Aquileja übernommen. Alpenübergang. Feldzüge gegen die Helvetier und Ariovist. Bibracte, Rheintal.
57	Feldzug gegen die Belger. Axona. Sabis.
	Mit P. Crassus an die Küste.
56	Küstenfeldzüge.
55	Feldzug gegen die Usipeten und Tencterer. Erster Rheinübergang.
	Erste Expedition nach Britannien.
54	Zweite Expedition nach Britannien.
53	Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix: Mit Labienus gegen Lutetia. Alesia.
51	Feldzug gegen die Bellovacer.
50	Gallien.
49	Spanien oder Massilia.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Dyrrhachium. Pharsalus.
	Mit M. Antonius nach Italien zurück.
47	
	Meuterei in Campanien.
46	
	Triumph. Veteranen entlassen.
45	Spanien?

Jahr	VIII. Legion (Gallia cisalpina).
58	In Aquileja übernommen. Alpenübergang. Feldzüge gegen die Helvetier und Ariovist. Bibracte. Rheintal.
57	Feldzug gegen die Belger. Axona. Sabis.
56	Küstenfeldzüge.
55	Feldzug gegen die Usipeten und Tencterer. Erster Rheinübergang.
	?
54	?
	?
53	Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Gergovia. Alesia.
51	Feldzug gegen die Bellovacer.
50	Gallien.
49	Italien. Spanien.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Dyrrhachium (Schlacht). Pharsalus.
	Mit M. Antonius nach Italien zurück.
47	•
	Meuterei in Campanien.
46	
	Triumph. Veteranen entlassen.
45	?

Jahr	IX. Legion (Gallia cisalpina).
58	In Aquileja übernommen. Alpenübergang. Feldzüge gegen die Helvetier und Ariovist. Bibracte. Rheintal.
57	Feldzug gegen die Belger. Axona. Sabis.
56	Küstenfeldzüge.
55	Feldzug gegen die Usipeten und Tencterer. Erster Rheinübergang.
	Mit Sabinus gegen die Menapier.
54	?
	?
53	Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Alesia.
51	Feldzug gegen die Bellovacer.
50	Gallien.
49	Spanien. Treffen bei Ilerda.
	Meuterei in Placentia.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Dyrrhachium (erstes Gefecht, zweiter Durchbruchsversuch, Schlacht). Pharsalus. Mit M. Antonius nach Italien zurück.
47	
	Meuterei in Campanien.
46	Mit dem dritten Transport nach Africa. Uzitta. Thapsus.
	Triumph. Veteranen entlassen.
45	?

Jahr	X. Legion (Provincia).
58	In der Provinz übernommen. Feldzüge gegen die Helvetier und Ariovist. Genava. Bibracte. Rheintal.
57	Feldzug gegen die Belger. Axona. Sabis.
56	Küstenfeldzüge.
55	Feldzug gegen die Usipeten und Tencterer. Erster Rheinübergang.
	Erste Expedition nach Britannien. Dann mit Labienus gegen die Moriner.
54	Zweite Expedition nach Britannien.
	Samarobriva. Entsatz Ciceros.
53	Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Gergovia. Alesia.
51	Feldzug in Südgallien. Uxellodunum.
50	Gallien.
49	Massilia.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Dyrrhachium. Pharsalus.
	Mit M. Antonius nach Italien zurück.
47	
	Meuterei in Campanien.
46	Mit dem dritten Transport nach Africa. Uzitta. Thapsus.
	Triumph. Veteranen entlassen.
45	Spanien. Munda.

Jahr	XI. Legion (Gallia cisalpina).
58	Neu ausgehoben. Alpenübergang. Feldzüge gegen die Helvetier und Ariovist. Bibracte. Rheintal.
57	Feldzug gegen die Belger. Axona. Sabis.
56	Küstenfeldzüge.
55	Feldzug gegen die Usipeten und Tencterer. Erster Rheinübergang.
	Mit Sabinus gegen die Menapier.
54	?
	?
53	Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Alesia.
51	Feldzüge gegen die Biturigen und Bellovacer.
50	Gallien.
49	Spanien oder Massilia.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Mit Domitius am Haliacmon. Pharsalus.
	Mit M. Antonius nach Italien zurück.
47	Meuterei in Campanien.
46	
	Triumph. Veteranen entlassen.
45	?

Jahr	XII. Legion (Gallia cisalpina).
58	Neu ausgehoben. Alpenübergang. Feldzüge gegen die Helvetier und Ariovist. Bibracte. Rheintal.
57	Feldzug gegen die Belger. Axona. Sabis.
	Mit Galba in Octodurus.
56	Küstenfeldzüge.
55	Feldzug gegen die Usipeten und Tencterer. Erster Rheinübergang.
54	?
	?
53	Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Mit Labienus gegen Lutetia. Alesia.
51	Bibracte.
50	Gallien.
49	Italien. Spanien.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Mit Domitius am Haliacmon. Pharsalus.
	Mit M. Antonius nach Italien zurück.
47	
	Meuterei in Campanien.
46	
	Triumph. Veteranen entlassen.
45	?

Jahr	XIII. Legion (Gallia cisalpina).
58	•
57	Neu ausgehoben. Feldzug gegen die Belger. Axona. Sabis.
56	Küstenfeldzüge.
55	Feldzug gegen die Usipeten und Tencterer. Erster Rheinübergang.
	?
54	?
	?
53	Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Gergovia. Alesia.
51	Feldzüge gegen die Biturigen und Bellovacer.
50	Nach Abgabe der XV. Legion nach Tergeste.
	Gegen Jahresschluß nach Ravenna.
49	Rubico. Italischer Feldzug.
	Spanien.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Dyrrhachium. Pharsalus.
	Mit M. Antonius nach Italien zurück.
47	
	Meuterei in Campanien. Mit dem zweiten Transport nach Africa.
46	Feldzug in Africa. Uzitta. Thapsus.
	Triumph. Veteranen entlassen.
45	?

Jahr	XIV. Legion (Gallia cisalpina).
58	•
57	Neu ausgehoben. Feldzug gegen die Belger. Axona. Sabis.
56	Küstenfeldzüge.
55	Feldzug gegen die Usipeten und Tencterer. Erster Rheinübergang.
	?
54	?
	Nordgallische Insurrektion. Bei Aduatuca vernichtet.
53	Neu aufgestellt. Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang. Bei Aduatuca unter Cicero von den Sugambrern überfallen, 2 Kohorten vernichtet.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Alesia.
51	Feldzüge gegen die Carnuten und Bellovacer.
50	Gallien.
49	Spanien. Treffen bei Ilerda.
48	Feldzug in Macedonien und Griechenland. Dyrrhachium.
	Mit M. Antonius nach Italien zurück.
47	
	Meuterei in Campanien. Mit dem zweiten Transport nach Africa.
46	Feldzug in Africa. Uzitta. Thapsus.
	Triumph. Veteranen entlassen.
45	?

Jahr	XV. Legion (Gallia cisalpina).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	Neu ausgehoben. Nordgallische Insurrektion. Zweiter Rheinübergang.
52	Feldzug gegen Vercingetorix. Alesia.
51	In Vesontio.
	Nach Tergeste.
50	An Pompejus abgegeben (erhält Nr. III.)
49	.
48	.
47	.
46	.
45	.

Jahr	XXI. Legion (Italien).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	Neu ausgehoben. Italischer Feldzug. Nach Spanien.
48	Bleibt beim Aufstand gegen Cassius treu.
47	Spanien.
46	Spanien.
45	Feldzug in Spanien. Munda.

Jahr	XXV. Legion (Italien oder Gallia cisalpina).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	?
48	?
47	
	Mit dem ersten Transport nach Africa.
46	Uzitta.
45	?

Jahr	XXVI. Legion (Italien oder Gallia cisalpina).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	?
48	?
47	Mit dem ersten Transport nach Africa.
46	Uzitta.
45	?

Jahr	XXVII. Legion (Italien oder Gallia cisalpina).
58	•
57	•
56	•
55	•
54	•
53	•
52	•
51	•
50	•
49	?
48	Mit dem zweiten Transport nach Macedonien. Mit Cassius nach Thessalien, dann mit Calenus nach Achaja. Athen, Megara. Dann zu Caesar nach Kleinasien und mit ihm nach Alexandria.*)
47	Alexandria. Schlacht am Nil.
	Bleibt in Alexandria.
46	Im Orient.
45	?

*) Da Caesar laut b. c., III., 106, eine Legion von Calenus forderte, dieser aber nur die XXVII. Legion komplett hatte, so kann nur diese hier in Betracht kommen. Damit stimmt überein, daß sie im africanischen Feldzug 47/46 nicht erwähnt wird.

Jahr	XXVIII. Legion (Italien oder Gallia cisalpina).
58	•
57	•
56	•
55	•
54	•
53	•
52	•
51	•
50	•
49	?
48	?
47	Mit dem ersten Transport nach Africa.
46	Uzitta.
45	?

Jahr	XXIX. Legion (Italien oder Gallia cisalpina).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	?
48	?
47	Mit dem ersten Transport nach Africa.
46	Uzitta.
45	?

Jahr	XXX. Legion (Italien).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	Neu ausgehoben. Italien.
	Nach Spanien.
48	Bleibt beim Aufstand gegen Cassius treu.
47	In Spanien.
46	In Spanien.
45	Feldzug in Spanien. Munda.

Jahr	XXXVI. Legion (aus Gefangenen gebildet).*)
58	•
57	•
56	•
55	•
54	•
53	•
52	•
51	•
50	•
49	•
48	Nach Pharsalus aus Gefangenen gebildet. Mit Domitius nach Asien. Erster Feldzug gegen Pharnaces. Nicopolis.
47	Zweiter Feldzug gegen Pharnaces. Zela.
	Bleibt im Orient.
46	Im Orient.
45	Im Orient.

*) Möglicherweise zum Teil aus den ehemals unter Caesar in Gallien gedienten Legionen Nr. I und III. Im ganzen wurden damals 4 Legionen aufgestellt.

Jahr	XXXVII. Legion (aus Gefangenen gebildet).*)
58	•
57	•
56	•
55	•
54	•
53	•
52	•
51	•
50	•
49	•
48	Nach Pharsalus aus Gefangenen gebildet. Mit Domitius nach Asien. Dann zu Caesar nach Alexandria. Seeschlacht am Chersonnes.
47	Alexandria. Schlacht am Nil.
	Bleibt in Alexandria.
46	Im Orient.
45	Im Orient.

*) Möglicherweise zum Teil aus den ehemals unter Caesar in Gallien gedienten Legionen Nr. I und III. Im ganzen wurden damals 4 Legionen aufgestellt.

Jahr	»Vernacula« (Spanien).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	Von Varro zu Caesar übergegangen. Bleibt unter Cassius in Spanien.
48	Meuterei gegen Cassius. Dann unter Trebonius zum Gehorsam zurückgekehrt.
47	Neuerdings abgefallen zu Cn. Pompejus jun.
46	.
45	.

Jahr	Pontische Legion (Provinz Pontus).
58	.
57	.
56	.
55	.
54	.
53	.
52	.
51	.
50	.
49	.
48	Von Domitius aufgestellt. Erster Feldzug gegen Pharnaces. Bei Nicopolis vernichtet.
47	Von Domitius neu aufgestellt. Zweiter Feldzug gegen Pharnaces. Zela. Bleibt im Orient.
46	Im Orient.
45	Im Orient.

Über die Zahl der Legionen Caesars im africanischen Feldzuge 47—46 v. Chr.

Mit Drumann haben so ziemlich alle Schriftsteller, soweit sie überhaupt auf dieses Detail eingehen, Caesars in Africa vereinigte Streitmacht zum Schlusse des Feldzuges mit 12 Legionen angegeben.

Tatsache ist, daß die einzige Quelle, die ein Eingehen auf die Details überhaupt gestattet, das »bellum Africae«, gerade bezüglich der Nummern der Legionen so voll Widersprüche ist, daß ohne eine gründliche Korrektur des Textes ein plausibles Resultat einfach nicht zu erzielen ist, umsoweniger als die Gesamtsumme der Streitkräfte selbst nirgends ausgewiesen erscheint. Allerdings haben neuere Ausgaben durch radikale Textkorrektur diesem Übelstande abzuhelfen gesucht und so wenigstens die offenkundigsten Widersprüche beseitigt. Da jedoch solche Textverbesserungen nur auf Grund von Kombinationen durchgeführt sind, die selbst wieder aber auf den zu verbessernden Stellen fußen, so involviert dieser Vorgang einen Circulus vitiosus, der das Resultat als sehr problematisch erscheinen läßt. Zur Lösung der Frage bleibt man daher darauf angewiesen, sich das Resultat aus anderen Daten als den Legionsziffern abzuleiten. Ein Versuch hiezu sei hier unternommen.

Es lassen sich mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen:

1. Die vor Eröffnung des Feldzuges für denselben verfügbaren Kräfte.
2. Die einzelnen Transporte nach Africa.
3. Die Stärke der Armee am Tage der Schlacht bei Thapsus.

Ad 1. Nach der Schlacht von Pharsalus hatte Caesar alle Veteranenlegionen mit Ausnahme der VI., die er mit sich nach dem Orient nahm, nach Italien geschickt. Es waren dies die VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII. und XIV., in Summe 8 Veteranenlegionen. Hiezu kamen dann noch die aus Spanien nach Sicilien gezogene V. und von den italischen Neuaushebungen wenigstens 5 Legionen, denn so viele lassen sich am africanischen Kriegsschauplatze nachweisen. Beglaubigt sind nur vier Nummern: die XXV., XXVI., XXVIII. und XXIX., die fünfte dürfte möglicherweise die Nummer XXIV geführt haben; XXVII ist ausgeschlossen, denn diese stand im Orient;*) XXX dürfte in Spanien bei Trebonius verblieben sein.

Das ergibt also, daß Caesar in Italien und Sicilien im ganzen 14 Legionen verfügbar hatte. Alle vierzehn hat er nicht nach Africa mitgenommen, denn so viele lassen sich auch aus den weitestgehenden Lesarten nicht ableiten. Es soll nun weiter untersucht werden, wie viele sich nachweisen lassen.

*) Vgl. Anmerkung auf p. 539.

Ad 2. Der erste Transport, der von Lilybäum abging, umfaßte 6 Legionen und 2000 Reiter. Die Legionen waren die V. und die 5 Rekrutenlegionen (b. Afr., 1, 2), welche nach einiger Verzögerung endlich vollzählig bei Ruspina eintrafen, wo Caesar nun unter gleichzeitiger Besetzung von Leptis durch 6 Kohorten die erste Stellung bezog.

Von hier aus unternahm Caesar mit 3, und zwar Rekrutenlegionen, den Requisitionszug in die Ebene, der zu dem viel ventilierten Treffen führte. In den Rekrutenlegionen dienten aber auch, von Caesar jedenfalls mit Absicht dorthin transferiert, einzelne Veteranen aus den erprobten gallischen Legionen. Die Szene zwischen Labienus und dem Veteranen der X. Legion (Kap. 16) wird so vollkommen glaubhaft und verständlich und läßt weder den Schluß zu, daß diese Stelle verdorben ist, noch daß geschlossene Abteilungen der X. Legion oder gar diese selbst an dem Kampfe teilgenommen hätten. Labienus sah eben nur Rekruten und deren ihm unbekannte Feldzeichen; die Versicherung des Soldaten, daß er von der X. Legion sei, glaubte er anfangs nicht, eben weil er die ihm wohlbekannten Feldzeichen dieser Legion nicht sah.

Einige Zeit danach kam aus Sicilien der zweite Transport, die XIII. und XIV. Legion umfassend (Kap. 34). Jetzt hatte Caesar 8 Legionen, darunter 3 Veteranenlegionen. Er war jetzt stark genug, eine umfangreichere, mehr Land deckende Stellung einzunehmen, und besetzte die Höhen gegenüber Uzitta.

Es standen damals detachierte Kohorten in Leptis, wohl auch in Ruspina und in Accilla; im ganzen inklusive der bei der Ausdehnung der Stellung zahlreichen Lager- und Fortsbesatzungen 1 Legion, jedenfalls diejenige Rekrutenlegion, die in der Aufzählung in Kap. 60 fehlt und von der wir daher die Nummer nicht wissen.

In dieser Stellung erreichte Caesar der dritte Transport, bestehend aus der IX. und X. Legion (Kap. 53). Er hatte jetzt 10 Legionen, darunter 5 altgediente, und fühlte sich nun auch stark genug zur Schlacht; der Feind jedoch nahm dieselbe unter annehmbaren Verhältnissen nicht an.

Nun kommt der fragliche Punkt: die Ereignisse, die in Kap. 62 ff. geschildert sind. Drumann und seine Nachfolger haben daraus einen vierten Transport konstruiert; da aber die überlieferten Nummern der Legionen damit nicht stimmen konnten, da die XIII. und XIV. schon längst da waren, so wurde die Lesart auf VII. und VIII. geändert.

Bei genauer Untersuchung ergibt sich jedoch, daß wir es hier gar nicht mit einem separaten Transport zu tun haben.

Wäre ein solcher damals tatsächlich im Spiele gewesen, so wäre er unbedingt in Mitleidenschaft gezogen worden. Auf alle Fälle, selbst wenn, was doch recht unwahrscheinlich ist, der Transport selbst der auflauernden

feindlichen Flotte entging, während die zu seinem Schutze entsandten Schiffe von derselben überrascht wurden: selbst dann hätte unbedingt erwähnt werden müssen, was weiter mit diesem Transport geschah, d. h. wann und wo, oder wenigstens daß er bei Caesar eintraf. Davon aber kein Wort.

Es ist daher ganz plausibel, daß Varus schon, nachdem er die Meldung von dem geglückten Transport der XIII. und XIV. Legion relativ spät erhalten hatte, heimlich nach Hadrumetum vorging, welcher Platz natürlich für das Abfangen eventueller weiterer Transporte weit günstiger gelegen war als Utica, und dort bis auf weiteres blieb, um auf eine Gelegenheit zum Eingreifen zu warten; ebenso, daß Caesar zur Unterstützung der kommenden Transporte, zunächst des zu erwartenden dritten (IX. und X. Legion), die Flottillen unter Cispius und Aquila aussandte, um diese Transporte gegen Gefährdung aus den in feindlichem Besitze befindlichen Häfen Hadrumetum und Thapsus zu schützen.*) All dies geschah »interim« (Kap. 62), also gleichzeitig mit den vorher erzählten Ereignissen, nicht nach denselben. Erst die Nachricht von dem bereits erfolgten Angriff des Varus auf die Flotte des Aquila gelangte zu Caesar nach den vorher erzählten Begebenheiten, und erst hier, also mit Kap. 63, geht gewissermaßen die Geschichte weiter. Die Ereignisse des Kap. 62 bilden also nur die Vorgeschichte davon, welche mit früher bereits erzählten Vorgängen zeitlich sich deckt. Schon aus diesem Grunde kann es sich nicht um einen neuen (vierten) Transport handeln, sondern nur um Maßregeln, welche von beiden Parteien auf Grund der gelegentlich des dritten Transportes gemachten Erfahrungen getroffen wurden, und die in ihren Folgen zu den erzählten Affären geführt haben.

Indessen gelangte doch noch ein vierter Transport zu Caesar; doch nicht neue Legionen, sondern Standesergänzungen zu den bereits eingetroffenen, im ganzen 4000 Mann (Kap. 77).

Ad 3. Einen sehr guten Anhaltspunkt für die Zahl der Legionen bietet die Schlacht bei Thapsus.

Nach der sehr genauen Karte von Stoffel maß die Landenge zwischen dem Meere und dem Brackwassersee, auf der die Schlacht geschlagen wurde, ziemlich gleichmäßig zirka 3000 Meter in der Breite. Daß diese Dimension damals bedeutender war, ist nach der ganzen Terrainkonfiguration und den in Africa konstatierten temporären Ver-

*) Daß diese nicht nur für einen angeblichen vierten Transport hinbeordert wurden, sondern schon vorher überhaupt zur Deckung des Nachschubs (so ist »commeatus« in Kap. 62, 2, zu übersetzen) dahin disponiert waren, geht aus Kap. 46 klar hervor, ebenso, daß sie später in Permanenz blieben. (Kap. 67, 80.)

änderungen nicht anzunehmen, da sich die dortige Küste seither an allen Punkten, wenn überhaupt verändert, so höchstens erweitert hat. Nun ist Caesars Frontausdehnung mit jener Breitendimension als kongruent anzunehmen; denn selbst wenn er, wie Stoffel es zeichnet, vor der Enge aufmarschierte, so mußte er notwendig doch die Front jener Dimension anpassen, da sonst die Flügel die Vorrückung nicht hätten mitmachen können. Caesars Schlachtordnung aber war folgende: Das Gros in drei Treffen, beiderseits davon je 5 Kohorten in einem Treffen. Daß dieselben schief standen, ist nirgends begründet; im Gegenteil, da ihnen nicht wie bei Pharsalus ein Gegenangriff in der Flanke, sondern ein Frontalangriff gegen die feindlichen Elefanten zur Aufgabe gemacht war, so hatten sie jedenfalls direkt gegen dieselben Front genommen. Nun hatte Caesar im Lager 2 Legionen zurückgelassen (Kap. 80). Gut 1 Legion war verteilt auf Besatzungen (Ruspina, Leptis, Accilla, Thabena, Zeta, Sarsurra)*). Es blieben daher für die Schlacht nach der Annahme Drumanns 9, nach meiner 7 Legionen.

In der ersten Annahme hätte die Frontausdehnung, die Legionsfront samt Intervall in der acies triplex mit rund 350 *m*, in der acies simplex mit 880 *m* angenommen $(8 \times 350) + 880 = 3680$ *m*, also weit mehr als die zulässige Breite, betragen. Im Falle der zweiten Annahme ergibt sich $(6 \times 350) + 880 = 2980$ *m*, was geradezu auffallend mit der nach dem Terrain zulässigen Ausdehnung stimmt.

Aus diesem Kalkül ergibt sich demnach, daß in der Entscheidungsschlacht 7 Legionen kämpften, was mit der Gesamtzahl von 10 Legionen auf dem Kriegsschauplatz sehr gut in Übereinstimmung gebracht werden kann.

Schlußbemerkung.

Diese Arbeit abschließend, lege ich Gewicht darauf nochmals ausdrücklich festzustellen, daß die im »Anhang« geführte Polemik ursprünglich nicht in meiner Absicht lag und erst im Laufe der Arbeit als notwendiges Übel sich herausstellte.

Was ich wollte, das war eine klare, übersichtliche, einheitliche und eindeutige Darstellung der Feldzüge Caesars, mit Hinweglassung jedes Momentes, das imstande war, diese einheitliche Übersichtlichkeit zu trüben. Als solches aber empfand ich von Anbeginn an jede Polemik und jede

*) Jetzt ohne die Lagerbesatzung, die separat erwähnt wird; mit Rücksicht auf die Kriegslage ist 1 Legion hiefür genügend, zumal Caesar jetzt in offensiver Weise die Schlacht suchte und daher die ihm verbündeten Städte auch bei geringer Besatzung zu schützen imstande war. In manchen davon dürfte die Besatzung überhaupt nur aus Hilfskohorten bestanden haben.

Diskussion über andere als rein militärische Fragen. Und dennoch konnte ich sie nicht umgehen. Dort, wo meine Auffassung von derjenigen anerkannter Autoritäten wesentlich abweicht, oder wo ich gezwungen war, bei vorliegenden divergierenden Ansichten für die eine gegen die andere mich zu entscheiden, da empfand ich die Motivierung meines Standpunktes als Pflicht. Das gleichzeitige Bestreben, den ursprünglichen Grundsätzen dieser Arbeit auch jetzt tunlichst gerecht zu werden, veranlaßte mich, diese Diskussionen einerseits aus dem meritorischen Teil des Werkes auszuscheiden und am Schlusse einheitlich zusammenzufassen, anderseits sie aufs allernotwendigste einzuschränken. Schon aus diesem Grunde wird manches in dieses Gebiet fallende Detail übergangen erscheinen; ich glaube aber in dem Ausgeführten meinen Standpunkt derart präzisiert zu haben, daß sich meine Stellung auch jedem nicht speziell diskutierten Detail gegenüber daraus eindeutig ableiten und motivieren läßt.

Ein weiterer Grund für die teilweise Lückenhaftigkeit dieser Diskussionen liegt darin, daß mir ein ziemlicher Teil der einschlägigen Literatur unzugänglich blieb. Die selbständigen Werke, so weit sie im Buchhandel erhältlich sind, habe ich mir allerdings ziemlich vollzählig angeschafft; die zahlreichen kleineren Arbeiten jedoch, die in diversen Zeitschriften, Jahrbüchern, Schulprogrammen etc. erschienen, blieben mir zum weitaus größten Teil verschlossen und ich konnte von ihrer Existenz oder ihrem Inhalte im besten Falle oberflächliche Daten aus den größeren Werken oder aus den Anmerkungen von Schulausgaben der »Kommentare« u. dgl. erhalten.

Auch die tatsächlich benützten Werke erhielt ich zum großen Teil erst während, ja teilweise erst nach Vollendung meiner Arbeit. Und so wie dieser Umstand mich zwang, oft und oft ganze bereits fertiggestellte Kapitel einer neuerlichen Revision zu unterziehen, so bleibt es auch jetzt nicht ausgeschlossen, daß manches, was ich bona fide als selbst erlangtes Resultat hingestellt habe, in Wirklichkeit bereits von einem andern Autor in einem mir bisher nicht zugänglich gewesenen Werke in ganz gleicher Weise deduziert wurde. Die Erfahrungen, die ich während der Arbeit diesbezüglich gemacht,*) lassen mir derlei Überraschungen auch für die Zukunft nicht ausgeschlossen erscheinen.

Und so glaube ich, daß trotz meiner aufrichtigsten Bemühungen, mein Möglichstes zu tun und allen vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, diese mangelhafte Zugänglichkeit der modernen Literatur in meiner Arbeit immerhin nicht ganz sich wird verleugnen lassen. Für das Meritorische des Werkes aber bleibt dies selbstverständlich irrelevant; denn dieses geht schließlich in allen Teilen auf die antiken Quellen zurück

*) Vgl. die Anmerkung zu »Bibracte« auf p. 508; dann meine Ausführungen p. 435 ff. mit denen Delbrücks in »G. d. Kr.«, I. Band, p. 528.

und diese habe ich ebensogut benützt wie alle anderen, welche über dasselbe Thema geschrieben.

In diesem Sinne übergebe ich denn mein Werk der Öffentlichkeit und es wird mir die größte Genugtuung sein, wenn die berufene Kritik darin nichts anderes erblickt, als was es nach meinen Intentionen hat werden sollen: Nicht eine Diskussion über eine Reihe von Details, nicht eine polemische Kritik des bisher auf diesem Gebiete literarisch Geleisteten, sondern eine objektive, einheitliche und charakterisierende Darstellung der Kriegstaten des größten Feldherrn und Staatsmannes aller Zeiten, geschrieben von einem Soldaten und für Soldaten, für denkende Offiziere, welche das ewige Wiederkäuen geringfügigster Details aus 1870/71 nachgerade satt haben und Napoleon I. recht geben, wenn er den kriegsgeschichtlichen Wert eines Feldzuges in etwas anderem erblickt als in seiner bloßen Modernität.

Berichtigungen.

Seite	160,	Zeile	24	von oben,	statt:	Vocatius	lies:	Volcatius.
»	172,	»	15	» »	»	Gergobina	»	Gorgobina.
»	173,	»	13	» »	»	»	»	»
»	237,	»	4	von unten,	»	Curio	»	Q. Cassius.
»	237,	letzte	Zeile		»	Via Aemilia	»	Via Cassia.
»	269,	Zeile	7	von oben,	»	(Terragona)	»	(Tarragona).
»	276,	»	27	» »	»	»	»	»
»	337,	»	22	» »	nach:	9. August einzufügen:		(29. Juni).
»	398,	»	13	» »	statt:	Cnaeus	lies:	Gnaeus.
»	431,	»	2	» »	»	Licinius	«	Livineius.

Auf Beilage 2, 5, 8, 9, 11, 12, 13, 14, 18 und 20 im Gebiete der »BOII« statt: Gergobina lies: Gorgobina.

» » 22 an der roten Linie zwischen Auximum und Firmum statt: XIII lies: XII.

» » 34 statt: Mithridates lies: Mithrydates.

» » 41 und auf deren Nebenkarten statt: Sarsurra lies: Sarsura.

Wo sonst noch in der Schreibung von Eigennamen Widersprüche zwischen Text und Beilagen bestehen, lassen sich dieselben auf differierende Lesarten zurückführen.

11 HR
V
ldzüge C. Julius Caesars

NAME OF BORROWER.

BINDING SECT. NOV 6 1972

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 09 10 012 4